Die Grenzboten




DF

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

49. Jahrgang

Viertes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1890

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1890. Viertes Vierteljahr

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)



Woher, wohin?

Ein Mann wie Schmoller braucht die Zusammenfassung seiner in verschiednen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen zu einem Buche nicht durch besondre Umstände zu rechtfertigen. Doch wird jedermann das Gewicht der Erwägung anerkennen, die ihn bestimmte, das deutsche Volk gerade jetzt mit dem vorliegenden Bande (Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze von Gustav Schmoller. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890) zu beschenken. „Die Erfahrung mit dem Büchlein, das ich vor zwei Jahren »Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften« veröffentlichte — sagt er in der Vorrede —, hatte mir gezeigt, wie die jüngere Generation eigentlich nur durch solche Zusammenfassung einen Autor, der gewöhnt ist, mancherlei zerstreut da- und dorthin zu schreiben, kennen lernt, wie die Wirkung gewisser Gedankenreihen auf weitere Kreise dadurch ganz erheblich gesteigert werden kann. Und auf letzteres kommt es mir hier hauptsächlich an. Was ich von 1872 bis 1890 in den vorliegenden Arbeiten niedergelegt, hat seinen Wert nicht in meiner Persönlichkeit, sondern, wie ich hoffe, darin, daß sie eine Anzahl Gedanken und Ziele einheitlich zusammenfassen, welche als das Ergebnis unsrer historischen deutschen Staatsentwicklung überhaupt und ebenso als eine notwendige Folge der Art gelten dürfen, wie die Geisteswissenschaften, speziell die Staatswissenschaften, sich bei uns ausgebildet und auf das praktische Leben zurück gewirkt haben. Es sind Gedanken, welche in steigendem Maße seit fünfundzwanzig Jahren sich Einfluß und Anerkennung errungen haben, von einem erheblichen Kreise deutscher Nationalökonomen, Politiker und Staatsmänner heute bereits geteilt werden. Und im jetzigen Moment, da wir am Abschluß einer gewissen Epoche unsrer Sozialpolitik stehen, ist es wohl der Mühe wert,

die Frage „Woher und wohin“ mit Nachdruck aufzuwerfen. Auf diese Frage, glaube ich, geben diese Blätter eine Antwort.“

Sie geben diese Antwort in dreifacher Weise, indem sie von dem Umschwunge der öffentlichen Meinung und der Gesetzgebung erzählen, der sich in den letzten zwanzig Jahren vollzogen hat, indem sie einen Überblick über die Entwicklung des Wirtschaftslebens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart geben, und indem sie das Gesellschaftsideal zeigen, dem nach der Meinung des Verfassers unsre Zeit zustrebt.

Die am 6. Oktober 1872 zur Eröffnung der Besprechung der sozialen Frage in Eisenach gehaltene Rede, mit der die Sammlung beginnt, versetzt uns in jene Zeit zurück, wo sich einige Männer, die mitten im lustigen Gründer- und Sozialistentreiben den Ernst der Lage erfaßten, in dem Verein für Sozialpolitik zum Kampfe gegen das herrschende Manchestertum zusammenschlossen; eine erstorbene Zeit, die uns heute schon fremdartig anmutet, wenn uns ihr Gespenst in den Tiraden der Barth und Bamberger hin und wieder einmal erscheint. Wie fremdartig wiederum die heute herrschende Richtung dem damaligen Geschlecht, d. h. uns selbst, wie die meisten von uns damals waren, vorgekommen sein muß, sehen wir aus einer Anmerkung zu Nummer 2: Die soziale Frage und der preußische Staat. Der Verfasser erzählt da, wie dieser Vortrag zwar in die Preußischen Jahrbücher (Band 33, Heft 4) aufgenommen worden ist, wie aber der Herausgeber im Juli- und Septemberheft unter dem Titel „Der Sozialismus und seine Gönner“ seinen Anschauungen entgegengetreten ist und ihn „vom Standpunkt der angeblich bedrohten höhern geistigen und ästhetischen Kultur aus als thörichten Sozialisten abgekanzelt“ hat. „Die öffentliche Meinung — sagt Schmoller in diesem Vortrage — ist der Arbeiterfrage bei uns noch sehr wenig gerecht geworden. Hauptsächlich beeinflußt von der Seite her, welcher die soziale Bewegung zunächst Unannehmlichkeiten für den ruhigen, behaglichen Gang des Geschäftslebens macht, ist sie überwiegend voreingenommen gegen den Arbeiterstand; die Leute, von welchen die psychologisch ganz erklärliche Stimmung ausgeht, verhalten sich zur Arbeiterbewegung gerade so, wie die Bureaukratie vor 1848 zu allen liberal konstitutionellen Forderungen. Wer einem unbequem wird, den hält man gar zu leicht für einen schlechten Kerl. Unsaubere Elemente giebt es überall. Um Beispiele ist man nicht verlegen, und so kommt man dahin, Unglaubliches von der Rohheit und Schlechtigkeit des Arbeiterstandes, von der Vortrefflichkeit seiner Gegner zu reden.“ In der Abhandlung über die Natur des Arbeitsvertrages und den Kontraktbruch erklärt Schmoller schon 1874 die erst seit vorigem Jahre in vollem Umfange hervorgetretenen übeln Folgen für unvermeidlich, die die Sprengung — man nannte das Reorganisirung — der uralten Knappschaften durch die manchesterliche Gesetzgebung von 1851 bis 1865 in Preußen nach sich zu ziehen begann. „Das Ergebnis des zu unvermittelten Überganges

konnte kein günstiges in sozialpolitischer Hinsicht sein. In einem Moment des ungeheuersten technischen Aufschwunges, in dem eine vollständige Neuordnung aller Betriebsverhältnisse eintreten mußte, übergab man den auf seine alten Gebräuche und Privilegien stolzen, tüchtigen, ehrbaren, etwas altväterisch an seinem Gewohnheitsrecht hängenden, zu einer Wahrnehmung seiner Interessen aber noch nicht fähigen, nicht organisirten, an bescheidnen Gehorsam gewöhnten Bergarbeiterstand der ungeheuern Wucht der Spekulationsinteressen der Unternehmer, die sich — wenigstens im Ruhrgebiet — schon 1859 zu einer geschlossenen Koalition, dem »Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund« zusammenfanden; er verstand die Gesetzgebung zu beeinflussen, wie auf die Verkehrsanstalten zu wirken, eine gemeinsame Aktion gegenüber den Arbeitern, wie Versuche einer gemeinsamen Produktionsregulirung herbeizuführen."

Drei Jahre darauf konnte Schmoller bereits in der Abhandlung über die Reform der Gewerbeordnung auf die Bekehrung eines Teiles der Manchesterleute hinweisen. „Die abstrakten Doktrinäre unter den Anhängern der Gewerbefreiheit haben alles Patentwesen früher aufs nachdrücklichste bekämpft, und sie haben jetzt redlich mitgeholfen, ein Patentgesetz in Deutschland einzuführen. Sie haben den Marken- und Musterschutz bekämpft, und jetzt ist fast jedermann für denselben; sie haben die ausgedehnteste Freiheit in Bezug auf Lotterie- und Spielpapiere gefordert, Bamberger hat vom Standpunkt der Gewerbefreiheit aufs äußerste das Gesetz über die Lotterieanleihen bekämpft, und wir haben die Spielbanken aufgehoben, wie wir die Prämienpapiere eingeschränkt haben." Die Freiheit, Lebensmittel zu fälschen, bestand damals noch. „Man hat den Satz aufgestellt, jeder Konsument solle in der Beziehung selbst für sich sorgen. Ich danke dafür, meine Milch und mein Fleisch täglich selbst zu untersuchen; das kommt mir gerade so vor, als wenn man von mir verlangte, ich solle meine Briefe selbst bestellen. Daß eine öffentliche Anstalt oder ein Beamter Milch, Fleisch u. s. w. untersucht, ist eine der elementarsten Forderungen der Arbeitsteilung," die seitdem zu allgemeiner Zufriedenheit erfüllt worden ist. Schmoller bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Die ganzen Konsumvereine sind etwas Widersinniges vom Standpunkte der Arbeitsteilung." Mit den Erlassen des Kaisers vom 4. Februar d. J., deren Besprechung den Schluß der Sammlung bildet, ist der Umschwung vollendet. In diesem letzten Aufsatze beleuchtet Schmoller die Stellung Bismarcks zu dem großen Reformwerke. Der Fürst hatte ihm schon 1875 halb im Scherze einmal gesagt: „Eigentlich bin ich auch Kathedersozialist, ich habe nur noch keine Zeit dazu." Bald darauf wurde das Reformwerk mit der Umgestaltung der Gewerbeordnung begonnen und dann bis auf den heutigen Tag ununterbrochen fortgesetzt. „Es ist das eminente Verdienst des Fürsten Bismarck, trotz aller Zerrissenheit der politischen Parteien das Staatsschiff so glücklich und kühn den größten

Zielen entgegengeführt zu haben, unter Erhaltung des Weltfriedens, unter Zurückdrängung der sozialrevolutionären Wühlerei die deutsche innere und äußere Wirtschaftspolitik so gänzlich auf neuen Boden gestellt zu haben. Gewiß haben die Umbildungen dieser Epoche ihre Schattenseiten. Man ging nach meiner Ansicht in den Tariferhöhungen etwas zu weit; man hätte die spätern Getreidezollerhöhungen nur auf Zeit oder für die Dauer niedriger Getreidepreise bewilligen sollen. Es wäre besser gewesen, wenn man an die sozialpolitischen Gesetze und die Arbeiterversicherung mit klaren Plänen über das ganze Arbeitervereinswesen, über die ganze, doch notwendige Umbildung des Arbeitsverhältnisses herangetreten wäre. Aber solche Ausstellungen nachträglich zu machen ist billig. Im Drange der Geschäfte und der Weltkämpfe, zwischen widerstrebenden Parteien und Klassen ist es selbst den größten Staatsmännern nicht beschieden, großartige Neugestaltungen ganz tadellos hinzustellen. Daß Bismarck den Mut hatte, auch hier seinem Genius zu folgen, großartig einzugreifen, ein Geschlecht von senilen manchesterlichen Epigonen in der Beamtenschaft zur Seite zu drängen und trotz mancher Fehler im einzelnen der Begründer einer großen nationalen Wirtschaftspolitik zu werden, wird neben seiner auswärtigen Politik immer ein fast ebenso großer Titel seines Ruhmes bleiben. Man war endlich in Preußen wieder zu den fridericianischen Traditionen zurückgekehrt, hatte endlich wieder den Mut gefunden, die nationale Volkswirtschaft als ein Ganzes zu begreifen, die Staatsgewalt in den Dienst der großen nationalen Wirtschaftsinteressen zu stellen, der Monarchie ihren legitimsten Rechtstitel zurückzugeben, den des Schutzes der kleinen Leute gegen die Klassenherrschaft der Besitzenden. Jede Republik und jeder Parlamentarismus hat ja stets mit einer solchen Klassenherrschaft geendigt." Aus der Gemüts- und Denkungsart des Fürsten wird es dann erklärt, daß er der Reformbewegung über eine gewisse Grenze hinaus nicht mehr zu folgen vermochte und so schließlich in einen Zwiespalt mit ihr geriet.

Für eine Geschichte der Privat- und Volkswirtschaft von ihren ersten Anfängen an finden sich in Schmollers Buch überall wertvolle Bemerkungen verstreut; in der Abhandlung aber über Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen ist der erste Abschnitt ausdrücklich einem geschichtlichen Überblick gewidmet. Mit der Vergrößerung des Wirtschaftsbetriebes, das wird daraus ersichtlich, lockert sich die ursprüngliche Familienverfassung. Sie löst sich endlich auf, und die zahlreich gewordenen abhängigen Familienglieder werden als Sklaven oder Leibeigne aus dem Hause des Herrn hinausgewiesen auf den Acker, in ihre Hütten, in allerlei Werkstätten. Bei der Entwicklung der modernen Großindustrie aus dem Handwerk ist es ganz ähnlich zugegangen, und die Lage ihrer Arbeiter war anfangs thatsächlich von der der Sklaven wenig verschieden; der „freie Arbeitsvertrag" war Phrase. Dennoch brachte die politische Gleichberechtigung und die gesetzlich anerkannte Freiheit des

Einzelnen ein Element des Widerspruchs in diesen Zustand, das zur Umgestaltung und Besserung der Lage treibt. „Das untergeordnete Glied einer großen Verwaltung wie einer großen Fabrik lebt heute gleichsam ein doppeltes Leben: es ist als Staats- und Gemeindebürger, als Familienvater so frei, wie der reichste und vornehmste; es kann in seinen Mußestunden [wenn es welche hat!] thun und lassen, was es will; es kann seine Stellung jederzeit verlassen; aber in seinen Dienst- und Arbeitsstunden muß es sich einer Disziplin fügen, einen Gehorsam bezeugen, wie wahrscheinlich der antike Sklave und der mittelalterliche Leibeigne sie noch nicht in gleichem Maße gekannt haben. Das Problem, einen zunehmenden mechanischen Zwang und eine scharfe Unterordnung zu verbinden mit größerer Freiheit ist es, was den springenden Punkt in der Verfassung unsrer heutigen Großindustrie ausmacht." Die Lösung der Aufgabe wird von oben wie von unten in Angriff genommen. Von oben, indem die Unternehmer und ihre Beamten sich mehr und mehr aus der Rolle von Herren und Gebietern in die von verantwortlichen Verwaltern nationaler Güter hineinfinden. Von unten durch Vereinigungen, die der Hilflosigkeit und unbedingten Abhängigkeit des vereinzelten Arbeiters ein Ende machen. So ganz sich selbst überlassen und ohne Einwirkung der Staatsgewalt wie in England, meint Schmoller, werde freilich der Prozeß bei uns wohl nicht verlaufen können, weil unser Volk nicht so besonnen sei und unser Reich sich nicht einer so gesicherten Lage erfreue. Das gemeinsame Ergebnis beider Strömungen tritt in Ansätzen zu einer genossenschaftlichen Verfassung in die Erscheinung; auch dort, wo man es nicht geradezu mit Produktivgenossenschaft oder Gewinnbeteiligung versucht, werden sich die Unternehmer und Arbeiter einer einzelnen größern Werkstätte bewußt, daß sie eine Arbeitsgemeinschaft bilden. An die Stelle der kalten Abwägung kontraktlich geregelter Leistung und Gegenleistung treten wieder persönliche Beziehungen und sittliche Erwägungen. Damit kehrt die Entwicklung gewissermaßen zu ihrem Anfange zurück. Denn auf frühen Kulturstufen bilden sich, wenn die Kräfte der einzelnen Familie für die Erwerbsthätigkeit nicht hinreichen, Genossenschaften (z. B. Fischereigenossenschaften, die ein gemeinsam erbautes Boot benutzen, Ackergenossenschaften u. s. w.), die auf Treu und Glauben und auf billige Verteilung des Ertrages gegründet sind. Nur haben selbstverständlich die heute im Entstehen begriffenen Gemeinschaften einen viel reichern Inhalt und einen feinern Bau aufzuweisen als die alten.

Damit haben wir Schmollers Gesellschaftsideal schon angedeutet. Einem Manne, der wie er historisch und induktiv verfährt, werden wir von vornherein nicht zutrauen, daß er den Entwurf eines mustergiltigen Zustandes aus einem einzelnen „Prinzip" herausspinnen werde. Von dem Gebaren der grundsätzlichen Freihändler und Schutzzöllner sagt er, es komme ihm so vor, wie wenn man von einem Arzte fordern wollte, er solle seinem Patienten unter

allen Umständen entweder nur Restringentia oder nur Laxantia geben, und wenn man ihn bei jedem Wechsel der Behandlungsweise des Abfalls vom Prinzip beschuldigte. Schmoller erkennt die relative Berechtigung der einander ablösenden Systeme und Gesellschaftsformen an und dringt auf die richtige Anwendung jedes Systems und jeder Form an der richtigen Stelle. Er leugnet nicht, daß auch im Wirtschaftsleben Naturgesetze walten, aber er leugnet, daß nur Naturgesetze walten, und daß die Frage nach der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit eines bestehenden Zustandes gar nicht aufgeworfen werden dürfe. Darum besteht nicht die Alternative: Staat oder Zufall, Staat oder freier Verkehr, staatliche Verteilung oder Verteilung durch Angebot und Nachfrage, sondern „die Antithese: so weit menschliche Handlungen die Einkommensverteilung beherrschen oder beeinflussen, so weit werden diese Handlungen die psychologischen Prozesse erzeugen, als deren Endergebnis sich die Urteile ergeben, welche sie gerecht oder ungerecht finden; so weit dagegen blinde, außermenschliche Ursachen eingreifen, wird die vernünftige Überlegung verlangen, daß der Mensch sich ihnen mit Resignation füge." Er gesteht den Individualisten zu, daß die Befreiung des Individuums aus veralteten Unterthänigkeitsformen notwendig gewesen sei und zuletzt zum Heile ausschlagen werde, macht aber bei jeder Gelegenheit klar, daß der Arbeitsvertrag nur dann wirklich frei sei, wenn er zwischen Gleichstarken, Gleichmächtigen geschlossen werde. Er deckt besonders in der schönen Charakteristik der beiden liberalen Führer Schulze-Delitzsch und Lasker, deren wirklichen Verdiensten er vollauf gerecht wird, die Verirrungen des Manchestertums auf und beleuchtet die sonderbare Selbsttäuschung des Gründers der deutschen Genossenschaften, der sich zu den wirtschaftlichen Individualisten rechnete, während doch sein Werk auf sozialer, ja sozialistischer Grundlage ruht. Wenn Schmoller nun im Gegensatz zum wirtschaftlichen Liberalismus durch gesetzliche Regelung der Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, zwischen Herrschaften und Dienstboten dem leeren Freiheitsbegriff erst einen Inhalt geben und den Arbeitern zur wirklichen Freiheit verhelfen, auch vorbeugen will, daß nicht bei einer Änderung der Lage zu Ungunsten der Arbeitgeber diese von den Arbeitermassen vergewaltigt werden, so warnt er doch gleichzeitig vor Überschätzung des Wertes und der Wirksamkeit solcher gesetzlichen Ordnungen. Das Gesetz sei wohl das regelnde Schwungrad, aber nicht die bewegende Kraft des großen Getriebes; diese ruhe in den Personen, ohne deren guten Willen alle Gesetze nichts nützten. Arbeitskontrakte, die auf längere Zeit binden, seien ohne Zweifel für gewisse Klassen von Dienenden und Arbeitern sehr zu empfehlen, aber durch sie allein werde ein gutes Verhältnis zu den Herrschaften und Arbeitgebern noch nicht gesichert. Wo sich z. B. gute Herrschaften und gute Dienstboten zusammenfinden, da bleiben sie jahrelang bei einander, auch wenn ihnen die vierteljährliche Kündigung freisteht; und wenn anderseits der Arbeitgeber durch einen lange

dauernden Kontrakt gezwungen wird, Arbeiter zu behalten, die er aus irgend einem Grunde gern los sein möchte, so entsteht daraus ein sehr unerquickliches Verhältnis. Jedermann, führt Schmoller wiederholt aus, beansprucht heute die Vorteile der neuen Gesellschaftsformen, will aber die davon unzertrennlichen Nachteile nicht mit in den Kauf nehmen, pocht auf die neuen Rechte, ohne der daraus erwachsenden neuen Pflichten zu gedenken. Wenn Herrschaften fordern, daß das Gesinde wieder wie in der patriarchalischen Zeit gehorche, so müssen sie auch ihrerseits das patriarchalische Verhältnis wieder herstellen, die Dienstboten als ihre Kinder behandeln, an ihrem Tische mit essen lassen und ihnen väterliche Fürsorge zuwenden. Wollen sie das nicht und finden sie die kontraktlich abgemessene Löhnung mit Geld und einer ausbedungenen Nahrungsmenge, ohne weitere Verpflichtung, bequemer, so dürfen sie sich auch nicht wundern, wenn eine zum Kochen gedungene Magd außerhalb der Küche keine Hand rührt.

Überwindung des kahlen, öden, kalten Vertragsverhältnisses durch Wiederanknüpfung persönlicher Beziehungen, durch Anerkennung sittlicher Verpflichtungen, ohne Preisgebung der die Freiheit schützenden persönlichen Rechte, das ist das nächste Ziel, dem die soziale Bewegung zustrebt, und dessen Erreichung nach Schmollers Ansicht von der Gesetzgebung möglichst gefördert werden soll, auch durch Einwirkung auf die Vermögensverteilung. „Nicht direkt, nicht sofort, aber durch die weise und gerechte Umbildung der volkswirtschaftlichen Institutionen können Staatsmänner, Parteiführer und Gesetzgeber die Einkommens- und Vermögensverteilung außerordentlich beeinflussen" (zum Beispiel indem sie der unrechtmäßigen Bereicherung durch betrügerische Bankerotte, durch Börsenschwindel, durch Ringe von Produzenten oder Händlern einen Riegel vorschieben). Es ist also nicht eigentlich Staatssozialismus, was Schmoller anstrebt. Sein Standpunkt ist dem Schäffles verwandt, der die Besitzer der gewerblichen Unternehmungen zu Beamten, nicht Staatsbeamten, sondern Beamten von Produktionsgenossenschaften herabsetzen will; nur daß Schmoller den Fortbestand der individualistischen und kapitalistischen Produktionsweise wünscht und nur fordert, daß die Besitzer unter der Einwirkung sittlicher Erwägungen und staatlicher Einrichtungen ihre Stellung freiwillig als ein Amt auffassen lernen. Durch solche Auffassung und durch die Einsicht aller Beteiligten in die Interessengemeinschaft, die sie bindet, werden dann die großen Werkstätten so hoch gehoben werden, daß sie ebenbürtig neben die alten Korporationen, neben Kirche und bürgerliche Gemeinde treten können.

Als unbedingt notwendig für den friedlichen Verlauf dieses Umbildungsprozesses erachtet der Verfasser die Arbeiterausschüsse, und er wendet sich in einer sehr scharfen Polemik gegen den Freiherrn von Stumm, der dieser Einrichtung abgeneigt ist. Auf dessen Beschwerde, die Arbeiterausschüsse würden das persönliche Verhältnis, das er zu allen seinen 3200 Arbeitern habe, zer-

stören, erwidert Schmoller: „Es mag ausnahmsweise einem Organisationsgenie mit [von!] selten [!] wohlwollendem Charakter gelingen, mit Dutzenden und Hunderten von Arbeitern einen persönlichen Rapport zu unterhalten. Im ganzen ist es eine einfache Unmöglichkeit; in jedem gewöhnlichen ganz großen Geschäft ist dieses sogenannte persönliche Verhältnis eine Phrase, so unwahr als das vermessene von Friedrich Wilhelm IV. gegen die Verfassung gerichtete Wort, es solle sich zwischen ihn und sein Volk kein Blatt Papier und keine Volksvertretung drängen." Und Herrn von Stumms Wort, große Unternehmungen müßten militärisch, nicht parlamentarisch organisirt sein, stellt er das andre entgegen: weder militärisch noch parlamentarisch, sondern nach Art einer Gemeinde. Daneben empfiehlt er Zurückverwandlung der jugendlichen Arbeiter in Lehrlinge, hierarchische Abstufung der erwachsenen Arbeiter, die jetzt mit fünfzig Jahren kein größeres Einkommen beziehen als mit zwanzig, damit sie wieder ein festes und erreichbares, wenn auch bescheidenes Lebensziel vor Augen haben (als Vorbild wird die königlich sächsische Porzellanmanufaktur zu Meißen aufgestellt), die Gewinnbeteiligung u. a.

Für den gedeihlichen Fortgang der verschiednen, dem einen Ziele zustrebenden Reformversuche und Unternehmungen bürgt die Haltung des Kaisers. „Wie er im Sommer 1889 energisch vermittelnd und versöhnend eingriff, einerseits dem westfälischen Bergarbeiterstand ebenso sympathisch seine Teilnahme zeigte und das ganze Volk daran erinnerte, daß der König von Preußen immer noch der roi des gueux sei, anderseits den gährenden Elementen seinen festen Willen kund gab, unbarmherzig für Ruhe und Ordnung zu sorgen, so hat er nunmehr in den beiden Erlassen vom 4. Februar seine eigenste persönliche Willensmeinung in klarer, deutlicher Sprache kundgegeben. Indem er ohne Gegenzeichnung eines Ministers sich aussprach, hat er sich und sein königliches Wort dafür verpfändet, das große Erbe seiner Väter anzutreten, die sozialpolitische monarchische Reform seines Großvaters ohne Zögern mit Energie fortzusetzen, in dem Geiste Friedrichs des Großen zu regieren, der in sein Testament von 1768 die ewig denkwürdigen Worte setzte: C'est au prince de tenir la balance entre le gentilhomme et le manufacturier. Ja es ist Sache des Fürsten, der Monarchie, das Gleichgewicht zu halten zwischen Stadt und Land, zwischen obern und untern Klassen, nicht im Sinne eines staatssozialistischen Polizeiregiments, sondern im Sinne eines letzten obersten Regulators im Sinne der öffentlichen Gewalten und Einrichtungen. Deutschlands Stern war unter Kaiser Wilhelm und Bismarck in glänzendem Aufschwunge. Daß er es auch unter Kaiser Wilhelm II. sein wird, dafür haben wir jetzt die Sicherheit, trotz aller innern und äußern Kämpfe, denen wir noch entgegengehen mögen."

Möge dem scharfsinnigen Nationalökonomen die weitere Entwicklung der Dinge Recht geben, wie ihm die bisherige seit 1872 Recht gegeben hat.



Zur Erhöhung der Offiziersgehalte

Von Arnold von Senfft



Bald nach dem Bekanntwerden des kaiserlichen Erlasses, der die preußischen kommandirenden Generale anwies, hervortretenden Auswüchsen in der Lebensführung der Offizierkorps entgegenzuwirken, bezeichnete es die Nationalzeitung den Auslassungen eines Wiener Blattes gegenüber als eine mißverständliche Auslegung des Erlasses, wenn man daraus folgern wollte, daß der deutsche Offizierstand sich durch eine besonders verschwenderische Lebensführung vor andern Gesellschaftsklassen hervorthue. In durchaus zutreffender Weise wurde vielmehr als Kern des Erlasses die Forderung hervorgehoben, daß der Offizierstand im Interesse seiner Ergänzung eine ganz besondre Einfachheit seiner Lebensgewohnheiten anzustreben habe.

Die Richtigkeit dieser Ausführungen mußte jeder Leser anerkennen, der sich die Mühe nahm, sie an der Hand des Erlasses selbst zu prüfen; bei denen, die mit den einschlägigen Verhältnissen aus eigner Anschauung vertraut waren, konnte ein Zweifel von vornherein nicht bestehen. In den einzelnen Haushaltungen der verheirateten Offiziere wird die Höhe des Aufwandes natürlich ebenso verschieden sein wie der Familienwohlstand in andern Berufszweigen. Was aber den durchschnittlichen Aufwand der Offizierkorps als Gesamtheiten betrifft — und ihn allein hatte der Erlaß König Wilhelms im Auge —, so bietet für dessen Ermittelung das Leben im Offizierkasino zwar nicht den einzigen, aber doch unzweifelhaft den zuverlässigsten Maßstab: auch im bürgerlichen Leben gestattet der Mittagstisch des Junggesellen den sichersten Schluß auf den Durchschnittsstand seiner täglichen Ausgaben. Es ist eben eine auf völlig gesetzmäßigen Vorgängen beruhende Erscheinung, daß der Mensch, der eine Flasche Bier zum Mittagessen trinkt, sich keine Equipage hält, und daß der, dessen tägliche Hauptmahlzeit in zwei einfachen Gerichten besteht, sich nicht durch ein Frühstück von Austern und Hummern den Appetit zu verderben pflegt. Nun weiß aber jeder, der Gelegenheit gehabt hat, verschiedne Offiziersspeiseanstalten kennen zu lernen, daß dort — und zwar bei allen Waffen — die Zusammenstellung des Mittagessens aus zwei Gängen und der Preis von 1 Mk. oder 1 Mk. 25 Pf. für das Gedeck durchaus die Regel bilden, daß

nirgends Weinzwang herrscht und vielfach Bier getrunken wird, daß sonach der Mittagstisch der allermeisten Offizierkorps an Kostspieligkeit hinter den bessern Gasthöfen einer kleinen Provinzialstadt oder großstädtischen Gasthöfen zweiten Ranges, wie sie von allen Handlungsreisenden einigermaßen angesehener Häuser besucht werden, bedeutend zurückbleibt. Wird dieser Abstand von wohlhabenderen Offizieren und Offizierkorps durch gelegentlichen Aufwand in deutschem Schaumwein oder andre Mehrausgaben ausgeglichen, so wird der ruhige Beobachter auch darin noch nicht die Anzeichen eines für den Stand gefährlichen Luxus erblicken. Daß Auswüchse vorkommen, soll nicht geleugnet werden; allein die weit verbreitete Vorstellung, daß der deutsche Offizierstand im allgemeinen, ähnlich wie der preußische vor der Schlacht bei Jena, vom Luxus unterwühlt und einem Zustande sittlicher Auflösung verfallen sei, stellt sich jedem Kenner der Verhältnisse und vollends dem, der einen Vergleich zwischen jetzt und früher zu ziehen vermag, als ein reines Vorurteil dar. Aus dem Munde eines inzwischen verstorbenen Veteranen der Freiheitskriege, der ein Charakter von seltener Sittenstrenge war, haben wir oft genug gehört, daß den sittlichen Anschauungen gegenüber, die zur Zeit seiner Jugend in den Kreisen der Armee geherrscht hätten, die heutigen Zustände einen gewaltigen Fortschritt aufwiesen. Leuchtende Vorbilder auf dem Pfade der Tugend hat ja der Wehrstand zu allen Zeiten nur als Ausnahmen hervorgebracht. Das Waffenhandwerk potenzirt den leiblichen Menschen mit all seinen Kräften und Bedürfnissen und steigert zwar durch die unausgesetzte Gewöhnung an das Hand in Hand gehende Gehorchen und Befehlen auch das Gegengewicht des Willens, nimmt ihn aber gleichzeitig in weitestem Umfange für seine besondern Zwecke gefangen, die ihrer unabänderlichen Natur nach jedenfalls nicht in der Richtung des sittlichen Ideals liegen. Der sterbende Valentin in Goethes Faust blickt sicherlich nicht auf einen kanonischen Lebenswandel zurück; aber ein ehrliches Bekenntnis vereinigt sich mit einem ruhigen Gewissen in seinen letzten Worten:

Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott als ein Soldat und brav.

Ich werde diese Ausführungen nicht erst gegen den Vorwurf zu verteidigen haben, als wollte ich für das Heer das Vorrecht der Libertinage in Anspruch nehmen. So wenig wie jeder andre Erdensohn, wird der Soldat das göttliche Sittengebot in seinem Gewissen überhören oder ersticken können. Fehlt er aber, so sollen wir, wenn wir uns zu Sittenrichtern berufen fühlen, auch der Gewichte gedenken, mit denen ihn die Versuchungen seines Berufes im Kampfe gegen seinen Leib beschweren.

Wer den so gewonnenen Maßstab für die Beurteilung des Einzelnen auf die des Standes zu übertragen versteht, wird die Ansicht, als ob die deutschen

Offizierkorps bereits eine Beute des Luxus seien, als eine Schwarzseherei zurückweisen, die in den Thatsachen keine Rechtfertigung findet. Er wird aber auch gleichzeitig eine Antwort auf die dann entstehende Frage suchen müssen, an welchem Punkte denn die doch zweifellos vorhandenen Einzelschäden den Charakter eines Gesamtschadens annehmen würden.

Ich meine, diese Grenze sei leicht zu bestimmen. Eine weichliche oder auch nur wirtschaftlich unhaltbare Lebensweise der einzelnen Offiziere wird zu einem Übel des Standes, sobald sie in den Einzelnen, vollends sobald sie in deren Mehrzahl das Übergewicht über Ehre und Pflicht und insbesondre über die entgegenwirkende Anspannung des Dienstes erlangt. Ein allgemeines Nachlassen in der Erfüllung der Berufspflichten ist stets das untrügliche Zeichen gewesen, daß der Verfall des betreffenden Verbandes zu befürchten sei. Nun wissen wir wohl, daß Fälle von Pflichtverletzung auch im deutschen Offizierstande vorkommen. Wir wissen aber auch, mit welcher altpreußischen Strenge sie geahndet werden, und sehen so lange als die maßgebenden Kreise an dieser Strenge festhalten, keine Gefahr. Erst wenn Verstöße, die einen unzweifelhaften Gesinnungsmangel beweisen, nicht mehr die sofortige Ausstoßung des Schuldigen aus dem Offizierstande nach sich ziehen sollten, würden auch wir den Anfang vom Ende gekommen glauben. Denn eine schonende Behandlung solcher Fälle würde nur möglich werden, wenn in den Inhabern der entscheidenden Stellen das volle Bewußtsein ihrer Verantwortung zu schwinden und die Empfindung für die auf dem Spiele stehenden Werte stumpf zu werden begönne. Wenn wirklich noch einmal eine solche Zeit des Niederganges über unser Heer und damit über unser Volk hereinbrechen sollte, so darf doch uns heute lebende die Gewißheit trösten, daß sie nicht der Gegenwart gleichen würde. Der Wind, der aus den obern Regionen des Heeres in die untern hinabfegt, ist in unsern Tagen scharf genug, um aus hie und da aufsteigenden Sumpfdünsten keine Wolken werden zu lassen. Und ich versehe mich keines Widerspruches, wenn ich behaupte, daß die Energie, mit der gegenwärtig der militärische Dienst in sämtlichen deutschen Truppenteilen gehandhabt wird, hinter den Überlieferungen der besten Zeiten Preußens nicht zurückbleibe. Hat doch dieselbe Wahrnehmung einen scharfsichtigen und fachkundigen Beobachter — Eduard von Hartmann — noch kürzlich zu der Behauptung veranlaßt, der preußische Soldat mache jetzt in zwei Jahren etwa ebenso viele Dienststunden durch, wie vor ein bis zwei Menschenaltern in drei Jahren; dabei seien aber die Anforderungen im Dienste noch ungleich rascher gestiegen („Die zweijährige Dienstzeit“ in Nr. 24 der Gegenwart). Dergleichen pflegte bisher nicht gerade als Kennzeichen einer Periode des Verfalls betrachtet zu werden.

Nur um so weitblickender aber erscheint bei solchem Stande der Dinge der Entschluß des Herrschers, auf die Erhaltung und Steigerung

der Widerstandsfähigkeit des militärischen Organismus gegen ein gefahrdrohendes Übel Bedacht zu nehmen, ehe es akut geworden ist. Die Größe dieser Gefahr kann schwer überschätzt werden in einer Zeit, die wie alle Perioden einer hochentwickelten Kultur neben einem unverkennbaren idealen Aufschwung anscheinend unvermittelt eine schrankenlose Entwicklung der Bedürfnisse des Wohllebens und eine raffinirte Vervollkommnung der zu ihrer Befriedigung dienenden Gegenstände herbeigeführt hat. Wird es möglich sein, ist es auch nur denkbar, inmitten des immer breiter einherflutenden Stromes der Genußsucht einen ganzen Stand zu isoliren?

Die Stelle, auf die der kaiserliche Erlaß das Auge der höhern Befehlshaber lenkt, ist die Regelung der sogenannten Zulage. Bekanntlich besteht fast bei sämtlichen Regimentern und selbständigen Truppenteilen ein bestimmter niedrigster Satz des Privateinkommens, das bei den betreffenden Offizieren vorausgesetzt wird, von dessen Nachweis also der Kommandeur die Annahme des Avantageurs oder Fähndrichs in der Regel abhängig macht. Die Bemessung dieses niedrigsten Satzes liegt formell durchaus in der Hand des Regimentskommandeurs, wenn auch seiner Festsetzung natürlich durch die Überlieferung des Regiments gewisse Grenzen gezogen sind. Immerhin ist es einleuchtend, daß diese Befugnis der Truppenbefehlshaber eine weitgehende Einwirkung auf die wirtschaftliche Lebensführung des betreffenden Offizierkorps einschließt. Denn nach dem niedrigsten Satze der Einnahme bemißt sich ihr Durchschnittssatz und nach diesem wieder in einem Stande, der seiner Natur nach niemals zu den Erwerbsständen gezählt hat und zählen wird, der Durchschnittssatz der Ausgabe. Das Leben eines Offizierkorps gewährt ein wesentlich verschiednes Bild, je nachdem seine Mitglieder neben ihren staatlichen Bezügen 75 bis 90 Mark oder 30 bis 50 Mark im Monat zu verzehren haben.

An sich wird es nun für den Regimentskommandeur sehr nahe liegen, scheinbar eine weise Vorsicht zu beobachten und seine Forderung hinsichtlich des Privateinkommens seiner Offiziere so hoch zu stellen, wie es die Verhältnisse der betreffenden Waffe im allgemeinen und der Garnison im besondern irgend rechtfertigen. Er darf dann hoffen, daß er oder doch seine Nachfolger an der Spitze eines vergleichsweise wohlhabenden Offizierkorps stehen werden, das ihnen wenig Unannehmlichkeiten durch Schuldenmachen bereiten und durch eine gewisse Freiheit seines wirtschaftlichen Auftretens den Nimbus des Regiments erhöhen wird.

Eine abstrakte Betrachtung der menschlichen Dinge, der eine Würdigung geschichtlicher Zusammenhänge fremd ist, wird in dieser Rechnung keinen Fehler finden: die erstrebten Vorteile werden ohne Zweifel eintreten. Dem tieferblickenden Beobachter aber wird die verhängnisvolle Kehrseite nicht entgehen.

Preußens Größe, die der Neubegründung des deutschen Reiches voraus-gehen mußte, beruht in erster Linie auf der völligen Hingebung an den Beruf, die seine Fürsten ihrem Herrscherberufe gegenüber bethätigt und sei es durch die mittelbare Wirkung ihres Vorbildes, sei es durch die virtuose Impfmethode ihrer unmittelbaren Erziehung, auf die übrigen „Diener des Staates" zu übertragen verstanden haben. Diese Wahrheit ist nachgerade zu einem Gemeinplatze geworden, dessen Richtigkeit kein Gebildeter mehr bestreitet. Dieser völligen Hingebung des preußischen Offiziers an seinen Beruf verdankt auch Preußens Heer seine großen Überlieferungen. Wir sahen bereits, daß vereinzelte Erscheinungen eines materiellen und unsoliden Sinnes uns nicht zu entmutigen brauchen, so lange sie ausschließlich oder doch fast ausschließlich außerhalb des dienstlichen Gebietes auftreten. Bis zu der nie versagenden Zuverlässigkeit des Instinkts entwickelt, bildet die Unterscheidung zwischen diesem dienstlichen und dem außerdienstlichen Gebiete das gleichmäßige Erbteil der mit irdischen Gütern nur selten noch ausgestatteten Abkömmlinge jener Geschlechter, die seit einer Reihe von Menschenaltern dem preußischen Staate seine Truppenführer gestellt haben. Und damit bin ich bei dem Angelpunkt unsrer Betrachtung angelangt.

Bekanntlich hat der nüchtern rechnende Sinn der Franzosen für eine Thätigkeit, die viel hervorbringt, aber wenig einbringt, den ironischen Ausdruck travailler pour le roi de Prusse erfunden. Es wird nicht leicht ein ehrenvolleres Kompliment für uns geben, als dieses spöttische Sprichwort. Als Friedrich der Große während der letzten Hälfte seiner Regierungszeit durch Hinterpommern reiste und ihm auf seine Fragen nach den Besitzern verschiedner Ortschaften verschiedne ihm nicht bekannte Namen genannt wurden, sagte er verwundert: „Sonst pflegte hier doch hinter jedem Busch ein Kleist zu sitzen." „Ja wohl, Majestät," war die Antwort, „das war vor dem Kriege." Ähnliches hätte damals und hätte nach den napoleonischen Kriegen noch von manchen andern, hätte mit Bezug auf anderweitige Besitzverhältnisse auch von vielen bürgerlichen Familien gesagt werden können. Aber nicht bloß die außerordentlichen Anstrengungen, die in jenen schweren Zeiten für König und Vaterland gemacht wurden, auch die unscheinbaren Opfer der einfachen Pflichterfüllung im militärischen und Verwaltungsdienst im Frieden haben in der Folge der Geschlechter den Wohlstand der in diesem Dienste vorzugsweise thätigen Familien in weitestem Umfange untergraben. Das konnte und kann nicht anders sein; denn wie auf jedem Gebiete, giebt es auch auf dem der Vermögensbildung keinen Stillstand: überall und immer wird diese entweder fortschreiten oder zurückgehen. Der erstere Fall ist aber im Staatsdienste — der im weitern Sinne ja auch den militärischen Dienst umfaßt — fast notwendig ausgeschlossen. Die Berufsthätigkeit des Offiziers wie des Staatsbeamten ist im Gegensatze zu der aller übrigen „Erwerbszweige" nicht auf

Erwerb, d. h. auf die Aneignung oder Vermehrung eines Vermögens, sie ist überhaupt nicht auf die eignen Angelegenheiten, sondern auf die des Staates, des Gemeinwohls gerichtet. Öffentliche Interessen bilden für diesen Teil der Staatsbürger den ausschließlichen Gegenstand ihrer berufsmäßigen Beschäftigung, ihres Nachdenkens, ihrer Entschließungen, ihrer Arbeit. Ist dies aber wahr, so ist ohne weiteres klar, daß die Angehörigen der genannten beiden Berufsstände, soweit sie kein Vermögen besitzen, auch keins erwerben, soweit sie aber ursprünglich ein Vermögen besaßen, es nicht vermehren, folglich es vermindern werden. Sie alle also arbeiten nicht bloß in dem eigentlichen, sondern auch in dem ironischen Sinne des französischen Sprichwortes pour le roi de Prusse. Sie wissen freilich, daß diese Arbeit, wenn sie ihnen auch keine Reichtümer einträgt, doch nicht umsonst gethan wird. An den Werten, die sie schafft, nehmen sie wie alle Teil; darüber hinaus aber verdanken sie ihr die auf das Ganze gerichtete Sinnesart und eine Ausbildung des Pflichtgefühls, die durch keine Reichtümer erkauft oder ersetzt werden kann.

Ziehen wir aus dem Gesagten die Nutzanwendung, so gelangen wir zu folgendem Ergebnis. 1. Die geschichtliche Entwicklung des preußischen Staates hat in den Kreisen, in denen sich die Arbeit in seinem Dienste vorzugsweise forterbte, eine unmittelbare, d. h. von der Stärke des persönlichen Pflichtbewußtseins mehr oder weniger unabhängige Empfindung für den unbedingten Vorrang aller Staatszwecke gegenüber allen persönlichen Zwecken großgezogen. 2. Diese instinktive, weil angeerbte Unterscheidung zwischen der öffentlichen und der Privatsphäre bildet in ihrer Anwendung auf den militärischen Dienst gegenwärtig für den Offiziersstand die sicherste Schutzwehr gegen die zersetzenden Einflüsse einer dem Wohlleben immer mehr sich zuwendenden Zeitrichtung. Das Schwinden dieser Unterscheidung würde mit dem Hereinbrechen eines unaufhaltsamen Verfalls des Standes zusammentreffen. 3. Die bekannte, noch während der jüngsten Reichstagsverhandlungen vom Kriegsminister rückhaltslos ausgesprochene Neigung der Militärverwaltung, dem Heere einen aus alten Soldaten- und Beamtenfamilien sich ergänzenden Stamm von Offizieren so lange wie möglich zu erhalten, bedeutet deshalb keine willkürliche und unzulässige Standesbevorzugung; sie entspringt nicht aus einer weibischen Vorliebe der Regierung für die Abkömmlinge jener Familien, sondern sie entspricht einem unleugbaren Staatsinteresse. 4. Dieselben Kreise nun, die ihrer althergebrachten Verwendung in den verschiednen Zweigen des öffentlichen Dienstes jenes gesteigerte Unterscheidungsvermögen verdanken, sind um der gleichen Ursache willen mehr und mehr aus der Klasse der Besitzenden ausgeschieden. Sie gehören schon heute überwiegend der Klasse der Besitzlosen und der Wenigbesitzenden an; und die Richtung dieser Bewegung läßt, weil in der Natur der Sache begründet, auch für die Zukunft keine Änderung erwarten. 5. Mit dem Augenblicke aber, wo sich der gesetzgebenden Gewalten die Einsicht be-

mächtigt, daß von der vorherrschenden Beschäftigung einer Familie im Staatsdienste eine allmähliche Verminderung ihres Besitzes und schließlich ihre gänzliche Verarmung unzertrennlich ist, werden sie sich zu fragen haben, ob sie diesem natürlichen Prozeß seinen Lauf lassen, d. h. auf die Vorteile verzichten wollen, die sich dem Gemeinwesen in den Erziehungsergebnissen jener vorherrschenden Beschäftigung ganzer Geschlechterfolgen darbieten, oder nicht. Denn daß die gänzliche Verarmung einer Familie die fernere Verwendung ihrer Mitglieder in Staatsämtern ausschließt, bedarf keiner weitern Ausführung: es fehlen ihr einfach die Mittel, um die Kosten der Vorbildung für diese Ämter zu bestreiten. 6. Entscheidet sich der Gesetzgeber für das letztere, erscheint ihm also die Erhaltung eines Kernes bewährter Kräfte für den Staatsdienst wertvoll genug, um ihretwegen in die natürliche Entwicklung einzugreifen, so ist es klar, daß ein solcher Eingriff vernünftigerweise nicht in der Ausstattung verarmter Geschlechter mit neuem Besitze bestehen kann. Die oben nachgewiesene Unvereinbarkeit der Arbeit im öffentlichen Dienste mit einer erfolgreichen Vermögensverwaltung würde sich ja dem neuen Besitze gegenüber nicht minder als an dem alten erweisen. 7. Es wird sich vielmehr zur Erreichung des gewollten Zweckes kein andres Mittel bieten, als die Ausstattung der betreffenden Dienststellen mit einem Staatseinkommen, das ihre Besetzung von jedem Privateinkommen der Inhaber unabhängig macht, d. h. das den Inhabern auch die Heranbildung ihrer Söhne zu dem Berufe der Väter ermöglicht.

Den billigen Einwurf, daß dieses Ergebnis unsrer Untersuchung auf eine Umwandlung der wichtigsten öffentlichen Stellungen in Sinekuren hinausliefe, brauche ich nicht zu scheuen. Der Begriff der Sinekure empfängt seinen Inhalt nicht aus der Höhe der Besoldung einer Stelle, sondern aus der mit ihr verbundenen Thätigkeit oder Unthätigkeit. Im übrigen erfolgt bekanntlich auch gegenwärtig die Besetzung der Kommandostellen im Heere wie der Staatsämter — abgesehen von sehr vereinzelten gesetzlichen Bestimmungen, die die Vorbildung für gewisse Ämter regeln — nach freier Wahl des Herrschers oder der von ihm ernannten Behörden; und es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Entlastung dieser Wahl von jeder Rücksicht auf die Vermögenslage der in Frage kommenden Personen, also die Aufhebung der jetzt noch bestehenden Abhängigkeit des öffentlichen Dienstes vom Besitze einen entscheidenden Fortschritt in der Gesundung des Staatskörpers anbahnen würde.

Betrachten wir unter den vorstehend entwickelten Gesichtspunkten nochmals den Entschluß eines Regimentskommandeurs, die Zulage, die er für sein Regiment voraussetzt, um monatlich 30 Mark zu steigern. Mit derselben Sicherheit, mit der die Tieferstellung einer Schleuse den Durchfluß des Wassers einengt, wird dieser Entschluß des Kommandeurs dessen Freiheit einschränken, bei der Annahme von Offiziersaspiranten ohne Rücksicht auf deren wirtschaftliche Lage nach Maßgabe ihrer persönlichen Eigenschaften Entscheidung

zu treffen. Der allmählich eintretende Zuwachs an wohlhabenderen Mitgliedern wird nicht ohne Einfluß auf den durchschnittlichen Aufwand des betreffenden Offizierkorps bleiben, der Eindruck davon wird sich weitern Kreisen mitteilen, und mehr und mehr werden sich um den Eintritt in das Regiment solche jungen Leute bemühen, denen es bei Ergreifung des Offiziersberufes in erster Linie um die gesellschaftlichen Vorteile des Standes zu thun ist. In dieser Klasse der Bewerber finden sich nun erfahrungsmäßig stets auch Leute, die durch die Ernennung zum Offizier ihre gesellschaftliche Stellung verbessern oder auch wohl eine solche Stellung überhaupt erst erwerben wollen. Ihnen bietet nur allzuhäufig der Eintritt ins Heer ein unfehlbares Mittel, in Kreise vorzudringen, zu denen sie nach ihrer gesellschaftlichen Bildung, nach den Überlieferungen ihrer Familie und nach ihrer mit diesen Überlieferungen zusammenhängenden Sinnesart auf anderm Wege keinen Zutritt haben würden. Es liegt auf der Hand, daß solche Elemente aus demselben Grunde, aus dem der Stand ihnen nützt, ihrerseits dem Stande schaden. Der vor der Frage ihrer Annahme stehende Kommandeur — dem seine etwaige Vorliebe für ein flottes Auftreten seiner Offiziere an sich gewiß nicht zu verdenken ist — mag wohl versucht sein, im Hinblick auf die günstige Vermögenslage des Bewerbers sich bei der Erwägung zu beruhigen, daß der Mann ja leidlich gewachsen sei und anscheinend mit Messer und Gabel umzugehen wisse; giebt er der Versuchung nach und entscheidet er sich für die Annahme, so wird er doch — ob bewußt oder unbewußt, thut nichts zur Sache — ein Stück von der ihm anvertrauten Würde des Standes dem Mammon geopfert und zu dem cynischen Refrain des modernen Realismus, daß heutzutage alles käuflich sei, ein neues Belegstück geliefert haben.

Nichts kann mir ferner liegen, als eine Verkennung der großen Veränderung, die sich in den Bedürfnissen des Heeres im Vergleiche zu frühern Zeiten auch auf diesem Gebiete vollzogen hat. Der Gedanke, den Ersatz des deutschen Offizierstandes etwa auf die Adelsfamilien des Landes zurückschrauben zu wollen, würde eine Absurdität sein, mit der ich nichts zu thun haben möchte. Wenn jemals die oben entwickelte Notwendigkeit, den Offizier von seiner Familie wirtschaftlich unabhängig zu stellen, auch nur zu annähernder Geltung gelangt, so wird in viel eigentlicherem Sinne als heute der Offizierstand jedem offen stehen, dessen gesamte Persönlichkeit die Eigenschaften verbürgt, kraft deren allein der Führer seine Truppen in den mörderischen Bleihagel der Feldschlacht hineinzuführen vermag. Fast in demselben Maße, wie die Zahl der deutschen Männer, die diese Eigenschaften aufweisen, zunimmt, wird zwar nicht die Zahl, aber der Prozentsatz der Adlichen unter ihnen niedriger werden. Umgekehrt werden vermöge des Gesetzes der Vererbung innerhalb des deutschen Adels diejenigen Männer, die das Zeug zum Truppenführer haben, in absehbarer Zeit voraussichtlich nicht minder als bisher einen wesentlich stärkern Prozentsatz

bilden, als innerhalb des nicht adlichen Teiles der Bevölkerung; und ich mache deshalb kein Hehl aus meiner Überzeugung, daß dem deutschen Adel sein Einfluß in der Armee noch lange gewahrt bleiben wird. Neben ihm möge und wird sich die persönliche Kraft in den vergrößerten Verhältnissen mit größerm Spielraume als bisher entfalten. Nur eine Plutokratie möchten wir uns in der Armee zu keiner Zeit bestehend denken. Die Geschichte lehrt, daß von allen Herrschaftsarten sie die schlimmste ist; noch kein Gefüge, in dem sie sich einrichtete, hat ihrer zerstörenden Kraft widerstehen können. Die soeben gebrandmarkte Sinnesart, die in aller Welt keinen Wert als den des Geldes kennt und anerkennt, ist das eigenste Erzeugnis der Plutokratie und ihre niemals fehlende Begleiterin, und eben sie bildet das fressende Gift, das jedes der Geldherrschaft verfallende Gemeinwesen zerstört. Nichts, auch das Heiligste nicht, besitzt für sie seinen Wert in sich: Ehrfurcht vor dem Göttlichen, Königstreue und Gattentreue, persönliches Ehrgefühl und Gemeinsinn sind ihr nichts als ein dem stillschweigenden Übereinkommen der Gesellschaft sein Dasein verdankender Hokuspokus, mit dessen Hilfe die Kulturmenschheit einer völligen Entfesselung ihrer selbstischen Triebe vorbeugt und den häßlichen Kampf ums Dasein, den alle gegen alle führen, in gefällige Formen kleidet. Die glänzendste Bloßlegung dieses bis ins Mark verfaulten Gedankengerüsts besitzen wir in Falstaffs berühmter Konstruktion der Ehre; dieser Hinweis wird genügen, mich jeder weitern Ausführung über das Verhältnis zwischen Geldsinn und militärischem Geist zu überheben.

Damit aber glaube ich auch den Zweck unsrer Betrachtung in der Hauptsache erreicht zu haben. Mißdeutungen gegenüber, die vielleicht nur teilweise aus absichtlichem Übelwollen gegen den Offizierstand, zum Teil aus der thatsächlichen Unbekanntschaft weiter Kreise mit den Verhältnissen entsprangen, sollte die wahre Absicht des kaiserlichen Erlasses gegen den Luxus der Offizierkorps, wie deutlich sie sich auch dem kundigen Leser aufdrängen mochte, auch den weniger bewanderten Kreisen zugänglich gemacht und gleichzeitig dem Mißbrauche, ja man darf sagen dem Unfug entgegengetreten werden, der in den parlamentarischen Verhandlungen wie in den Erörterungen der Presse über die Erhöhung gewisser Klassen der Offiziersgehalte mit dem Erlaß getrieben worden ist.

Die größte Gefahr für die Kraft und die Kriegstüchtigkeit unsers Volkes ist der in allen Kreisen zunehmende Luxus. Schon fehlt es nicht mehr an Beweisen dafür, daß auch der Offizierstand dem Eindringen dieses Übels ausgesetzt ist. Pflicht der Befehlshaber ist es, einem Umsichgreifen desselben mit allen Mitteln vorzubeugen. Das wichtigste dieser Mittel besteht in der Fernhaltung eines Nachwuchses, in dem der Hang zum Wohlleben den Sinn für den militärischen Beruf überwiegt und keinerlei angeborne Neigung zum Waffenhandwerk vorhanden ist. Da diese Leute durchweg den wohlhabenden Be-

völkerungsklassen angehören, so bietet die Einschränkung der sogenannten Zulage dem Truppenbefehlshaber eine wirksame Handhabe, gleichzeitig den Aufwand seines Offizierkorps in angemessenen Grenzen zu halten und einem gefährlichen Zuwachs die Bewerbung um den Eintritt bei dem betreffenden Truppenteile zu verleiden. Dem entsprechend wird eine den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragende Einschränkung der Zulage den selbständigen Truppenbefehlshabern zur besondern Pflicht gemacht und die unausgesetzte Aufmerksamkeit der höhern Führer in derselben Richtung in Anspruch genommen. Dies ist in Kürze der Sinn des Erlasses. Es ist klar, daß er, so verstanden, nicht gegen, sondern lediglich für eine Erhöhung der Offiziersgehalte verwertet werden kann. Ersteres nicht, denn nirgends war gesagt, daß der Offizierstand im großen und ganzen, oder daß er im Vergleich zu andern Gesellschaftsklassen einen ungerechtfertigten Aufwand treibe; letzteres, weil die verlangte Einschränkung des Privatzuschusses sich dem Drucke der Zeitströmung, insbesondre der steigenden Preisbewegung gegenüber ohne Ausgleichung durch eine angemessene Erhöhung des staatlichen Einkommens nicht durchführen läßt. Man wende nicht ein, daß eine solche Ausgleichung den mit der Einschränkung der Zulage verfolgten Zweck vereiteln würde. Ich suche, wie gesagt, den Schwerpunkt der letztern Maßregel vor allem in der Fernhaltung solcher Elemente, die sich dem Offizierstande zuwenden, um in angenehmer Stellung und in guter Gesellschaft ihre Einkünfte zu verzehren; und dieser Wirkung würde eine Erhöhung der Offiziersbesoldung sicherlich keinen Abbruch thun. Ihr Eintritt verbürgt aber ohne weiteres auch den daneben angestrebten Erfolg: die Verhütung einer ungerechtfertigten Steigerung des Aufwandes. Denn mit unverkennbarer Regelmäßigkeit und unleugbarer Folgerichtigkeit pflegt diese Steigerung eben in den Offizierkorps einzutreten, die mit den soeben charakterisirten Bestandteilen durchsetzt sind. Liegt es doch auf der Hand, daß immer und überall der Luxus in eine Körperschaft nur durch ihre wohlhabenden Mitglieder hineingetragen werden kann. Den unbemittelten Offizieren wird eine Gehaltserhöhung, die sie in den Stand setzt, ihre vernünftigen Bedürfnisse ohne Privatzulage und ohne Schuldenmachen zu befriedigen, im allgemeinen ganz sicher keinen Anlaß zu einer unwirtschaftlichen, verschwenderischen Lebensweise geben.

Es verhält sich also, wie ich sagte: wenn überhaupt der kaiserliche Erlaß zu der Vorlage über die Aufbesserung der Offiziersgehalte in Beziehung gebracht werden sollte, so konnte er nur zur Unterstützung dieser Vorlage herangezogen werden. Erst in Verbindung mit einer sachgemäßen Gehaltserhöhung wird sich die verlangte Herabsetzung der Zulage gleichmäßig durchführen lassen und die ihr innewohnende Wirksamkeit in vollem Umfange entfalten können. Wer den Erwägungen zustimmt, die uns zu diesem Ergebnis geführt haben, für den werden die einzelnen Billigkeitsgründe, die sich im übrigen zu Gunsten der von der Reichsregierung

vorgeschlagenen Gehaltserhöhungen anführen lassen, nur eine zusätzliche Bedeutung besitzen. Ein Punkt aber sei noch zum Schlusse hervorgehoben, der mit dem Kerne dieser Ausführungen unmittelbar zusammenhängt und meines Erachtens auf das ganze Gebiet der erörterten Frage das schärfste Schlaglicht wirft.

Ich habe oben die Frage aufgeworfen, ob es möglich sein werde, inmitten des hochgeschwellten Stromes der Genußsucht unsrer Zeit den Offiziersstand zu isoliren. Ich antworte darauf, daß eine gänzliche Isolirung desselben — ein modernes Mönchstum, bei dem an die Stelle des Klosters die Kaserne getreten wäre — nicht denkbar, aber auch im Interesse des Standes nicht geboten ist. Die überkommene und in den verschiedensten Ursachen heute wie zu irgend einer Zeit begründete Abgeschlossenheit des Offizierstandes innerhalb der Bevölkerung ist niemals mit der abstrakten Folgerichtigkeit durchgeführt worden, mit der der romanische Geist des Papsttums den Klerus aus dem Zusammenhange des natürlichen Lebens heraushob: bis zu dem Gebote der Ehelosigkeit. Unverkennbar bildet aber dieses Gebot das einzige Mittel, mit dem sich der völlige Abschluß eines Standes dem Volksleben gegenüber herstellen läßt. Es ist ja keine Frage, daß es dem katholischen Priester nur durch seine Ehelosigkeit menschlich möglich gemacht wird, allen Zeitströmungen zum Trotz seine äußere und innere Unabhängigkeit zu wahren und zeitlebens ein mit der Zuverlässigkeit eines Mechanismus arbeitendes Glied seiner Kirche zu bleiben. Allein so großem Gewinn steht ein Verlust gegenüber, für den es keine Ausgleichung giebt: der Verlust der vollen Persönlichkeit. Indem durch den Cölibat wie durch die mit ihm zusammenhängenden Gelübde die Freiheit des Willens auf dem gefahrvollsten Gebiete seiner Bethätigung zerstört, die Willensfreiheit als Ganzes also verstümmelt wird, verliert der Priester mit ihrer unteilbaren Einheit die unentbehrlichste Voraussetzung alles sittlichen Strebens. War es Gregor dem Siebenten nur um die äußere Machtstellung der Kirche, um die Stärkung der Hierarchie zu thun, so hat er allein schon durch die Einführung des Cölibats sein Recht auf den Ehrennamen des Großen dargethan. Denn in diesem Betracht kann die Weisheit dieser Maßregel und die Tragweite ihres Erfolges nicht hoch genug angeschlagen werden. Ebenso gewiß aber ist, daß der innere Widerspruch des römischen Katholizismus, der nur auszureifen brauchte, um alsbald aus dem germanischen Geiste die heute noch nicht abgeschlossene Bewegung der Reformation hervorzutreiben, durch nichts so sehr wie durch die seelischen Mißbildungen, die der Cölibat erzeugte, auf den Wahrheitsinstinkt der Deutschen gewirkt hat. Brachte doch diese Kirchensatzung im Grunde dieselbe Unempfindlichkeit gegen das innere Wesen der Dinge zum Ausdruck, wie der Ablaßhandel und — auf weniger innerlichem Gebiete — der Ämterkauf, die sogenannte Simonie. Wie die Sündenvergebung für keinen Ablaßbrief, ist auch die sittliche Persönlichkeit für kein Gelübde feil: sie will in unablässigem

Kampfe erobert und wiedererobert sein, und einen endgiltigen Sieg in diesem Kampfe kennt das menschliche Leben nicht.

Ich bin der Betrachtung des Priestercölibats absichtlich nachgegangen, weil das, was noch über den Offizierstand zu sagen ist, in der Beleuchtung des Gegensatzes am deutlichsten hervortreten wird. Die Deutschen haben von alters her die Ehe hochgehalten und mehr oder weniger bewußt in ihr die höchste Stufe des sittlichen Lebens, in dem Frieden des häuslichen Herdes die höchste Stufe des Glückes gesehen, die dem Menschen erreichbar ist. Erst als Familienhaupt erscheint uns der Mann als ganzer Mann. Nenne man es nun den deutschen Volksgeist oder das deutsche Gewissen, was sich in Luther und seinen Anhängern gegen die Ehelosigkeit des Priesterstandes aufbäumte: dreihundert Jahre später wird keine deutsche Heeresleitung auf den Gedanken verfallen, das Experiment Gregors des Siebenten an ihren Offizieren zu wiederholen. Sie wird also folgerichtigerweise auch die Ausbildung von Zuständen verhüten müssen, deren Wirkungen sich von denen eines Eheverbotes wenig unterscheiden.

Im allgemeinen steht bei uns das Mädchen zwischen zwanzig und fünfundzwanzig, der Mann zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahren vor der Entscheidung, zu heiraten oder unverheiratet zu bleiben. Die Ehen, die in späteren Lebensaltern der beiden Geschlechter geschlossen werden, zählen zu den Ausnahmen. Nun ist jetzt die Mehrzahl unsrer Premierleutnants vierunddreißig bis siebenunddreißig Jahre alt, wenn sie zu Hauptleuten oder Rittmeistern befördert werden. Die gegenwärtig ausgeworfenen Gehalte setzen aber noch nicht einmal den Hauptmann, sondern erst den Hauptmann erster Klasse, durchschnittlich also den vierzigjährigen Offizier in den Stand, eine Frau zu ernähren. Wie nachteilig diese Verschiebung des natürlichen Verhältnisses die Sittlichkeit des Standes beeinflussen muß, bedarf keiner weitern Ausführung. Gewiß giebt es bevorzugte Naturen, die die Sinnesreinheit und Frische der Jugend durch alle Lebensalter und Lebensverhältnisse zu retten wissen. Auch die Umstände können solchen glücklichen Erfolg herbeiführen: das Zusammenleben mit der Mutter oder Schwester wird, wenn es auch die Ehe nicht zu ersetzen vermag, doch selten einen veredelnden Einfluß vermissen lassen. Nur liegen eben in dem einen wie in dem andern Falle besondre Umstände vor, die für die Beurteilung des allgemeinen Zustandes keinen Maßstab abgeben. Beklagenswerterweise ist in der Regel der vierzigjährige Junggesell des Umganges mit edeln Frauen in solchem Grade entwöhnt und in seinen Gewohnheiten oder Gewöhnungen derart verkapselt, daß er den Entschluß, zu heiraten, nicht mehr aufbringt.

Thatsächlich vermag also heutzutage nur noch der wohlhabende, d. h. der weitaus kleinere Teil der Offiziere nach Neigung zu heiraten. Nun ist es aber anderseits eine bekannte Thatsache, daß für den Bemittelten, der sich das Leben

in allen äußerlichen Beziehungen selbst behaglich gestalten kann, das Bedürfnis eines eignen Herdes geringer ist, als für den Unbemittelten. Aus dem reichen Lebemann, dem Genußmenschen von Beruf, wird selten ein Ehemann, noch seltener ein deutscher Ehemann. Auch von dieser Seite also stoßen wir auf die Wahrnehmung, daß ein Überwiegen des Privatreichtums innerhalb eines Offizierkorps dem Geiste desselben selten dienlich sein wird. Der unbemittelte Offizier aber hat unter dem Zwange der Verhältnisse gegenwärtig nur die Wahl, entweder Junggesell zu bleiben oder eine Ehe unter dem maßgebenden Gesichtspunkte der Mitgift einzugehen und damit dem heiligsten Lebensverhältnis das Brandmal einer geschäftlichen Unternehmung aufzudrücken.

Das sind die oftmals beklagten Erscheinungen eines Zustandes, von dem ich schwerlich zu viel behauptet habe, wenn ich sagte, daß seine Wirkungen denen eines Eheverbotes wenig nachstünden. Mit dem herkömmlichen Schelten auf diese Übelstände ist es aber nicht gethan: ihre Wurzel muß beseitigt, und sie kann nur durch die Staatsgewalt beseitigt werden. Entspricht es wirklich einem hervorragenden Staatsinteresse, den Offizierstand — der doch thatsächlich gegenüber den wechselnden Jahrgängen der zur Fahne einberufenen Mannschaft die dauernde Kraft des Wehrstandes zu bewahren hat, dessen Bedeutung für die Volkserziehung ja auch mehr und mehr gewürdigt wird — auf sittlich und wirtschaftlich gesunde Grundlagen zu stellen, so wird sich die Forderung auf die Dauer nicht abweisen lassen, ihn so zu besolden, daß er nicht mehr auf tüchtige Kräfte wegen ihrer Mittellosigkeit zu verzichten braucht und zum Ersatz auf weniger tüchtige Sprößlinge begüterter Familien angewiesen ist, und daß gleichzeitig der deutsche Offizier nicht mehr vor der Wahl steht, ein vermögendes Mädchen zu heiraten oder unvermählt zu bleiben, sondern daß er mit dreißig oder fünfunddreißig Jahren frei vor das Mädchen seiner Neigung treten und um sie anhalten darf.

Wie anspruchsvoll sich auch unter der Herrschaft der heutzutage noch maßgebenden Anschauungen diese Forderung ausnimmt, so zweifle ich doch nicht daran, daß in kurzem die öffentliche Meinung auf ihrer Seite stehen wird. Für die gesamte Bevölkerung mit alleiniger Ausnahme der bewaffneten und nicht bewaffneten Diener des Vaterlandes, sowie der produzirenden Künstler fallen die Begriffe Erwerb und Beruf zusammen. Der Gelderwerb bildet für die Masse des Volkes den ausschließlichen Gegenstand der gesamten Arbeit ihres Lebens. Für die genannten Klassen nicht. Für das Gemeinwesen ergiebt sich aus dieser Gegenüberstellung die unbestreitbare Pflicht, seine Diener so zu stellen, daß nicht bloß ihre Gegenwart, sondern auch ihre Zukunft und die Gründung einer Familie gesichert ist. Es gehört kein besondrer Scharfblick dazu, um die innere Gleichartigkeit dieses Problems und der Arbeiterfrage wahrzunehmen. Mehr und mehr wird freilich auch anderseits von den Dienern des Gemeinwesens verlangt werden müssen, daß sie in ihrer dem

öffentlichen Wohle gewidmeten Thätigkeit den bestimmenden Inhalt ihres Lebens erblicken, daß sie also entschlossen darauf verzichten, es den erwerbenden Ständen in materiellem Wohlleben gleichzuthun. Zweifler mögen den Glauben an den Durchbruch solcher Gesinnung einen Kinderglauben schelten, mir erscheint dieser Durchbruch als der einzige Weg, auf dem die moderne Gesellschaft ihrer geschichtlichen Stellung gerecht werden und ihren Zusammenbruch abwenden kann.



Die Kunstausstellungen in München und Dresden

Von Adolf Rosenberg

1



Als ich Ende Juli (im 31. Hefte der Grenzboten) meinen Bericht über die Berliner Kunstausstellung schloß, verwies ich auf die Münchner Jahresausstellung, von deren Ergebnissen ich eine Regelung oder Berichtigung der wenig vorteilhaften Eindrücke erwartete, die ich auf der Berliner Ausstellung von dem gegenwärtigen Zustande eines Teiles der deutschen Malerei empfangen hatte. Es war gut, daß ich mich damals so vorsichtig ausdrückte, daß ich dem Triumphgeschrei, das in München über dem glücklichen Gelingen der zweiten Jahresausstellung erhoben worden war, nicht allzuviel Vertrauen schenkte. Wohl ist das Gesamtbild oder, richtiger gesagt, der erste Eindruck, den man beim Betreten des Münchner Glaspalastes erhält, imponirend, zur Bewunderung zwingend. Die Münchner Künstlerschaft versteht es vortrefflich, das Vestibül und die anstoßende gewaltige, bis zum obersten Glasdach hinaufreichende Halle stets so eigentümlich und wirksam herzurichten, mit so absonderlichen, durch die Erfindung oder durch die Ausführung überraschenden oder gar verblüffenden Kunstwerken auszustatten, daß selbst ein gewiegter Ausstellungsbesucher einer Ruhepause bedarf, ehe er von dem bunten Umschlag und dem glänzenden Titelblatte des Buches zu dem eigentlichen Inhalt übergeht. Wenn ein Riesenbild wie Siemiradzkis „Phryne in Eleusis“ (Phryne schickt sich an, vor den zum Poseidonsfeste versammelten Griechen als Aphrodite Anadyomene ins Meer zu steigen) als mäßige Wanddekoration, gleichsam als Sopraporte verwendet werden kann, so giebt das eine Vorstellung davon, wie massiv in jedem Be-

tracht die Kunstwerke sein müssen, die in einem solchen Raume zur Geltung gelangen wollen.

Die Kunstproduktion des In- und Auslandes ist so in die Breite gegangen, daß dem Bedürfnis nach solchen für die große Empfangshalle geeigneten Kunstwerken in ausreichendem Maße genügt worden ist. Aber schon in diesem Raume gewinnt man den Eindruck, der dann in den übrigen Sälen und Kabinetten noch verstärkt wird, daß der Hauptbedarf an Kunstwerken, die durch ihren Umfang oder durch eigentümliche Auffassung zu wirken, gewissermaßen die Kosten der Repräsentation zu tragen haben, von dem Auslande gedeckt worden ist. Wohl verdient die Münchner Kunstgenossenschaft den Dank aller Kunstfreunde dafür, daß sie sichs alljährlich angelegen sein läßt, Sendboten auszuschicken, die alles Neue und Besondre aufspüren, das irgendwo in Europa auf dem Kunstgebiete ins Leben tritt. Aber diese Bemühungen haben auch ihre Schattenseiten. Man fühlt sich verpflichtet, für die Beteiligung der Ausländer durch Verteilung von Medaillen und durch Ankäufe des Staates zu danken, man prämiirt das Neue, nicht weil es gut, sondern nur weil es neu ist und neue Richtungen einschlägt, von denen man nicht wissen kann, wohin sie führen, und die Folge ist, daß in den Köpfen junger Künstler, die solche Preisverteilungen als Orakelsprüche ansehen, eine für die gesunde Weiterentwicklung unsrer nationalen Kunst unheilvolle Verwirrung angerichtet wird.

Auch in diesem Jahre haben in der Malerei erste Medaillen drei Ausländer und ein Deutscher, zweite Medaillen achtzehn fremde und zwölf einheimische Künstler erhalten. In der Plastik und in der Architektur hat überhaupt kein Deutscher eine erste Medaille davongetragen, sondern ein Belgier und ein Engländer. Ich will nicht so weit gehen, aus dieser Preisverteilung einen Urteilsspruch der Jury über die gegenwärtige deutsche Kunst herauszulesen, ich sehe darin nur einen zugleich auf die Zukunft berechneten Beweis der Höflichkeit und Erkenntlichkeit gegen das Ausland. Veranlassung zu ernsteren Bedenken giebt aber doch der Umstand, daß die drei mit ersten Medaillen ausgezeichneten fremden Maler und die Mehrzahl der mit zweiten Medaillen bedachten Ausländer entweder Vertreter jener Richtung sind, die man der Kürze halber am besten die naturalistische nennt, oder durch eine Malweise und Naturanschauung zu wirken suchen, die nur den Reiz der Neuheit und der Bizarrerie für sich, im übrigen aber mit der Kunst nichts zu thun haben. Man wird nicht umhin können, in diesem Vorgehen eine Art von Glaubensbekenntnis zu erblicken, das nicht bloß das persönliche einer Anzahl von Jurymitgliedern ist, sondern von der größern Mehrzahl der Münchner Künstlerschaft geteilt wird. Die ganze Geschichte des Münchner Ausstellungswesens während der letzten Jahre weist darauf hin. Nachdem die französischen Naturalisten und Freilichtmaler und ihre auswärtigen Nachahmer zuerst in größerer Zahl auf der internationalen Kunstausstellung von 1883 aufgetreten

waren und schnell ihre Bewunderer und neue Nachahmer gefunden hatten, wurde die naturalistische Propaganda in München mit solchem Eifer betrieben, daß die Münchner Malerei auf der Berliner Jubiläumsausstellung von 1886 bereits einen stark naturalistischen Zug hatte. Die Münchner Ausstellungen von 1888 und 1889 haben diesen Zug noch zu einer schärferen Ausprägung gebracht, und da die Vertreter der ältern Schulen, namentlich der von Diez und Löfftz begründeten und zur Blüte gebrachten, die auf der Ausstellung von 1883 eine glänzende malerische Leistungsfähigkeit und zugleich einen feinen und edeln Geschmack an den Tag gelegt hatten, noch keineswegs gesonnen sind, den Naturalisten das Feld zu räumen und ihnen das Ausstellungswesen allein zu überlassen, so zeigt die Münchner Malerei auf der gegenwärtigen Ausstellung ein Bild grenzenloser Verwirrung und Ratlosigkeit, in dem sich die verschiednen Richtungen aufs heftigste befehden, ohne daß in dem allgemeinen Wirrwarr ein sicheres Ziel, ein fester Punkt erkennbar wäre, an den sich etwa die Keime einer neuen entwicklungsfähigen Richtung ansetzen könnten. Daß der Naturalismus diese Richtung nicht ist und seinem ganzen Wesen nach nicht sein kann, dafür liefert die Ausstellung von 1890 neues und reichliches Beweismaterial. Die Verwirrung in München wird noch einen größern Umfang annehmen, wenn erst die Samenkörner aufgegangen sein werden, die dieser Ausstellung vom Auslande her zugeführt worden sind.

Zu gleicher Zeit von zwei Seiten, von den Schotten und von den Franzosen, ist den Münchner Malern ein neues Evangelium verkündet worden, das so begeisterte Anhänger in der Jury wie in einem Teile der Presse gefunden hat, daß wir uns nicht wundern würden, wenn die Münchner Malerei auf der Ausstellung des nächsten Jahres teils „schottisch" aussehen, teils sich in dem bunten Papageienstile eines Paul Albert Besnard bewegen würde. Unsre Zeit hat uns nachgerade an die Erfahrung gewöhnt, daß es nichts so Abgeschmacktes und Aberwitziges giebt, das nicht seine überzeugten Bewunderer, seine bis zur Unduldsamkeit fanatischen Verteidiger fände. Mit dem Gesamtcharakter einer Zeit, wo der Spiritismus seine üppigsten Blüten treibt, wo geistige Krankheiten und seelische Verirrungen sich epidemisch verbreiten, steht es durchaus im Einklang, daß der Veitstanz des Naturalismus in Kunst und Litteratur immer mehr um sich greift, und da der Naturalismus am Ende auch seine Grenzen hat, wird er denen, die die schottische Malerschule in Glasgow entdeckt und ihre wunderbaren Erzeugnisse für die Münchner Ausstellung gewonnen haben, Dank dafür wissen, daß sie ihm neue Nahrung, frisches Blut zugeführt haben. Denn der deutsche, insbesondre der Münchner Naturalismus, der schon mit einem griesgrämigen, greisenhaften Gesicht auf die Welt gekommen ist, ist schnell vollends zum Greise geworden. Seit Jahren bewegt er sich in demselben Kreise, ohne daß es ihm gelingen will, seine vermeintlich neue Ausdrucksweise auch an neuen Stoffen zu erproben. Er begnügt sich

damit, und das ist noch seine beste Seite, die Mehrzahl der Motive, die im ABC-Buch der Genremalerei verzeichnet sind, in natürlicher Größe mit strenger Ausmerzung jeder humoristischen oder auch nur gemütvollen Wendung zu wiederholen, und wenn er wirklich Stoffe bearbeitet, die von der deutschen Genremalerei bisher nur ausnahmsweise oder gar nicht behandelt worden sind, so hat er sie von den Franzosen geborgt. Nach wie vor sieht er seine Hauptaufgabe darin, die bedeutungslosesten Vorgänge des Werkeltagstreibens durch lebensgroße Figuren mit behaglichster Breite in einer räumlichen Ausdehnung zu veranschaulichen, die zu der sachlichen Bedeutung des Gegenstandes — von geistigem Inhalt ist niemals etwas zu finden — in vollem Widerspruche steht. Es liegt im Wesen des Naturalismus, daß er nur das widergibt, was er sieht, daß seine Vertreter also nur das Leben ihrer Zeit für darstellbar und auch allein für darstellungswert halten. Auffallend dabei ist, daß sie, ebenso wie sie die Mitarbeit der Phantasie vom künstlerischen Schaffen ausschließen, auch der Schilderung dramatischer Vorgänge möglichst aus dem Wege gehen, gleich als ob der Naturalismus so eng am Modell, an der sklavischen Naturnachahmung hafte, daß seine Kraft versagt, sobald er über die Ruhe der Existenzmalerei zur Darstellung leidenschaftlich bewegten Lebens übergehen will. Mit dieser Beobachtung trifft eine andre zusammen, daß nämlich der moderne Naturalismus in der Dichtung nur da ein brauchbares Element mitbringt, wo er sich in Detailmalerei, in der breitspurigen Zergliederung alltäglichen Lebens zu ergehen Gelegenheit hat, daß seine Mittel aber völlig versagen, wo eine stetig vorwärts schreitende, kunstvoll sich steigernde Handlung das Wesen der Dichtung ausmacht. Ein Gemälde wie Arthur Kampfs „Letzte Aussage" (die Vernehmung eines im Wirtshausstreite erstochenen Arbeiters) bildet wegen seines dramatischen oder doch wenigstens aufregend wirkenden Inhalts eine vereinzelte Erscheinung unter der Menge naturalistischer Arbeiten, die sich mit der Wiedergabe einer oder weniger Figuren in Ruhe oder mäßiger Bewegung begnügen. Es muß aber dabei hervorgehoben werden, daß der Düsseldorfer Künstler seit 1886, wo er die „Letzte Aussage" vollendet hat, kein ähnliches Bild wieder gemalt, sondern sich der Geschichtsmalerei zugewendet hat.

Nur zur Kennzeichnung der behandelten Motive hebe ich aus den Schöpfungen der Münchner Naturalisten den auf einem Wiesenweg bei den Strahlen der untergehenden Sonne lustwandelnden alten Dorfschullehrer mit seinem Spitz hervor (von Markus Grönvold), ferner einen Knecht mit zwei Ackergäulen, der auf dem Felde einer kurzgeschürzten Schnitterin begegnet, und die Schnitter am Rande eines Kornfeldes (beide von dem Grafen Leopold von Kalckreuth, der nach kurzer Lehrthätigkeit an der Kunstschule zu Weimar wieder nach München zurückgekehrt ist), eine Nonne, die vorn in einer von der Sonne durchleuchteten, tief in das Bild hineinführenden Buchenalle sitzt (von Paul Höcker), das junge Mädchen mit dem Briefe des Geliebten am Zaune

eines Küchengartens, dessen Kohlköpfe und Kürbisse mit derselben Liebe, Sorgfalt und Umständlichkeit behandelt sind, wie die menschliche Figur (von Orrin Peck), den Gang zur Taufe, den zwei Bäuerinnen mit dem Täufling über eine Wiese hinweg zu der im Hintergrunde zwischen Bäumen hervorblickenden Kirche richten (von Harry Jochmus), eine Frau, die eine weidende Kuh bewacht (von Viktor Weishaupt), ein vor dem Eingange zu einem Kirchhofe, auf dem eben eine Beerdigung stattfindet, ein Vaterunser betendes Mädchen (von F. von Ende) und das wie blödsinnig vor sich hinstarrende, einen Strohhalm zwischen den Lippen haltende kleine Mädchen auf der Wiese, dem sein Schöpfer den Beinamen „Haideprinzeßchen" gegeben hat (von F. von Uhde). Wenn diese Bilder sich auch in der malerischen Technik, in der Durchführung der Einzelheiten und in der Charakteristik der Köpfe von einander unterscheiden, so haben sie doch das gemeinsame Kennzeichen, daß sie einen möglichst treuen Abdruck der Wirklichkeit in gleichem oder fast gleichgroßem Maßstabe zu geben suchen, daß sie zu diesem Zweck die einfachsten Motive wählen und daß sie allen Schulüberlieferungen aus dem Wege gehen, alle Erinnerungen an die geschichtliche Entwicklung der Malerei und ihre Denkmäler zu vergessen streben. In seiner Befehdung alles Hergebrachten, insbesondre der von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Schönheitsbegriffe, war der moderne Naturalismus in seinen Anfängen so weit gegangen, daß er Schönheit und Anmut geradezu ausschloß, daß er die Wahrheit nur in der Häßlichkeit suchte, und daß er zu ihrer Darstellung eine überaus struppige, rohe Malweise erfand, in deren Anwendung er den endgiltigen Sieg über den „Konventionalismus," wie er alles nennt, was die Malerei aus ihrer Geschichte gelernt hat, erfochten zu haben glaubte. Diese schroffe Einseitigkeit hat unter den Bekennern des Naturalismus nicht lange ihre Herrschaft behauptet, vielleicht unter dem Drucke von rein praktischen Erwägungen, weil die naturalistischen Maler in ihrer Mehrzahl ebenso sehr auf den Verkauf ihrer Bilder angewiesen sind, wie die Vertreter der ältern Richtung, und das Verständnis des kaufenden Publikums für die „neue Kunst," wie sie von ihren litterarischen Wortführern mit allzu voreiligem Pathos genannt wird, unerwartet lange ausbleibt. Es mögen verschiedne Gründe für diese dauernd ablehnende Haltung des deutschen Publikums gegen den Naturalismus vorhanden sein. Einmal fehlt es in Deutschland an reichen, opferwilligen Kunstfreunden, die eine künstlerische Richtung nur um des Grundsatzes willen unterstützen. Es liegt ferner an den beschränkten Lebensverhältnissen in Deutschland, daß selbst wohlhabende, über großen Grundbesitz gebietende Leute sich scheuen, ihre Gesellschafts- und Wohnräume mit Bildern auszustatten, die ganze Wände einnehmen, auch wenn sie gegen die dargestellten Szenen keine ästhetischen Bedenken haben. Aber diese und andre Gründe sind nicht ausschlaggebend genug. Man wird immer wieder auf den einen, nach unsrer Meinung entscheidenden Punkt zurückkommen, daß die von Frankreich

eingeführte Spielart des modernen Naturalismus dem innersten Wesen unsers Volkes fremd und unverständlich bleibt, weil der deutsche Volksgeist im Gegensatz zum romanischen mehr spiritualistisch als formalistisch angelegt ist, d. h. ihm der geistige Inhalt der Dinge höher steht als ihre Erscheinungsform.

Mit dieser Thatsache hat die naturalistische Malerei zu rechnen angefangen, nachdem ihr erster Ansturm an der kühlen Zurückhaltung des Publikums gescheitert ist. Wenn man von F. von Uhde und dem Grafen L. Kalckreuth absieht, denen sich als dritter im Bunde der Unbekehrbaren der Berliner Liebermann zugesellt hat, scheint der Münchner Naturalismus seine Sturm- und Drangperiode überwunden zu haben und zu einer besonnenern Auffassung der Natur zurückgekehrt zu sein. Die obengenannten Künstler und eine Anzahl andrer haben Zeichnung und Modellirung wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, sie haben die Roheit des Farbenauftrags gemildert, sie sehen die Aufgabe der Malerei nicht mehr in dem Nebeneinandersetzen farbiger Flecke, aus denen nach den Versicherungen der naturalistischen Ultras die ganze Natur für ein naiv blickendes, unverdorbenes Auge bestehen soll, und hie und da wagt sich auch bereits der Ausdruck tieferer Empfindung schüchtern hervor. Das betende Mädchen F. v. Endes ist in seinem ganzen Wesen von inbrünstiger Andacht erfüllt, das Antlitz der Bäuerin, die auf dem fleißig durchgeführten Bilde von Jochmus den Täufling trägt, wird durch einen sonnigen Glanz von Glück und zärtlicher Liebe erhellt, und das junge, anmutige Mädchen am Gartenzaun des Peckschen Bildes bringt einen Strahl von lauterer Poesie in die dürre Prosa der Kohl- und Kürbisblätter. Ein andrer Naturalist und Freilichtmaler, Wilhelm Volz, hat sogar in einer Heiligen Cäcilie, die inmitten einer kühl gestimmten Frühlingslandschaft im Schlafe ein Traumgesicht hat, das durch acht vor ihr musizirende Engel verkörpert wird, eine rein poetische Tonart angeschlagen und in der Charakteristik der himmlischen Kinder ein feines Schönheitsgefühl und eine liebenswürdige Naivität entfaltet, die bisher von dem Programm der Naturalisten völlig ausgeschlossen waren. Der oben angeführte Paul Höcker, ein Schüler von W. Diez, der bis vor kurzem noch holländische Innenräume mit kleinen Figuren bei Helldunkel malte, fühlt sich in der „neuen Kunst“ so wenig sicher, daß er außer jener Nonne im Buchengang noch ein zweites Bild ausgestellt hat, das im Gegensatz zu der Deutlichkeit und Luftlosigkeit der naturalistischen Freilichtbilder einen phantastisch-mystischen Charakter hat. Vor der Thür ihrer schlichten Hütte kniet im Dämmerlicht des hereinbrechenden Abends die Jungfrau Maria und empfängt demutsvoll die Botschaft des Engels, der von leichtem, bläulichem Nebel umflossen, aus dem die Umrisse der Gestalt nur in unbestimmten Andeutungen auftauchen, der Gebenedeiten einen Lilienzweig entgegenhält. Diesen Mystizismus der Farbe, der alles Köperliche mit einem grauen Dunst umhüllt und die Figuren wie visionäre, schattenhafte Erscheinungen wirken läßt, hat Franz Stuck zu einer

Spezialität ausgebildet, die schon nach den ersten Versuchen in völlig bizarre Manier umgeschlagen ist. Nachdem er sich im vorigen Jahre durch einen mit dem flammenden Schwerte vor dem Paradiese wachthaltenden Jünglingsengel und durch den Kampf zweier Faune, die vor einer Zuschauerschaft von männlichen und weiblichen Bocksmenschen mit den Köpfen gegen einander rennen, bekannt gemacht hatte, hat er dies Jahr zwei ähnliche, in einem graugrünen Halbdunkel spielende Szenen aus dem Treiben der Waldgötter gebracht, zwei sich um einen Baum herumjagende Satyrn und die Verfolgung eines Hirsches mit menschlichem Oberkörper durch einen Centauren, und die überlebensgroße nackte Figur Lucifers, eines starkknochigen, aus bläulich schillernden Augen unheimlich vor sich hinstarrenden Gesellen, der, anscheinend soeben von seinem Sturze aus dem Himmel auf der Erde angelangt, über seinen zukünftigen Beruf als Höllenfürst und Verderber der Menschheit nachdenkt. Daß solche Ausgeburten einer phantastischen Laune, die mit Gedanken, Formen und Farben ein barockes Spiel treiben und nur darauf berechnet sind, um jeden Preis Aufsehen zu erregen, niemandem eine künstlerische Erhebung oder auch nur eine ästhetische Befriedigung gewähren können, daß sie die Kunst nicht um einen Schritt vorwärts bringen, bedarf wohl keines Beweises für den, der sich in dem Hexensabbath der modernen Kunst noch ein Körnchen gesunden Menschenverstandes und ein gesundes Auge bewahrt hat.

Und das gesunde Auge wird nachgerade die Hauptsache bei der Beurteilung der immer sonderbarer sich gestaltenden Blasen, die aus dem trüben Sumpfe der modernen Kunstrevolution an die Oberfläche steigen, nachdem der schrankenlose Subjektivismus und Nihilismus dieser Bewegung alle durch die Überlieferung und die Arbeit der Jahrhunderte gebildeten Stilbegriffe, alle philosophischen und ästhetischen Gesetze für null und nichtig erklärt hat.

Eine Zeit lang schien es, als ob die Sekte der französischen Impressionisten, die uns weiß machen wollten, daß die Dinge dieser Welt nicht wirkliche, mit Formen und Farben behaftete Körper seien, sondern daß alles, was wir sehen, ein Mosaik von körperlosen, farbigen Flecken sei, das erst durch die Willkür unsrer Augen zu körperlichen Gebilden umgestaltet werde — eine Zeit lang schien es, als ob sich diese Sekte aufgelöst habe, nachdem sie die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen eingesehen, die Welt zu einer neuen Methode des Sehens zu bekehren. Sie ist nicht tot; ihre aberwitzige Lehre ist vielmehr im hohen Norden zu neuem Leben erwacht, in der schottischen Fabrik- und Handelsstadt Glasgow, wo die Leute freilich oft genug ein Recht haben, die sie umgebende Natur für ein zufälliges Konglomerat von mehr oder minder farbigen Nebelflecken zu halten. Wir hören, daß sich aus einer Anzahl von Dilettanten, die an den Wochentagen in den Kontoren der Kaufleute saßen und sich des Sonntags damit die Zeit vertrieben, ohne Lehre und Beispiel die von der Natur empfangenen Eindrücke in Farben zu übersetzen, im Laufe von fünfzehn Jahren

eine blühende Malerkolonie gebildet hat, deren Mitglieder freilich, nachdem sie ihren ersten Beruf aufgegeben hatten, die hohe Schule von Paris durchgemacht haben. Nach ihrer dilettantischen Vorbildung war es begreiflich, daß ihnen der französische Impressionismus als das für die Nachahmung bequemste Vorbild erschien. Man nahm noch etwas Japanismus hinzu, und mit diesem Rüstzeug ausgestattet zogen die fertigen Künstler heim, deren „kindliche Naivität“ sich u. a. auch darin äußert, daß ihr geselliger Mittelpunkt einen Verein unter dem Namen The boy's bildet. Man thäte aber den französischen Impressionisten Unrecht, wenn man sie mit ihren schottischen Nachahmern auf eine Stufe stellen wollte. Selbst in ihren tollsten Verirrungen, in ihren abenteuerlichsten Zumutungen an die Aufnahmefähigkeit des menschlichen Auges ist immer noch eine Spur von koloristischem Geschmack, ein leises Gefühl für farbigen Reiz zu entdecken. Die Mehrzahl der schottischen Bilder, die nach München gebracht worden sind, entbehrt auch dieser bescheidenen Vorzüge.

Es ist begreiflich, daß man in München ein großes Interesse hat, das höchste Maß von Beredsamkeit aufzubieten, um die Leistungen der neu entdeckten Malerschule in ein glänzendes Licht zu rücken. Es ist auch begreiflich, daß sich viele Leute durch diese Beredsamkeit verleiten lassen, ihre eignen Augen Lügen zu strafen, und daß sie sich nun in einen noch größern Feuereifer hineinreden, um die Stimme ihres künstlerischen und ihres ästhetischen Gewissens zum Schweigen zu bringen. Aber wer außerhalb des Kreises dieser Schwarmgeister steht, wer — nach dem vielgepriesenen Beispiele der Glasgower Maler — sich nur auf seine eignen Augen verläßt, der wird unumwunden erklären müssen, daß hier eine Erscheinung vorliegt, die sich als eine in der Kunstgeschichte beispiellos dastehende krankhafte Verirrung kennzeichnet, deren letztes Ziel die Vernichtung des menschlichen Kunsttriebes oder doch seine Herabdrückung auf die unterste Stufe der Kultur bildet.

Ich habe zur Charakteristik dieser Bestrebungen etwas starke Ausdrücke gebraucht; aber die Mittel, deren sich die Schotten zur Erreichung ihres Zieles bedienen, sind nicht minder stark. Alle Errungenschaften der zeichnerischen und malerischen Technik, an denen die Jahrhunderte gearbeitet haben, sind von ihnen über Bord geworfen worden. Während das Streben der Malerei aller Schulen und Zeiten, mochten ihre Anhänger dünn oder fett, durchsichtig oder körperhaft malen, darauf gerichtet war, die tote Masse der Farben gewissermaßen zu beleben und zu durchgeistigen, indem sie die Farben mit einander mischten, verschmolzen und vertrieben, hierdurch Ton und Stimmung gewannen und so die Roheit des Materials überwanden, kehren die Schotten zu dem Urzustande des Kolorismus zurück, indem sie nach Art der Kinder, die zum erstenmale einen Tuschkasten in die Hand bekommen, einen Farbenfleck neben den andern setzen und es den Augen der Beschauer überlassen, sich aus diesem Wirrwarr von bunten Klecksen ein Bild zu machen. Diese rohe, stumpfsinnige,

jeder Empfindung bare Verbindung von grünen, blauen, roten und gelben Flecken, aus denen die Schwärmer für die „neue Kunst" bereits Gesundheit, bezaubernde Frische, Schönheit, poetische Stimmung, berauschenden Farbenklang und andre wohlklingende Dinge herausgelesen und sogar herausgehört haben, verhält sich zur wirklichen Malerei wie das Stammeln eines unvernünftigen Kindes zu der ausgebildeten Sprache des ausgewachsenen, vernunftbegabten Menschen. Ebenso beschränkt aber wie die malerischen Ausdrucksmittel der Schotten ist ihr geistiger Gesichtskreis, ihr Stoffgebiet. Wir sehen fast ausschließlich Naturausschnitte, wie sie der Zufall dem Auge des Malers geboten hat: Wald-, Haide- und Küstenlandschaften, Wiesen, Äcker und Gärten mit Hirten, Frauen, Kindern, Rindvieh und Schafen, am liebsten in der Abenddämmerung oder sonst einem nicht weiter motivirten Dunkel, in dem sich die Roheiten der malerischen Handschrift zu ihrem Vorteile, womöglich noch unter dem Vorwande elegischer Stimmung, verbergen können. Und das sind nicht etwa Skizzen, Vorstudien, sondern fertige Gemälde, deren Schöpfer sich unter dem Beifall litterarischer Gesinnungsgenossen einbilden, die Natur erst in ihrem wahren Wesen erkannt und zugleich die Kunst von ihren bisherigen Irrwegen zurückgeführt zu haben! Es hat keinen Zweck, hier eine lange Reihe von Namen anzuführen, deren Träger ohnehin keine so scharf ausgeprägten Züge besitzen, daß sie in der Mache und in der Naturanschauung merklich von einander verschieden wären. Es genügt, wenn wir George Henry, Alexander Frew, Thomas Grosvenor, David Gauld, Edward Hornel und James Paterson als die nennen, die in der gründlichen Verachtung von Zeichnung, Formengebung und koloristischer Durchbildung am weitesten gegangen sind. Einer ganz bedingungslosen Anerkennung scheint sich dieses neue Evangelium der Kunst übrigens auch in Glasgow nicht zu erfreuen, da einige Maler sich zu Kompromissen verstanden haben, und die Münchner Jury ist so vorsichtig gewesen, gerade sie für die Medaillenverteilung auszuwählen. So haben James Guthrie und Edw. Arth. Walton die erste und die zweite Medaille nicht für ihre durchaus in dem rohen, impressionistischen Stile ihrer Genossen gehaltenen Landschaften in Öl, Pastell und Aquarell erhalten, sondern für ihre Bildnisse, in denen der wilde Naturalismus sich zu einer verständlicheren Ausdrucksweise gemäßigt hat. Das besonders mit der ersten Medaille ausgezeichnete Porträt des Reverend Dr. Gardener von James Guthrie könnte sogar die Vermutung nahelegen, daß sein Schöpfer sich gelegentlich mit dem Studium des Velasquez beschäftigt habe, wenn damit nicht eine haltlose Verdächtigung von Leuten ausgesprochen wäre, die die Malerei von Grund aus neu erfunden haben. Ein Dritter der mit Medaillen ausgezeichneter Glasgower, John Lavery, ist ein Landschaftsmaler, dessen prämiirtes Bild, ein Tennispark, sich ebenfalls von den tollsten Ausschreitungen der schottischen Naturalisten fern hält. Wenn man sich unter ihren deutschen Gesinnungsgenossen umsieht, wird man übrigens

finden, daß die mit den höchsten Ehren gekrönten Bildnisse der Schotten durchaus nicht die Porträtschöpfungen der deutschen Naturalisten überragen. Graf Kalckreuth und F. von Uhde sind mit vollkommen ebenbürtigen Leistungen erschienen. Insbesondre hat Uhde ein Damenbildnis ausgestellt, das in der malerischen Behandlung und in der koloristischen Wirkung auf gleicher Stufe steht wie das Porträt einer vornehmen Dame von Guthrie, auf dem nur der Kopf einigermaßen aus dem Gewirr farbiger Flecken herausgearbeitet, selbst aber auch nicht frei von Flecken geblieben ist, die die Schatten andeuten sollen.

Ich habe oben gesagt, daß den Münchnern zugleich mit den Schotten noch eine zweite neue Offenbarung durch den Franzosen Paul Albert Besnard zu teil geworden sei, den die Jury auch einer ersten Medaille würdig erachtet hat. Auch hier ist kein großer, tiefer oder auch nur eigentümlicher Gedanke, überhaupt kein Gedanke ausgezeichnet worden, sondern nur ein technisches Raffinement, das auf eine bloße Spielerei hinausläuft, ohne das malerische Handwerk zu bereichern. Eine nackte junge Frau, die dem Beschauer den Rücken zukehrt, sitzt vor einem auf dem Bilde nicht sichtbaren Kamin und wärmt sich an dem Feuer, dessen Reflexe ihren Körper umspielen, indem sie zugleich eine Tasse zum Munde führt. Der Körper ist nicht etwa mit der Feinheit, der geschmeidigen Koketterie durchgebildet, die die Franzosen in ihren Studien nach dem Nackten gern zur Anschauung bringen, sondern derb und fett hingestrichen; aber wie die Glut des Kamins sich in gelben und rötlichen Flecken auf dem Körper spiegelt, das ist eine so staunenswerte Leistung, daß dieses Konzert grell durcheinander schreiender Töne in München die höchste Bewunderung hervorgerufen hat. Selbst ein Kritiker wie Paul Mantz, der allen Sprüngen der französischen Malerei mit warmer Teilnahme folgt, hat von dieser „Studie künstlichen Lichts" nur rühmen können, „daß sie ganz im Sinne der neuen Beunruhigungen sei," zu deren Tummelplatz unsre Kunst gemacht wird. Noch bizarrer in der Beleuchtung, noch maßloser in der Zusammenstellung greller Farbenflecke und völlig unklar in seiner Bedeutung und letzten Absicht ist ein zweites Bild desselben Künstlers, das er die „Vision einer Frau" nennt. In einem mit Blumen von den abenteuerlichsten Formen und Farben erfüllten Garten steht oder sitzt — die skizzenhafte Mache läßt es nicht deutlich erkennen — ein halb nacktes Mädchen, das aus blöden, verschleierten Augen in die Ferne starrt. Ob der phantastische Garten den Inhalt ihres Traumgesichts bildet, oder ob der Beschauer den Gegenstand der Vision aus seiner eignen Phantasie ergänzen soll, ist gleichgiltig. Wenn nur die recherche de la curiosité, wie der Franzose solche Experimente nennt, das Suchen nach dem Seltsamen und Absonderlichen geglückt ist. Und es ist geglückt. Alle Welt redet von dem Künstler, man findet ihn interessant, genial, kühn, in seiner Genialität bezaubernd. Ein paar junge Münchner Künstler,

die ihn vielleicht in Paris kennen gelernt haben, ahmen ihm jetzt schon nach, und im nächsten Jahre wird es eine ganze Schule geben, die das Heil der Malerei darin sieht, daß man nackte Körper, unter dem Vorgeben, die Reflexe des Lichts darauf aufzufangen, mit allen Farben des Spektrums austreicht.

Die Weltgeschichte gefällt sich häufiger in Gegensätzen als in Analogien. Als vor hundert Jahren die autokratische Monarchie den ersten Stoß erhielt, von dem sie sich nicht wieder erholt hat, erwuchs in Frankreich unter dem Schutze der bürgerlichen Demokratie, die vor dem Blute eines Königs nicht zurückgeschreckt war, eine feierlich ernste, von den strengsten Gesetzen des Ebenmaßes und der akademischen Regel beherrschte Kunst. Davids sorgfältig kostümirte Römer mit ihrem edeln theatralischen Anstand stehen im schroffsten Gegensatze zu den borstigen Sansculotten, die die politischen Geschicke Frankreichs schufen und leiteten. In unsrer Zeit, wo der Bestand der großen europäischen Monarchien wie der der französischen Republik durch eine bisher ohne Beispiel gewesene Macht von Kanonen und Bajonetten gesichert erscheint, übernimmt die Kunst die Rolle der Revolution. An allem Bestehenden wird gerüttelt, was Jahrhunderte lang in Geltung war, wird für Irrtum, Lüge und Heuchelei erklärt, man läuft Sturm gegen Akademien, Universitäten und Museen, man will wie vor hundert Jahren nichts als die Natur, die ursprüngliche, unverfälschte Natur, und jeder dieser schwärmenden und stürmenden Geister macht sich von seinem Götzen ein eignes Bild. Aber dieses Bild spiegelt nur die wirren Gespinste seines Hirns wieder; mit der großen, ewigen Mutter alles Seins und Werdens hat es nichts zu schaffen.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

20. Höhere Musik



Höhere Musik ist im Grunde genommen solche, die von den höhern Ständen gemacht wird. Jedermann wird mir zugeben, daß ein Konzert, das der Moritzkantor veranstaltet, und eins, dem der Herr Musikdirektor die musikalische Weihe giebt, ganz verschiedne Dinge sind, selbst wenn hier wie da dieselbe Schöpfung oder dasselbe Requiem aufgeführt würde. Doktor Wünsche behauptet zwar in seiner etwas „abstrakten" Weise: Musik sei Musik; aber ebensogut könnte man sagen: Kaffee sei Kaffee, oder Rotwein sei Rotwein. Trinke doch einer Rotwein aus

einem Blechmaß und sehe, ob es ihm nicht schmecken wird wie Tinte! Ebensowenig kann ein Mensch von Geschmack diese bürgerlichen Musikbestrebungen vertragen, wie sie bei uns beliebt sind. Wenn ich nur den fettigen Rockkragen des Herrn Kantors sehe oder die engen Aermel seines sogenannten Fracks oder Röschen Rümplings Toilette: Vergißmeinnicht mit knallroter Schleife, und die ganze Schar von Husche-gänschen, die dort in der ersten Reihe sitzen, so habe ich schon genug. Musik an sich ist ein physikalischer Vorgang; erst dann, wenn die persönliche Beziehung zwischen Musikmachenden und Musikhörenden hinzukommt, wird aus den Tonschwingungen Musik. Darum ist es keineswegs gleichgiltig, wer die Musik macht und wer sie hört, und es war ein Zeichen riesiger Harmlosigkeit, als die Herren vom städtischen Gesangverein erwarteten, die bessern Kreise würden sich ihrem Unternehmen anschließen. So pflegt der Herr Gymnasialdirektor die Sache darzustellen, und er hat gewiß Recht; denn das hat er ja immer. Wenn dennoch die der höhern Musik gewidmeten Bestrebungen nicht den dauernden Erfolg hatten, den man zu erwarten berechtigt war, so lag das an dem beschränkten Gesichtskreise, den kleinen Verhältnissen unsrer Stadt, es lag an Herrn Maiering und ganz besonders an Herrn Saborski. Aber ich muß die Geschichte im Zusammenhange erzählen.

Ehe der Herr Gymnasialdirektor in unsre Stadt versetzt wurde, hatte man nur in den Familien Musik gemacht. Und das war sehr nett. Denn was kann man vor Tische Besseres thun als ein paar Lieder singen? Man kann doch nicht immer Albums zeigen, und das Herumstehen an den Wänden und die etwas altfränkischen Komplimente des Herrn Generals a. D. werden doch mit der Zeit eintönig. Fräulein Ermisch kann zwar nicht viel, aber sie ist die Tochter des Herrn Bergrats, ein Goldfisch und eine wirklich nette junge Dame. Es ist kein Wunder, daß die vier Lieder, die sie in der Singestunde gelernt hat, immer wieder mit Begeisterung aufgenommen werden. Dann ist Fräulein von Grasheuer da, die bei einem wirklichen Tenoristen Singestunde gehabt hat. Dann haben wir noch Fräulein Schmerle, die das Konservatorium in Dresden besucht hat — sie giebt jetzt selbst Singestunden — und durch edle Haltung und dramatische Accente ersetzt, was ihr an Stimme fehlt. Allzujung ist sie nicht mehr. Aber wie sie den linken Arm straff herabhängen läßt, wie sie das Notenblatt handhabt, wie sie schmerzlich lächelt oder „nicht mehr grollt" — das ist großartig. Genau so wie die Knaller-Schluchzinger. Der Herr Leutnant Krause spielt die Violine. Freilich kratzt er etwas, und viel mehr als „Lang, lang ists her" und Gounods Meditation kann er nicht. Aber man ist unter sich, und das mildert das Urteil „erheblich." Der kleine Brandes wendet um. So hört man denn seine alten Bekannten — gute Musik kann man ja nicht oft genug hören — immer und immer wieder: „Du meine Seele, du mein Herz" und den „Manzanaares" und „Es war ein Traum" und „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich," wobei die beiden Stimmen an dramatischem Ausdruck das höchste leisten, wenn sie auch nicht mit einander in Tritt kommen, und hat bei den langen Vorbereitungen, dem Blättern in den Notenheften, den Bitten und Entschuldigungen auch Zeit, ein vernünftiges Wort zu reden. Ists vorüber, so geraten die Herrn in Entzücken, und die Damen nicken der Sängerin mütterlich wohlwollend zu: Reizend. Nicht war? sehr nett. Prachtvolle Stimme!

Aber mit der Zeit wird auch der beste Kuchen altbacken. Es kam die Zeit, wo jedermann fühlte: jetzt muß etwas Neues geschehen, und zu diesem Zeitpunkte erschien der Herr Gymnasialdirektor mit seiner Frau auf der Bildfläche. Daß er besonders musikalisch wäre, kann man nicht behaupten; wenigstens steht fest, daß

er einmal Chopin für Bach gehalten hat. Desto musikalischer ist die Frau Direktorin; und er ist ein guter Ehemann. In seinem Amte ist er der reine Tyrann, und aller Welt gegenüber setzt er seinen dicken Kopf durch, aber seine Frau übertyrannt den Tyrannen. Was seine Frau in musikalischer Hinsicht sagt und will, das ist Evangelium und wird durchgesetzt.

Sie war lange Zeit ein hervorragendes Mitglied der Singakademie in H. gewesen, Solosängerin und Stütze des Alt. Die musikalischen Leistungen bei Generals oder Bergrats oder den andern Familien, die zur Gesellschaft gehörten, konnten ihr durchaus nicht genügen. Als einmal wieder der „Manzanaares" und der „Traum" von Stapel gelassen worden waren, nickte sie freundlich-ernst ihrem lieben Manne zu, und dieser räusperte sich und sprach den Gedanken aus, daß man einen Gesangverein für bessere Musik, bestehend aus den bessern Kreisen des Ortes und unter einem bessern Dirigenten, gründen müsse. Keinen kleinen Singeverein, sondern etwas Ordentliches. Man brauche ja nichts Neues zu erfinden, man könne sich ja an großstädtische Muster halten. Die Frau Direktorin stimmte ihrem Manne lebhaft zu. Die Sängerinnen waren begeistert, alle erhobnen Bedenken wurden mit siegreichen Gründen niedergeschlagen, und als die Gesellschaft auseinanderging, war der Verein beschlossene Sache. Es stand auch fest, daß zur Erinnerung an die glorreichen Zeiten in H. und zur Betonung des Unterschiedes von einem gewöhnlichen Vereine der Name „Singakademie" gewählt werden solle.

Ich übergehe die nun folgenden Verhandlungen über die Statuten, die Sitzungen, die Erzürnungen, Mißverständnisse, Gehässigkeiten und Zeitungsstreitereien; der Herr Direktor führte seine Sache durch, und eines Tages war die Singakademie fertig. Sie bestand aus ordentlichen, außerordentlichen und Ehrenmitgliedern und hatte einen Vorstand, der sich aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassenwart, dem Archivar, dem Introdukteur (sein Amt bestand darin, die Sängerinnen am krummen Arme auf das Podium zu führen) und sieben Beisitzern zusammensetzte. Der musikalische Dirigent war Beamter des Vereins, wurde vom Vorstand angestellt und besoldet und hatte den Weisungen des Vorstandes zu folgen. Über jede Sitzung wurde Protokoll geführt, das Statut, in dem alle möglichen und unmöglichen Fälle vorgesehen waren, wurde gedruckt, es fehlte nur noch — der Dirigent.

Es war keiner zu finden — durchaus nicht. Denn die verschiednen Herren Kantoren und sonstigen musikalischen Kräfte waren längst von ihren eignen Gesangvereinen in Anspruch genommen, und ein wegwerfendes Wort von Schulmeisterseelen, das in einer Vorstandssitzung gefallen und nicht verschwiegen geblieben war, hatte viel böses Blut gemacht. Schon dachte man daran, den ganzen schönen Plan fallen zu lassen oder sich einen Dirigenten von auswärts zu verschreiben, als es einem findigen Vorstandsmitgliede gelang, Herrn Maiering zu entdecken. Herr Maiering war zweiter Organist an der Schloßkirche, äußerlich ein schüchternes Männchen, aber innerlich ein großer Künstler. Namentlich in seinen eignen Augen. Er hatte sich aus kleinen Verhältnissen mühselig emporgearbeitet und hatte wirklich das Zeug zu einem tüchtigen Musikanten, aber auch einen ans Komische streifenden Eigendünkel. Aber beides war sein Geheimnis. Während er sich innerlich mit dicken Weihrauchwolken umgab, während er flammende Reden hielt, brachte er es äußerlich nicht über ein paar schüchterne Worte.

Als er das Schreiben erhielt, worin ihm angetragen wurde, Dirigent zu werden ward er blaß und rot, warf den Brief an die Wand und wütete: Was? bin ich ein Bedienter? Bin ich ein Pudelhund, der über den Stock springt? Angestellter

des Herrn Direktors und seiner dummen Bande? Das fehlte noch! Auf Befehl einüben? Heute Orpheus in der Unterwelt und morgen Missa solemnis? Einen Leierkasten sollen sie kaufen, einen Packträger sollen sie sich mieten, aber keinen Künstler zum „Angestellten des Vereins“ machen! Das Honorar und die Ehre, einer Singakademie vorzustehen, lockten freilich, aber nichts da, man ist kein Bedienter. Er antwortete gar nicht.

Nun kam der Herr Direktor, der nicht so leicht abzuschütteln war, selber an. Herr Maiering schäumte innerlich über solche Unverschämtheit, brachte aber nur die schüchterne Bemerkung heraus, daß er seinen Fähigkeiten nach wohl nicht in die Formen eines solchen Vereins passen dürfte. Aber der Herr Direktor schlug alle Bedenken mit siegreichen Gründen nieder, und ehe sichs Herr Maiering versah, war er gefangen und angestellt.

Nun konnte es also losgehen. Die Singakademie war etwas Neues. Das Neue lockt an, und so fehlte es weder an Mitgliedern noch an Sängern. So mancher, von dem mans nicht gedacht hätte, sogar der lange Leopold, ein viel begehrter Tenor, verließ die Fahne des Bürgergesangvereins und ging zur Singakademie über. Die „Gesellschaft“ erschien vollzählig, sogar vom Lande stellte man sich ein. Vorn saßen die Sängerinnen in langen Reihen, und hinten ballten sich Tenor und Baß zu dunkeln Haufen zusammen. Im Hintergrunde drückten sich ein paar Leutnants herum, die es auf Lieschen Ermisch abgesehen hatten, übrigens weder Stimme noch eine Ahnung von Noten hatten. Fräulein von Grasheuer, Fräulein Schmerle und die Frau Direktorin nahmen als Stützen des Ganzen rechts und links vom Klavier Platz. Herr Oppenheim machte sich als „Archivar“ wichtig und ließ es sich nicht nehmen, jeder Dame ihre Stimme eigenhändig und mit einer verbindlichen Redensart zu übergeben. Der Kassirer, ein alter pensionirter Steuermensch, zog lauernd mit seinem Buche herum, und der Herr Direktor bewegte sich vor der Front mit dem Anstande eines Majors. Herr Maiering, der innerlich mit Knirschen, äußerlich mit Zittern und Zagen die Leitung übernommen hatte, machte seine Sache gar nicht übel und entwickelte, sobald es sich um Noten handelte, eine Thatkraft, die ihm niemand zugetraut hätte.

Er hatte es — allerdings mit Mühe — durchgesetzt, daß mit etwas Kleinem, mit ein paar Chorliedern begonnen wurde. Nach langen Proben gingen sie so leidlich, gut im Verständnis, aber weniger gut in Takt und Ton. Nun sollte aber etwas Großes kommen. Man schwankte zwischen dem Messias und der Matthäuspassion. Die Klavierauszüge wanderten hin und her, und jedes suchte sich schon im voraus seine Soli aus. Man hielt Vorstandssitzungen und entschied sich aus „erheblichen“ Gründen für die Matthäuspassion. Der eigentliche Grund war, daß die Frau Direktorin die Arie „Buß und Reu“ zu ihren Glanznummern zählte. Man schaffte also die Noten an und wies Herrn Maiering an, die Matthäuspassion einzuüben.

Herr Maiering bekam Zuckungen. Das ist ja die reine Prostitution der Kunst, rief es in ihm, es ist ein Frevel an dem Andenken Bachs, es ist mehr als ein Frevel, es ist eine Riesendummheit! Sind die Leute verrückt? Dieser piepende Sopran, diese musikalische Impotenz, dieses Orchester, und Tanneboom als Sologeiger, und ein Bachisches zweichöriges Oratorium! Es ist ja, um sich die Haare auszuraufen, es ist zu abgeschmackt. Und das soll ich machen? ich? Nein, zu dieser Blamage gebe ich mich nicht her!

Er gab sich aber doch dazu her, denn erstens hatte sich seine Frau in Erwartung des Gehaltes das längst erwünschte neue Kleid schon angeschafft, und

zweitens — was hätten die Kollegen gesagt, wenn er schon vor Anfang der Sache die Schippe weggeworfen hätte? Er machte sich also seufzend an die Arbeit in der Überzeugung, daß — nichts draus werden würde. Und wirklich, nach vier Wochen zeigte sichs, daß die beiden Chöre nicht unter einen Hut zu bringen waren, und daß der Alt des zweiten Chors nie begreifen würde, was er zu singen habe und was nicht. Man legte die Noten, die ein Heidengeld gekostet hatten, beiseite und fing etwas Neues an: Mendelssohns Paulus. Die Frau Direktorin hätte lieber den Messias oder den Josua gehabt, doch gab sie sich zuletzt zufrieden in der stillen Hoffnung, auch mit der Arie: „Doch der Herr verläßt die Seinen nicht,“ was sonst auch eine ihrer Glanzleistungen gewesen war, zu einer gewissen Geltung zu kommen.

Nach einem halben Jahre gingen die Chöre so einigermaßen. Es wurde mit viel Verständnis gesungen — eine Singakademie ist doch etwas ganz andres als ein Gesangverein! —, aber eigentlicher Verlaß war auf keine Stimme, am wenigsten auf den Sopran, dessen große Menge nichts leistete, während die Führerinnen, die jede für sich Solo sangen, die Sache mit ihren „dramatischen Accenten“ verdarben. Aber was war da zu machen? Fräulein von Grasheuer hatte bei einem Tenoristen Singstunde gehabt, und Fräulein Schmerle war auf dem Konservatorium in Dresden gewesen; die mußten es doch können. Und nun gar gegen die Direktorin, die ihren Alt mit tiefstem Verständnis im Tone der seufzenden Kreatur sang — gegen die war gleich gar nicht aufzukommen. Aber man war mit sich zufrieden. Die Freunde kamen zur Probe und lobten alles und jedes.

So kam die Aufführung heran. Der Vorstand, der einige Monate geruht hatte, trat wieder in Thätigkeit, und Herr Maiering wurde nun feierlich zu den Sitzungen hinzugezogen. Zuerst handelte es sich um die Beschaffung des Orchesters. Tanneboom wurde abgelehnt. Dabei fielen Redensarten wie Stadtpfeifer und Jammerkerle, die Tanneboom wiedererfuhr und worüber er teufelswild wurde. Dann dachte man an die Militärmusik. Hiergegen erhob die Frau Direktorin entrüsteten Einspruch. Das erfuhr der „Kapellmeister“ wieder, wurde auch wild und brütete Rache. Dann wollte man ein ganzes Orchester von auswärts kommen lassen. Hiergegen sträubte sich wieder der Kassirer. Zuletzt mußte man Herrn Tanneboom gute Worte geben und seine gepfefferten Preise bewilligen. Natürlich mußte das Orchester verstärkt werden. Der Herr Direktor hatte sich die Mühe genommen, die Partitur durchzusehen und alle A-, C-, Es- und B-Klarinetten und -Hörner auszuziehen. Er war damit auf acht Klarinettisten, sechs Hornisten und ebensoviel Trompeter gekommen; für diese müsse man vor allen Dingen sorgen. Maiering schrie innerlich auf: Unsinn! Unsinn! Der weiß nicht, daß man die Klarinetten wechselt und in die Trompeten Einsätze steckt! Und so einer will den Direktor spielen. Gehen Sie zum Teufel! Blamirt haben Sie sich nun gerade genug. Hierauf machte er dem Herrn Direktor in aller Bescheidenheit die Sachlage klar. Als dieser sie endlich begriffen hatte, zog er zwar grollend seinen Antrag zurück, aber ein Stachel von Bitterkeit blieb in seiner Seele sitzen. Er überließ nun die Sache Tanneboomen, was von vornherein das Gescheiteste gewesen wäre.

Noch schwieriger aber war die Frage der Solisten. Natürlich wollte Maiering für jede Stimme eine auswärtige Kraft haben, und ebenso natürlich wollten die Damen Grasheuer und Schmerle sowie die Frau Direktorin die betreffenden Partien selbst singen. Auch rechnete der lange Leopold ernstlich auf die Tenorpartie. Man kann sich denken, was das für ein Durcheinander gab. Maiering kämpfte für seinen Paulus, hielt Reden und bekam sogar heroische Anwandlungen. Aber es half

alles nichts. Zuletzt einigte man sich dahin, die Frauenstimmen mit eignen Kräften zu besetzen und für die Männerstimmen Sänger kommen zu lassen. Dabei gab es aber bereits ernstliche Auseinandersetzungen zwischen dem Direktor und dem Dirigenten.

Nun begannen die großen Proben mit Orchester. Der Herr Direktor ordnete an, die Frau Direktorin redete hinein, die Damen Grasheuer und Schmerle sprachen Wünsche aus, Tanneboom kam mit Beschwerden, und die Musiker räsonnirten im Geheimen. Maiering zitterte vor Wut. Die Chöre gingen schlechter denn je. Es war nicht zu leugnen, sie gingen erbärmlich. Es war ebenso wenig zu leugnen, daß Tannebooms Lehrlinge in den Stimmen der Holzbläser unverantwortliche Dinge machten.

Das liegt daran, sagte die Frau Direktorin zu ihrem Manne, daß das Orchester falsch aufgestellt ist. In H. hatten wir die Kontrabässe auf beiden Flügeln und das Soloquartett in der Mitte.

Aber erlauben Sie, Herr Tanneboom, rief der Herr Direktor durch den Saal, Ihr Orchester ist ja auch ganz falsch aufgestellt. Die Kontrabässe müssen auf die beiden Seiten; sehen Sie, dorthin, an die Pfeiler.

Das geht nicht, die Pfeiler schlucken den Ton weg.

Ach was! es wird schon gehen. Machen Sie einmal Platz da mit ihrer Pauke. So, nun Sie hierher! Nicht wahr, Herr Oppenheim, so macht sichs besser?

Jetzt kam auch noch Herr Oppenheim dazwischen und gab seine Weisheit dazu: Sehen Sie, Herr Tanneboom, so gehts.

Aber hören werden Sie nicht viel!

Als man endlich wieder in Ordnung war, fehlte — der Dirigent. Man hatte ihn in die Garderobe gehen sehen. Dort stand er auch und starrte brütend zum Fenster hinaus. So fand ihn der Herr Direktor.

Herr Maiering, wollen Sie die Probe fortsetzen.

Fällt mir gar nicht ein.

Was?

Wenn Sie sich einfallen lassen, im Orchester herumzudirigiren, dann dirigiren Sie nur auch die Chöre.

Herr, Sie sind Beamter des Vereins und haben zu thun, was angeordnet wird.

Und Sie verstehen nichts von der Sache.

Herr, Sie sind —

Der Direktor sprang auf den Dirigenten zu, und dieser flüchtete sich hinter ein paar Überzieher. Glücklicherweise legten sich einige Vorstandsmitglieder dazwischen und trennten die Streitenden. Da Herr Maiering nach dieser unnatürlichen Anstrengung innerlich zusammenklappte und der Herr Direktor fühlte, daß er zu weit gegangen sei, so gelang es endlich, eine scheinbare Versöhnung herbeizuführen. Herr Maiering kehrte zum Dirigentenpulte zurück, aber die Freudigkeit zur Sache war ihm gänzlich verloren gegangen.

Endlich kam die Aufführung. Ich will nur kurz sagen, daß sie „glänzend verlief." Als man am Abend im engern Kreise zu einem Zweckessen versammelt war, Toast auf Toast folgte und jedermann sich preisen hörte, waren alle Gemüter von großer Genugthuung erfüllt, das Schuldbuch war vernichtet, es fand eine allgemeine Verbrüderung — im bildlichen Sinne geredet — statt. Einen solchen Verein wie die Singakademie, einen solchen Vorstand, einen solchen Dirigenten, solche Sänger und solches Publikum hatte es noch nie gegeben. Der Anfang war gemacht, nun sollte die Welt Größeres sehen.

Aber, aber! Als die Abrechnung gemacht wurde, zeigte sichs, daß man, genau genommen, bankrott war. Die glorreiche Aufführung hatte sehr viel gekostet und trotz des vollen Saales wenig eingebracht. Denn die Mitglieder hatten freien Eintritt gehabt, Freibillets waren in Menge ausgegeben worden, und die Anhängerschaft des Bürgergesangvereins hatte sich ferngehalten oder war in das Doppel-Extrakonzert zweier vereinigten Militärmusikchöre gegangen, das ein paar Tage vorher unter abwechselnder „persönlicher" Leitung der beiden Herren „Kapellmeister" stattgefunden hatte.*) Und in zwei Konzerte innerhalb einer Woche geht kein Bürger, der auf sich und seines Nächsten Urteil etwas hält.

Nun ging es mit frischen Kräften von vorn los. Der Direktor und der Dirigent hatten ihre Rollen vertauscht. War vorher der erstere das treibende, letzterer das zögernde Element, so war nun Maiering Feuer und Flamme für neue Noten und neue Unternehmungen, und der Herr Direktor machte Schwierigkeiten, steckte die amtliche Miene heraus und konnte es bei der geschäftlichen Lage des Vereins nicht verantworten, daß unnötige Ausgaben gemacht würden. So konnte es zu keinem rechten Aufschwunge kommen, obwohl der kleine Maiering für die Sache begeistert war und auch einen Teil des Vereins zu begeistern wußte. Der böse Punkt war und blieb der Paragraph: „Der Dirigent ist Angestellter des Vereins." Denn da der Herr Direktor den Verein verkörperte, und da es nicht zu des Lebens höchsten Gütern gehörte, Angestellter des Herrn Direktors zu sein, so ist es begreiflich, daß ein so empfindlicher Herr wie Herr Maiering fortwährend Grund zur Unzufriedenheit und zu heimlichen flammenden Reden hatte.

Schon nach der Aufführung des Paulus hatte es einen tiefen Verdruß gegeben. Die Lokalblätter hatten einen farblosen Bericht über die Aufführung gebracht. Natürlich, man wollte es mit niemand verderben. In den „Musikalischen Klängen" erschien bald darauf ein langer Aufsatz, worin alles und jedes, selbst Tannebooms schreckliche Lehrlinge, vor allem aber die Frau Direktorin gelobt wurde, während über die Leistung Maierings mit einer kühlen Redensart hinweggegangen wurde. Es war nicht schwer zu erraten, von wem der Aufsatz ausgegangen war. Ähnliches wiederholte sich. Warum sollte man mit einem Manne große Umstände machen, der doch Angestellter des Vereins war und seine dreihundert Mark erhielt? Maiering kochte vor Wut. Warum war er Dirigent geworden, warum plagte er sich das ganze Jahr, warum paukte er die Stimmen so lange ein, bis ihm die Musik auf Lebensdauer widerwärtig geworden war? Um die dreihundert Mark? Lächerlich! Um den Ruhmeskranz, der die Stirn des Künstlers krönt, d. h. um die drei Zeilen: Der Dirigent, Herr Maiering, führte den Taktstock mit gewohnter Meisterschaft und wußte das unsterbliche Werk Mendelssohns oder Mozarts zur vollen Geltung zu bringen. Und dies versagte man ihm mit ausgesuchter Niedertracht. Dieses Weib, dieser Satan! Sollte man sich vor ihr und ihrem Manne, dem Direktor, beugen? Niemals! Und so faßte Maiering eines Tages Mut, meldete sich als Organist nach einer größern Stadt, erhielt die Stelle und war binnen kurzem verschwunden.

Nun kamen trübe Tage. In der Not frißt der Teufel Fliegen, in der Not nimmt man auch einen Menschen wie den roten Maier zum Dirigenten. Aber mit dem ging es ganz und gar nicht. Die Singakademie stürzte von ihrer künstlerischen Höhe herab, geriet in den Liedertafelton und mußte es erleben, daß sich

*) Auch in Leipzig finden Militärkonzerte stets unter „persönlicher" Leitung der Herren X oder Y statt. Andre Musikdirektoren schicken wahrscheinlich ihre Photographie. A. d. S.

der Bürgergesangverein ihr gegenüber als Hort der Kunst und als Pflegestätte klassischer Musik aufspielte. Hernach nahm man Herrn Matthias, den Nachfolger Maierings im Organistenamte, der wohl etwas hätte leisten können, wenn er nicht zuviel getrunken hätte. Nach einem heillosen Skandal verschwand auch er. Nun saß man wieder fest. Schon redete man einer Vereinigung mit dem Bürgergesangverein das Wort — einer ganz unmöglichen Sache, denn wie hätte man die beiderseitigen Vorstände mit einander vereinigen sollen, und wie hätte man dem Herrn Direktor zumuten sollen, abzudanken oder an zweite Stelle zu treten? Da faßte der Vorstand auf Eingeben der Frau Direktorin einen großen Entschluß: Warum mit Kräften zweiten Ranges arbeiten? Man läßt sich aus Leipzig oder Berlin einen wirklichen Künstler kommen, verschafft ihm den Organistenposten und den Gesangunterricht auf dem Gymnasium, zahlt ihm den Gehalt des Dirigenten der Singakademie und sorgt dafür, daß er Unterricht in den guten Familien zu geben hat, so ist die Sache gemacht. Der Mann kann leben, und die Akademie hat einen ordentlichen Dirigenten.

Gesagt, gethan. Der Herr Direktor setzte das Nötige bei dem Magistrat, dem Gemeindekirchenrat und der Regierung durch, und nach vier Wochen sah das Städtchen zum erstenmal einen wirklichen Künstler „in seinen Mauern weilen." Ja, das war etwas ganz andres, als der gute Maiering, vom roten Maier und Ehren-Matthias gar nicht zu reden. Anzug von großstädtischem Schnitt, Künstlerhut, gewaltiger dunkelschwarzer Haarschopf, Klemmer, interessanter junger Mann, blaß, etwas weltschmerzlich, vollendete Sicherheit des Auftretens, in der That etwas ganz andres als der gute Maiering mit seiner unbeholfenen Bescheidenheit. Bescheiden war der neue gar nicht. Er war vielleicht etwas zu sicher in seinem Auftreten, man wurde beinahe an einen Weinreisenden erinnert. Übrigens hieß er Saborski. Man konnte ihn also entweder für einen Polen halten oder — nein getauft mußte er sein, sonst hätte er doch die Organistenstelle nicht bekommen. Und wie konnte er reden, was wußte er zu erzählen! Überall war er dabei gewesen, alles was Namen hat, kannte er. Bülow, Joachim, St. Saëns, Sarasate waren seine guten Freunde, mit Wagner hatte er sich fast auf du und du gestanden. Alle hatten ihn gerühmt, was nicht verschwiegen blieb, die Essipoff hatte ihm gegenüber einmal gesagt — es war auf einer Soiree bei Bethmanns in Frankfurt gewesen —: Lieber Saborski, wie Sie spielen — großartig! Und es ist wahr: so ein Spiel — man hatte ähnliches noch nie gehört. Ratsch! über die ganze Klaviatur hinweg, ein paar Donnerschläge, ein grausamer Griff in die Tasten, der eine überwagnersche Dissonanz herausschlug, dann ein Wühlen und Jammern, Klingeln und Klimpern, und zuletzt eine in der Begleitung hilflos untergehende und in der Stimmung des grauen Elends verklingende Melodie von sechs Tönen — es war keine Musik, wie man sie sonst hört, es war überhaupt keine Musik, sondern „die rücksichtslose Wahrheit des seelischen Ausdrucks."

Das also war der neue Dirigent. Die Herzen flogen ihm entgegen, die Mädchen waren wie toll, und die maßgebenden Personen, denen es freilich etwas Neues war, Bach und Mozart in der Weise Beckmessers dargestellt und Beethoven nur sehr bedingungsweise anerkannt zu sehen, fügten sich der höhern Gnade und dem einstimmigen Urteil der öffentlichen Meinung. Denn die Presse nahm sich des Herrn „Direktor" Saborski aufs lebhafteste an, beide Blätter wurden nicht müde, musikalische Berichte und Mitteilungen zu bringen, in denen der Name Saborski nie fehlen durfte. Der Redakteur des „Kreisboten" hieß übrigens Löwenstein, und der Besitzer des „Korrespondenten" Cohnheim.

Viel Musik wurde nicht gemacht; dagegen wurde viel über Musik geredet und zwar in dem unverfälschten Jargon der „wirklichen Künstler." Es zeigte sich, daß Herr Saborski irgend einer neuern musikalischen Partei angehörte, die zwar gegenwärtig noch nicht sehr groß war, aber doch die Anwartschaft auf die Zukunft besaß. Es war eine erfreuliche Sache, sich an einen der Führer dieser Partei anschließen zu können, um gleichfalls etwas von der Zukunft abzubekommen. Es war auch sehr erfreulich, daß durch die Bemühungen des Herrn Dirigenten der Kultus der Person zu seinem Rechte kam. Musik, Musik — wenn man da mitreden will, kann man sich schwer blamiren, aber über Personen kann jeder reden, und eine Autorität ist etwas viel Bequemeres, als Sachen und Gründe. Zu einer großen Aufführung kam es nicht. Die Programme wiesen lauter kleine Stücke auf; Mixed-Pickels nannte sie Doktor Wünsche. Dafür ließ man fremde Künstler kommen und erbaute sich — nicht sowohl am Hören als an der eignen Urteilsfähigkeit. Aber kein Konzertabend, an dem nicht Herr Saborski ein halbes Dutzend Kompositionen aufstrebender genialer Künstler, deren Namen freilich noch unbekannt waren, vorgetragen hätte. In dem zwei Tage später folgenden Konzertbericht wurden natürlich diese Stückchen, die der Musikdirigent „mit umfassender Kennerschaft gewählt" und „mit vollendeter Meisterschaft gespielt" hatte, als der Höhepunkt des Abends gepriesen.

Über diesen Genüssen übersah man es, daß wenig gesungen wurde. Es lag dazu übrigens noch ein ernsterer Grund vor, als die Liebhaberei Saborskis, und dieser hieß: Tenornot. Der lange Leopold hat es auf seinem Gewissen. Zu seinem Ruhme muß gesagt werden, daß er den Verlockungen der Bürgergesangvereinler, die diesen besten aller Tenöre gar zu gern wieder an sich gezogen hätten, lange Zeit tapfer widerstand. Eines Tages aber meldete er unvermutet seinen Austritt an, und acht Tage später sang er Solo in einem Bürgervereinskonzerte. Er hatte sich bei einer der Sängerinnen der Singakademie einen Korb geholt, und da war es natürlich vorbei. Nun wurde auch noch Oberlehrer Schrimps zufolge des täglichen Ärgers und Bieres rettungslos heiser, und da war es mit dem Tenor gänzlich aus. Denn die übrigen hatten entweder keine Stimme oder kannten keine Note. Was fängt aber eine Singakademie ohne Tenor an? Man versuchte alles mögliche; man hielt Umschau unter den Männergesangvereinen, aber da in der Singakademie kein Bier getrunken wurde, wollte kein Mensch anbeißen. Man zog sogar Primaner und Sekundaner heran, was dem Herrn Direktor sehr gegen den Strich ging, aber er brachte das Opfer. Als sich aber die jungen Herren anfingen unnütz zu machen, mußte die Erlaubnis zurückgezogen werden. Nun blieben nur noch die paar Frauenchöre übrig, die einsichtige Komponisten als Nothelfer geschaffen haben, und Künstler von auswärts. Aber solche Künstler, selbst solche dritten und vierten Ranges, sind bekanntlich teuer. Die Kasse kam aus den Schulden nicht heraus. Und Herrn Saborski ging es ebenso. Die in Aussicht gestellte Erhöhung seines Gehaltes konnte beim besten Willen nicht gezahlt werden. Mit dem Musikunterrichte wollte es auch nicht gehen, teils, weil der Herr „Direktor" zu teuer, teils weil er erwachsenen Mädchen gegenüber zu liebenswürdig war, und den Organistenposten hatte er aus nicht weiter bekannt gewordenem Grunde aufgeben müssen. Die großstädtische Kleidung war etwas fadenscheinig geworden, und die großstädtischen Manieren litten unter dem Drucke der Verhältnisse.

Saborski war stolz darauf gewesen, die gläubige Verehrung vor den großen Meistern bei seinen Hörern zu zerzupfen. Nun strafte sichs. Nun übte man dieselbe zersetzende Kritik, mit der er vorgegangen war, gegen ihn selbst und seine

Konzerte: der gute Saborski, was er da wieder für Leute hat kommen lassen! Es ist ja zu jammervoll! Eigentlich kann man anständigerweise nicht mehr hingehen. Und so blieb einer nach dem andern weg.

Hierzu kamen noch die von durchreisenden Berühmtheiten gegebenen Konzerte. Da liefen die Leute hin. Die Singakademie mochte noch so dringlich an den opferfreudigen Sinn der Einwohner „appelliren,“ ihre Konzerte wurden immer spärlicher besucht. Die Einnahme des Vierteljahrs, in das ein solches Künstlerkonzert fiel, war rettungslos ruinirt. Der Herr Direktor ereiferte sich, die Frau Direktorin hielt im Kaffeekränzchen Reden, die Vorstandsmitglieder verpflichteten sich, dahin zu wirken, daß diese Künstlerkonzerte nicht besucht würden, und das liebe Publikum war Thon in der Hand des Bildners. Wirklich setzte man es durch, daß ein blinder Orgelspieler abgewiesen wurde, und ein halbes Dutzend Konservatoristen, die in den Ferien ums liebe Brot ein Konzert geben wollten, grausam hineinfielen. Aber eines Tages wurde bekannt gemacht, daß die große Fischer-Klapka, nachdem sie in Petersburg, London, Newyork und ganz Amerika Ruhm und Gold erworben hatte, die Stadt mit einem Konzert beehren wolle. Sofort eilte der Kassirer zum Redakteur des „Korrespondenten“ und sprach die bestimmte Erwartung aus, daß der „Korrespondent“ zur Singakademie halten und der fremden Sängerin nicht die Wege ebnen werde. Aber der Redakteur zuckte die Achseln, berief sich auf den Besitzer des Blattes und behauptete, es nicht verhindern zu können, daß Reklameartikel eingesandt würden. Er selbst wollte sich zurückhalten. Der Redakteur des „Kreisboten“ versprach auch alles mögliche, gelobte sich auch im Stillen, daß er dieses Versprechens wegen für die übrigen zwanzig Mark nicht zu haben sein wollte.

Aber wer vermag es, dem Siegeszuge der Kunst entgegenzutreten? Was thut nicht ein Name! Der Name der Fischer-Klapka war jedermann, vielen schon von Jugend auf, bekannt, und die Presse ließ es an nichts fehlen, den Namen der Künstlerin jedermann in Erinnerung zu bringen. Jeden Markttag erschien ein neuer Aufsatz über die Fischer-Klapka, und in jedem wurde sie in neuem Brillantfeuer gezeigt. Zum Beispiel: Der Fischer-Klapka Triumphe unter den Indianern oder: die Fischer-Klapka bei Seiner Majestät dem Kaiser, die Fischer-Klapka als Wohlthäterin, die Fischer-Klapka im Luftballon. Das Konzertprogramm wurde ein halbes Dutzend mal abgedruckt, Photographien in allen Formaten lagen in den Schaufenstern der Buchhandlungen aus, zuletzt erschien ein Aufsatz im „Kreisboten,“ der das größte Aufsehen machte. In diesem Aufsatze fand die Fischer-Klapka als Künstlerin und Mensch die vollste Würdigung, die Stadt wurde glücklich gepriesen, eine solche gottbegnadete Stimme hören zu dürfen, es wurde sogar nicht verschmäht, einen verächtlichen Seitenblick auf die Konzerte der Singakademie zu werfen. Wer hatte diesen Artikel geschrieben? Herr Löwenstein verschwor sich hoch und teuer, daß er es nicht gewesen sei. Er war sogar übel gestimmt und stellte einen Aufsatz über den Geiz der Fischer-Klapka in Aussicht.

So gelang es, das Publikum für das Konzert bis zu der üblichen Siedehitze zu erwärmen. Sogar die Stützen der Singakademie fingen an zu wanken. Schon hatten Reimunds und Sängers, die natürlich überall dabei sein mußten, erklärt, Billets nehmen zu wollen, schon ging die Frau Direktorin mit sich zu Rate, ob sie fehlen dürfe, wenn Landrats hingingen, schon machten Baum & Komp. ein großes Geschäft in Handschuhen. Und als das Konzert begann, war der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt, sie waren alle da. Auch die Anhänger des Bürgergesangvereins waren in hellen Haufen erschienen. Einem solchen künstlerischen Ereignis gegenüber durfte es keine Sonderstellung geben.

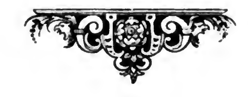
Auf dem Podium stand der bekannte „unvergleichliche“ Bechsteinsche Flügel. Ein paar befrackte Menschenkinder standen zwecklos umher oder trugen Noten Gott weiß zum wie vielsten male vom Stuhle zum Instrumente und vom Instrumente zum Stuhle. Ein Cellist stimmte sein Instrument bereits zum siebenten male. Endlich erschien die Diva, rauschte aufs Podium, warf ein halbes Dutzend feurige Blicke um sich und verneigte sich tief — vor einer Größe, die offenbar nicht im Saale war, sondern sich weit hinter dem Saale befinden mußte. Der Zuhörerschaft galt der Knix jedenfalls nicht. Die Begleitung begann, die Sängerin setzte ein, der Mund klappte auf, aber — man hörte nichts. Aha, das ist die große Kunst des Pianissimo! Richtig folgten ein paar mit voller Kraft gesungene Töne hinterher. Ja sie wars, die unvergleichliche Fischer-Klapka! Die ältern Herren erinnerten sich noch sehr wohl der anmutigen Erscheinung ihrer Agathe im Freischütz, jetzt war die Dame mehr majestätisch geworden. Diese Arme! Dieser Hals — oh! Und die Stimme? Ja, es war noch das hohe h und c und das tiefe as, freilich in der Höhe etwas lokomotivenpfeifenartig und in der Tiefe fast tenorartig, aber es waren noch die Töne, die einst Stürme von Beifall zu entfesseln pflegten. In der Mitte — offen gestanden, ich habe darüber kein Urteil, denn ich habe nichts gehört. Aber darin zeigt sich ja eben die Kunst, aus wenigem viel zu machen und einzelne geschickt verwertete Töne so hinzusetzen, daß der Zuhörer meint, er habe die ganze Arie gehört. Natürlich sang sie ihre große Arie aus dem Freischütz. Von den übrigen Stücken ist mir wenig im Gedächtnis geblieben, es waren Sachen, die für einen besondern Triller oder einen besondern hohen oder tiefen Ton geschrieben waren. Nur ein italienisches Ding habe ich behalten. Ich würde es, wenn es nicht von der Fischer-Klapka gesungen worden wäre, für einen Gassenhauer gehalten haben. Der Cellist war mäßig, der Klavierspieler schlecht.

Der Beifall war mehr als begeistert, die Einnahme sehr ansehnlich, und die Befriedigung allgemein; es hätte der Rezension im Blatte, die sich in den überschwänglichsten Redensarten erging, gar nicht bedurft. Man hatte die Fischer-Klapka gehört, und man hatte seine drei Mark dafür bezahlt, dies war Thatsache.

Unsre arme Singakademie hatte das Nachsehen. Wieder traten einige leistungsfähige Mitglieder aus, wieder wurde das nächste Konzert schwach besucht, weil man keine Fischer-Klapka vorzusetzen hatte, und wieder ging der Dirigent verloren. Es war ein kleiner absichtlich herbeigeführter Streit zwischen Vorstand und Dirigenten ausgebrochen. Herr Saborski warf dem Vorstande haarsträubende Grobheiten an den Kopf und verschwand. Er soll jetzt mit der Fischer-Klapka reisen. Nun ist es auch klar, wer die Rezensionen geschrieben hat. Man hätte es schon ahnen können, als Saborski am Tage vor dem Konzert in einem funkelnagelneuen Anzuge ankam. Die Singakademie war außer sich. Und sie ist es auch jetzt noch, denn sie sitzt vollständig fest. Wenn der geneigte Leser jemand nachweisen könnte, der ihre Schulden bezahlen will, so wäre sie ihm gewiß höchst dankbar. Freilich würde es das Ende des Vereins bedeuten, denn was ihn jetzt noch zusammen hält, sind nur die Schulden.

September 1890

F. A.
ad naturam delineavit



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Gütergemeinschaft der ersten Christengemeinde. Mit der Tendenz der interessanten Abhandlung über diesen Gegenstand in Nr. 39 bin ich vollkommen einverstanden. Auch ich glaube, daß der Kommunismus unter allen Umständen zur Verarmung führt, selbst wenn er von einer „Gemeinde der Heiligen“ gewagt wird. Aber die Erzählung der Apostelgeschichte deute ich anders als der Verfasser, der freilich über eine größere Litteraturkenntnis verfügt als ich. Diese Erzählung hat auf mich immer den Eindruck gemacht, daß von wirklichem Kommunismus gar nicht die Rede sein könne, sondern nur von einer zum Spenden stets bereiten und in vielen ebenso hochherzigen wie unbesonnenen Spenden sich äußernden brüderlichen Gesinnung. Das „alle,“ „alles,“ „ein jeder,“ „keiner“ in den fraglichen Stellen wörtlich zu nehmen, ist mir niemals eingefallen, weil sich ja, wie jeder aufmerksame Bibelleser leicht sieht, die Verfasser der drei ersten Evangelien und der Apostelgeschichte, als homines illiterati, sehr ungenau auszudrücken pflegen. „Und das Gerücht von ihm ging aus in ganz Syrien, und sie brachten zu ihm alle Kranken,“ heißt es Matth. 4, 24. Wer wird hier die Wörter „ganz“ und „alle“ buchstäblich verstehen? So wird denn auch das Wort νοσφίσασθαι nicht im streng juristischen Sinne zu nehmen sein. Übrigens kann es wohl auch mit „unterschlagen“ übersetzt werden, und eine Unterschlagung lag doch wirklich vor. Was an Ananias und Saphira gestraft wurde, war meines Erachtens nicht die Verletzung eines Gemeinderechts, sondern die Heuchelei. Die Worte des Petrus: „Blieb es nicht, wenn es unverkauft blieb, dein Eigentum? Und auch nachdem es verkauft war, stand der Erlös dafür in deiner Gewalt,“ sind so klar und unzweideutig, daß man ihnen geradezu Gewalt anthun muß, um einen andern Sinn herauszubekommen, als den sie dem unbefangenen Leser darbieten. Daß aber trotzdem die beiden Leute die Strafe der Ausschließung (die der Verfasser sehr scharfsinnig als den historischen Kern der Wundergeschichte ermittelt) verdienten, und unbedingt ausgeschlossen werden mußten, das ist doch klar. Denn wenn sie sich den Schein gaben, als hätten sie ihr ganzes Vermögen geopfert, heimlich aber einen Teil der gelösten Geldsumme für sich zurückbehielten, so war das Heuchelei. Heuchelei ist aber nicht allein die mit der Grundstimmung des Evangeliums allerunverträglichste Gesinnung, sondern sie würde auch, wenn man sie hätte wuchern lassen, ganz sicher in kürzester Zeit die Gemeinde zu Grunde gerichtet haben, die alle irdischen Gewalten ohne Ausnahme gegen sich hatte und nichts, rein nichts besaß, als ihren aufrichtigen Glauben, ihre unerschütterliche Hoffnung und ihre Liebe. Auch schon ein partieller und fakultativer Kommunismus mußte die wahrscheinlich von Haus aus nicht glänzende Vermögenslage der Gemeinde stark schädigen. Aber die einzige Ursache der Verarmung war er gewiß nicht. Der Geist des Evangeliums, der in den ersten Christen stark, rein und ungemischt waltete, ist alles, nur nicht industriell. Bedenken wir dazu noch, daß dieser Geist, der sie ganz erfüllte, ihre Zeit, ihre Gedanken und Kräfte in Anspruch nahm, daß die Gemeindeangelegenheiten und das Missionswerk ihnen mehr

am Herzen lagen als der Gelderwerb, daß sie es in der Erwartung der baldigen Wiederkunft des Herrn kaum noch der Mühe wert erachten konnten, sich mit der Sorge um den Erwerb zu befassen, so haben wir eine Menge Ursachen, die zusammenwirkten, die Gemeinde wirtschaftlich zu Grunde zu richten. Sehr deutlich zeichnen die beiden Briefe an die Thessalonicher den Zustand einer Gemeinde, deren Mitglieder in der Erwartung der baldigen Ankunft des Herrn ihre Zeit mit unruhigem Hin- und Herlaufen verbringen und so in Gefahr geraten, aus Heiligen Vagabunden, Bettler und Diebe zu werden. Nur ein so außerordentlicher Geist wie Paulus vermochte die ungeheure Erregung durch weltumgestaltende Ideen und die Verachtung des Irdischen mit geregelter und gewissenhafter Arbeit für den Broterwerb zu verbinden. Doch würde selbst eine Gemeinschaft, die aus lauter Männern von der Willenskraft, Gewissenhaftigkeit und praktischen Einsicht des großen Apostels bestanden hätte, mit jener Gleichgiltigkeit gegen die Güter der Welt, die er 1. Kor. 7, 29 ff. fordert, es kaum zum Wohlstande gebracht haben.

Richard Gosche. Dem Andenken eines kenntnisreichen und geistvollen Gelehrten, eines verdienten Universitätslehrers und Schriftstellers, eines vielseitig gebildeten und liebenswürdigen Mannes, der im Herbst vorigen Jahres krankhafter Verdunklung des Geistes in trauriger Weise erlegen ist, gilt eine Sammlung seiner ausgewählten Aufsätze, die zugleich als biographisches Denkmal dienen soll, der ein Lebensabriß (von Dr. Albert Fränkel), eine kleine Abhandlung über die Verdienste Gosches als Orientalist (von Georg Ebers) vorangeschickt und die mit einem wohlgetroffnen Porträt Gosches geziert ist. Das Ganze nennt sich: Richard Gosche. Erinnerungsblätter für seine Freunde (Halle, Otto Hendel, 1890) und ist wohl geeignet, auch in weitern Kreisen Anteil zu erwecken. Die Auswahl der Aufsätze, die dem von Richard Gosche begründeten litterarhistorischen Jahrbuch, der Hallischen „Saalezeitung" (für deren Feuilleton Gosche viele Jahre lang fleißig schrieb), wohl auch wie der Vortrag „Akbar" den ungedruckten Handschriften des Verfassers entnommen wurden, spiegelt die außerordentliche Vielseitigkeit und die geistige Rastlosigkeit des belesenen, von den verschiedensten Erscheinungen angeregten Mannes wieder. Man braucht nur die Titel seiner Aufsätze: „Lessing in Berlin," „Moses Mendelssohn und die ersten litterarischen Salons in Berlin," „Gedächtnisrede auf Wilhelm Müller," „Hermann Hettner," „Berthold Auerbach," „Adolf Friedrich Graf von Schack," „Jonathan Swift," „Ein Skaldenjubiläum," „Über die Benennungen des Arztes und seiner Abarten in verschiednen Sprachen," Ecce homo, „Das Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen," „Akbar und das mongolische Reich in Indien," „Der Zug des Todes" zu hören, um zu wissen, daß in Gosche ein Interesse an allem vergangnen wie gegenwärtigen Leben der Litteratur und Kunst lebendig und wirksam war. Die biographische Einleitung schildert den äußern Verlauf von Gosches Leben und giebt ziemlich eingehend die Bildungsgeschichte des vielverdienten, aber, wenigstens in seinen spätern Lebensjahren, nicht glücklichen Mannes. Geboren 1824 zu Wellmitz bei Guben als Sohn eines evangelischen Pfarrers, besuchte er die Leipziger Nikolaischule, ward 1842 als Student der Theologie immatrikulirt, wendete sich aber sowohl auf der Leipziger als später auf der Berliner Universität philologischen Studien zu und trieb mit besondrer Vorliebe orientalische Sprachen, hörte daneben aber auch Vorträge über klassische und mittelhochdeutsche Litteraturwerke. Er mußte sich wohl zutrauen, die bindenden und ordnenden Kräfte für die Fülle und Verschiedenheit der Spezialitäten, in die er sich gleichzeitig vertiefte, in sich selbst zu tragen. Im Jahre 1847 erwarb er

bei der Berliner philosophischen Fakultät die Doktorwürde, wurde kurz darauf zum Kustos der königlichen Bibliothek ernannt, habilitirte sich 1853 als Privatdozent an der Universität, wurde 1859 Lehrer der Litteraturgeschichte an der Kriegsakademie und 1861 außerordentlicher Professor der allgemeinen Litteraturgeschichte an der Universität. Daß die verschiednen Thätigkeiten und Aufgaben eine starke Anspannung und zuletzt Überspannung seiner Kräfte forderten, während die Sorge für seine Familie (er hatte sich 1854 verheiratet) die Beibehaltung sowohl der Stellung an der Bibliothek als der an der Kriegsakademie neben der Professur erforderte, läßt sich leicht denken. So nahm Gosche im Jahre 1863 eine Berufung als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an die Universität Halle an. Nach der herkömmlichen Anschauung hatte er sich damit für die Beschränkung seiner fernern Thätigkeit auf das wissenschaftliche Gebiet entschieden und verpflichtet, für das er berufen war. Das Gebiet war und ist so ausgedehnt, daß es auch dem arbeitskräftigsten Gelehrten überreiche und umfassende Aufgaben stellt. Nun hatte aber Gosche schon in seinen letzten Berliner Jahren seine besten Erfolge mit den Vorlesungen zur allgemeinen Litteraturgeschichte errungen, und begreiflich genug drängte es ihn, auch in der neuen Berufsstellung diese wieder aufzunehmen und, bis dies möglich war, durch litterarische Arbeiten seinen Anspruch auf die Behandlung der allgemeinen Litteraturgeschichte zu wahren. So entstand sein „Jahrbuch für Litteraturgeschichte" (1865), dem die Begründung des „Archivs für Litteraturgeschichte" folgte, dessen erste zwei Jahrgänge von Gosche redigirt wurden, so gab er die Shakespeare- und die Lessingausgabe des Grotischen Verlags heraus, so veröffentlichte er kleinere Schriften über Gervinus, Georg Ebers und schrieb zahllose Aufsätze, Kritiken, die außerhalb seines Fachgebietes lagen. Wenn man Gosches Thätigkeit und seinen nach allen Seiten hin gerichteten Forschungs- und Bildungstrieb rückschauend prüft, so muß man wohl zu der Anschauung kommen, daß er recht eigentlich für einen Lehrstuhl der allgemeinen Litteraturgeschichte und zu zusammenfassenden Arbeiten auf diesem Gebiete befähigt gewesen wäre. Für den Litterarhistoriker von Beruf würden Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen Vorzüge gewesen sein, die man natürlicherweise dem Orientalisten nicht zu gute rechnen wollte. Die Besprechungen der Hallischen Theatervorstellungen, die allzu häufigen populären Vorträge, die Gosche bei Festen und in Vereinen hielt, hätten ihm freilich auf jedem Gebiete die Sammlung zu Spezialwerken erschwert. Wenn er gelegentlich erklärte, daß es „ihn nicht schreibere," daß er blutwenig Lust zum Schriftstellern empfinde, so fühlte er sich doch anderseits von der bloßen Lehrthätigkeit, der angedeuteten zerstreuten Vielgeschäftigkeit keineswegs befriedigt. Durch Jahre und Jahrzehnte zog sich der dunkle Drang und die tiefe Sehnsucht nach einer innern Genugthuung, die ihm nur eine große litterarische Aufgabe und kein noch so glänzender Rednererfolg gewähren konnte. Nicht um andrer, sondern in erster Reihe um seiner selbst willen, hätte man dem geistvoll angeregten und anregenden Manne eine solche Aufgabe wünschen mögen. Auch die biographische Studie räumt ein: „Bei der nun einmal geltenden berufsmäßigen Teilung der wissenschaftlichen Arbeit mag doch auch manche Trübung seiner äußern Geschicke, vielleicht auch seines innern Friedens auf die Rechnung dieser an sich so ruhmwürdigen Universität zu stellen sein." Es kann sein, daß lediglich körperliche Leiden und unabwendbare Trauer um den Verlust einer geliebten Tochter die tiefe Niedergeschlagenheit, die schleichende geistige Ermüdung und die Todessehnsucht seiner letzten Jahre veranlaßt haben. Aber es liegt leider auch nahe genug, anzunehmen, daß sich der reiche und reichgenährte Geist des Mannes von den eignen Leistungen umso weniger

befriedigt fühlte, je mehr ihm die Hoffnung schwand noch einen seiner größern Pläne auszuführen, und es dürfte nicht schlechthin „selbstquälerische Grübelei“ genannt werden, wenn Gosche dieser Empfindung Raum gab. Nicht ohne tiefe schmerzliche Bewegung vergegenwärtigt sich daher jeder, der die herzgewinnende Persönlichkeit des Mannes gekannt hat, die lichten Anfänge und das dunkle Ende seines Lebens.

Volksgesang. Ein Blatt der Reichshauptstadt, dessen Richtung uns im ganzen unsympathisch ist, dessen Leiter aber einen lebhaften Verkehr mit ihrem Leserkreise zu unterhalten wissen, aus dem ihnen neben manchem Thörichten auch manchmal etwas Verständiges zugeht, brachte jüngst gar nicht üble Betrachtungen über das Schwinden des Volksgesanges. Der Einsender, wahrscheinlich ein Sachse, hatte die Wahrnehmung gemacht, daß die polnischen Feldarbeiterinnen mit Gesang aufs Feld ziehen und mit Gesang abends heimkehren, auch wohl bei der Arbeit singen, und er fragt: Warum machen es unsre deutschen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht ebenso? Er glaubt, die ausschließliche Pflege des mehrstimmigen Kunstgesanges in Schulen und Gesangvereinen sei schuld am Aussterben des Volksgesanges. Das mag wirklich ein Grund sein, aber es giebt noch einen zweiten, den der Mann übersieht. Zum Volksgesange gehört nicht bloß Gesang, sondern auch Volk, und daran fehlts. Wo giebt es denn bei uns noch Volk in dem Sinne, den der Volksgesang fordert? Wo giebt es noch Menschen, die sich in sorgloser Heiterkeit aufgelegt fühlten, zu singen und zu springen, oder die ihren Liebesschmerz oder das Mitleid mit einem unglücklich liebenden oder gar eine fromme Empfindung in Liedern ausströmen möchten? Solche Menschen haben wir nur noch in einzelnen Exemplaren. Was bei uns über vierzehn Jahre alt ist, das sind einschließlich der Tagelöhner sämtlich junge und ältere Herren, junge und ältere Damen. Herren und Damen aber, das ist ja das erste Erfordernis der Gesellschaftsfähigkeit, folgen niemals ihrer Empfindung, sondern thun und sprechen in jedem Augenblick nur das, was die Pflicht oder der gute Ton oder die Mode fordert. Ihre Empfindungen strömen sie — diesmal meine ich die Herren allein — nur aus, wenn sie betrunken oder durch irgend einen Radau ermutigt worden sind, sichs kannibalisch wohl sein zu lassen. Öffentlich singen darf ein Herr nur, wenn er Mitglied eines Gesangvereins oder Konzertsänger ist oder an einem Kommers teilnimmt; im ersten und zweiten Falle mit weißen Handschuhen, im dritten, wo allerdings schon die erwähnte Bedingung einer wirklichen Gefühlsäußerung nahe liegt, ohne solche. Volkslieder darf ja unter Umständen auch ein Herr, eine Dame singen, aber um Gotteswillen nicht als schlichten, ungekünstelten Ausdruck einer einfachen, natürlichen Empfindung, sondern als künstlerische Nachahmung solchen Ausdrucks. Die Dame, die auf dem Podium des Konzertsaales ein Wiegenlied oder „Bäuerlein, Bäuerlein, tick tick tack“ vorträgt, zeigt schon durch ihre Toilette, wie hoch erhaben sie über den Verdacht ist, als könnte sie jemals selbst Kinder wiegen oder sich um Spatzen und dreschende Bauern kümmern. Außerdem fühlen sich alle diese Herren und Damen dermaßen von der schweren Not der Zeit bedrückt und sind so sehr an die verstandesmäßige Zergliederung aller Empfindungen gewöhnt, daß ihnen die Lust zum Singen vergeht. Die Liebe, das Hauptthema des Volksliedes, ist schon längst kein Gegenstand der Poesie mehr — die heutige Versemacherei gehört mehr in die Industrie als in die Poesie —, da sie bei jener wirtschaftlichen Angelegenheit, die man Eheschließung nennt, nur noch sehr wenig zu sagen hat. Man muß als bodenlos leichtsinniger unverbesserlicher Taugenichts mit der Gesellschaft gebrochen

haben und Vagabund geworden sein, um sich dem Antriebe seiner Empfindungen hingeben zu können.

Nehmen wir aber an, es fänden sich hie und da noch Menschen in genügender Anzahl, die sich zum Singen im Freien aufgelegt fühlten, nicht zum Zweck einer Aufführung, um ihre Kunstfertigkeit bewundern zu lassen oder um ein Festprogramm pflichtschuldigst herunterzuhaspeln, sondern aus bloßer Freude am Singen, wie der Vogel singt, nehmen wir ferner an, es sei keine Gefahr vorhanden, daß ein Polizeibeamter die polizeilich nicht angemeldete Versammlung auflöse, so würde der Gesang trotzdem wahrscheinlich unterbleiben, weil die harmlosen Kinder fürchten würden, ein Unberufener könne sie hören und — auslachen. Der Berliner Witz hat in Deutschland den natürlichen Ausdruck der Empfindungen aus der Öffentlichkeit verbannt. Gott, die Religion, die Kirche, die großen Männer, die Staatseinrichtungen, die Liebe und alle andern Empfindungen, die Bibel und das klassische Altertum, die Tugenden wie die Laster, die edeln Thaten wie die Verbrechen, sie sind vor aller Welt dermaßen lächerlich gemacht worden, daß kein Mensch mehr wagt, öffentlich lebhafte Teilnahme für einen ihm werten Gegenstand oder irgend eine andre innige Empfindung zu äußern. Um nicht ausgelacht zu werden, hält sich jedermann innerhalb der Grenzen des Gewöhnlichen und Konventionellen. Wenn jemand von Amts wegen religiöse, patriotische oder sonst edle Empfindungen ausspricht, so wird das so wenig als Ausdruck seiner eignen Empfindung genommen, wie das Wiegenlied der Konzertsängerin.

Nun giebt es ja, trotz Presse, Telegraphen und Witzblättern, immer noch ländliche Winkel, in denen das Volk wahr und natürlich zu sein wagt. Aber wenn sich in solchen Winkeln noch ein Rest volkstümlicher Gebräuche und auch etwas vom Volksgesang erhalten hat, so droht eine letzte Gefahr, der sich nach Einführung des Zonentarifs kaum noch ein Dorf wird entziehen können: die Sänger werden entdeckt und — gegründet. Touristen kommen im Sommer und hören sie; die Leutchen werden ins Hotel bestellt und für ihre Jodelei bezahlt, im Winter nach Berlin oder Hamburg verschrieben, und es geht den Natursängern wie den Passionsspielern in Oberammergau, die nach den glänzenden Erfolgen dieses Sommers wohl beim besten Willen nicht mehr imstande sein werden, die ursprüngliche Volkstümlichkeit und den religiösen Charakter ihres Unternehmens festzuhalten. Die Schule wird den verkümmerten Volksgesang kaum zu neuem Leben erwecken. Wir stehen da wieder vor der Frage, ob und wie es möglich sei, vor der alles ergreifenden Kultur ein Stück Natur zu retten? Das erste und notwendigste wäre, etwaige Reste sorglich zu pflegen und vor der Invasion der Touristen, Gründer, Spekulanten, Künstler, Schulmeister, Volkserzieher und Volksfreunde zu schützen. Darum geben wir allen, die es gut meinen mit dem Volke und Freude haben am Volkstümlichen, den Rat: Wenn ihr etwas dergleichen entdeckt, so plaudert es um Gottes willen in keiner Zeitung aus!

Beiträger. In der deutschen Litteraturgeschichte wird es jetzt Mode, von „Bremer Beiträgern" zu reden und zu schreiben. Auch in Kürschners Deutscher Nationallitteratur sind die beiden Bände, die die Dichter und Schriftsteller der „Bremer Beiträge" enthalten, unter dem Titel „Bremer Beiträger" herausgegeben worden. Ob diese Bezeichnung irgend einen Anhalt in der Sprache des vorigen Jahrhunderts hat, ob die Rabener, Cramer, Schlegel, Zachariae u. a. sich etwa gar selbst gelegentlich als „Bremer Beiträger" bezeichnet haben, weiß ich nicht. Möglich wäre es ja. Aber auch völlig gleichgiltig, wenn es sich um die Beant-

wortung der Frage handelt, ob diese Bezeichnung schön sei oder nicht. Einen, der einen Vortrag hält, wird kein Mensch einen „Vorträger“ nennen, ebenso wenig einen, der einen Antrag stellt, einen „Anträger.“ Warum nicht? Ja, warum nicht — das ist leicht gefragt. Grammatisch ist nichts dagegen einzuwenden, aber es ist eben nicht üblich. Man spricht wohl von Briefträgern, Kofferträgern, Wasserträgern, aber nicht von Vorträgern, Anträgern und Beiträgern. Möchte doch diese Geschmacklosigkeit, die so wenig Sprachgefühl verrät, bald wieder verschwinden!



Litteratur

Nationale und internationale Fabrikgesetzgebung. Von **Paul Dehn** in Wien. Herausgegeben von dem Verein Concordia in Mainz. Druck von Carl Wallau in Mainz

Paul Dehn berichtet, mit dem Schweizer Projekt beginnend, über die Anläufe zu einer internationalen Arbeiterschutzgesetzgebung, um sie zu bekämpfen. Er hält eine internationale Regelung des Arbeiterschutzes für praktisch unausführbar, und die darauf gerichteten Unternehmungen für bedauerlich aus nationalen Rücksichten. Das Gefühl der internationalen Solidarität der Arbeiter sei dadurch merklich gestärkt worden. „Aufgabe künftiger nationaler Sozialpolitik wird es sein, die sozialdemokratische Bewegung gerade an ihrer internationalen Seite zu bekämpfen. . . . Mächtiger als je ist in der Gegenwart der nationale Gedanke. Er erscheint als ein sozusagen elementares Gefühl, begründet auf Überlieferung, Familie und Heimat. Erst der nationale Gedanke bringt in den Einzelnen alle Tugenden und in der Gemeinsamkeit alle Kräfte zur Entwicklung. Diesen Gedanken zu pflegen, wird in allen Beziehungen die oberste Aufgabe der modernen Staatsmänner sein, auch gegenüber den sozialen Fragen.“

Volkswohlschriften, herausgegeben von Dr. **Viktor Böhmert** und Dr. **Wilhelm Bode**. Heft 5. **Die Reform der Geselligkeit und der Wirtshäuser.** Von Dr. **Viktor Böhmert**. Preis 40 Pf. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1890

Zur Heilung der viel beklagten Gebrechen unsrer deutschen Geselligkeit: Schwerfälligkeit, Kostspieligkeit, Unhäuslichkeit und Alkoholismus, werden in dem Schriftchen beachtenswerte Vorschläge gemacht. Namentlich empfiehlt der Verfasser die Nachahmung der englischen Volkspaläste, nach deren Vorbilde ja auch schon die Vereine für Volkswohl zu Leipzig, Halle und Dresden, sowie einige deutsche Großindustrielle ähnliche Anstalten gegründet haben; von einer Reform der Volksgeselligkeit auf diesem Wege erwartet er eine günstige Rückwirkung auf die Geselligkeit der Mittelklassen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Nach dem ersten Oktober



Deutschland hat während der Jahre 1870 bis 1890 eine Periode der Macht, des Glanzes, des Reichtums und der bürgerlichen Freiheit durchlebt, wie es eine gleiche nie zuvor in seiner Geschichte gehabt hat. Aber diese glückliche Zeit hat doch Keime schwerer Übel in sich getragen. Der zunehmende Reichtum hat bei allen Ständen die Sucht nach Wohlleben, bei den niedern Ständen insbesondre aber den Neid und die Begehrlichkeit nach den Gütern der höhern geweckt und gesteigert. Für die auf diese bösen Leidenschaften gegründeten Triebe hat man ein System erfunden, das sie mit einem gewissen Schein der Berechtigung umgiebt. Die Mittel, die die bürgerliche Freiheit an die Hand gab, gestatteten, die Truglehren dieses Systems weit in die Massen des Volkes hineinzutragen. Damit ist die größte Gefahr erwachsen, die jemals die bürgerliche Gesellschaft bedroht hat. Das ist die Sozialdemokratie. Alle frühern Revolutionen waren im wesentlichen Kämpfe um die politische Gewalt. Die Sozialdemokratie droht mit einer Revolution wider das Eigentum und damit wider die ganze Grundlage unsrer Kultur. Einen gewissen Schutz gegen die wachsende Gefahr gewährte das Sozialistengesetz. Hat es auch nicht die Sozialdemokratie unterdrücken können, so hat es doch wesentlich ihre Ausbreitung, namentlich auf die Kreise der ländlichen Bevölkerung, gehindert oder erschwert. Unter seinem Schutze blieb das öffentliche Vertrauen erhalten, das dem friedlichen Bürger ermöglichte, andauernd für seinen Wohlstand und damit zugleich für den Wohlstand der Nation fortzuarbeiten.

Seit dem ersten Oktober ist das anders geworden. Das Sozialistengesetz ist gefallen. Das Evangelium des Umsturzes darf wieder von allen Dächern gepredigt werden.

Die nächste Folge dieser Änderung bewegt sich in zwei Richtungen. Der Mut der Sozialdemokratie ist in hohem Maße gestiegen. „Seht — rufen die Führer ihren Anhängern zu —, das haben wir schon erreicht, daß man nicht mehr wagt, unsre Lehre zu unterdrücken. Nun dürfen wir wieder frei arbeiten und alles für den großen Tag vorbereiten, wo die Bourgeoisie fallen muß."

In gleichem Maße aber, wie der Mut der Sozialdemokraten gewachsen ist, ist Entmutigung in den Reihen der ruhigen Bürger eingetreten. „Was soll aus der Sache werden, wenn der Staat in dem Kampfe gegen die Sozialdemokratie zurückweicht?" So fragen, wenn auch nur im Stillen, unzählige Vaterlandsfreunde. Vergebens suchen die, die aus politischer Verblendung oder auch vielleicht nur aus Haß gegen die damaligen Träger der Regierung das Sozialistengesetz bekämpften, mit allerhand Trostgründen die weit verbreitete Empfindung zu dämpfen. Sie besteht und läßt sich nicht hinwegleugnen. Man sagt, es sei ein Unglück gewesen, daß durch das Sozialistengesetz die Bürger sich in eine falsche Sicherheit hätten einwiegen lassen. Das mag in gewissem Sinne richtig sein. Aber Deutschland hat sich doch bei dieser Beruhigung nicht schlecht gestanden. Und jedenfalls ist es eine seltsame Heilmethode, wenn man, um jemandem das Bewußtsein der Gefahr beizubringen, die Gefahr selbst steigert. Nun sagt man freilich: Die Bürger sollen jetzt den Kampf gegen die Sozialdemokratie selbst aufnehmen und dadurch die Gefahr abwenden. Man giebt sich der Hoffnung hin, die Sozialdemokratie werde endlich, da sie wieder das freie Wort habe, „in ruhiger Sprache" das Wesen ihres kommunistischen Staates darlegen; und dann sei es Aufgabe der übrigen Parteien, zu zeigen, daß ein solcher Staat unmöglich sei. Darnach soll dann der Abfall der großen Massen von der sozialdemokratischen Lehre zu hoffen sein. Es ist wirklich schwer, über solche Hoffnungen ernsthaft zu reden. Akademische Erörterungen haben weder die Sozialdemokratie geschaffen, noch werden sie sie tot machen. Was sollen denn die Bürger thun, um den Kampf zu führen? Sollen sie Broschüren und Zeitungsartikel schreiben, die doch nicht gelesen werden? Oder sollen sie in die sozialdemokratischen Versammlungen gehen und Gegenreden halten, um bei den ersten Worten hinausgeworfen zu werden? Durch die Kulturarbeit von Jahrhunderten glaubte man es dahin gebracht zu haben, daß den Schutz gegen Roheit und Bestialität der Staat in die Hand nehme und nicht seine Bürger auf den bloßen Selbstschutz verweise. Mit einer so wüsten Agitation, wie der sozialdemokratischen, kann der ruhige und vor allem der gebildete Mann nimmer in Konkurrenz treten.

Was die Sozialdemokraten wollen, das ist doch wohl durch ihre Kundgebungen klar genug. Es nicht noch klarer auszusprechen, dazu haben sie ihre guten Gründe. Sie wollen den Besitzenden ihr Vermögen nehmen und, wenn diese sich widersetzen, kurzen Prozeß mit ihnen machen. Dem Namen nach soll ihnen ihr Vermögen genommen werden, um als „Gemeingut der

Gesellschaft“ für den Zweck der „Gesamtproduktion“ zu dienen. Der Sache nach würde es die Taschen des Proletariats füllen und in einer wüsten Orgie von einigen Wochen oder Monaten verschleudert und verpraßt werden. Wird einmal geraubt, dann will jeder zunächst für sich selbst rauben; das ist klar. Zu einer „Gesamtproduktion“ wird es niemals kommen. Die Idealisten, die wirklich an die Möglichkeit einer solchen glauben und versuchen sollten, sie ins Werk zu setzen, würden bald denselben Weg wandern, auf den sie selbst vorher die Bourgeoisie geschickt hätten. Die Revolution würde die blutigste werden, die jemals die Weltgeschichte gesehen hat. Denn wenn man das Mein und Dein in Frage stellt, so bedeutet das einen Krieg aller gegen alle. Während sich so die Nation im Innern zerfleischte, würden unsre Grenzen den feindlichen Nachbarn offen stehen, um das, was mit teuerm deutschen Blute errungen ist, und noch vieles andre dazu von unserm Vaterlande abzureißen. Glücklich, wenn dann endlich aus dem Chaos von Raub und Blut eine Säbelherrschaft auftauchte, die wieder Ordnung schüfe. Aber Wohlstand und bürgerliche Freiheit würden auf unabsehbare Zeit vernichtet sein.

Wenn man diese ungeheuern Gefahren klar vor Augen sieht, dann, sollte man meinen, müßte die bürgerliche Gesellschaft, um deren Dasein es sich handelt, alles aufbieten, um die Träger der verderblichen Lehren mit ihrer Volksverführung nicht aufkommen zu lassen. „Nein!“ sagen unsre modernsten Sozialpolitiker. „Die Sozialdemokraten sind Staatsbürger, wie alle andern auch. Sie haben das Recht der freien Meinungsäußerung. Presse und Vereine müssen ihnen zur Verbreitung ihrer Lehren zu Gebote stehen. Sie müssen das Recht haben, sich für ihre Zwecke zu organisiren. Also lassen wir sie ihre Thätigkeit in voller Freiheit entwickeln.“ Wenn in eine anständige Gesellschaft ein Herr träte, der offen erklärte, daß es ihm weniger um die Unterhaltung, als um die Uhren der übrigen Herren zu thun sei, darauf aber diese, statt ihn hinauszuwerfen, sich höflichst mit ihm unterhielten und nur manchmal nach der Tasche fühlten, ob die Uhr noch drin sei, so würde das ein ganz ähnlicher Vorgang sein.

Natürlich liegt diesem edeln Liberalismus der Hintergedanke zu Grunde, daß zur Zeit der Staat die Macht habe, jeden Versuch der Sozialdemokraten zur Verwirklichung ihrer Lehren sofort niederzuschlagen. Das ist wahr. Für den Augenblick haben wir nichts zu fürchten. Ob aber auch für alle Zukunft? Über die Frage, wie sich unter Umständen die Verhältnisse ändern könnten, läßt sich ja sehr schwer reden, und wir wollen es auch gar nicht versuchen. Wir wollen nur das eine sagen: Die Gefahr, um die sichs handelt, ist zu groß, als daß nicht auch schon eine entfernte Möglichkeit ihrer Verwirklichung uns zu der äußersten Anstrengung ihrer vorsorglichen Abwehr veranlassen müßte.

Mag man noch so sehr die Ansicht vertreten — und wir selbst vertreten sie —, daß es Pflicht des Staates sei, innerhalb der bestehenden Gesellschafts-

ordnung die Lage der Arbeiter möglichst zu verbessern, so halten wir es doch für eine noch viel schwerer wiegende Pflicht des Staates, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der Ausbreitung der Sozialdemokratie entgegenzutreten. Es ist ja möglich, daß diese Mittel doch nicht ausreichen und daß schließlich die Welt dem sozialistischen Chaos verfällt. Dann hätte man aber doch wenigstens seine Pflicht gethan. Daß man aber gelassen zusieht, wie dieses Chaos sich wachsend vorbereitet, und daß man nur auf die Macht pocht, die zur Zeit dessen Hereinbruch hindert, das halten wir für keine glückliche Wahl.



Billige Wohnungen

Von Traugott Trunk

ie Stadt Weimar erfreut sich überall eines klangreichen Rufes, und zwar nicht bloß weil sie als die einstige Wirkungsstätte unsrer größten Dichter geehrt wird, sondern auch weil sie in dem regierenden Landesherrn einen für alles Edle und Schöne begeisterten Mäcen gefunden hat, dem es gelungen ist, seinem geliebten Weimar eine führende Stelle auf dem Gebiete der Künste zu erringen. Selten dagegen ist von Weimar auf sozialem Gebiete die Rede, und doch gebührt dem alten Musensitz auch in dieser Beziehung ein Ehrenplatz vor manchen andern Städten. Ich will hier nicht reden von den mannichfachen, planmäßig in einander eingreifenden und zum Segen weiter Kreise wirkenden Wohlthätigkeitsanstalten, für die insbesondre die wegen ihrer opferfreudigen Barmherzigkeit in allen Bevölkerungsklassen innig verehrte Großherzogin Sophie die wärmste Teilnahme bekundet, sondern von einem Unternehmen neuesten Datums, durch das für die Stadt Weimar die Lösung einer brennenden Zeitfrage erfolgreich in Angriff genommen worden ist. Obwohl sich dieses Unternehmen, den Verhältnissen einer mittlern Stadt angemessen, nur in engem Rahmen bewegt und bewegen kann, so dürfte es doch für viele Städte in der Nähe und Ferne von praktischem Interesse sein, zu erfahren, wie man eine schwierige und wichtige Humanitätsaufgabe gelöst hat. Es ist von ganzem Herzen zu wünschen und zu hoffen, daß das gegebene Beispiel auch anderwärts anregend wirken möge.

Die Vorstandsmitglieder des im Dienste freiwilliger Armenpflege stehenden „Prinzessinnen Marie-Elisabeth-Vereins in Weimar,“ die seit einer Reihe von Jahren eifrig und erfolgreich bemüht sind, in Fällen außerordentlicher Familien-

not mit Rat und That helfend einzugreifen, hatten bei ihren häufigen Wanderungen an die Stätten der Armut oft in erschütternder Weise erfahren müssen, in welchen entsetzlichen Wohnungen manche Familien ihr Dasein zu verbringen genötigt sind, und daß überdies in der Regel für derartige Behausungen Mietzinsen zu entrichten sind, deren Höhe außer allem Verhältnis zu dem Werte der Wohnungen steht. So reifte allmählich der Entschluß, den Versuch zu machen, die für die untersten Klassen Weimars bestehende Wohnungsnot dadurch zu beseitigen oder doch zu mildern, daß die wohlhabendern Kreise der Stadt für die Errichtung gesunder und billiger Wohnungen für unbemittelte Familien gewonnen wurden. Zunächst galt es, mittels der Presse die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit der Frage überhaupt, sowie auf die bestehenden Notstände insbesondre zu lenken.

Es ist die Pflicht der Presse, immer und immer wieder mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die Beseitigung der an unzähligen Orten herrschenden Wohnungsnot der unteren Schichten eine der wichtigsten sozialen Aufgaben ist, ohne deren genügende Lösung, trotz aller sonstigen humanen Bestrebungen, die jene Bevölkerungskreise zersetzende Unzufriedenheit nicht erlöschen kann. Gründlicher Wandel auf diesem Gebiete menschlichen Elendes ist ohne Zweifel die erste Voraussetzung der Versöhnung der „Enterbten der Gesellschaft“ mit der bestehenden Ordnung der Dinge. Für den Christen oder sagen wir für den humanen Menschen ist ja diese Forderung selbstverständlich und unabweisbar, aber auch für den nüchternen Verstandesmenschen ist sie geboten, denn ihre Nichterfüllung ist ein großer sozialpolitischer Fehler. Niemand, der öfters Gelegenheit gehabt hat, die verderblichen Folgen schlechter Wohnungsverhältnisse kennen zu lernen, wird die Wahrheit dieses Satzes in Abrede stellen. Zunächst ist nachdrücklich darauf hinzuweisen, in welchem Grade überfüllte, luft- und lichtentbehrende, überdies noch oft feuchte und kalte Wohnungen die Gesundheit namentlich der weniger widerstandsfähigen Kinder schädigen müssen, sodaß schließlich in vielen Fällen der Untergang herbeigeführt wird. Tiefste Verbitterung und nagender, nur gewaltsam unterdrückter Groll gegen Einrichtungen, die solche Zustände erzeugen und dulden, ist die notwendige Folge. Daß namentlich Eltern, die ihre Kinder in elenden Löchern verkümmern und dahinsiechen sehen, die geschworenen Feinde der bestehenden gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung sind, darüber sollte niemand im Zweifel sein. Auf so vorbereitete, mit Unzufriedenheit, Zorn und Haß erfüllte Menschen müssen die Brandreden der Apostel des sozialen Umsturzes mächtig wirken. Der Gegensatz zwischen den verführerisch ausgemalten Zukunftsgebilden und der Wirklichkeit ist so gewaltig, daß die Unzufriedenheit im geeigneten Augenblick in hellen Flammen emporlodern muß. Aber in andrer Richtung sind die Wirkungen fast noch entsetzlicher, sie äußern sich nicht nur in dem Haß gegen die allgemeinen Einrichtungen, sondern vor allem auch darin, daß von den Familienvätern die

schwächern Charaktere nur zu leicht der Versuchung unterliegen, sich dem Wirtshaustreiben zuzuwenden, um das häusliche Elend nicht immer vor Augen zu haben. Damit ist dann der wirtschaftliche und sittliche Ruin der ganzen Familie endgiltig besiegelt. Ganz andre Zustände werden sich in der Regel da ausbilden, wo der Unbemittelte ein wenn auch bescheidenes, so doch räumlich genügendes, gesundes und gemütliches Heim hat, wo er sich, von harter Tagesarbeit zurückkehrend, mit seiner Familie behaglich fühlt, sodaß schon der Gedanke an die Häuslichkeit die Last des Tages erleichtert. Die Liebe zur Familie, Vertrauen und Dankbarkeit gegen öffentliche Einrichtungen, deren wohlthätige Folgen zu unmittelbarem, lebhaftem Bewußtsein gelangen, werden befestigt und damit die Grundpfeiler des Charakters: Fleiß, Sparsamkeit, Selbstschätzung wesentlich gekräftigt werden. Deshalb haben Staat wie Gemeinde, abgesehen von allen sittlichen Erwägungen, ein gleich starkes Interesse daran, dafür Sorge zu tragen, daß den ärmeren Bevölkerungskreisen menschenwürdige Wohnungen zu mäßigen, mit ihren Einkommenverhältnissen in Einklang stehenden Preisen beschafft werden. Dieses Interesse wird noch wesentlich gesteigert durch einen nahe genug liegenden, aber bisher wohl kaum genug gewürdigten Umstand, der für sich allein genügen müßte, der Frage über Beseitigung der Wohnungsnot der unteren Klassen die allgemeinste, werkthätigste Teilnahme zuzuwenden. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß schlechte Wohnzustände den zerrüttendsten Einfluß auf die Gesundheit, namentlich der Kinder äußern müssen. Liegt nun der Gedanke nicht greifbar nahe, daß in zahllosen Fällen Epidemien, die auf ihrem schaurigen Vernichtungszuge alle, auch die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung heimsuchen und in Mitleidenschaft ziehen, ihren Ausgangspunkt in solchen elenden, entweder Krankheiten unmittelbar erzeugenden oder Krankheitskeime, die an sich nicht verderblich sind, zu unheilvoller Entwicklung bringenden Wohnungen genommen haben können?

Durchdrungen von der Wahrheit solcher Erwägungen, betrachtete es der genannte Verein als seine nächste Aufgabe, die öffentliche Teilnahme für das beabsichtigte Unternehmen zu gewinnen. Dies geschah mit Hilfe des in Weimar verbreitetsten Blattes, der Zeitung „Deutschland," deren Herausgeber in entgegenkommender und verständnisvoller Weise sein Blatt dem Verein zur Verfügung stellte. Es erschien eine Reihe von Aufsätzen, die nach der allgemeinen wie nach der besondern Seite die bestehenden, Abhilfe erheischenden Zustände eingehend besprachen und schließlich in der Mitteilung des Planes gipfelten, mit dem man die Beseitigung der Wohnungsnot herbeizuführen gedenke. Es giebt ja, je nach den Umständen, verschiedne Wege, zum Ziele zu gelangen. Da wo sich eine Verschmelzung der Interessen der Arbeitgeber und der Arbeiter erzielen läßt, wo also namentlich eine dauernde Verbindung dieser beiden auf Grund der Arbeitsverhältnisse ausführbar erscheint, ist es bei einiger Einsicht

und humaner Gesinnung durch die Arbeitgeber selbst recht wohl möglich, für ihre Arbeiter kleine Wohnhäuser zu errichten, die durch allmähliche Abzahlungen schließlich freies Eigentum werden. Auch durch Vermittlung von Bauvereinen ist das Ziel zu erreichen, aber schon viel schwieriger, weil einerseits hier die Spekulation mehr oder weniger eine Rolle spielt und weil anderseits die feste Verbindung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter fehlt, mithin ein schwankendes Glied in die Rechnung kommt, das störend wirken kann. Auf beiden Wegen wird aber allen denen nicht geholfen, die wegen der Art ihrer Beschäftigung, wegen Alter, Kränklichkeit u. s. w. von vornherein an den Erwerb eines eignen Hauses gar nicht denken können; solche Leute drückt aber die Wohnungsnot härter als alle übrigen, und es ist daher ein Gebot der Menschlichkeit, zunächst gerade ihnen Hilfe zu bringen. Selbstverständlich würden solche Unternehmen die vorerwähnten, die davon ausgehen, Besitzlose zu Hauseigentümern zu machen, nicht im mindesten ausschließen; im Gegenteil wird erst durch Ausführung beider Arten von Unternehmungen, die sich gewissermaßen gegenseitig ergänzen, in umfassender Weise die Beseitigung der herrschenden Wohnungsnotstände erreicht werden.

Der „Prinzessinnenverein“ kam nun auf Grund eingehender Erörterungen über die maßgebenden besondern Verhältnisse zu dem Ergebnis, Mietwohnungen für unbemittelte, unbescholtene Familien zu errichten und den Mietpreis so festzusetzen, daß er im Einklang mit dem kärglichen Einkommen der betreffenden Familie stünde. Der letztere Zweck konnte offenbar nur dann erreicht werden, wenn das Bauunternehmen nicht auf Spekulation, sondern lediglich auf das Wohlwollen der wohlhabendern Bevölkerungsklassen gegründet werden konnte. Demgemäß wurde nach vorausgegangenen bautechnischen Ermittelungen ein Aufruf an die wohlhabendern Bürger Weimars erlassen, worin unter Berufung auf die erwähnten Zeitungsaufsätze darum gebeten wurde, sich an der Lösung der Frage über die Beseitigung der Wohnungsnot der ärmern Klassen der Stadt Weimar zu beteiligen. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Absicht bestehe, mehrere sogenannte Doppelwohnhäuser, von denen jedem ein Stück Garten zuzuteilen sei, nach einem einfachen Muster zu errichten. Zur Aufbringung des erforderlichen Kapitals werde man auf den Namen lautende, übertragbare Schuldscheine des Vereins zu fünfzig und zu hundert Mark ausgeben. In Anbetracht des wohlthätigen Zweckes hoffe man, daß die Darleiher sich mit einem niedrigen Zinsfuße begnügen würden, damit die Mietpreise den Einkommensverhältnissen der untern Klassen entsprechend festgesetzt werden könnten. Der Entwurf zu den Schuldscheinen bestimmte über diesen wichtigen Punkt folgendes.

Die Anleihe ist mit drei vom Hundert jährlich zu verzinsen, sofern die bereiten zur Verzinsung zu verwendenden Mittel zu einer Verzinsung in dieser Höhe ausreichen. Ist dies nicht der Fall, so ist diejenige Verzinsung zu gewähren,

welche die verfügbaren Mittel gestatten. Zur Verzinsung werden lediglich die jährlichen Überschüsse aus den Mieterträgen der Hausgrundstücke verwendet, nachdem von den Mieteinnahmen die notwendigen Aufwände für bauliche Reparaturen und Herstellungen, öffentliche Abgaben, Amortisation des Schuldkapitals und Verwaltung bestritten worden sind. Doch soll zur Herbeiführung größerer Sicherheit im Zinsenbezuge, nach Bestreitung sämtlicher Jahresaufwände einschließlich der Verzinsung der Anleihe, aus den verbleibenden Überschüssen ein bis zu zehn Prozent des Schuldkapitals betragender Reservefonds gebildet werden, um erforderlichen Falles aus demselben insoweit Zinsenzuschüsse zu leisten, daß eine Verzinsung in Höhe von drei Prozent erreicht wird.

Über die Amortisation des Schuldkapitals wurde festgesetzt, daß sie mit einem halben Prozent unter Hinzunahme der durch die regelmäßige Amortisation ersparten Zinsen, mithin in einem Zeitraume von sechsundsechzig Jahren erfolgen solle.

Dieser Aufruf hatte den erfreulichen Erfolg, daß auf die beabsichtigte Hausbauanleihe Zeichnungen in solcher Höhe gemacht wurden, daß die Erbauung von drei Doppelwohnhäusern zusammen mit vierundzwanzig Wohnungen gesichert erschien und auch sofort in Angriff genommen werden konnte. Was die Einrichtung der Häuser betrifft, die gegenwärtig vollendet sind, so ist als von allgemeinerem Interesse folgendes hervorzuheben. Jedes Doppelhaus hat eine Länge von 23 und eine Tiefe von 8,5 Metern und zerfällt in zwei gänzlich von einander getrennte Hälften, sodaß jedes Einzelhaus nur vier Wohnungen umfaßt. Diese Einrichtung hat den Zweck, den durch das Nebeneinanderleben vieler Familien leicht entstehenden Übelständen vorzubeugen. Sämtliche Häuser sind im gesundheitlichen wie im wirtschaftlichen Interesse der Bewohner vollständig unterkellert, und für jedes Doppelhaus sind zwei in dem gewölbten Kellerraume befindliche Waschhäuser eingerichtet. Die Umfassungswände der Gebäude sind stark massiv aus gebrannten Backsteinen in Rohbau mit Zementausfugung hergestellt. Jede Wohnung besteht aus einer geräumigen Stube nebst großer Kammer und Küche. Der Ofen der Wohnstube ist mit tüchtiger Kocheinrichtung versehen, während zugleich Rücksicht darauf genommen ist, daß die mit einfachem, aber praktischem Herde ausgestattete Küche als Kammer benutzt werden kann. Jeder Mietpartei steht endlich die Benutzung eines Anteiles an dem unmittelbar am Hause gelegenen Garten zu. Der Mietpreis für eine Parterrewohnung ist auf 105 Mark, für eine Wohnung in dem Obergeschoß auf 114 Mark festgesetzt worden.

Vor einigen Monaten sind die Wohnungen zur Vermietung ausgeschrieben worden. Darauf gingen weit mehr Anmeldungen ein, als Berücksichtigung finden konnten. Aus gewichtigen Gründen fanden nur brave, bereits längere Zeit in Weimar angesessene Familien Aufnahme, übrigens ohne grundsätzliche Bevorzugung des „Arbeiterstandes“ im engern Sinne des Wortes. Zu dieser erweiterten Bestimmung hat die naheliegende Erwägung geführt, daß sehr häufig

in andern gesellschaftlichen Klassen derselbe, vielleicht sogar noch größerer Notstand herrscht als in Arbeiterkreisen.

Es hat dem Unternehmen, dem voraussichtlich noch eine bedeutende Zukunft beschieden ist, nicht an Angriffen von mancherlei Art gefehlt, die teils auf Unkenntnis, teils auf Vorurteilen beruhten. Sie sind denn auch öffentlich mit guten Gründen widerlegt worden, sodaß dem bahnbrechenden sozialen Unternehmen nunmehr die allseitigste Teilnahme gesichert ist. Zum Schluß sei noch die Bemerkung gestattet, daß die erste und wichtigste Bedingung des Gelingens eines derartigen Werkes darin liegt, daß die Ausführenden mit Liebe und Lust für ihre gemeinnützige Aufgabe erfüllt sind, daß sie, ausnahmslos jede Vergütung für ihre mannichfachen Arbeiten, Sorgen und Mühen zurückweisend, nur in dem Bewußtsein, einem guten Werke ihre Kräfte zu widmen, ihren Lohn erblicken und unbeirrt von manchen unausbleiblichen Ärgernissen und Enttäuschungen mit Ruhe, Klarheit und Thatkraft ihren Zielen zustreben.



Das Aufrücken der Lehrer an den höhern Unterrichtsanstalten Preußens



Wenn man die Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten und des Herrenhauses über Angelegenheiten des höhern Unterrichtswesens aus diesem Frühjahre liest, so begegnen uns vor allem zwei Fragen, die seit Jahren immer wiederkehren und die auch diesmal den Hauptteil der Verhandlungen ausmachten: Schulreform und Aufrücken der Lehrer. Mit beiden Fragen wird sich wohl auch die in diesem Herbste zusammentretende Untersuchungs- (Enquete-) Kommission vor allem beschäftigen. Den Gegenstand dieses Aufsatzes soll nur die zweite Frage bilden.

In welcher Weise erfolgt das Aufrücken an den höhern Lehranstalten? Der Herr Kultusminister gab darüber am 8. Mai im Herrenhause folgenden Aufschluß: „Jede höhere Lehranstalt bildet eine eigne Korporation, eine vermögensrechtliche Persönlichkeit mit einer in sich geschlossenen Organisation. Innerhalb dieser Organisation sind die Lehrer abgestuft in Oberlehrer und ordentliche Lehrer und rücken auf nach Maßgabe des Freiwerdens oberer Stellen. Dieses Freiwerden erfolgt durch Tod, durch Pensionirung oder Versetzung.“

Seit Einführung des Normaletats ist nun festgesetzt, daß der Durchschnittsgehalt für eine Stelle 3150 Mark beträgt, der Anfangsgehalt 1800, der höchste Gehalt 4500 Mark; und zwar sind die Gehaltsverhältnisse so geordnet, daß allemal der erste Oberlehrer und der letzte ordentliche Lehrer und ebenso der zweite Oberlehrer und der vorletzte ordentliche Lehrer u. s. f. zusammen einen Gehalt von 2 × 3150 = 6300 Mark beziehen, und zwar der erste Oberlehrer 4500 Mark, der letzte ordentliche 1800, der zweite Oberlehrer vielleicht 4200 Mark und der vorletzte ordentliche 2100 Mark. Ich sage vielleicht, denn der Gehalt stuft sich innerhalb der Lehrerkollegien je nach der Zahl der Mitglieder ab. Je weniger Mitglieder, um so größer sind die Gehaltsunterschiede zwischen den einzelnen Stellen, je mehr Mitglieder, um so geringer. In großen Kollegien haben sogar zwei auf einander folgende Stellen manchmal ganz gleiches Einkommen. Die Zahl der akademisch gebildeten Mitglieder der Lehrerkollegien schwankt zwischen zwanzig oder mehr und sieben. Der Gehalt sämtlicher Lehrer, sowohl der zwanzig wie der sieben, stuft sich zwischen 4500 und 1800 Mark ab. Der Gehalt der Direktoren steht außerhalb dieser Berechnung. Er beträgt in Städten über 50000 Einwohner 5100 Mark und steigt in Alterszulagen bis 6000 Mark auf, in kleinern Städten beträgt er nur 4500 und rückt bis 5400 Mark auf.

Anders ist das Gehaltsverhältnis bei den „nicht vollen" Anstalten geordnet, an denen außer dem Rektor meist nur fünf oder auch nur vier akademisch gebildete Lehrer angestellt sind. Hier ist der Durchschnittsgehalt auf 2850 Mark festgesetzt, und er wird dadurch noch wesentlich verringert, daß hier der Gehalt des Rektors als primus inter pares mit eingerechnet wird, während bei den „Vollanstalten" der Direktor außerhalb der Berechnung steht. Der Rektor bezieht 4500 Mark Gehalt, der letzte ordentliche Lehrer 1800 Mark. Dies giebt zusammen 6300 Mark, also ein Zuviel von 600 Mark, denn 2 × 2850 ist nur 5700 Mark. Der erste und der vorletzte ordentliche Lehrer beziehen zusammen 3600 und 2100, also im ganzen 5700 Mark, d. h. = 2 × 2850. Das Zuviel der 600 Mark des Rektorgehaltes wird den Lehrern, die die mittlern Stellen bekleiden und die in dem Gehalte von 2700 und 2400 Mark stehen, abgezogen; die Gesamtsumme dieser beiden Stellen macht nur 5100 Mark aus, also ein Zuwenig von 600 Mark gegenüber den ihnen zukommenden 2 × 2850 = 5700 Mark. Den Durchschnittsgehalt erreichen also an „nicht vollen" Anstalten nur der Rektor und der erste Lehrer. Warum die Lehrer an solchen Anstalten um so viel schlechter gestellt sind als an „Vollanstalten," dafür ist durchaus kein Grund ersichtlich; erstens haben sie genau dieselben Staatsprüfungen gemacht wie die Lehrer an Vollanstalten, und dann haben sie auch noch mehr Schulstunden und schwerere Arbeit.

Diese Art des Aufrückens innerhalb eines bald großen, bald kleinen Kollegiums, die unter den akademisch gebildeten Beamten Preußens einzig

dasteht, hat nun eine Menge von Übelständen im Gefolge, und die Gymnasiallehrer sind daher wiederholt bemüht gewesen, die Augen der Behörden in Bittschriften und statistischen Erhebungen darauf hinzulenken. Auch diesmal lagen derartige Bittschriften von schlesischen Gymnasien vor. Der Herr Kultusminister hat auch diesmal wieder, wie schon im Jahre 1885, die Notlage anerkannt, aber zu einer schleunigen Abhilfe, wie sie die Redner aller Parteien beider Häuser einstimmig verlangen, scheint man sich nur schwer entschließen zu können.

Es soll nun nicht verkannt werden, daß Schwierigkeiten mancherlei Art zu überwinden sind, die mit der Schulreform zusammenhängen; aber unüberwindlich sind sie doch keineswegs. Es scheint fast, als ob man meinte, es käme den Gymnasiallehrern nur darauf an, einen höhern Gehalt zu erreichen. Das ist nicht der Fall. Die Wünsche der Gymnasiallehrer zielen viel mehr auf einen regelmäßig mit dem Dienstalter steigenden Gehalt hin, als auf Erhöhung des Gehaltes. Die meisten Lehrer würden vollständig zufrieden sein, wenn ihnen von der Behörde die Zusicherung zuteil würde, daß sie nach dreißig- oder vierzigjähriger treuer Dienstzeit auch einmal den höchsten Gehalt von 4500 Mark beziehen werden, einen Gehalt, den jetzt nur einige wenige erreichen.

Auch die Ansicht trifft nicht das Rechte, es seien nur die trägen Elemente im Lehrerstande, die den Wunsch auf regelmäßiges Aufrücken hegten; denn anders können doch wohl die Worte des Herrn Kultusministers vom 8. Mai nicht verstanden werden: „Die Hauptsache ist, daß das Unterrichtswesen kräftig fortschreitet, daß man nicht im Lehrerstande träge Leute hat, die wissen, du kommst auch vorwärts, das wird sich schon machen, ohne daß du in das Leben des Knaben wirksam eingreifst; das ist egal, der Staat muß dich bezahlen, weggeschickt, disziplinirt kannst du nicht werden, so schlecht bist du nicht." Das sind harte Worte, die sich schwer auf das Herz jedes Lehrers legen müssen, der den genannten Wunsch hegt, und das sind fast alle. Wenigstens ist dem Schreiber dieser Zeilen trotz seiner großen Bekanntschaft in den Kreisen der Kollegen noch keiner begegnet, selbst nicht unter denen, die durch die jetzige Art des Aufrückens Vorteil gehabt haben — und zu diesen rechnet sich der Schreibende augenblicklich auch noch —, der nicht diese Art des Aufrückens ganz und gar verurteilt hätte.

Darüber, wie das Aufrücken in Zukunft zu gestalten sei, sollen hier keine Vorschläge gemacht werden. Es soll nur an der Hand von Beispielen gezeigt werden, wie berechtigt das Streben der Gymnasiallehrer ist, einen mit den Dienstjahren regelmäßig steigenden Gehalt zu erreichen, und wie nötig es ist, hier Wandel zu schaffen; denn es handelt sich darum, dem Stande, dem die Erziehung der Jugend anvertraut ist, die Berufsfreudigkeit zu erhalten.

Das Warten auf den Tod des Vorgängers, wie es die jetzige Einrichtung mit sich bringt, ist geradezu unmoralisch zu nennen. Es muß im Laufe der Zeit Wünsche zeitigen, die weder kollegialisch noch christlich sind, und die nicht dazu dienen, den Idealismus des Lehrers zu steigern. Welche Wünsche müssen in der Brust eines „letzten ordentlichen" Lehrers entstehen, der 1800 Mark Gehalt bezieht und der nach acht oder zehn Dienstjahren bei wachsender Familie noch immer auf der letzten Stelle sitzt und keine Aussicht hat, an der Anstalt vorwärts zu kommen, weil seine Kollegen vor ihm alle noch jung und kräftig sind? Es kommt ja in neuester Zeit manchmal vor, daß ein Kollege von der Anstalt weggenommen und anderswohin versetzt wird, um etwas Luft zu machen, aber es geschieht das doch so selten, daß es zu den Ausnahmen gehört, und es pflegt nur dann einzutreten, wenn die Verhältnisse ganz unhaltbar geworden sind. Wie selten eine solche Ausgleichung erfolgt, könnte man sehr leicht aus dem geringen Kostenaufwande erkennen, den Provinzialschulkollegien für Versetzungen ausgeben.

Die jetzige Art des Aufrückens hängt ganz und gar vom Zufall ab und ist sehr ungleichmäßig und daher ungerecht. Jetzt ist das unregelmäßige Aufrücken die Regel, ein regelmäßiges Aufrücken geradezu eine Ausnahme. Wie kommt z. B. der Schreiber dieser Zeilen dazu, seit einigen Jahren schon die zweite ordentliche Lehrerstelle zu bekleiden, während einer seiner Bekannten, ein außerordentlich tüchtiger Lehrer, der noch ein Vierteljahr im Dienste älter ist, an einer Schule der Nachbarstadt noch immer auf der letzten Stelle sitzt? Welchen Eindruck muß es auf den Hilfslehrer machen, der an der einen königlichen Anstalt schon jahrelang auf Anstellung wartet, wenn an der königlichen Anstalt des Nachbarortes ein Kollege genau bei denselben Lehrfächern gleich nach dem Probejahr und zwar gleich als vorletzter ordentlicher Lehrer angestellt wird? Muß ihn das nicht niederdrücken und seinen Idealismus herabstimmen? Er wird sich doch sofort sagen: Die Behörde ist mit dir jedenfalls nicht zufrieden! Das sagte sich der Betreffende auch. Schließlich erfuhr er aber aus dem Munde des Provinzialschulrates, daß das keineswegs der Fall sei, und daß jenes nur geschehen sei, weil der Direktor jener Anstalt es so gewünscht habe. In ähnlichen Fällen — sie sind gar nicht so selten — tröstet man sich oft damit, daß man sich einredet, der Staat wolle die Umzugskosten ersparen und verfahre deshalb so. Dem steht aber die Beobachtung gegenüber, daß auch an staatlichen Anstalten desselben Ortes große Ungleichmäßigkeit herrscht. Und da hätte es die Behörde doch keinen Pfennig gekostet, eine Ausgleichung zu schaffen. Es hätte nur dem oder jenem gesagt zu werden brauchen: Du unterrichtest von jetzt an der Gerechtigkeit wegen an der Schwesteranstalt desselben Ortes. Kein Lehrer würde sich sträuben, seinen Kollegen dieses Opfer — wenn es eins wäre — zu bringen. Statt dessen muß man sehen, daß an der königlichen Anstalt in die erste Oberlehrerstelle ein Mann einrückt, der am Ausgange

der Dreißiger steht, während an der andern dieselbe Stelle erst von einem Manne in den sechziger Jahren erreicht wird! Und der kann noch von Glück sagen, denn der ziemlich gleichaltrige zweite und dritte Oberlehrer, die mit ihm an derselben Anstalt aufgestiegen sind, werden wahrscheinlich nie die erste Stelle erlangen, obwohl der dritte Oberlehrer auch schon 36 Dienstjahre aufzuweisen hat! Kann ein solcher Zustand die Berufsfreudigkeit heben? Ist es zu verwundern, wenn dem dritten Oberlehrer nachgesagt wird, er sei ein Griesgram, er sei langweilig, rege die Schüler nicht an und zeige überhaupt nicht das rechte Interesse für die Schule?

Der Herr Kultusminister gab in den Sitzungen der beiden Häuser die Erklärung ab, daß nach den Berichten unter 1850 Lehrern nur 116 solche seien, bei denen man „in der That anerkennen müsse, daß eine unverschuldete Zurücksetzung der betreffenden Lehrer vorliege." Das ergiebt sechs vom Hundert. Der Abgeordnete Dr. Enneccerus zog daraus den Schluß, den wohl auch jeder andre ziehen wird, „daß die Zahlen nicht einen kleinen, sondern einen großen Übelstand beweisen." Noch weit höher aber würde die Zahl der unverschuldet zurückgesetzten steigen, wenn darüber auch Erhebungen an den 290 städtischen und stiftischen Anstalten angestellt worden wären, denn an den 190 staatlichen Anstalten wird doch wenigstens ab und zu eine Ausgleichung versucht, während sie dort geradezu unmöglich ist. Nach unsern allerdings nur einige Provinzen, dort aber alle Anstalten (staatliche und nichtstaatliche) umfassenden Beobachtungen können wir auch nicht der Behauptung des Herrn Kultusministers zustimmen, daß „die Verhältnisse sich seit 1885 wesentlich gebessert hätten." Gerade an den städtischen Anstalten, wo bis dahin die Verhältnisse etwas besser als an staatlichen Anstalten waren, haben sie sich seit jener Zeit wesentlich verschlechtert.

Welchen Maßstab nun die Behörde angelegt hat, um zu ergründen, wie viele Lehrer an staatlichen Anstalten unverschuldet im Gehalte zurückgeblieben sind, entzieht sich der Öffentlichkeit, denn die Lehrer haben leider keinen Maßstab, nach dem sie Dienstalter und Gehalt vergleichen könnten. Juristen, Militärärzte, Bauinspektoren u. a. wissen: Wenn du deine Pflicht thust und das oder das Dienstalter erreichst, wirst du so und so viel Gehalt haben. Ein Familienvater der genannten Beamtenklassen, der mit Sorge das schnelle Anwachsen seiner Familie betrachtet, kann sich leicht damit trösten: Nun, in zwei oder drei Jahren erhältst du ja wieder eine Zulage, da wirst du also der Zukunft getrost entgegensehen können! Nur der Lehrer kann sich eine solche tröstliche Aussicht nicht machen. Den andern akademisch gebildeten Beamten hat der Staat gewissermaßen die Zukunft sicher gestellt, während sie für den Lehrer eine offene Frage bildet. Kann es da Wunder nehmen, wenn die Zahl der Junggesellen im höhern Lehrerstande von Jahr zu Jahr wächst? Daß das aber ein Segen für die Schulen sei und gesunde Verhältnisse verrate, wird wohl niemand behaupten.

Gerade für den Lehrer scheint uns diese Sicherstellung der Zukunft doppelt von nöten zu sein, wenn er über der rauhen Wirklichkeit des Lebens das Ideal, die Wissenschaft und die Freudigkeit in seinem Berufe nicht verlieren soll. Ein Lehrer, der seine Familie darben sieht, kann sich nicht hinsetzen und sich, was seinen Schülern doch wieder zu gute käme, in der Wissenschaft weiterbilden, er muß die freie Zeit, die ihm Schulstunden, Korrekturen und Vorbereitungen lassen, zum Gelderwerb verwenden, vor allem zu dem leidigen „Stundengeben." Da helfen auch alle guten Vorsätze nicht, die Not zwingt dazu. Ein „letzter ordentlicher" Lehrer, der gezwungen ist, außer seinen zweiundzwanzig oder vierundzwanzig wöchentlichen Schulstunden, noch drei Stunden an einer „höhern Töchterschule" zu unterrichten und auch noch Privatstunden zu erteilen, muß notwendigerweise allmählich mit der Wissenschaft außer Zusammenhang geraten.

Die jetzige Art des Aufrückens macht aber den Lehrer auch oft mißmutig und lässig. Gar mancher, der seine Pflicht thut, aber infolge der erfreulichen Gesundheitsverhältnisse an der Anstalt nicht vorwärts kommt, aber auch von der Behörde nicht anderswohin versetzt wird, denkt: Du mußt doch nach der Ansicht deiner Vorgesetzten deine Pflicht nicht thun, denn sonst würdest du doch einmal versetzt werden und dadurch ein Zeichen von Anerkennung erlangen. Die Folge ist: er wird lässig. Daß zu langes Sitzen bei niedrigem Gehalte und die Unsicherheit, vorwärts zu kommen, den Menschen mißmutig macht und Lust und Liebe zum Berufe abstumpft, finden wir nicht bloß bei den Lehrern, sondern auch im Militärstande; da giebt es ja das geflügelte Wort vom „mißvergnügten Premier."

Aber nicht nur die werden mißmutig, die trotz ihres Eifers ein Jahrzehnt lang nicht aufgerückt sind, sondern bisweilen sogar die, die schnell vorwärts gekommen sind, ja vielleicht mehr Gehalt beziehen, als ihnen ihrem Dienstalter nach zukäme. Wie das zugeht? Diese Glückskinder waren vielleicht in jedem Jahre eine oder auch zwei Stellen gerückt, nun tritt auf einmal eine Stockung ein. Sie bleiben jahrelang auf derselben Stelle stehen. Jetzt gehen ihnen die Augen auf. Vor ihnen sind lauter ziemlich gleichalterige Männer, sie sehen plötzlich jede Aussicht auf Vorwärtskommen abgeschnitten. Ich habe hierbei eine staatliche Anstalt im Sinne, wo der erste Oberlehrer 43 Jahre alt ist, der erste ordentliche Lehrer 39 und der letzte 35! Mit welchen Gefühlen müssen vor allem die letzten ordentlichen Lehrer der Zukunft entgegensehen, die nun schon einige Jahre unbeweglich auf ihren Stellen sitzen? Kann das Berufsfreudigkeit erwecken? Daß solche Verhältnisse nicht vereinzelt dastehen, beweisen die Ausführungen des Abgeordneten Theising, denn wie könnte es sonst kommen, daß der eine nach 2 Dienstjahren Oberlehrer geworden ist, der andre aber erst nach 28? Genau dieselben Ungleichmäßigkeiten im Aufrücken, wie sie der Abgeordnete Theising aus Schlesien mitteilt, beweisen die statisti-

schen Zusammenstellungen über das Dienstalter der Gymnasiallehrer von Westfalen, Sachsen, Hessen-Nassau, Ost- und Westpreußen.

Infolge dieser offenbaren Mißstände hat nun der Herr Kultusminister angeordnet, daß mehr auf Gleichmäßigkeit gesehen werden soll. So ist es denn neuerdings in den uns bekannten Provinzen auch einigemale vorgekommen, daß Lehrer, die zu lange auf einer Stelle gesessen hatten, weggebracht und anderswohin, wo das Aufrücken zu schnell erfolgte, eingeschoben wurden. Eine solche Ausgleichung pflegt aber bei der jetzigen Einrichtung auch Mißstände von mancherlei Art im Gefolge zu haben. Als Beweis diene folgendes. Einem Bekannten wurde nach längerm Sitzen auf der vorletzten (sechsten) ordentlichen Stelle die besondre Vergünstigung zuteil, in die dritte ordentliche Stelle eines andern Gymnasiums versetzt zu werden, wodurch er eine Gehaltsaufbesserung von 600 Mark erhielt. Da aber gleichzeitig an der Anstalt, wo der Betreffende bisher gewirkt und trotz des langsamen Aufrückens wegen der sonstigen angenehmen dienstlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse sich sehr wohl gefühlt hatte, auch plötzlich eine Vakanz eintrat, somit die Gelegenheit geboten gewesen wäre, den Betreffenden wenigstens um eine Stelle (d. i. um 300 Mark) steigen zu lassen, so stellte sich in Anbetracht des um 60 Mark geringern Wohnungsgeldzuschusses an seinem neuen Amtssitze der ganze Vorteil, den er bei seiner Versetzung erreicht hatte, auf 240 Mark. Bei der jetzigen Einrichtung wird der Lehrer aus liebgewordenen Verhältnissen herausgerissen und das Verhältnis zwischen den Kollegen, wie das zwischen Lehrern und Schülern gestört. Wenn Aufrücken in Altersklassen durch die ganze Provinz oder den Staat erfolgte, würde der Staat gar nicht genötigt sein, Versetzungen vorzunehmen. Er würde also auch die Umzugskosten sparen, die er jetzt und später, wenn das Aufrücken ein gerechtes und geregeltes werden soll, zahlen muß.

Ein weiterer Mißstand ist der, daß gewöhnlich ein auf solche Weise in ein schnell aufrückendes Kollegium eingeschobener Lehrer Kollegen zu Vordermännern erhält, die im Dienstalter jünger sind als er. So bekam z. B. der ebenerwähnte Lehrer zwei im Dienstalter jüngere Kollegen als Vordermänner. Auch das ist kein besonders erhebendes Gefühl, wenn man sich sagen muß: Eigentlich hättest du deinem Dienstalter nach noch zwei Stellen höher rücken müssen! So ist es gekommen, daß die beiden jüngern Kollegen, der eine seit sechs, der andre seit vier Jahren schon Oberlehrer geworden sind, während der Betreffende bei längerer Dienstzeit noch die erste ordentliche Stelle inne hat.

Eine gerechte Ausgleichung in Zukunft zu schaffen, ist der Behörde bei der jetzigen Einrichtung oft geradezu unmöglich. Gesetzt, es fehlt ein Lehrer für eins der Fächer, die an kleinern Anstalten nur einen Vertreter haben, z. B. der Religionslehrer, der Mathematiker oder der Geschichtslehrer. Bei

eintretender Vakanz einen jungen Herrn als letzten ordentlichen Lehrer anzustellen, erscheint nicht rätlich, weil der Betreffende Mitglied der Abiturientenprüfungskommission werden soll; es muß ein älterer, erfahrener Lehrer sein. Es muß also einer eingeschoben werden. Wo aber? Alle Lehrer haben schon lange auf derselben Stelle gesessen und müssen endlich einmal aufrücken. Da kommt es nun nicht selten vor, daß trotzdem, weil es gerade im Interesse des Dienstes liegt, einer eingeschoben wird. Daß das Kollegium über diesen Einschub nicht erfreut ist, daß der neue Kollege nicht mit offenen Armen empfangen wird und manchmal einen schweren Stand hat, kann man sich wohl denken. Wir haben es erleben müssen, daß vor dem dritten Oberlehrer, dem besten Pädagogen unsrer Anstalt, der bei den Revisionen durch den Geheimen Oberregierungsrat und durch den Provinzialschulrat mit dem größten Lobe bedacht worden war, eine Einschiebung erfolgte, und zwar war der vor ihm eingeschobene sogar im Dienstalter jünger. Ist es da zu verwundern, wenn der so zurückgesetzte Oberlehrer, der uns jüngern Lehrern ein Ideal war, eine Zeit lang bittere Bemerkungen fallen ließ? Muß nicht die Berufsfreudigkeit sämtlicher Lehrer darunter leiden, wenn sie sehen müssen, daß ein Lehrer trotz aller Vorzüge so zurückgesetzt wird? Muß sich da nicht jeder sagen: Wie wird es erst dir in Zukunft ergehen, wenn einem so tüchtigen Lehrer das begegnen kann?

Manchmal leidet aber auch, wenn sich die Behörde scheut, das Kollegium zu verstimmen, der Dienst darunter. Man betrachte folgenden Fall. An einer Anstalt, die in konfessionell gemischter Gegend gelegen ist, starb der erste Oberlehrer, der evangelischer Religionslehrer war. Das Interesse des Dienstes erheischte es, daß ein älterer, erfahrner Religionslehrer dahin geschickt wurde. Nun war aber dieser erste Oberlehrer, wohl in Erwägung der genannten Umstände, schon eingeschoben worden. Abermals einzuschieben und das ganze Kollegium darunter leiden zu lassen, trug die Behörde mit Recht Bedenken. Was war nun zu thun? Die Behörde schickte einen jungen Hilfslehrer, der den Religionsunterricht erteilen mußte. Kann aber da nicht sehr leicht das Interesse der Kirche geschädigt werden? Denn das wird doch wohl jeder zugeben, daß auf solche Posten nur erfahrne, ältere Lehrer gestellt werden dürfen! Gäbe es ein Aufrücken nach Altersklassen in der Provinz oder im Staate, so würde man ohne Bedenken einen ältern Lehrer im Interesse des Dienstes haben versetzen können.

Noch einen Fall wollen wir hervorheben, um die jetzige Einrichtung zu beleuchten. In einer Provinz hatten sich 1882 zwei Oberlehrer politisch-agitatorisch bei der Wahl beteiligt. Sie wurden von der Behörde mit vollem Rechte „strafversetzt." Da beide die zweiten Oberlehrerstellen an ihren Anstalten innehatten, mußten sie tauschen. Der eine Oberlehrer war ein Mann von 58 Jahren, der andre hatte noch nicht das 40. Jahr erreicht. Der ältere

mußte die schöne große Stadt mit einem Landstädtchen vertauschen, der jüngere kam dagegen in die allbegehrte große Stadt. Der jüngere Oberlehrer hatte bei seiner Strafversetzung auch noch insofern Glück, als er nun als Vordermann einen alten Oberlehrer bekam, während er vorher einen nur wenige Jahre ältern gehabt hatte. Am meisten gestraft wurde und war infolge der jetzigen Einrichtung das Kollegium, das schon lange auf Aufrücken wartete, und in das nun an Stelle des alten Oberlehrers ein jüngerer eingeschoben war, der bedeutend jünger war als alle andern Oberlehrer und zum Teil auch die ersten ordentlichen Lehrer. Kann das die Berufsfreudigkeit erhöhen?

Doch genug davon. Aus dem Mitgeteilten, das insgesamt der Wirklichkeit und zwar meist der jüngsten Zeit entnommen ist, wird hinlänglich hervorgehen, wie berechtigt das Streben der preußischen Gymnasiallehrer nach Abänderung der jetzigen Einrichtung ist. Ja es ist unsers Erachtens geradezu Pflicht der Gymnasiallehrer, den Staat zu bitten, diese außerordentlich unregelmäßige, ungerechte, alle Ideale raubende, die Schule, das Verhältnis der Lehrer unter sich und das Verhältnis der Lehrer zu den Schülern schädigende Art des Aufrückens zu beseitigen, zumal da man in den meisten deutschen Bundesstaaten längst mit diesem System gebrochen hat.

In der Verschiedenheit der Amtsprüfungen vermögen wir kein Hindernis für ein allgemeines Aufrücken durch die ganze Provinz oder den Staat zu sehen. Wie man sich bisher nicht gescheut hat, Lehrer mit unvollständiger Prüfung nur bis zur ersten ordentlichen Stelle aufrücken zu lassen, so braucht man sie auch in Zukunft nur bis zu einem bestimmten Gehalt aufsteigen zu lassen, denn die Zahl solcher Lehrer ist ja glücklicherweise nicht groß. Auch die Befürchtung können wir nicht teilen, daß nach der Beseitigung der bisherigen Einrichtung Stagnation im Lehrerstande eintreten, daß das Streben aufhören werde. Wir können nicht glauben, daß der höhere Lehrerstand in Preußen lässiger sei als in andern Bundesstaaten. Wir leben vielmehr, gleich dem Abgeordneten Schaffner (Rede vom 21. März) der festen Hoffnung, „daß die Lehrer dann mit erneuter Kraft und Freudigkeit an ihrem schweren Beruf arbeiten, der Notschrei verstummen und der Erfolg sicherlich nicht ausbleiben würde; er würde zum Wohle des Volkes und zum Segen des Vaterlandes gereichen!“





Tempel und Theater

Von Veit Valentin



Kultus und Drama gehören aufs engste zusammen, und zwar so, daß aus dem Kultus das Drama entsteht. Dennoch sehen wir, daß nicht jeder Kultus zum Drama führt, und zwar selbst dann nicht, wenn er dramatischen Charakter trägt. Soll dies geschehen, so muß der Kultus einen besondern religiösen Charakter haben. Es darf wohl als ein allgemein giltiges Kennzeichen des religiösen Glaubens betrachtet werden, daß er bestrebt ist, das göttliche Dasein an körperliche, irdische Merkmale zu knüpfen und es durch sie zu beglaubigen. Nicht ebenso allgemein ist das Bestreben, die Gottheit bildlich zu gestalten. Am meisten fällt das Fehlen dieses Bestrebens da auf, wo der Glaube eine Vielheit göttlicher Wesen voraussetzt. Die dadurch gegebene Notwendigkeit, sich die Verschiedenartigkeit des Wirkens mit einer Verschiedenartigkeit der Erscheinung verbunden zu denken, führt, so sollte man meinen, mit Sicherheit zu einer bildlichen Darstellung, die körperlich das Ebenbild des göttlichen Wesens erstrebt. Und doch sind die alten Germanen bei sinnbildlichen Merkzeichen stehen geblieben, während die alten Griechen zu einer bildlichen Darstellung der einzelnen Gottheiten, die die körperliche Ähnlichkeit erstrebte, weiter gegangen sind. Im Alten Testamente dagegen erscheint der Kampf gegen die bildliche Auffassung mit äußerster Folgerichtigkeit durchgeführt. So oft auch das jüdische Volk den Abfall zu der Göttervielheit und auch nur den Übergang zur bildlichen Darstellung der Gottheit versuchte, stets wurde es von seinen Propheten zur Gotteseinheit und zum Verharren bei der Unbildlichkeit zurückgeführt.

Drängt nun aber die Entwicklung eines Glaubens zu einer möglichst ebenbildlichen Darstellung der göttlichen Wesen, so wird das Hereinziehen solcher Darstellungen in den Kultus für diesen von der größten Wichtigkeit: er kommt damit dem allgemein menschlichen Bestreben nach bildlicher Gestaltung entgegen, er bietet der Einbildungskraft einen festen Halt und vermag seine eigne Glaubwürdigkeit in willkommenster Weise zu bestätigen und zu stärken. Es erscheint nun nicht nur das Bild der Gottheit in ihrem Tempel; in und an diesem werden auch die Thaten der Gottheit rühmend verkündet. Hier kann jeder in der allgemein verständlichen Schrift des Bildes lesen, durch welche

Ereignisse die Macht der Gottheit beglaubigt worden ist, wie sie helfend und tröstend, richtend und strafend in das Getreibe der Menschen eingegriffen hat. Wenn nun der Gesang ertönt, der die Gottheit um dieser Thaten willen preist, wenn der Priester die Erzählung ergänzt und ausführt, so sieht der Gläubige den Vorgang zugleich leibhaftig vor sich; er kann sich die Handlung aufs lebendigste vorstellen, da er zugleich den Träger der Handlung verkörpert vor sich sieht. Aber noch ist ein Riß zwischen der Erzählung und der Erscheinung: die Erzählung schreitet mit der Handlung lebendig fort, die bildliche Darstellung bleibt ewig unbewegt stehen. Soll dieser Riß ausgefüllt werden, so muß die Gottheit aus der starren Unbeweglichkeit heraustreten und lebendig vor den Menschen erscheinen, sie muß selbst handeln, sie muß selbst reden und erzählen, erleben und erleben lassen. Zögert sie zu erscheinen, so hüllt sich der Priester in ihre Tracht, er nimmt ihre Züge an, und nun tritt sie thatsächlich und leibhaftig unter die Menschen und läßt sie teilnehmen an dem, was sie sagt und thut. Damit ist das charakteristische Merkmal des Dramas gegeben: eine Person erscheint als eine andre, ohne sie zu sein, und spricht und handelt, als ob sie diese andre Person thatsächlich wäre. Eine solche Erscheinung erfüllt das erste Erfordernis der Bildkunst: sie giebt eine bildliche Vorstellung in einem dem ursprünglichen Gegenstande der Vorstellung fremden Stoffe, der seine ihm selbst eignende Gestaltung zurücksetzt, um die fremde anzunehmen. Während aber sonst in der Bildkunst dieser Stoff leblos ist, die dargestellte Person somit in ihrem Dasein und Handeln zu ewigem Stillstande verurteilt bleibt, wird hier ein lebendiger Stoff, ein lebender Mensch benutzt, der, indem er selbst spricht und handelt, auch die vorgestellte Person in zeitlichem Verlaufe des Sprechens und Handelns erscheinen lassen kann. Dieser Vorzug vor der Bildkunst muß freilich teuer erkauft werden. In der Bildkunst erstarrt zwar der dargestellte Augenblick zur Ewigkeit, aber die Erscheinung selbst wird dadurch der Vergänglichkeit des Augenblicks entrissen; in dem dramatischen Kunstwerk jedoch, in dem sich die Handlung selbst vor unsern Augen in der Zeit vollziehen kann, geht mit der Zeit auch die Erscheinung selbst verloren.

Ist dieser entscheidende Schritt, durch den das Drama entsteht, mit der Hauptperson gethan, so muß dasselbe nun auch bei den Personen geschehen, die mit der Hauptperson in Verkehr treten, sodaß eine Mehrheit von Sprechenden und Handelnden entsteht. Dieser Umstand ist für die Belebung der Handlung wichtig, er ist aber nicht das Entscheidende und somit auch nicht das Wesentliche für das Vorhandensein des Dramas. Wohl aber ist er wesentlich für die Frage, aus welchem Kultus sich das Drama mit einer gewissen Notwendigkeit bilden mußte.

Wenn die Gottheit unnahbar über dem Menschen schwebt, wenn sie ihm dadurch entweder überhaupt nicht zur bildlichen Erscheinung gelangt oder doch zu erhaben ist, um mit ihm in sprechenden und handelnden Verkehr zu treten,

wenn somit zu ihrer ewigen Einsamkeit kein andres, faßbares Wesen hinzutritt, so wird auch das Bedürfnis nicht vorhanden sein, sie gleichsam aus dem Rahmen des Bildes lebendig hervortreten zu sehen; was sollte sie sprechen und thun, wenn sie niemanden des unmittelbaren Verkehrs würdigt? So konnten die Juden zu keiner Gestaltung des Dramas kommen; bei der absoluten Bildlosigkeit ihres Kultus war zugleich die bildliche Gestaltung des persönlichen Auftretens, Sprechens und Handelns der Gottheit ausgeschlossen, obgleich die Propheten hiervon viel zu erzählen wissen. Es giebt daher im Alten Testament kein Drama; die Versuche, das Hohe Lied als solches aufzufassen, laufen auf ein Spielen mit dem Namen hinaus. Dramatischer Charakter, d. h. ein lebendiges, von Rede und Gegenrede begleitetes Handeln, erscheint auch in der Lyrik und im Epos, macht sie aber noch nicht zum Drama. Zu diesem gehört das ganz bestimmte Merkmal, daß eine Person unter dem Bilde einer andern Person leibhaftig vor den Hörer hintritt; dieses Merkmal fehlt in der Lyrik und im Epos mit Notwendigkeit. Auch bei den Ägyptern scheint es zu keinem Drama gekommen zu sein. Hier werden in der Bildkunst zwar die lebhaftesten Szenen in Gegenwart der Götter dargestellt; aber diese selbst stehen erhaben über der Handlung und sind bald als sichtbar bald als unsichtbar aufzufassende Zuschauer oder als Gegenstand der Huldigung, als Helfer oder höchste Richter zu denken. Daß die Gottheit leibhaftig vor den Menschen hingetreten wäre, ist auch dort undenkbar; sie offenbart sich höchstens dem Priester, dessen Macht verloren ginge, wenn er dem Menschen unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit gestatten wollte.

Im höchsten Grade günstig für die Entwicklung des Dramas ist dagegen das Christentum. Dadurch daß Christus als Mensch und Gott zugleich gefaßt wird, erscheint die Gottheit selbst mit Notwendigkeit im engsten menschlichen Verkehr, und zwar nicht nur so, daß sie in ihrer Erhabenheit gelegentlich erscheint, sondern so, daß sie zum Menschen verkörpert ein Menschenleben lang unter den Menschen weilt, alles Menschliche selbst an sich erlebt, als Kind geboren wird, ja sich endlich im Zustande des Leidens, selbst des Sterbens zeigt und dadurch neben dem frommen Erbeben vor der Gottheit im Menschen zugleich das menschlich warme Mitgefühl mit dem Menschen in der Gottheit wachruft. Eine solche Persönlichkeit ist wie geschaffen, aus dem Bilde lebendig herauszutreten; wie viel unmittelbarer und erschütternder wirkt das Leiden, wenn es uns nicht in einem einzigen Augenblicke gefesselt im Bilde am leblosen, fühllosen Stoff entgegenstarrt, wenn es vielmehr lebendig vor uns erscheint, wenn wir trotz des Bewußtseins, daß wir nur ein Bild vor uns haben, dieses dennoch alles an sich erleben sehen, wenn es spricht, wenn es leidet, wenn es stirbt!

In der That werden schon früh im Mittelalter Geburt und Tod Christi die Veranlassung, daß die Bilder an den Kirchenwänden und in den Altar-

schreinen, die ursprünglich die Erzählung erläutern oder, so gut es eben geht, diese selbst als eine allen verständliche und lesbare Bibel der Armen geben sollen, lebendig werden, indem lebende Personen ihre Gestalt annehmen, aber statt leblos in demselben Augenblicke der Erscheinung zu verharren, das Wort heranziehen und die zeitliche Entfaltung der Handlung vornehmen. Das Drama entsteht nicht aus ästhetischem Bedürfnis, sondern zur Unterstützung des Kultus. Sofort aber beginnt nun auch der Prozeß, der sich auf allen Kunstgebieten verfolgen läßt. Das Nebensächliche, Profane, das zur Unterstützung des Heiligen herbeigezogen werden muß, gewinnt als das, was dem Leben unmittelbar entstammt und daher auch unmittelbar verständlich ist, ein immer mehr wachsendes Interesse. Der Weg hierzu ist der, daß an Stelle der heiligen Hauptperson andre heilige, jedoch dem Leben näher stehende Personen der heiligen Geschichte treten, daß endlich das ausschließlich Menschliche die Teilnahme gefangen nimmt und, indem es sich von den heiligen Vorgängen ablöst, gänzlich verselbständigt wird: der dramatisirte Kultus wird zum Kultusdrama, aus dem das weltliche Drama hervorwächst. In demselben Maße, wie dies geschieht, löst sich auch die Aufführung der Handlung von dem Kultus ab. Ursprünglich in der Kirche und vor Geistlichen vollzogen, tritt sie aus der Kirche heraus und wird Eigentum der Laienwelt; diese ist es auch, die nun die Handlungen erfindet und die Worte dichtet, während ursprünglich beides von Geistlichen im Anschluß an die heiligen Bücher geschah.

Kaum minder günstig lagen die Verhältnisse in dem alten Hellas. Hier waren allmählich die Personen der einzelnen Gottheiten durch die Dichter und die Bildner zu festen Gestalten gelangt, die durchaus menschlichen Charakter trugen und von den irdischen Menschengestalten, sobald Gottheit und Menschen neben und mit einander dargestellt wurden, sich nur wenig durch die Größe unterschieden. Der viel wesentlichere Unterschied ist die Erhabenheit der Erscheinung, die über das Menschenmaß hinausgehende Würde in der Auffassung der irdischen Gestaltung. So war in der Bildkunst ebenso wie in der epischen Dichtung ihr Zusammenwirken mit den Menschen denkbar und darstellbar; so konnte nun auch das Werk der Bildkunst lebendig werden und unter die Menschen treten, mit ihnen verkehren und sprechen.

Aber neben den Göttern gab es eine Fülle von Wesen, in denen sich göttliche und menschliche Natur infolge der Abstammung vereinigten. Manche von ihnen, wie Bakchos, Apollon, Artemis, waren geradezu in den Rang und die Stellung der Götter getreten; andre, die Mehrzahl, bleiben ihm Rahmen des menschlichen Lebens stehen, überragen aber kraft ihrer göttlichen Abstammung dessen alltägliche Erscheinungen. Sie, die Heroen, sind daher in erster Linie geeignet, durch ihr Schicksal die Menschen zu erheben und zu beugen, zu Furcht und Entsetzen, zu Erbarmen und Mitgefühl zu bringen. Scheint doch gerade die göttliche Abstammung ihnen ein erhöhtes Recht auf irdisches Glück und

irdische Wohlfahrt zu geben; da muß auch das gegenteilige Schicksal umso tiefer ergreifen. Diese Götter und Heroen treten aber unter die gewöhnlichen Menschen, sprechen und handeln unter ihnen und mit ihnen. So kommt auch hier das nebenpersönliche Element herein, und auch hier gewinnt es allmählich immer höheres Interesse und verselbständigt sich schließlich, sodaß die Menschen selbst mit ihren kleinen Geschicken an Stelle der Heroen treten und das gigantische Schicksal beiseite schieben.

Auch bei den Griechen geschieht der entscheidende Schritt, der das Drama schafft, im Kultus und zur Unterstützung des Kultus: es wird uns ausdrücklich berichtet, daß das Drama aus dem Dithyrambos entstanden sei. Aber bei den Griechen geschieht noch mehr. In einem Zustande der Entwicklung, wo das griechische Drama schon vollständig als Kunstschöpfung auftritt, sich vom Kultus schon gänzlich getrennt und verselbständigt zu haben scheint, steht es doch noch so weit im Dienste des Kultus, daß es nur zur Feier der hohen Feste aufgeführt wird, daß der Altar als Mittelpunkt noch beibehalten bleibt, daß der Chorgesang noch den Hauptteil bildet, die Handlung aber als Epeisodion, als Zwischenglied, in den Gesang hineintritt. In dem Maße jedoch, wie allmählich der Kunstcharakter vorwiegt, wendet sich eine immer größere Teilnahme der Handlung zu, der Chor tritt zurück, wird Nebensache und fällt endlich, weil er das, was zur Hauptsache geworden ist, stört, vollständig weg, und die von dem Kultus abgelöste Dichtung ist fertig.

Wenn nun aber hier die eigentümliche Erscheinung vorliegt, daß das Drama auch als Kunstschöpfung noch seinen Charakter als Kultushandlung nicht aufgiebt, vielmehr seine ästhetische Gestaltung unmittelbar dem Kultusgebrauch entnimmt und ihm möglichst anpaßt, so wird auch die Folgerung berechtigt sein, daß das griechische Theater seine äußere Gestaltung gleichfalls im Anschluß an die Anforderungen des Kultus gefunden habe, daß somit das griechische Theater nichts andres sei, als der zum öffentlichen Kultus der Gemeinde bestimmte Teil des griechischen Tempels. Und in der That lassen sich die Eigentümlichkeiten des griechischen Theaters aus dieser Thatsache allein vollständig verstehen.

Kein Bauwerk verdankt seine ursprüngliche Entstehung und somit auch seine ursprüngliche Form einem ästhetischen Bedürfnis; es ist vielmehr Gebrauchsgegenstand und genügt somit einem praktischen Bedürfnis. Aus der Befriedigung dieses praktischen Bedürfnisses erwächst die Grundform des Bauwerkes. Der Tempel nun hat zunächst nur dem Bedürfnis zu genügen, daß er der Gottheit und ihrem Bilde einen Wohnraum schafft. Aber nun will auch die Gemeinde zu der Gottheit in Beziehung treten. Zwischen ihr und der Gottheit steht die Priesterschaft, die diesen Verkehr vermittelt. Somit bedarf die Priesterschaft eines Raumes, der zwischen dem Allerheiligsten und der Gemeinde erscheint. Dort befindet sich der Altar, der für die allgemeine Verehrung bestimmt ist.

Diese allgemeinsten Anforderungen werden nun durch die besondre Art des Kultus und durch die Stellung, die die menschliche Gesellschaft der Gottheit und der Priesterschaft gegenüber einnimmt, für jeden einzelnen Fall besonders gestaltet. Bei den Ägyptern bildet die Priesterschaft die höchste Staffel der menschlichen Gesellschaft, die sich in streng gesonderte Stufen gliedert und in diesen sich rangabwärts immer weiter von jenem Höhepunkt entfernt. Demgemäß findet die Aufstellung der Gemeinde vor dem Altar statt. Die Gottheit entzieht sich dem Anblick der Laienwelt, sie thront einsam in engem Raume, den niemand mit ihr teilt. Vor ihm bewahrt und bedient die Priesterschaft den Altar, um den sie sich versammelt. Daran schließen sich, in immer weiterer Entfernung sich erstreckend, die Kasten, sodaß die vornehmste zunächststeht, die andern ihrem Range gemäß folgen. Mit dieser Entfernung in die Länge geht eine Ausdehnung in die Breite Hand in Hand: je geringer im Range die Klasse wird, umso mehr Teilnehmer hat sie, um so breitere Schichten der Bevölkerung umfaßt sie. Soll die Entfernung vom Altar nicht zu groß werden, so muß die Masse sich immer mehr in die Breite ausdehnen. Wird nun zum Schutze gegen das heiße Klima die so geordnete Gemeinde mit einer Decke überspannt, so ergiebt sich für jeden besondern Teil der Gemeinde ein besondrer Raum, der mit der zunehmenden Entfernung vom Altar in der Tiefe, besonders aber in der Breite zunimmt und der größern Menschenzahl wegen zur Beschaffung der nötigen Luftmenge auch in der Höhe zunehmen muß. So erwachsen die eigentümlichen Formen des ägyptischen Tempels aus der Befriedigung des infolge der eigenartigen Gliederung des Volkes und des Charakters des Kultus entstandenen Bedürfnisses: der enge Wohnraum der Gottheit, die sich daran schließende Tiefe, Breite und Höhe nach außen zu wachsender Räume, deren letzter der Vorhof ist mit den weit in die Ferne den heiligen Ort und seinen Eingang verkündenden Portaltürmen.

In Griechenland war die Lage der Gemeinde durchaus anders; weder hatte die Priesterschaft eine so allbeherrschende Stellung wie die ägyptische, noch war die Gesellschaft in so streng gesonderte Kasten gegliedert wie in Ägypten. So tritt einerseits die Priesterschaft nicht ebenso trennend zwischen Gottheit und Menschheit, anderseits steht die Gemeinde der Gottheit im wesentlichen als Einheit gegenüber. Doch erhält auch hier die Gottheit ihr Haus; da es für sie allein und nicht auch für die Aufnahme der Gemeinde bestimmt ist, so bleibt es verhältnismäßig klein. Das Gottesbild ist in ihm aber nicht abgeschlossen; durch die Thüre wird es der zum Opfer versammelten Gemeinde sichtbar, zumal bei dem Frühdienst, da die Thüre nach Osten zu lag, das helle Licht in den düstern Raum eindrang und das Bild leuchtend heraustreten ließ. Die Gemeinde stand vor dem Tempel und in dessen Anschauung zugleich mit dem Rücken nach der Sonne gekehrt, sodaß sie Schutz vor ihr fand und doch ihre belebende Wirkung im Tempel genoß. Die zwischen Gottheit und Ge-

meinde vermittelnde Priesterschaft nahm als besondern Raum die Vorhalle ein, die hierfür notwendig war. Sie entsteht so, daß die vordere Querwand in die beiden Langwände nach dem Altar zu zurückgeschoben wird; erst später wird der Antentempel der größern Freiheit des Um- und Einblickes zuliebe aufgegeben, und die Vorhalle wird nur von Säulen getragen. Sie gehört aber auch dann noch zum Tempelhaus; das Giebeldach schließt sie mit dem Tempelraume zu einer Einheit zusammen. Vor der Vorhalle stand der Altar, auf dem geopfert wurde, um ihn der Priesterchor, der die heilige Handlung mit Gesang und Tanz begleitete. Um diese Gruppe stand die Gemeinde, naturgemäß im Halbkreis an den Altar- und Tanzraum sich anschließend. Über dem Altar aber, im Giebelfelde des Tempels, erschien die Gottheit selbst in ruhiger Majestät, und zwar nicht einsam wie im Innern des Tempels, sondern so, daß ihr Wirken und Walten in der Welt und ihr Verkehr mit den Menschen sichtbar wurde, daß ihr helfendes Eingreifen für jeden unmittelbar zum Bewußtsein kommen mußte. Der griechische Tempel verhält sich hiernach zum ägyptischen in der Weise, daß das griechische Tempelhaus dem Raume entspricht, wo bei den Ägyptern die Gottheit thront, die griechische Vorhalle und der Altarraum dagegen dem Raume vor diesem Allerheiligsten, daß aber, da die Gemeinde bei den Griechen einheitlich war und unter freiem Himmel stand, eine Veranlassung zu den sich dort weiter anschließenden Räumen sich überhaupt nicht ergab.

Wenn nun auch in Griechenland der Kultus jeglicher Gottheit an das Bild gebunden war, wenigstens soweit er die ganze Gemeinde betraf, so war doch nicht in jedem Kultus die treibende Kraft vorhanden, die darauf hinwirkte, daß die Gottheit lebendig unter die Gläubigen trat. Es ist vielmehr ein ganz bestimmter Kultus, an den sich die Entstehung des Dramas angeknüpft hat und vielleicht auch allein anknüpfen konnte: der Kultus des Dionysos. Dieser Gott, zu den Hauptgottheiten gehörig, ist aber halbmenschlicher Abkunft, und menschenähnliches, kampf- und leidensvolles Schicksal ist es, das ihn noch vor seiner Geburt ergreift, ihn durch widrige Lebenswege führt, ihn seine Anerkennung als Gottheit erst nach schweren Kämpfen erringen, ihn selbst in den Orkus hinabsteigen und endlich siegreich in den Olymp eingehen läßt. Dabei ist er der Spender des Lebens in der Natur, ja er ist sie selbst, wie sie zum Leben erwacht, sproßt und blüht, wie sie mit reichen Händen ihre Gaben spendet, wie sie dann abwelkt, stirbt und endlich nach langem Todesschlafe wieder neu zum Leben erwacht. So ruft sein Leben wie sein Wesen alle Empfindungen des mitempfindenden Menschen wach: er freut sich mit ihm, er sorgt sich für ihn, er jubelt und jauchzt ihm dankerfüllt zu, er klagt und jammert um ihn. So bot die Geschichte seines Lebens und Waltens den reichsten Stoff für die Einbildungskraft und die wirkungsvollste Anregung, der Empfindung, die jeder Schritt seines Schicksals erweckte, lebendigsten Ausdruck

zu geben: das epische und das lyrische Element waren aufs reichste ausgebildet und damit der Boden vorbereitet, auf dem die neue Form, das Drama, erstehen konnte. Denn in der That ist das Drama zwar eine neue dichterische Form, nicht aber eine dem Inhalt nach neue Dichtungsgattung. Es ist vielmehr auch für das Verständnis des Dramas als Dichtungsgattung höchst lehrreich, zu sehen, wie es aus den zwei inhaltlich und wesentlich verschiednen Gattungen, der epischen und der lyrischen, zusammenwächst, und wie sich diese Dichtungsgattungen hier in einer neuen Form verbinden, zu der jede einzelne für sich nicht hätte gelangen können.

Die Dichtungsgattung, die sich im Anschluß an den Dionysoskultus ausbildete und den leidenschaftlichen, jede Seite der Empfindung zum Ausdruck bringenden Charakter trug, war der Dithyrambos, der, ursprünglich ein dionysisches Festlied, seinen Charakter als Chorlied erst durch Arion gewonnen hat. Erst in dieser Gestalt konnte er Bestandteil des Kultus werden; er nimmt von diesem als bestimmendes Element den Tanz und den Gesang um einen Altar an, auf dem das Opfer gebracht wurde. Ihm gegenüber trat der, der den Dithyrambos anhob, der durch epische Darstellung gleichsam das Motiv für den nun folgenden lyrischen Chorgesang gab, und der jedesmal wieder eingriff, sobald durch die epische Erzählung für den lyrischen Gesang ein neues Motiv gegeben werden sollte. Hieraus ergiebt sich eine Lage, worin der, der den Dithyrambos anhob, als Dionysos selbst erscheinen konnte; daß es thatsächlich in dieser Lage geschehen ist, ergiebt sich aus Folgendem. Es wird uns ausdrücklich berichtet, Arion habe den Chor in Gestalt von Satyrn auftreten lassen. Hierzu paßt jedoch weder ein einfacher Vorsänger noch ein Priester; wo die Satyrn sind, da sind sie als Gefolge und Umgebung des Dionysos. Der geschichtliche Vorgang ist sicherlich so gewesen, daß Dionysos erscheinen sollte, und daß, um sein Erscheinen glaublicher zu machen, der Chor nun gleichfalls in bildlicher Gestalt auftrat. Mit dieser Thatsache war das Drama vorhanden.

Sehr merkwürdig schließt sich hieran die weitere Nachricht, daß Epigenes in Sikyon zuerst an die Stelle des Dionysos andre Personen gesetzt habe. Welcher Art diese gewesen sein können, lehrt uns die Erzählung des Herodot, daß in Sikyon statt des Dionysos der heimische Heros Adrastos durch tragische Chöre gefeiert worden sei, daß aber Kleisthenes, um den Adrastos zu verdrängen, die Chöre dem Dionysos zurückgegeben habe. Es war also an Stelle des Dionysos ein Heros getreten, der unter dem Vorwande der Frömmigkeit wieder beseitigt wurde; nur Dionysos selbst sollte dieser Chöre würdig sein. Aber der einmal eingeschlagene Weg wurde nicht mehr verlassen. War Adrastos ein Heros, dem ein Tempel geweiht war und der dort verehrt wurde, so mußte ein weiterer Schritt geschehen, sobald ein Heros auftrat, dem kein Tempel geweiht war. Hier war eine Kultushandlung, die diesen Charakter

auch nicht gänzlich aufgeben konnte, wenn nicht das Beste der Wirkung verloren gehen sollte, dennoch außerhalb des Kultus zu feiern; da mußte sie vom Tempel scheiden. Indem sie dies aber that, nahm sie von ihm gerade das mit, was für sie als Kultushandlung unbedingt notwendig war, die Vorhalle, wo der, der den Dithyrambos anstimmte, jetzt der Heros, stand, und den vor ihr befindlichen Altar mit dem Tanzplatz. Das, was von der Vorhalle des Tempels gesehen wurde, war die Querwand, innerhalb der Vorhalle die Rückwand und die sie rechts und links abschließenden Seitenwände. Aus welchem Material diese zu kurzem, vorübergehendem Gebrauch errichteten Wände angefertigt wurden, zeigt ihre Benennung: Szene (σκήνη) bedeutet ursprünglich Zelt. Es wurde also an Stelle des Tempelraumes ein Zeltgerüst aufgeschlagen, von dem die dem Beschauer sichtbare Seite wohl den Hauptbestandteil bildete und die Querwand des Tempelraumes darstellte. An diese schlossen sich rechts und links die Proszenien, die Seitenwände. Die Rückwand der Vorhalle folgte nun, sobald ein neuer Heros auftrat, diesem selbst in der Weise, daß sie seinen Aufenthaltsort charakterisirte: war er kein Gott mehr, so war der Raum kein Tempel mehr; war er König, so wurde der innere Raum Palast, die Rückwand der Vorhalle dessen Vorderseite. Je freier der Dichter in der Wahl seiner Heroen, seiner „Helden" wurde, desto freier gestaltete sich auch die Rückwand. Eins aber blieb unverändert, die geringe Tiefe der Bühne im Verhältnis zu ihrer Breite, ein Umstand, der sich nicht verstehen läßt, wenn man nicht diese Entstehung der Bühne zugiebt; sie ist die Vorhalle des Tempels und behält bei aller Veränderung der äußern Erscheinung die Grundform dieser Vorhalle bei. Ebendaraus erklären sich auch die von der Bühne zur Orchestra hinabführenden Treppen; zwischen beiden Teilen war von jeher der Verkehr notwendig, und er bleibt es auch jetzt, da in der That ein Hinauf- und Herabsteigen im klassischen Drama vorkommt. Die Orchestra lehnt sich als Halbkreis an. Bei den freistehenden, besonders den gelegentlich bei Festen unabhängig von den Tempeln errichteten Altären stand der Chor im Kreise um den Altar; die Gemeinde reihte sich in derselben Form an und bildete den Kranz. Schloß sich aber der Tanzplatz mit dem Altar dem Tempel an, so mußte der Raum zwischen Altar und Tempel frei bleiben, und die Gemeinde konnte sich erst rechts und links an den Tempel lehnen, sie mußte um den Tanzplatz einen Halbkreis bilden. Auch diese Form bleibt unverändert. Das Publikum aber wohnte wie dem Gottesdienste ursprünglich auch dem Drama stehend bei, ein Gebrauch, der so allgemein war, daß noch Cicero den Ausdruck stantes geradezu für die Zuschauer, das Publikum, gebrauchen konnte. Sobald aber Sitze gemacht wurden, folgte deren Linienzug dem im Halbkreise stehenden Publikum; als Neues trat die Erhöhung nach hinten zu ein, eine Notwendigkeit, die daraus entsprang, daß beim Drama in ganz andrer Weise gesehen werden mußte, als es beim Kultus der Fall gewesen war.

Wenn ursprünglich in die Tempelvorhalle die im Tempel wohnend gedachte Gottheit oder der dort verehrte Heros gleichsam lebendig geworden heraustrat, so konnte dies zwar der Priester oder der Vorsänger des Dithyrambos thatsächlich sein, er durfte es aber nicht scheinen. Sollte der Schein gewahrt bleiben, so mußte der Mensch nicht nur in der Tracht, sondern ganz besonders in dem Gesichte die Erscheinung bieten, wie man sie am Kultusbilde gewohnt war. Dieses Bild hatte gleichsam sein Postament verlassen und war unter die Menschen getreten. Um diesen Eindruck zu erreichen, verhüllte der Mann sein Haupt mit einer Maske, die die Züge der Gottheit trug, und deren unveränderlicher, uns im höchsten Grade undramatisch erscheinender Ausdruck gerade am besten geeignet war, die unwandelbare Hoheit des göttlichen Wesens der irdischen Veränderlichkeit und Vergänglichkeit gegenüber zu betonen. Traten an Stelle der Gottheit oder der göttlich verehrten Heroen andre Helden, so blieb doch die Maske bestehen, die nun natürlich auch von den Nebenpersonen getragen werden mußte, da diese sonst aus dem Rahmen gefallen wären. Wie hätte der Chor Satyrn darstellen können, wenn er nicht bei seiner sonstigen Satyrtracht statt menschlicher Gesichter auch die charakteristischen Satyrphysiognomien gezeigt hätte? Und diese so hergestellte Harmonie bleibt auch dann, wenn irdische Gestalten an Stelle dieser Halbgottheiten treten. Ja diese Eigentümlichkeit ermöglichte eine gerade für die künstlerische Entwicklung des Dramas im höchsten Grade wichtige Thatsache: es mußten auch Frauen auftreten können, sowohl auf der Bühne als in der Orchestra. Aber der Ausgangspunkt vom Dionysoskultus, auch wohl die soziale Stellung der Frau im alten Hellas, die die ehrbare Frau — und nur eine solche hätte im Kultus mitwirken können — dem öffentlichen Auftreten entzog, schloß die Frau als Darstellerin aus. So mußten Frauen von Männern dargestellt werden, und hierzu bot gerade die Maske eine willkommene Erleichterung, ja wohl die einzige Möglichkeit, wenn nicht von vornherein als Darsteller der reife Mann ausgeschlossen werden sollte, der doch der selbstthätige Ausüber der Kultushandlungen war.

Die Maske hatte jedoch für die äußere Erscheinung noch eine weitere wichtige Folge. Durch sie war der Kopf größer geworden, sodaß ein Mißverhältnis der körperlichen Gestalt eintreten mußte. Aber gerade die Proportionen waren es, wofür die Griechen eine feine Empfindung hatten, und in deren Anwendung sich ihr Schönheitssinn am frühesten äußerte. Sollte der Kopf in richtigem Verhältnis zu der Höhenentwicklung des Körpers erscheinen, so mußte diese selbst ein Wachstum erfahren; es geschah dies durch den mit einem Untersatz versehenen Schuh, durch den Kothurn. Die durch ihn erzwungene langsamere Bewegung stimmte wiederum zu der feierlichen, majestätischen Erscheinung der Gottheit, die nun durch diese beiden Mittel das Maß der irdischen Leiber überragte und so auch schon nach dieser Seite der körperlichen Erscheinung hin ihre höhere Natur zu erkennen gab. Gesteigert

wurde dieser Eindruck durch die langen Gewänder; die alten Götterbilder erscheinen im langen Feierkleide. Zugleich aber erfüllte dieses lange Gewand das praktische Erfordernis, den hohen Schuh zu verhüllen und die durch ihn erreichte Höhe der Gestalt als eine natürliche Beschaffenheit des Körpers voraussetzen zu lassen.

So erscheinen alle die Eigentümlichkeiten des griechischen Theaters, dem der Charakter eines einheitlichen Bauwerks abgeht und seiner Entstehung nach abgehen muß, sowie die Eigentümlichkeiten in der Erscheinung des Schauspielers, die, wie die Verwendung der leblosen Masken uns seltsam, ja geradezu geschmacklos vorkommen, als natürliche und begreifliche Folgen aus der Entstehung des Theaters aus der Tempelvorhalle neben der Entstehung des Dramas aus dem Kultus. Beides erklärt aber auch die vielfach außerordentliche Größe des Zuschauerraumes; von der Feier der Gottheit durfte niemand ausgeschlossen werden. Dieser Grundsatz wird so weit geführt, daß zeitweilig zu Athen der Arme seinen Tagesunterhalt vom Staate gereicht bekam, um an der Feier, ohne von der Nahrungssorge abgehalten zu sein, teilnehmen zu können. Auch die kostspielige Ausstattung der Chöre durch die Bürger läßt sich nur der Kultushandlung gegenüber begreifen.

Aber auch das Drama selbst und sein eigentümlicher Gang wird völlig verständlich aus der Thatsache, daß es in der Tempelvorhalle seinen Anfang genommen hat. Dort erscheint als Sänger nur der eine Mann, der nun als Gottheit auftritt. Sobald diese nicht mehr ausschließlich die Hauptperson ist, sobald andre an ihre Stelle treten können, ergiebt es sich als eine Erleichterung und eine Bereicherung der Handlung, wenn nicht immer dieselbe Person erscheint, sondern mehrere auftreten. Da wäre es nun das Natürliche gewesen, daß für mehrere dichterische Gestalten auch mehrere Darsteller eingetreten wären, allein in der Tempelvorhalle ist nur ein Sänger da; die Aufgabe kommt ihm allein zu, und so bleibt zunächst nichts andres übrig, als diesen einen Mann in verschiedenen Rollen auftreten zu lassen, eine Beschränkung, die außerhalb dieses heiligen Raumes und seiner Gebräuche durchaus unverständlich bliebe. Erleichtert wurde dieses Verfahren durch die Anwendung der Maske und der verhüllenden Gewandung, sodaß der dennoch vorhandene Mißstand hinter der durch diesen Ausweg erlangten Bereicherung des epischen und infolge davon auch des lyrischen Teiles des Dramas zurücktrat. Und in der That haben Dichter, die uns als bedeutend geschildert werden, sich nur dieses einen Schauspielers für ihre Dramen bedient und damit doch eine mächtige Wirkung erreicht, wie Thespis und besonders Phrynichos. Hat hier das Hauptgewicht auch noch auf dem Chor und seinen Liedern gelegen, so war deren Wirkung in ihrem Reichtum der Stimmung und ihrem ergreifenden Pathos eben doch nur durch das Auftreten neuer Wendungen möglich, die im epischen Teil erfolgen mußten und dort nur bei dem reicheren Wechsel

der Personen, der dadurch herbeigeführten Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit der Handlung und ihrer Wirkung nach verschiedenen Seiten hin auch thatsächlich erfolgen konnte.

War die räumliche Trennung der Vorhalle vom Tempel und dadurch ihr allmählicher Übergang zur „Bühne" der erste bedeutungsvolle Schritt zur Ermöglichung der Ausbildung des Dramas zu einer selbständigen Kunstgattung, so äußert sich in der Dichtung selbst dieser Übergang und die Vollziehung der Verselbständigung am klarsten durch die Hinzunahme einer zweiten entsprechenden Person und damit eines zweiten Schauspielers. Da man aber von dem ersten Schauspieler gewohnt war, daß er mehrere Personen darstellen konnte, so hat die Hinzunahme des zweiten Schauspielers die viel weitergehende Bedeutung, daß die zweite mitsprechende Person, indem sie gleichfalls in verschiedenen Rollen auftreten konnte, eine starke Bereicherung der Zahl der sprechenden Personen ermöglicht. Allerdings wird dieser Reichtum wieder durch einen andern Umstand eingeschränkt. Prüft man, durch welche ästhetische Forderung die Hinzunahme des zweiten Schauspielers veranlaßt worden sein mag, so ergiebt sich leicht, daß es das Bestreben war, den epischen Fortgang der Handlung nicht dadurch zu zeigen, daß nach dem Weggehen der Hauptperson von ihren Erlebnissen berichtet wurde, wie es geschehen mußte, so lange nur ein sprechender Schauspieler zur Verfügung stand, sondern daß die Entwickelung des epischen Geschehens an der gegenwärtig bleibenden Hauptperson dadurch erfolgte, daß von anderer Seite her eine Einwirkung auf sie geschähe. Da diese Einwirkung mit Notwendigkeit nicht nur den äußern epischen Fortgang der Handlung umändernd bestimmte, sondern ihre ganz besondre Wirkung dahin ausüben mußte, daß eine veränderte Stimmung bei der Hauptperson eintrat und sich in ihren Äußerungen wiederspiegelte, so ist die Einführung der zweiten sprechenden Person zugleich der entscheidende Wendepunkt, bei dem das Hineintragen des lyrischen Elements, wie es sich in dem angeregten Seelenleben und seinen Kundgebungen äußert, in das bis dahin vorwiegend epische Auftreten der Hauptperson stattfindet; das lyrische Element, das bisher seine ausschließliche oder doch hauptsächliche Vertretung im Chorliede fand, tritt nun mit Entschiedenheit in die Handlung selbst ein, und es beginnt sich das Zusammenwachsen der beiden inhaltlich verschiedenen Dichtungsarten zu vollziehen. Damit dies aber geschehen könne, muß die Hauptperson häufiger auf der Bühne erscheinen, womöglich stets gegenwärtig sein, um die Einwirkungen vonseiten der zweiten sprechenden Person zu erfahren. So wurde die wechselnde Darstellung verschiedener Personen auf den zweiten Schauspieler übertragen, während dem ersten, dem „Protagonisten," meist nur eine Rolle zufiel. Dadurch erfährt die Zahl der darzustellenden Persönlichkeiten wieder eine Beschränkung, die sich aber nicht als solche störend bemerkbar macht; die Hauptbereicherung, äußerlich das häufigere Zwiegespräch, innerlich

die vor unsern Augen und Ohren erfolgende Einwirkung der zweiten Person auf die erste und die dadurch ermöglichte Entwicklung des seelischen Lebens dieser ersten Person, wird gerade durch diese Beschränkung erst in voller Kraft möglich und wirksam. Zugleich gewinnt hierdurch das Drama seine ganze Eigentümlichkeit. Wo das Seelenleben mit seinem Leiden in den Vordergrund tritt, kann bei dem Hörer eine tiefe und wahre Sympathie, ein echtes Mitleiden entstehen, wie es in gleichem Grade dem äußern, rein epischen Erleben nicht beiwohnen kann, und wie es auch durch das Hinzutreten des Empfindungsausdrucks bei Nichthandelnden nicht mit gleicher Kraft erreicht wird; erst wo der Held, der das Geschick erlebt, auch der Herold seiner Empfindungen wird, erst wenn der Held zugleich Chor ist, erst wenn Epos und Lyrik vollständig zu einer Einheit verwachsen, erst da kann von dem Drama als einer echten, künstlerisch einen eignen Charakter tragenden und eigenartig wirkenden Dichtung die Rede sein. Daß Äschylos diese Notwendigkeit empfand, daß er sie durch den damals gewiß im höchsten Grade kühnen Schritt der Hinzufügung eines zweiten Schauspielers und den damit vollzogenen Bruch mit der geheiligten Überlieferung ins Leben zu führen wagte, zeigt uns, daß er in der That der echte Dramatiker war, der nicht nur im Leben an der Spitze der dramatischen Dichtung steht, sondern der es auch verdiente, daß ihm Aristophanes den dramatischen Thron in der Unterwelt zuerkannte.

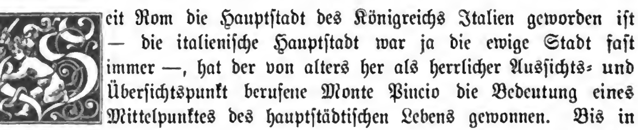
(Schluß folgt)



Römische Frühlingsbilder

Von Adolf Stern

5. Monte Pincio, Porta del Popolo und Via di Ripetta



Seit Rom die Hauptstadt des Königreichs Italien geworden ist — die italienische Hauptstadt war ja die ewige Stadt fast immer —, hat der von alters her als herrlicher Aussichts- und Übersichtspunkt berufene Monte Pincio die Bedeutung eines Mittelpunktes des hauptstädtischen Lebens gewonnen. Bis in die Poesie und Musik hinein erstreckt sich schon der Ruhm der herrlichen Anlagen und des fröhlich bunten Treibens, das auf Monte Pincio herrscht, seit dort „Korso" gefahren wird. Die Alleen und Plätze des Monte Pincio erscheinen wie eine Verlängerung des eigentlichen Korso, jener Hauptstraße Roms, die jahrhundertelang der Schauplatz unzähliger Prunkfahrten und Aufzüge,

der Hauptboden des römischen Karnevals gewesen ist. Die schönen Straßenwindungen, die von dem alten Endpunkt des Korso, der Piazza del Popolo, zu der großen Terrasse des Monte Pincio hinaufführen, können demnach als Verkörperung der großen Erweiterung Roms gelten, und auch hier ist wieder einer der Punkte, wo sich die alte päpstliche und die neue königliche Stadt vortrefflich und glücklich zusammenschließen. Alle Anlagen der schönen Höhe werden mit großer Sorgfalt erhalten, und man sucht ihnen namentlich durch die Anpflanzung von Palmen und Rhododendren ein besonders exotisches Aussehen zu geben, was nicht hindert, daß die Schatten der immer grünen Eichen und andrer breitkronigen Bäume doch am erquicklichsten gefunden werden. Die köstlichen Spaziergänge mit ihren wunderbaren Aussichten sind jeden Tag belebt, kein Fremder versäumt, sich von der Balustrade der Terrasse aus den herrlichsten Blick nicht über Rom (denn dieser gehört nun einmal der Passegiata Margherita), wohl aber auf die Riesenkuppel von St. Peter zu verschaffen. Das eigentliche Gewühl und Gewoge der Spaziergänger und die endlose Folge eleganter Wagen, die der Lieblingsluxus der Italiener und namentlich der Römer bleiben, findet sich an den Tagen, wo auf Monte Pincio die Militärkapellen spielen. Aber es giebt Unterschiede: die Kapellen der Bersaglieri und der städtischen Polizeisoldaten scheinen bevorzugt zu werden und sind in der That so leidliche Orchester, als man in Italien irgend antrifft. Freilich ist es nicht die Musik, die uns Deutsche zum Monte Pincio oder irgendwohin locken könnte, denn — von einzelnen wunderbaren Gesangsleistungen in Kirche und Oper abgesehen — hat die italienische Musik ihre alte Führerschaft vollständig verloren, die Orchestermusik ist in einer Weise unzulänglich und roh, daß sich ein verwöhntes deutsches Ohr meist abgeschreckt findet. Was über Marsch, Tanz und irgend ein rauschendes Opernfinale hinausgeht, kommt nicht zu seinem Rechte, wenn auch viel Neigung vorhanden ist, die Programme mit anspruchsvolleren Werken zu zieren. Man soll zwar nach gelegentlichen Eindrücken weniger Wochen nicht urteilen, aber so oft auf dem Monte Pincio eine Folge neuester nordischer Musikwerke abgespielt ward (Wagnersche Klänge kehren auch hier zur Zeit am häufigsten wieder), empfand man, daß der Beifall ein gemachter, künstlicher Respektsbeifall war. Und das wieder ist nicht bloß auf die Orchesterausführung zu schieben, die weit unter den gewohnten Leistungen mittelmäßiger deutscher Kapellen bleibt. Das nationale Blut der Italiener kommt bei den neuern germanischen Werken so wenig wie bei den klassischen in Wallung, das Vorspiel zu Wagners „Meistersingern" und Stücke von Gade und Grieg, die in den Konzerten auf Monte Pincio gespielt wurden, hörte das größere Publikum achtungsvoll neugierig an, ein paar Dutzend enthusiastische Klatscher verrieten, daß die genannten und mit ihnen zahlreiche andre Komponisten in Rom eine Gemeinde haben. Aber sobald hinterher Verdi und Mercadante erklangen, sobald eine süßliche Kantilene vernehmbar ward, jauchzten

die um die Musikempore gedrängten Scharen jedesmal wie erlöst auf, wahre Beifallsstürme erbrausten und pflanzten sich bis in die lauschigen fernen Gänge fort, aus denen man jenseits der großen Terrasse in die borghesischen Gärten hinabschaut.

Aber, wie gesagt, die Musik spielt bei dem lebhaften Verkehr auf den Promenaden des Monte Pincio unter allen Umständen nur eine untergeordnete Rolle, die Hauptsache bleibt der Zusammenstrom Einheimischer und Fremder, das Sehen und Gesehenwerden bei der Spazierfahrt, die eigentümlichste Form der Geselligkeit, die sich trotz aller Wandlung der Zeiten, Anschauungen und Trachten in Italien so ziemlich unverändert erhalten hat. Diese tägliche Ausfahrt aller irgend Höhergestellten und Glückbegünstigten und die immer noch frische Schaulust der zu Fuß Wandelnden, dieser Reichtum und Scheinreichtum, der in Pferden, Wagen und Toiletten entfaltet wird, diese eintönige Wiederkehr der gleichen Erholung gehören entschieden zu jenen überlieferten Landessitten, über die dem Fremden kein Urteil zusteht. Die tägliche Begrüßung zahlreicher Bekannten auch nur aus dem Wagen heraus mag für die geselligen Römer ihre Reize haben, für den Fremden liegt der Hauptreiz im Anschauen so vieler Gestalten und Gesichter, die nur bei der Korsofahrt und sonst nirgends sichtbar werden. Mit der Erinnerung an den Monte Pincio und das fröhliche Getümmel auf ihm verbindet sich die Erinnerung an anmutige Gestalten und Züge, an wirklich schöne Frauenerscheinungen, die in den mittlern und untern Volksschichten selbst in Trastevere viel seltener und in den obern Schichten viel häufiger geworden sind, als wir nach unzähligen Berichten erwarten durften. Wahrscheinlich hat Neurom diesen Umschwung dem Zuzug aus ganz Italien zu danken. Auch deutsche Augen gewöhnen sich übrigens nach wenigen Tagen an alle die Besonderheiten, die zunächst auffallend sind: an die Vorliebe der Damen für bunte, helle, gelegentlich schreiende Farben, an die wunderliche Vorsicht, die bei einer heißen strahlenden Frühlingssonne Pelzwerk und dicke Mäntel spazieren fährt, an die lautlose Gleichgiltigkeit, mit der gewisse vornehm dreinschauende Paare neben einander auf demselben Wagenkissen sitzen und hartnäckig von einander weg nach rechts und links sehen. Was dem Nordländer immer wieder unbegreiflich dünkt, sind die korsofahrenden einzelnen Herren. Junge Männer, ja Männer in höhern Jahren zu sehen, die peinlich herausgeputzt, in stundenlanger Arbeit rasirt und frisirt, als lebendige Aushängeschilder aller Neuheiten der Kravatten-, Hut- und Handschuhläden, ganz allein in eleganten Wagen sitzen und sich stundenlang zur Schau stellen, sind ein Anblick, den man auf dem Monte Pincio an jedem Tage nicht ein halbes Dutzend mal, sondern hundertmal haben kann. Trotz der Achtung, die das neue Italien einflößt, muß in seiner goldnen Jugend ein unerfreulicher Rest jener müssigen Eitelkeit zurückgeblieben sein, die vor länger als einem Jahrhundert Giuseppe Parini dem Gelächter der Welt schonungslos preisgegeben hat.

Die Porta und die Piazza del Popolo, die unmittelbar unter der Balustrade der großen Terrasse des Monte Pincio liegen, sind längst nicht mehr Eingang und Vorhof der ewigen Stadt, was sie so viele Jahrhunderte gewesen sind. Aber um das triumphbogenartig geschmückte Thor, den großen Obelisken, die Brunnen des Platzes und die Kirchen an den Eingängen zur Via Babuino, zum Korso und zur Via di Ripetta schwebt fort und fort ein Hauch der Erinnerung. Man kann keinen Blick auf den Thorbogen thun, ohne der Tausende und aber Tausende von großen und kleinen Menschen zu gedenken, die klopfenden Herzens, hoher Erwartungen voll auf der Straße von Ponte Molle her durch ihn in Rom einfuhren. Und man kann nicht auf dem charakteristisch schönen Platze verweilen, ohne sich ins Gedächtnis zu rufen, wie früh Phantasie und Leben beinahe jedes Einzelnen mit dieser Stadt verknüpft worden sind. Ich entsann mich nicht nur der lebendigen Erzählungen, die mir vor Jahrzehnten noch lebende und schon verstorbene Künstlerfreunde gemacht haben, die noch durch die Porta del Popolo ihren Einzug gehalten hatten, sondern ich fühlte auch andre Erinnerungen erwachen. Der Obelisk, den Kaiser Augustus vom ägyptischen Heliopolis nach Rom geführt und den Fontana unter der Regierung Sixtus des Fünften hier aufgerichtet hat, ragte in die ersten Novellen hinein, die ich jemals gelesen hatte, und muß in einer vergessenen Erzählung Leopold Schefers oder Wachsmanns eine Rolle spielen. Die Inschriften der Porta del Popolo, die dem Platze zugekehrt sind, hatte ich bei Studien über den Aufenthalt der Königin Christine von Schweden in Rom schon vor Jahrzehnten gelesen, denn sie sind zu Ehren des Einzugs der großen Konvertitin am 21. Dezember 1655 auf dem Thore angebracht und zur Feier eines außerordentlichen Triumphes der Kirche gedruckt in alle Welt verbreitet worden. Die angeblich rafaelische Statue des Jonas in der Chigikapelle gehörte in einer guten Nachbildung in einer kleinen böhmischen Kirche zu den ersten Eindrücken, die ich von plastischen Kunstwerken empfangen habe. Und wie mir, so ergeht es Hunderten; wenn er sich recht besinnt, findet jeder, der nach Rom kommt, überall Anknüpfungen und erfährt in sich selbst, daß er hier in einem Weltmittelpunkte steht, von dem unübersehbare Ausstrahlungen und Wirkungen nach allen Seiten hin ausgegangen sind. Die lebendigste Gegenwart ist hier überall so mit der Vergangenheit gesättigt, daß nur ganz öde Gemüter und ganz flache Naturen ausschließlich dem Augenblick leben können.

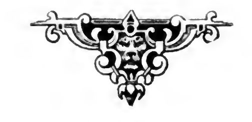
Wenige Schritte von der Piazza del Popolo in den Korso hinein führen zu dem stattlichen Hause auf der linken Seite der römischen Hauptstraße, das Goethe während seines Aufenthaltes bewohnte, das jetzt durch eine vom römischen Gemeinderat gestiftete Erinnerungstafel bezeichnet ist, und an dem ich wenigstens nie vorübergehen konnte, ohne die Blicke zu den Fenstern emporzulenken. Ein großer Teil des halb heimatlichen Gefühls, mit dem wir Deutschen durch Rom gehen, stammt aus der italienischen Reise des Dichters,

Goethes Dichtung und Schilderung hat in den meisten von uns die Sehnsucht entfacht und genährt, die so vielen und verhältnismäßig doch so wenigen durch den Genuß lebendiger Wirklichkeit gestillt wird. Anderseits ist Goethes herrliches Buch zweifellos auch ein Quell vielfacher Enttäuschungen geworden. Es giebt Leute, die sich so tief in die Briefe und Tagebuchblätter des großen Menschen hineingelesen haben, daß sie mit der heimlichen Hoffnung nach der ewigen Stadt kommen, die Entzückungen und Stimmungen Goethes künstlich nachzuleben. Selbst wenn sie bescheiden den Abstand zwischen sich und dem Dichter ermessen, vergessen sie den ungeheuern Unterschied der Zeiten, der römischen Zustände vom Ausgang des vorigen und vom Ausgang dieses Jahrhunderts, den Abgrund, in den der wahrhaft genügsam-heitere Lebensgenuß seit Goethes römischen Tagen auf Nimmerwiedersehen versunken ist. Aber das kann nicht hindern, daß man sich auch im heutigen Rom der Erlebnisse und Eindrücke des Dichters erinnernd freut, und wie vielmal, von der Acqua Acetosa, die noch immer den „wie schwaches Schwalbacher“ schmeckenden Stahlsäuerling spendet, bis zum Kolossenm, vom Obelisken bei Trinità di Monti bis zum Obelisken auf dem vatikanischen Petersplatz, in dessen Schatten der Dichter traubenessend wandelte, habe ich jener Erlebnisse gedenken müssen, deren wunderbarer Abglanz und Nachglanz es freilich schwer macht, sich gleichzeitig vorzuhalten, daß seit ihnen hundert Jahre dahingegangen sind.

Am stärksten überkommen einen die alten Erzählungen und die lebendigen Bilder, die aus ihnen immer aufs neue emporsteigen, an Straßen und Stellen, die man sich als seit 1787 völlig unverändert denken kann. Auch im Korso sind nicht allzu viel neue Häuser entstanden, die alten Paläste mit ihren mächtigen Thorbogen und ihren prächtigen Höfen stehen meist noch, selbst das schöne Pflaster aus kleinen viereckig zugehauenen Basaltstücken scheint noch dasselbe. Aber die glänzenden Läden mit Spiegelscheiben und allem modernen Zubehör, die sich zu beiden Seiten des Korso hinziehen, machen es deutlich genug, daß der ganze Anblick, den die vielberühmte Straße heute gewährt, dem nicht gleicht, den sie im achtzehnten Jahrhundert oder noch im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhundert geboten haben muß. Viel eher flößt die bei der Kirche Santa Maria dei Miracoli beginnende Via di Ripetta, die von der Piazza del Popolo geradeswegs zum Tiberufer führt, die Zuversicht ein, daß sie ein wohlerhaltenes, von der jüngsten Vergangenheit der Stadt nicht umgewandeltes Stück des päpstlichen Roms bietet. Hier findet sich bis zu den großen Treppen des alten Ripettahafens das merkwürdige Gemisch hoher, palastähnlicher Häuser mit dunkeln Steinmassen, kleiner Bürgerhäuser mit wunderlichem grellrotem, grellblauem und grellgelbem Anstrich, hier führen zu den Hauseingängen Vortreppen mit alten steinernen und eisernen Geländern, hier wird in halboffenen Erdgeschossen das bürgerliche Gewerbe von Schmieden, Schlossern, Gürtlern und Tischlern von der Straße aus sichtbar betrieben, hier erblickt

man keine Hotels, nur eine Reihe altrömischer Herbergen und Wirtschaften. Das Verkehrsleben in der Via di Ripetta, minder bewegt und glänzend als das im Korso, erscheint in mancher Beziehung eigentümlicher, und um das vielmißbrauchte Wort auch einmal zu brauchen, malerischer, man sieht Typen römischen Bürger- und Volkslebens, die sich nicht wie die Modelle auf der spanischen Treppe und in der atelierreichen Via Babuino, für die Maler und die Fremden herausgeputzt haben, obwohl auch hier die Studiensäle des „Königlichen Instituts für die schönen Künste" in nächster Nähe sind. Hier ist wie fast in jeder großen Straße des päpstlichen Roms jede Straßenecke mit einer Kirche bezeichnet, auf Santa Maria dei Miracoli folgen Santa Maria della Providenza, Santa Maria Porta del Paradiso, San Rocco und San Girolamo degli Schiavoni. San Rocco war die Kirche der alten Zunft der Gastwirte und Fischer und muß noch in irgend einer Beziehung zu diesem Ursprung stehen; wenigstens habe ich nirgends in Rom die kräftigen Gestalten der Weinfuhrleute (carretieri di vino) mit ihren grauen Schnabelhüten, ihren roten Halstüchern, blauen Westen und Ledergamaschen so zahlreich bei einander gesehen, wie bei einer Vesper in dieser Kirche, die sonst wenig Bemerkenswertes bietet.

In einem der stattlichen Häuser, die rechts und links von den Treppen zum Tiberhafen hinab liegen, muß Goethes anmutige Mailänderin gewohnt haben, von der er an einem sonnigen Apriltage 1788 von der Straße zum Entresol hinauf jenen Abschied nahm, der ihm „nie aus Sinn und Seele gekommen ist." Man kann sich so unmittelbar an Ort und Stelle des Gedankens nicht erwehren, wie dem schönen Mädchen nach Goethes Weggang zu Mute gewesen sein und wie lange sie dem Dichter eine Erinnerung bewahrt haben mag. Es liegt eine farbige Dämmerung um Gestalt und Schicksale dieser Italienerin, die namenlos zur Unsterblichkeit eingegangen ist; die Rührung, die Goethe auch bei der spätesten Erinnerung an die Anmutige erfaßt, haucht auch die Nachlebenden an, die von ihr nur durch seine Erzählung wissen. Und indem man sich ihren Schatten heraufbeschwört, fühlt man wieder einmal, wie viele, wie wunderbar mannichfache Gestalten von ehedem neben den lebendigen des Tages mit uns durch Rom wandeln.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein kräftiges Wort über Paul Güßfeldt. Endlich hat einmal jemand deutsch mit Herrn Güßfeldt geredet. Die Besprechung seines vielbesprochenen Buches in den Grenzboten (Nr. 18 dieses Jahrganges) enthielt des Trefflichen genug, aber es sprach da ein Mann, dessen jugendlicher Kraft die Zurückhaltung wohl anstand. Jetzt hat Paul de Lagarde das Wort genommen, der bekannte Göttinger Orientalist, dem ein langes, thatenreiches Leben wohl das Recht giebt, einmal alles zu sagen. Seine Besprechung steht in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (Nr. 18 vom 1. September 1890), also an einem Orte, der einem großen Teile derer, die es angeht, nicht zugänglich ist. Wir halten uns deshalb für berechtigt und verpflichtet, unsern Lesern hier das Wichtigste daraus mitzuteilen.

Lagarde tadelt zuerst, daß einer, der Prinzipien der Erziehung aufzustellen vorhabe, nicht die Erziehung des ganzen Volkes, also auch der sogenannten untern Klassen, in Betracht ziehe. „Der Verfasser, meint Lagarde, verhüllt die Thatsache, daß er als Politiker schreibt. Güßfeldt will — Regenten erziehen: er hat sich nicht gesagt, woher die Unbotmäßigkeit unsrer regierten Klassen stammt. Niemand läßt sich gefallen, regiert zu werden, als wer selbst irgendwie regiert; nur daran, daß er selbst verantwortlich für die Leitung einer, wenn auch noch so kleinen Gemeinschaft ist, gewinnt er Einsicht darein, daß es eine Regierung geben müsse, nur an seinem Regieren den Maßstab zur Beurteilung des Regierens andrer. Darum ist es nicht wohlgethan, Regierende und Regierte einander gegenüberzustellen.“ Aber Güßfeldt fragt doch nach den „Grundlagen für das Glück und die Leistungsfähigkeit eines jeden Menschen.“ Was er hierbei im einzelnen sündigt, wie hohl und schief hier beinahe jeder Satz ist, darüber geht Lagarde schneller hinweg, um dem Verkünder einer „harmonischen Bildung“ ohne Religion, „in der aber jedes Glaubensbekenntnis wurzeln könne,“ vor allem die Wahrheit entgegenzuhalten, daß „für die Frommen die Religion kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Leben ist, ein Umgang mit Gott, dieses Leben aber nicht in irgend welcher Bildung wurzelt, sondern jede Bildung in diesem Leben,“ und daß „die Ansichten des Individuums ein Recht, laut zu werden, nur haben, wenn sie in einer in der Geschichte gewachsenen Weltanschauung einen Halt besitzen.“ Von der kavaliermäßigen Art, wie Güßfeldt das Verhältnis zwischen Moral und Religion behandelt, schweigt Lagarde ganz, um ihm bei Gelegenheit seiner bodenlosen Geschichtsphilosophie die bittersten Wahrheiten zu sagen. „Wüßte Herr Güßfeldt, wie sehr sein Buch ein Werk der Decadence, und nicht einmal einer graziösen oder pikanten Decadence ist, er würde nicht als Herold einer neuen Zeit auftreten.“ Güßfeldt schließt den Abschnitt seines Buches über den Betrieb der alten Sprachen mit dem Satze: „Es ist mehr wert, glücklich zu sein, als zu studiren, ob andre es vor uns waren.“ Dennoch hält er etwas vom Geschichtsunterricht: er soll dem Knaben etwas Ähnliches sein, wie Märchen den Kindern, „ein Ausdruck dafür, daß die Tugend triumphirt, das Laster untergeht.“ Er selber glaubt jedoch nicht an solche ausgleichende Gerechtigkeit; er hält es mit Hamlet; nur daß „dem unglücklichen Dänenprinzen seine Erkenntnis

nichts nützte.“ Die Begeisterung, die Güßfeldt, nach bekanntem Vorgange, für den schönsten Lohn der Beschäftigung mit der Geschichte ansieht, kann ihm also nichts sein, als eine große Illusion. Zum Verständnis eines tragischen Helden scheint er darnach nicht durchgedrungen zu sein. Ob sich übrigens in Deutschland dreitausend Lehrer beschaffen lassen, die von solchen Dingen reden können, ohne ins Faseln zu geraten, ist mit Lagarde vielleicht zu bezweifeln; daß aber gesunde Primaner für den Ernst und die Heiligkeit einer ihnen schlicht entgegengebrachten Tragik unempfänglich wären, wird kein Verständiger behaupten wollen. Jedenfalls weiß doch Lagarde und sagt es auch, um wie ernste Dinge es sich hier handelt. „Regieren bedeutet dienen; jene harmonische Bildung bedeutet genießen.“ Wenn er die Bemerkung Güßfeldts, eine vaterländische Geschichte gebe es in Deutschland erst seit 1870, mit der Aufzählung alles dessen glossirt, was wir an moralischen Niederlagen von der Gründerzeit bis zu den um Ostern 1890 „feige“ gewordenen Zeitungen erlebt haben, so scheint er damit Herrn Güßfeldt wenigstens Unrecht zu thun, der wohl von dem nicht unrichtigen Gedanken ausging, daß wir seit 1870 unsre Vergangenheit — er selber nennt den großen Friedrich — in einem neuen Lichte zu sehen gelernt haben.

Wie unbesonnen und unklar Herr Güßfeldt über Sprachunterricht urteilt, ist sattsam von andern nachgewiesen worden.

Wir schließen mit einigen Sätzen Lagardes, die nicht bloß auf Herrn Güßfeldt, die auf uns alle zielen, und mit denen wir uns vielleicht noch öfter werden beschäftigen müssen: „Wir sind, mindestens durch die letzten dreißig Jahre, entwöhnt worden, ethische Fragen (und die Frage, wie erzogen werden soll, ist eine ethische Frage) von Gesichtspunkten der Ethik aus zu beantworten. Die Signatur dieses Landes [Deutschlands] ist heute Disharmonie. Wir leben mitten im Bürgerkriege, der nur vorläufig noch ohne Pulver und Blei, aber dafür mit der größesten [so!] Gemeinheit, durch Schweigen und Verleumden, seinen Verlauf nimmt. Alles ist morsch bei uns, mit Ausnahme (vorläufig noch) des Heeres und einer sehr stattlichen Reihe einzelner, die aber als einzelne nichts ausrichten können. Die Geschichte ist alt geworden, und die letzten dreißig Jahre brachten unserm Vaterlande das Gegenteil einer Verjüngungskur; denn alle ethischen Mächte ohne eine einzige Ausnahme, auch die Monarchie, hat man geflissentlich geknickt.“

Nutrimentum spiritus. Was kann denn da brennen, Herr Inspektor? soll ein Feuerwehrmann einen Inspektor aus einer Versicherungsgesellschaft gefragt haben, der während einer gemeinschaftlichen Revision auf eine gefährliche Außenwand an einer Fabrik aufmerksam machte; was kann denn da brennen, Herr Inspektor? Aber kurz darauf brannte es doch. Die Antwort des Feuerwehrmannes ist aber typisch, nicht bloß für Löschanstalten, und wenn es erst einmal brennt, so genügt oft nicht einmal mehr ein als Puppe ersten Ranges zur Rettung von Menschenleben eigens aus- oder eingekleideter Feuerwehrmann, um das Schlimmste zu verhüten. Also Ehre dem Herrn Inspektor, auch wenn er ein Redakteur oder Journalist wäre und auch wenn sichs nur im bildlichen Sinne um „brennende Fragen“ handelte.

Infolge einer besonders unglücklich verlaufenen Feuersbrunst ist während der letzten Wochen in Berlin ein in diesem Maße selbst hier ungewöhnlicher Eifer in der Beleuchtung öffentlicher Angelegenheiten entstanden, wobei selbst das Zentrum des gelehrten Verkehrs, das Nutrimentum spiritus, d. h. die königliche Bibliothek, nicht unberücksichtigt geblieben ist. Ich bin kein Fachmann in Bibliothekssachen, da

ich nie Beamter einer Bibliothek gewesen bin. Ich habe aber seit vierzig Jahren vorzugsweise mit Bibliothekaren verkehrt und gehöre seit mehr als dreißig Jahren zu denen, die die königliche Bibliothek am häufigsten benutzt haben. Meine Absicht ist, zu zeigen, daß die königliche Bibliothek, abgesehen von dem, was die Folge der noch immer beschränkten Räumlichkeiten ist, keinen wesentlichen Tadel mehr verdient, und daß einige Mängel erst aus den zuletzt vorgenommenen nicht zu umgehenden Verbesserungen entsprungen sind und durch einige kleine Vorteile, die dem Publikum leicht noch gewährt werden können, sich wieder werden beseitigen lassen.

Es ist betrübend, daß die königliche Bibliothek unter zwei berühmten Schriftstellern, die das Ehrenamt eines Oberbibliothekars gewiß in hohem Grade verdient hatten, unter Wilken und Pertz, so viel gelitten hat. Der Geschichtschreiber der Kreuzzüge war eine Zeit lang geisteskrank. Er soll übrigens, wenn ich eine Äußerung des hochverdienten Geheimen Rechnungsrats Kunstmann nicht mißverstanden habe, auch mit auffallenden Störungen wie der damaligen Nähe eines zeitweiligen Viehmarktes zu kämpfen gehabt haben. Der Freund Steins und Herausgeber der Monumenta Germaniae war gerade als Leiter der königlichen Bibliothek, wo er es am wenigsten hätte sein sollen, unnahbar. Ein junger Gelehrter lernte ihn auf einer wissenschaftlichen Reise kennen, auf der er von seiner Frau begleitet wurde. Als dieser sich ihm aber dann auf der königlichen Bibliothek näherte, fand er seine Haltung ganz verändert. Da er nun die Erlaubnis zur Benutzung des Journalzimmers zu erhalten wünschte, die sowohl von dem Oberbibliothekar als von dem Minister von Raumer erteilt werden konnte, erbat er diese schriftlich von Raumer, worauf allerdings der Oberbibliothekar, als er dem Gesuche gemäß angewiesen wurde, eine Karte auf ein Jahr zu verabfolgen, durch Weglassung jeder Zeitangabe diese in eine lebenslängliche verwandelte. Einer der Bibliothekare, Buschmann, war in alle seine Stellungen nur durch seine Handlangerdienste für Humboldts Kosmos gekommen. Dies schien selbst Jakob Grimm fatal zu sein. Als Grimm einst in einer Vorlesung Buschmanns in der Akademie, wie dieser sie dort häufig über mexikanische Sprachen hielt, einen jungen Germanisten als Gast erblickte, reichte er ihm die Hand mit den Worten: „Verstehen Sie denn, was der da liest? Ich nicht.“ Doch beweisen die Kataloge der königlichen Bibliothek, daß Buschmann einer der besten Bibliothekare war und gerade für die deutsche Litteratur große Pietät hegte.

Berühmter als alle bisher genannten Beamten war der Oberbibliothekar Lepsius. Unter ihm begannen die Reformen. Doch hatten sie vor dem Eingreifen des Ministers von Goßler und des Geheimen Rats Althoff keine Bedeutung.

Das britische Museum dient für die königliche Bibliothek zum Maßstabe, doch ist das Ziel für sie jetzt noch unerreichbar. Können wir uns doch im Bücherverkehr noch ebenso wenig wie im Seewesen mit England vergleichen. Warum gehen denn die deutschen Autographen und seltenen Bücher so oft nach Amerika? Weil Deutschland ein schlechter Markt dafür ist. Der Antiquar Franz, zwanzig Jahre lang mein Hauswirt in Berlin, dessen Bücher nach seinem Tode an Kampfmeyer und durch ihn in Auswahl an Göritz kamen, kannte alle Geographen, Germanisten und Orientalisten Berlins, machte aber doch nur einmal in seinem Leben ein gutes Geschäft und zwar nicht mit einem Deutschen, sondern mit einem vornehmen Russen. Dieser war ein „Kleptomane“ und steckte die kostbarsten Bücher seiner Meinung nach heimlich in die Tasche. Sein Bedienter ging hinter ihm her, gab Franz ein Zeichen, und da der vornehme Russe den Bedienten scharf beob=

achtete, steckte dieser, anstatt sich mit Franz zu berechnen, ihm zuletzt ein kleines Kapital zu. Der Russe glaubte ein gutes Geschäft gemacht zu haben, aber das Geschäft von Franz war besser.

In England und Amerika ist das Bücherwesen zugleich ein Produkt des Reichtums und des Überflusses. Das deutsche Bibliothekswesen, soweit der Staat beteiligt ist, entspricht zwar jetzt der Würde der Wissenschaft und der Litteratur, dient aber nicht der Repräsentation. Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten und lange nach dem Beginn der neuen Ära war die königliche Bibliothek der Wissenschaft noch unwürdig. Um 1860 befand sich die Bücherausgabe da, wo jetzt die Kataloge ausliegen. Nur einen Teil des Raumes, von da bis nach der Behrenstraße, nahmen das Lesezimmer ein und das Journalzimmer, das einem Käfig glich. Im Lesezimmer standen einige wenige Werke zum Nachschlagen. Im Journalzimmer wurden auf kurze Zeit neu eingebundene Bücher ausgestellt. Als jedoch im Lesezimmer einmal etwas gestohlen worden war, durfte man nirgends mehr ein Buch anrühren. Die Zeitschriften im Journalzimmer waren ganz unvollständig. Herrigs Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Litteraturen durfte nicht angeschafft werden, weil Pertz und Herrig sich nicht leiden konnten.

Die neuern Veränderungen der königlichen Bibliothek entsprechen dem Bedürfnis vollkommen, aber, wie es bei allen gemeinnützigen Verbesserungen anfänglich zu sein pflegt, vorläufig nur in der Hauptsache. Manches ist noch sehr primitiv geblieben. Die Hauptsache war die Verbesserung des Lesesaales. Er wurde glänzend eingerichtet. Zwei Treppen hoch wurde ein großer Saal hergestellt, die hohen Wände sind durch eine rings herumlaufende Galerie geteilt, zu der kleine Treppen führen, und überall nach Fächern mit Büchergestellen zum Zulangen für die Benutzer bestellt. Dieser Büchersaal bildet eine Bibliothek für sich. Die beiden Herren, welche abwechselnd die Oberaufsicht führen, verdienen das höchste Lob. Die elektrische Beleuchtung ist prachtvoll. Falsch ist nur die Bestimmung, daß vor dem 1. September kein Licht angezündet wird. Es begann sich deshalb in diesem Jahre vom 15. August an wo nicht um 6, doch um $6^1/_2$ Uhr der Saal zu leeren.

Der einzige Zweck des Lesesaales war früher die Benutzung solcher auf Bestellzettel erlangten Bücher, die entweder nicht aus dem Hause gegeben oder von solchen benutzt wurden, denen die Herbeischaffung eines Bürgschaftsscheines oder die Mitnahme der Bücher in die Wohnung beschwerlich war. Diese auf Bestellzettel ausgeliehenen Bücher sind auch jetzt noch im Lesezimmer die Hauptsache. Indem auch die Räume in der Bücherausgabe jetzt bis drei Uhr nachmittags geöffnet sind, ist wenigstens erreicht, daß Bücher, die man am Vormittage für das Lesezimmer bestellt hat, bis zum Nachmittag aus der Bücherausgabe hinaufgeliefert sind. Man soll jetzt dreimal an einem Tage neue Bücher erhalten können.

Die Bücherausgabe genügt aber noch nicht. Es liegt das zunächst an dem Raume der Bibliothek, der im allgemeinen zu wenig Bücher aufnehmen kann. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß vor vierzig Jahren viele Bücher, die als Pflichtexemplare eingeliefert worden waren, des Raumes wegen als angebliche Doubletten verkauft wurden. Das mit der Inschrift Nutrimentum spiritus versehene Bibliotheksgebäude aus der Zeit Friedrichs des Großen scheint schon durch die Form einer großen Kommode von außen her seine Beschränktheit zu erkennen zu geben. Die Bestimmung des nach der Behrenstraße gehenden Teiles des niederländischen Palais für Bibliothekszwecke konnte um so weniger dem Mangel an Raum ganz abhelfen, als für die dort befindlichen Zeitschriften, Musikalien und Karten drei kleinere Lesezimmer eingerichtet

sind. Abgesehen davon, daß viele Bücher ganz fehlen, müßten auch manche Bücher, die nur einfach vorhanden sind, doppelt vorhanden sein, um den jetzigen Anforderungen zu genügen. Die musterhafte Einrichtung des großen Lesezimmers hat die Zahl der Bibliotheksbenutzer und der Bücherbestellungen überhaupt vermehrt. Kaum glaublich ist es, daß das Publikum der königlichen Bibliothek nicht durchgängig anständig ist. Aber das Beschmieren von Orten, an denen anständige Menschen sich weder gern lange aufhalten, noch andre zum Verweilen veranlassen, beweist es, was ich bloß deshalb erwähne, weil die letzte große Reinigungswoche, in der die Bibliothek geschlossen war, hier nicht einmal die Reinheit wieder hergestellt hat. Man sollte doch denken, daß durch folgende Vorschriften von 1887 für die Benutzung des Lesesaales (in der Bücherausgabe wird sogar ein Bürgschaftsschein verlangt) dergleichen schon ausgeschlossen wäre: „Die Lesezimmerkarten werden an alle diejenigen ausgestellt, die sich dem Vorsteher der Ausleihestellen über ihre Person, beziehentlich den Zweck des Besuches, genügend ausweisen. Für Studirende der hiesigen Hochschulen gelten die Erkennungskarten zugleich als Lesekarten. Zu einem einmaligen Besuche der Lesezimmer genügt die Erlaubnis des ausführenden Beamten."

Vielen Gelehrten Berlins war es zum Bedürfnis geworden, neben der königlichen Bibliothek die Universitätsbibliothek zu benutzen. Die liebenswürdige Persönlichkeit des Geheimen Rates Koner, der die Universitätsbibliothek leitete, schien dies zu begünstigen. Die Bibliotheken Müllenhoffs, Varnhagens von Ense, der Brüder Grimm, Bethmann-Hollwegs und eines Breslauers, die ihr während der Zeit der Konerschen Leitung einverleibt worden sind, geben ihr noch einen besondern Wert. Doch ist der Gedanke, sie immer mehr der Universität anzupassen, in den Vordergrund getreten, und die Benutzungsordnung der Universitätsbibliothek sagt: „Zur Benutzung der Bibliothek im Lesesaal und zum Entleihen sind zugelassen 1. ohne weiteres a) die Lehrer und Beamten der Universität und des Universitätsinstituts, b) die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften und des Senats der Akademie der Künste, 2. gegen Vorzeigung der studentischen Erkennungskarte, welche bei dem ersten Besuche der Bibliothek mit dem Stempel der Bibliothek zu versehen ist: die Studirenden der Universität — gegen besondre von dem Direktor nach dessen Ermessen auszustellende Erkennungskarten a) die zum Hören an der Universität berechtigten, b) frühere Studirende der Universität, welche sich auf Prüfungen vorbereiten." Da die Universitätsbibliothek die brandenburgischen Pflichtexemplare von Büchern bezieht, und da die königliche Bibliothek, ehe sie z. B. ein Buch an einen namhaften Gelehrten in Quedlinburg versendet, genötigt ist, den Nachweis zu verlangen, daß dieses Buch in der Provinzial- und Universitätsbibliothek zu Halle nicht vorhanden sei, so wäre es wohl billig und würde auch einigermaßen zur Entlastung der königlichen Bibliothek dienen, wenn der Herr Minister verfügen wollte, daß die durch Einverleibung obengenannter Bibliotheken immer wichtiger gewordene Universitätsbibliothek eo ipso auch allen, denen das Journallesezimmer der königlichen Bibliothek von selbst offen steht, zugänglich sein solle. Eine weitere Entlastung der königlichen Bibliothek würde es sein, wenn emeritirte Beamte das Recht erhielten, die von ihnen bisher benutzten Schulbibliotheken u. dergl. unter denselben Bedingungen wie bisher bis zu ihrem Tode zu benutzen. Vielleicht ist eine solche Bestimmung schon vorhanden. Wenn sie als selbstverständlich betrachtet würde, so könnte das freilich nicht viel nützen.

Unter den Berliner Bibliotheken, die zur Entlastung der königlichen Bibliothek dienen können, folgt, wenn es sich um deutsche Litteratur handelt, die schon er-

wähnte Göritzsche gleich nach der Universitätsbibliothek. Herr Göritz war Lehrer an der Viktoriaschule und kam in den Besitz der Lübeckschen Bibliothek, die das Wichtigste aus Jahns Nachlaß enthält. Bedeutend erweitert schenkte Göritz sie der Stadt, die ihm anfänglich nur das Lokal zu ihrer Aufstellung in einem städtischen Gebäude in der Klosterstraße gewährte, im vorigen Jahre aber den um die Stadt hochverdienten Mann unter Beibehaltung seines vollen Lehrergehaltes zum Bibliothekar machte. Herr Göritz, der nunmehr mit geringen ihm von der Stadt zu Gebote gestellten Mitteln die wichtigsten weitern Ankäufe macht, ist das, was man einen Bibliothekar von Gottes Gnaden nennen könnte. Namhafte Germanisten sind ihm aufs tiefste verpflichtet.

Das Journallesezimmer der königlichen Bibliothek würde dieselbe Anerkennung verdienen, wie das Lesezimmer, wenn der Raum und die Einrichtungen genügten; aber dies ist nicht der Fall. Besonders fühlbar macht sich das, wenn man ältere gebundene Zeitschriften benutzt, was an einigen Tischen im Journallesezimmer geschieht. Hat man ein vollständiges Zitat, so ist ja alles leicht zu finden. Weiß man aber nur den Jahrgang, z. B. vom Reichsanzeiger, so müssen zwölf große Bände in diesen Winkel des Journallesezimmers getragen werden. Einen Aufsatz aus einem großen Berliner Blatte herauszusuchen ist daher nur dann möglich, wenn es erlaubt ist, mit einem Diener zu den Repositorien zu gehen. Hier aber müssen die Zeitungen mit den Händen gehalten werden, während sie aufgeschlagen werden. Schon ein einziges Stehpult oder ein kleiner Tisch und zwei Stühle würden dem abhelfen.

Steglitz H. Pröhle

Der Urgötz in der Bearbeitung Devrients. Die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen," d. h. Goethes Götz in seiner ältesten Form — denn die Bearbeitung Otto Devrients hat die wesentlichen Züge derselben alle bewahrt — war wirklich wenigstens für Berlin eine Neuheit trotz des liebenswürdigen Spötters Kladderadatsch. Und der Versuch, der hier vorliegt, ist nach meiner Meinung — die Berliner Kritik urteilt freilich meist anders — im allgemeinen gelungen. Möge das glückverheißend für den kommenden Theaterwinter des königlichen Schauspielhauses sein.

Wir haben in dieser „dramatisirten Geschichte" ganz den jugendlichen Goethe der Sturm- und Drangzeit vor uns. Shakespeares Beispiel hat ihn mächtig angeregt. Die herkömmlichen Regeln für den Bau des Dramas gelten ihm nichts, Kraft der Sprache und lebendige Verkörperung der Personen und Zustände alles. Der Wechsel der Szenen ist auch mit den Änderungen Devrients noch außerordentlich häufig und bunt. Das Störende dieses Umstandes wurde weniger fühlbarer dadurch, daß Devrient überall da, wo es möglich scheint, vor allem wo Szenen, in denen Gottfried im Mittelpunkte steht, rasch wechseln mit solchen im Kreise des Bischofs oder Adelheids und Weißlingens, also vor allem im zweiten Akte, die zweigeteilte Bühne anwendet: für ein solches Stück nach meinem Gefühl ein Mittel von größter Wirksamkeit. Die „dramatisirte Geschichte" unterscheidet sich zweitens von der gewöhnlichen Bühnenbearbeitung des Götz durch eine größere Kühnheit in der Charakterisirung der Personen und der Zustände, die bisweilen über die Grenze des herkömmlicherweise erlaubten hinausgeht, und endlich durch ein stärkeres Hervortreten aller volkstümlichen Elemente, so vor allem der Bauern und der Zigeuner. Das Stück ist hier noch mehr als in der spätern Form ein Kultur- und Zeitbild, aber freilich kein Bild, das ruhig vor uns steht; im Gegen-

teil, die dramatische Wucht der einzelnen Szenen — ich greife z. B. den Auftritt zwischen Metzler und der Gräfin von Helfenstein heraus, es ist nur ein Beispiel für viele — ist ganz außerordentlich, womit nicht geleugnet werden soll, daß die drei ersten Akte als Ganzes mehr episch als dramatisch gedacht sind. Könnten wir das ganze Stück ohne Pause an uns vorüberziehen sehen, die Wirkung würde mächtig sein; stark allerdings auch die Ansprüche, die an Auffassungskraft und Nerven der Zuschauer gestellt würden — die Aufführung dauerte trotz möglichst kurzer Pausen beinahe fünf Stunden.

Der Versuch Devrients ist, wie gesagt, im wesentlichen gelungen; es scheint, das Publikum kann Goethes Stück in seiner ersten, kraftvollsten, aber auch wildesten und zerfahrensten Form Geschmack abgewinnen. Nur zwei Bedenken möchte ich vorbringen. Erstens: daß das Fehmgericht bei geschlossener Bühne vor sich geht, daß man also die Richter und den Kläger nur hört, nicht sieht, wirkte doch mehr verblüffend als ergreifend. Und zweitens: der Auftritt zwischen dem Rächer und Adelheid in dem Schlafgemach Adelheids ist zwar sehr ergreifend, aber doch wohl für unser Publikum — man möchte fast sagen leider — zu gewagt. Es war bezeichnend, daß sich darnach zwar starker Beifall, aber als Antwort darauf auch recht bemerkliches Zischen hören ließ.

Die Ausstattung und die ganze Inszenirung des Stückes verdient volle Anerkennung, einzelnes z. B. die Szene im Heilbronner Rathaus, die Bauernszenen und das Zigeunerlager waren geradezu musterhaft. Nur die Kampfszenen blieben trotz aller jedenfalls darauf verwandten Mühe nicht frei von einer ans Komische streifenden Wirkung; die mutigen Rosse wenigstens hätte man sparen können. Die Darstellung war gleichfalls der königlichen Bühne würdig; daß nicht jede Rolle gleich gut vertreten war, ist bei einem Stück, das eine solche Menge von Kräften erfordert, selbstverständlich. Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen, es kam mir nur darauf an, sachlich über das Gelingen dieses jedenfalls interessanten Versuchs zu berichten, umso mehr, da ein großer Teil der kritischen Stimmen Berlins es nach meiner Meinung bedenklich an dieser Sachlichkeit hat fehlen lassen. L



Litteratur

Geschichtsbetrachtungen von Julius von Pflugk-Harttung. Gotha, Fr. A. Perthes, 1890

Die in dieser 47 Seiten langen Schrift aneinandergereihten Gedankengruppen sind verschieden an Wert. Der Verfasser beginnt mit dem richtigen Satze, daß kein Volk in solchem Maße zur Geschichtschreibung befähigt sei und solche Leistungen darin aufzuweisen habe wie das deutsche, und giebt zunächst einen vortrefflichen Abriß der Geschichte der Geschichtschreibung von der Zeit der Staufer an. Unsre Litteraturkenntnis reicht nicht hin, zu beurteilen, ob die kurze Charakteristik bei

jedem einzelnen der Geschichtschreiber, die hier Erwähnung finden, genau zutrifft, aber im ganzen stellt diese Skizze die Eigentümlichkeiten der Beiträge von Zeitabschnitten und Völkern zur Geschichtschreibung, sowie den Einfluß der Verhältnisse und Ereignisse auf sie gewiß so richtig und vollständig dar, wie es auf zehn Seiten nur möglich ist.

Was dann über die drei „wichtigsten Errungenschaften der modernen Geschichte“ gesagt wird, ist zwar ebenfalls wahr, aber nicht neu, sondern wohl so ziemlich allgemein anerkannt. Übrigens würden wir statt „Errungenschaften der modernen Geschichte“ lieber sagen: „erst in neuerer Zeit errungene Vorzüge der Geschichtschreibung“ oder „Bedingungen einer guten Geschichtschreibung, die erst in neuerer Zeit möglich geworden sind.“ Der Verfasser zählt nämlich als solche „Errungenschaften“ auf: „1. das historische Denken, 2. die Fähigkeit, alles in sich aufzunehmen und zu verwerten, 3. die Methode.“ Die Fähigkeit, historisch zu denken, sagt er, beruht auf mehreren Bedingungen: gründlicher und umfassender Bildung u. s. w., „vielleicht auch auf Gemüt.“ Nicht bloß vielleicht, sondern ganz gewiß auch auf Gemüt! Noch genauer: es gehören Glaube und Liebe dazu. Wer an das Gute im Menschen, dieses Wertvollste in der Geschichte, nicht glaubt, der sieht es auch nicht; und wer die Menschen haßt oder verachtet oder ihnen mit kalter Gleichgiltigkeit gegenübersteht oder sein Wohlwollen auf wenige Lieblinge beschränkt, der sieht alles falsch.

Originell ist dann wieder die Schilderung der Gefahren, die sich zugleich mit jenen Vorzügen eingestellt haben. Es sind damit gemeint die Einwirkungen der Philosophie und der Naturwissenschaft einerseits, das Spezialistentum und die mancherlei Standpunkte anderseits. Der Verfasser zeigt sehr gut, was daraus wird, wenn man die Geschichte von einem philosophischen Dogma aus konstruiren oder der naturwissenschaftlichen Methode zu unterwerfen versucht. Er bemerkt aber auch richtig: „Daß der gesunde Sinn namhafter Historiker sich nicht oder nicht mehr als dienlich [von der Philosophie und der Naturwissenschaft] beeinflussen läßt, ist selbstverständlich; es waren mehr die Popularisirer, welche sich hingaben, aber gerade dadurch gelangten solche Lehren vor einen größern Leserkreis, der sich durch scheinbar überlegene Gedankentiefe und Beobachtung täuschen läßt. Für die eigentlichen Forscher sind zwei andre Klippen gefährlich geworden: es sind Spezialität und Standpunkt.“ Die Verirrungen des Spezialistentums sind schon oft dargestellt und verspottet worden; doch kommt die ergötzliche Schilderung, die Pflugk-Harttung davon entwirft, noch nicht zu spät. Wir brauchen darauf nicht näher einzugehen, weil die Leser diesen Abschnitt der Schrift schon kennen; er ist zuerst in den Grenzboten (1888) gedruckt worden. Aus demselben Grunde übergehen wir auch das, was von dem Standpunkte gesagt wird; nur eine kleine berichtigende Ergänzung erlauben wir uns dazu. „Bereits Raumer bemerkte, daß die Italiener den lombardischen Städten Recht gaben, die Deutschen ihren Kaisern.“ Das mag für die Hohenstaufenzeit zutreffen, wo es seine guten Gründe hatte. Dagegen erstaunt man über die Unparteilichkeit, mit der die italienischen Chronisten der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts den Kaiser Heinrich VII. beurteilen. Selbst in dem damaligen historischen Beitrage jener Stadt, die den Luxemburger aus tiefster Seele haßte, zu Villanis Geschichtswerk, hat der Haß der Mitbürger des Vaters der italienischen Geschichtschreibung keinen Niederschlag zurückgelassen. Übrigens sagt uns auch Pflugk-Harttung nicht, wie einer es anzufangen habe, um die Dinge von keinem Standpunkte aus zu betrachten. Ranke hat den Wunsch ausgesprochen, „sein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden zu lassen.“ Wie

weit ihm dies gelungen sei, mag dahingestellt bleiben; soweit es ihm gelungen ist, wird es ihm von vielen zum Vorwurfe gemacht.

In dem Kapitel „Standpunkte“ werden noch mancherlei Betrachtungen untergebracht, die nur lose mit der Standpunktfrage zusammenhängen, z. B. über Umfang und Inhalt der Geschichte. Der Verfasser zeigt da u. a., wie unberechtigt die Behauptung ist, daß „Völker des ewigen Stillstandes, wie die Chinesen,“ gar nicht in die Geschichte gehörten; greifen doch die Chinesen seit einigen Jahrzehnten sehr wirksam ins Weltgetriebe ein. Der Verfasser selbst hegt den höchsten und weitesten Begriff von der Geschichte; sie ist ihm die Universalwissenschaft. „Man wird einwenden, bei solch weitgehenden Forderungen sei eine Weltgeschichte unmöglich. Wir bejahen es für den Augenblick.“ Für den Augenblick? Wir meinen, unser Wissen wird auch im Historischen hienieden immer nur Stückwerk bleiben; aber je fester und deutlicher man das große vom Verfasser aufgestellte Ideal, zu dem auch wir uns bekennen, im Auge behält, desto besser wird dieses Stückwerk ausfallen, und desto mehr wird es sich dem Ideale nähern.

Den letzten Teil bildet eine kleine Methodik, eine Anleitung zur Quellenkritik, zum praktischen Studium und zur Darstellung, die sich recht gut zu einem einleitenden akademischen Vortrag eignet und als solcher wohl auch entworfen sein mag, die aber wiederum nichts Besondres enthält, ausgenommen die interessante Schilderung des verschiednen Verfahrens im Göttinger und im Bonner Seminar unter Waitz und unter Sybel. Beachtenswerter ist wieder eine fünfte Gruppe von Betrachtungen, die in zwei von diesen vier Abschnitten eingeflochten werden, über Kliquenwirtschaft unter den Geschichtschreibern, über „Ringe,“ die außerhalb der Verbrüderung stehende Konkurrenten so gut zu vernichten verstehen wie die Ringe der Großindustrie, über das Treiben der gewerbsmäßigen Rezensenten und über den Einfluß buchhändlerischer Geschäftsrücksichten auf die Geschichtschreibung. Daß es auch bei den Historikern menschlich zugeht, ist von vornherein zu glauben, Beispiele von Professorenhochmut und Professorenunfehlbarkeitsdünkel sind auch uns genug bekannt, und was den allgemein beklagten Unfug der teils parteiischen, teils zu Geschäftszwecken betriebenen, teils leichtfertigen Kritik anlangt, so wäre es wunderbar, wenn sich ihm eine einzelne Gattung der litterarischen Erzeugnisse, sei es nun die historische oder irgend eine andre, zu entziehen vermöchte. Ob es aber mit alledem wirklich ganz so schlimm steht, wie der Verfasser behauptet, vermögen nur solche zu entscheiden, die das Treiben aus der Nähe zu beobachten Gelegenheit haben, und zu denen gehören wir nicht. Schaden kann ein kräftiges Wort gegen die Schuldigen, die sich wohl melden werden, auf keinen Fall.

Wir fassen unser Urteil über die „Geschichtsbetrachtungen“ dahin zusammen, daß sie sich angenehm lesen, interessant und anregend sind und neben manchem, was schon ein bischen Gemeinplatz geworden ist, auch manchen originellen und zugleich beachtenswerten Gedanken enthalten, der einigermaßen auf Neuheit Anspruch machen kann. Auch an origineller Ausdrucksweise, die oft an taciteische Kürze und — Dunkelheit erinnert, fehlt es der Schrift nicht. Die Dunkelheiten, bei denen man manchmal nicht recht klug daraus wird, ob sie auf Originalität oder auf Flüchtigkeit zurückzuführen sind, rechnen wir natürlich nicht zu den Vorzügen der Schrift. Im Gegenteil, wir glauben dem Verfasser einen Dienst zu erweisen, wenn wir eine Anzahl von Stellen, die uns durch ihren Satzbau oder der gewählten Wörter wegen aufgefallen sind, hervorheben. Ihre bedeutendsten Erfolge, heißt es Seite 13, habe die Methode in der Kritik errungen, „ohne jedoch auch hier völlig sichern Boden zu gewinnen. Im Altertume z. B. finden sich zwei Rich-

tungen, eine philologischer Natur, eine mehr historische u. s. w." Gemeint ist doch wohl, daß sich diese zwei Richtungen in der Behandlung der Geschichte des Altertums bemerkbar machen. Nachdem der Verfasser den Einfluß der Philosophie und der Naturwissenschaften auf die Geschichtschreibung erörtert hat, fährt er fort: „Es darf nicht wunder nehmen, daß beide die Geschichtswissenschaft bereichert haben . . ., aber beim Auseinanderbleiben von Wirklichkeit und Bemühen ist kaum faßlich, wie sie bedeutenden Einfluß erlangen, ja gar Mode werden konnten." Wir vermuten folgenden Sinn: aber da der wirkliche Nutzen, den die Anwendung beider Wissenschaften auf die Geschichte stiftete, so weit hinter der Erwartung zurückblieb und in keinem Verhältnis stand zu der aufgewandten Mühe, so ist kaum zu verstehen u. s. w. Seite 30 steht: „Die Chinesen halten sich für eines [nämlich für ein Kulturvolk] und viele Europäer ebenso." Wer hält im zweiten Gliede wen für ein Kulturvolk? Die Chinesen viele Europäer, oder viele Europäer die Chinesen, oder viele Europäer sich selbst? Auf Seite 31 finden sich zwei Sätze, deren Sinn wir nicht zu erraten vermögen. Der erste lautet: „Der Umfang der Geschichte schwindet mit der Kenntnis." Der zweite: „Die schriftlichen Quellen bestehen entweder aus Leistungen der Person: Briefen, Urkunden u. dergl., oder aus fremden Erzählungen. Bei beiden ist wirkend [!], ob sie über Geschehendes oder Geschehenes u. s. w. berichten." Auf derselben Seite steht: Das Stoffsammeln „erfordert nicht selten schon Aufwand, sei es durch Reisen an Archive, Bibliotheken und Museen, sei es durch Verstreutheit des Materials in vielen Werken." Hier wird das Reisen der sehr bedenklich an Zerstreutheit erinnernden „Verstreutheit" koordinirt. Dem Reisen ist aber das Zusammensuchen des Stoffes aus den vielen an einem Punkte vereinigten Büchern und die Verstreutheit des Stoffes in den Büchern der Verstreutheit der Bücher, Handschriften und Denkmäler in Bibliotheken und Museen koordinirt. Seite 32 ist von dem Verhältnis der Quellen unter einander die Rede. „Die einfachste Formel lautet da: liegt eines so und so, dann muß das und das benutzt sein. Doch dies wird manchmal berührt und verschoben." Das ist doch die reine Kathederblüte!

Je besser die Gedanken eines Buches sind, desto mehr ist es schade darum, wenn sie durch nachlässigen Ausdruck verunstaltet werden oder in ganz unverständliche Sätze versteckt überhaupt nicht zur Kenntnis des Lesers gelangen. Hie und da überrascht der Verfasser mit einer herausfordernden Behauptung, z. B. wenn er die Fliegenden Blätter die beste deutsche Zeitschrift nennt. Wir schätzen sie auch, nicht gerade als die beste, aber als die gesündeste, da sie am Ende der Woche unsre durch Politik, Philosophie, Sozial- und sonstige Wissenschaften arg mitgenommene Verdauung wieder ein wenig herstellen; leider werden sie von Jahr zu Jahr schwächer.

Eugenie. Tragödie im Anschluß an Goethes Drama „Die natürliche Tochter" von **Gustav H. Ockander.** Leipzig, B. Elischers Nachfolger (Bruno Winckler) 1890

Es hat seinen guten Grund, wenn wir uns gewöhnt haben, nachträgliche Vollendungen von Bruchstücken unsrer großen Dichter mit mißtrauischen Blicken zu betrachten. Jeder neue Demetrius, der im Anschluß an Schillers Fragment gedichtet worden ist, hat ja nur im Verein mit seinen vielen Vorgängern immer wieder gezeigt, wie unendlich hoch der klassische Torso des Meisters über dem abgeschlossnen Werke eines Schülers steht, und den Beweis für die Unmöglichkeit des Gelingens derartiger Versuche geliefert. Herrn Ockander kann nicht der Vorwurf gemacht werden, daß er die „Natürliche Tochter" im Sinne Goethes habe

zu Ende dichten wollen, er hat mit den wenigen Bemerkungen Goethes ziemlich frei geschaltet, den Knoten nach eigner Erfindung geschürzt und das Ganze so gefügt, die Handlung innerlich so erläutert, daß sich sein Drama unabhängig von dem Goethischen aufbaut und zu diesem ungefähr in dem Verhältnis steht, wie ein Schauspiel zu seiner bekannten Vorfabel. Auch äußerlich hat er sich von der Goethischen Überlieferung frei gemacht, statt der schemenhaften Bezeichnungen der Personen (König, Herzog u. s. w.), die wir bei Goethe finden, hat er seinen Helden die geschichtlichen Namen gegeben (Ludwig XVI., Herzog von Orleans u. s. w.), die wohl auch Goethen vorgeschwebt haben, die er aber vor 100 Jahren offen auszusprechen aus verschiednen Gründen Bedenken tragen mußte. Dieser Vorteil wird freilich dadurch aufgewogen, daß Handlung und Charaktere mit der Geschichte zum guten Teil nicht übereinstimmen.

Die Handlung ist, besonders in den drei letzten, von Oekander frei erfundenen Akten, interessant und nicht ohne Spannung. In den beiden ersten beruht sie hauptsächlich auf Goethes Notizen, wird jedoch in beiden weiter und schneller vorwärts geführt, als es Goethe beabsichtigt zu haben scheint. So ist schon am Ende des ersten Aktes der Herzog entschlossen, den König, in dem er den frechen Störer seines Glückes sieht, zu vernichten, so tritt im zweiten die Hofmeisterin fern von Paris in Eugeniens stillem Heim auf, um von dem Ausbruch der Revolution, der Gefahr des Königs und ihrem eignen Schicksal zu berichten. Der dritte Akt schildert, wie die Girondisten den Herzog endgiltig für ihre Sache gewinnen, zeigt aber auch schon den Gegensatz, der sich zwischen ihnen und den extremen Demokraten bildet, die unter der Führung des leidenschaftlichen Handwerkers Henriot stürmisch das Haupt des Königs fordern. Am ausführlichsten charakterisirt der wichtige vierte Akt die verschiednen politischen Richtungen der Revolution, er führt schließlich auch König und Herzog einander gegenüber, freilich ohne daß das Dunkel, das über Eugeniens Schicksal schwebt, gelichtet würde. Der intrigante Sekretär trennt beide, um den König vor die Nationalversammlung zu rufen. Das hier gefällte Urteil — die eine Stimme Herzog Louis Philipps giebt den Ausschlag für die Hinrichtung des Königs — verkündigt Eugeniens Gemahl, den Oekander de Sèze nennt und damit zu dem unerschrockenen Anwalt des unglücklichen Fürsten macht, seinem königlichen Herrn. Der Schlußakt bringt endlich die Aufklärung des verhängnisvollen Betrugs, dessen Opfer der König geworden ist, zugleich aber auch die Sühne: der Herzog von Orleans wird den Gerichten überliefert, denn er hat die Verurteilung des Königs eine Ungerechtigkeit, einen Mord gescholten, und der Intrigant des Dramas, des Herzogs Sekretär, fällt durchbohrt von dem Führer der jeunesse dorée, nachdem er entlarvt ist und alle sich voll Abscheu von ihm gewendet haben.

Wir haben in dieser flüchtigen Darstellung des Inhalts den Namen Eugeniens, der Titelheldin, kaum zu nennen gehabt, sie greift in der That nur ein einzigesmal fördernd in die Handlung ein. Verkleidet ist sie dem geliebten Gatten nach Paris gefolgt, und hier, wo sie Zeuge des Gesprächs zwischen ihrem König und ihrem Vater wird, findet sie den vom König unterzeichneten Verhaftungsbefehl gegen sie, der dem Sekretär, da er sich ungestüm zwischen die fürstlichen Vettern wirft, aus dem Rocke gleitet. Augenblicklich übergiebt sie, ohne erkannt zu werden, ihrem Vater dies Papier, das dann mit Briefen des Sekretärs den Schleier lüftet, der über ihrem Geschick geschwebt hat. Nicht Eugenie steht im Mittelpunkte der Handlung, unsre lebhafteste Teilnahme erregt vielmehr die gewaltige Gestalt ihres Vaters, des Herzogs von Orleans. Von leidenschaftlicher Vaterliebe

erfüllt, wird er durch seinen treulosen Diener irre geleitet, und gegen seine Natur, seine Gefühle, ja seinen Willen in die Arme der Revolutionäre getrieben, vernichtet er seinen Fürsten, den nahen Blutsverwandten in der Überzeugung von dessen Schuld.

Weder in der Sprache noch in den Situationen zeigen sich übrigens, was man hätte erwarten können, Anklänge an Goethe; desto häufiger erinnert beides an Schiller. Verwandtschaft mit den Worten Berthas von Bruneck, in denen sie Geßler mahnt, den Bogen nicht zu straff zu spannen, zeigt das Gespräch zwischen dem Herzog und de Sèze (IV, 2); noch mehr springt die Ähnlichkeit in die Augen zwischen dem Anfange des Monologs des Herzogs (III, 6) mit dem ersten Monologe Wallensteins in Wallensteins Tod (I, 4). In der Eugenie heißt die angeführte Stelle:

Ich könnte nicht? Ich hätte hinter mir
Die Brücke abgebrochen, die des Rückzugs
Köstliche Gunst dem Zweifelnden verbürgt?
Ich könnte nicht? Ich müßte auf dem Pfade
Des Rachewerks beharren, weil das Wagnis
Des ersten Schrittes keine Umkehr duldet?
O wehe mir, wohin bin ich geraten!

Wallenstein sagt:

Wärs möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mirs beliebt? . . .
Wohin denn seh ich plötzlich mich geführt? u. s. w.

Ausrufe wie: Welch ungeheures sinnt ihr! Wie wird mir! die wiederholt gebrauchte Wendung „Ich bin mit meinem Gott versöhnt“ erkennt jeder sofort als Schillers Eigentum, ebenso die Verse I, 6:

Nein, diese Ausflucht laß ich dir nicht gelten

(vgl. Tell III, 3, Geßler zu Tell:

Nein, Tell, die Antwort laß ich dir nicht gelten)

und III, 7:

Gern gäb ich . . .
Die Hälfte meiner Schätze, gäb sie ganz

(vgl. Tell III, 3, wo Walther Fürst dem Geßler zuruft:

Nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz)

endlich V, 10:

Jedoch indem wir plaudern — Gott im Himmel —
Verrann die Zeit —

(vgl. Tell I, 1, wo Baumgarten seinen Bericht unterbricht:

Indem wir sprechen — Gott — verrinnt die Zeit!)

Sind solche Entlehnungen — gleichviel, ob unbewußt oder bewußt — statthaft?

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. In zehn Bänden. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger (sic!), 1890. Band I bis III

Der Herausgeber hat Recht, wenn er sagt, die Zeit der völligen Erkenntnis von dem Werte der Dichtungen Anzengrubers werde erst kommen. Diese Gesamtausgabe bereitet sie vor. Wenn man das ganze Lebenswerk des Dichters wird überschauen können, dann erst werden sich die vielfach widerspruchsvollen Urteile

über ihn läutern und wohl auch einigen. Dann wird man seine Vielseitigkeit anerkennen, den „katechetischen“ Zug vieler seiner Schriften als einen unter vielen andern Charakterzügen sehen; dann wird man seine Gestaltungskraft bewundern, die dem geistvollen und aus dem Gemüte einer reinen Natur quillenden Gehalt die Wage hält; dann wird man den wirklich berufenen Volksdichter in ihm sehen, der nicht bloß für geistreich sein wollende Rezensenten und Verstandesmenschen schrieb; man wird auch zu einer klaren Anschauung von Anzengrubers rein poetischem Verhältnis zum Dorfe und zum Bauerntum gelangen, das wesentlich verschieden von dem andrer Dorfgeschichtendichter ist; man wird endlich sehen, wie ernst er es mit seinem Dichterberufe nahm, und daß er in der That Werke von dauerndem Werte geschaffen hat. So lange es einen Gegensatz zwischen der gereinigten Religion des modernen Menschen und dem Aberglauben des katholischen Südens mit seinem Kultus der 33000 Heiligen geben wird, so lange wird Anzengrubers Humor verstanden werden; so lange es einen Gegensatz zwischen der Überbildung der Stadt und der urwüchsigen Einfalt und Wahrhaftigkeit des Dorfbewohners geben wird, so lange wird Anzengrubers Poesie berechtigt dastehen; so lange die Menschennatur sich nicht ändert, so lange werden der „Sternsteinhof“ und der „Meineidbauer“ und die „Kreuzelschreiber“ als wahre Abbilder derselben anerkannt bleiben.

Dies in aller Kürze zur Kennzeichnung unsrer Stellung zu dem größten österreichischen Dramatiker seit Grillparzer und Raimund. Den Inhalt der einzelnen Bände, die bisher vorliegen, haben die Grenzboten der letzten Jahrgänge jedesmal nach ihrem ersten Erscheinen ausführlich besprochen: den „Sternsteinhof,“ den „Schandfleck“ und die „Dorfgänge,“ deren größerer Teil zuerst in dem Buche „Sonnenschein und Wolkenschatten“ erschienen ist. Im vorliegenden dritten Bande der Gesamtausgabe sind alle kleinern Erzählungen chronologisch geordnet, um nach dem eignen Wunsche des Dichters nachdenklichern Lesern zwanglos ein Bild seiner künstlerischen Entwicklung zu bieten. Eingeleitet wird diese Gesamtausgabe durch einen maß- und gehaltvollen Lebensabriß aus der Feder seines langjährigen Freundes Anton Bettelheim. Maßvoll insbesondre dort, wo es Gelegenheit gegeben hätte, anzuklagen! Anzuklagen die Haltung der Presse und der Bühnen Wiens gegenüber dem einheimischen Dichter, dessen endgiltige Anerkennung eigentlich die Berliner durchgesetzt haben. Es erging ihm wie es Gottfried Keller erging, dessen Ruhm auch erst von außen hat nach Zürich hineingetragen werden müssen.

Wir werden wohl noch nach Abschluß dieser Gesamtausgabe Gelegenheit finden, auf sie zurückzukommen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Ex aequo

In der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik, die kürzlich in Frankfurt a. M. abgehalten worden ist, hatte in der zweiten Sitzung, die sich mit den Arbeitseinstellungen beschäftigte, Professor Brentano das Referat übernommen. Darin verlangte er eine Organisation der Arbeiter und Arbeitgeber, durch die die Gleichberechtigung zwischen beiden so hergestellt werde, daß der Arbeiter mit dem Arbeitgeber ex aequo, mit gleichem Rechte und auf gleichem Fuße, verhandeln könne.

Es geht doch nichts über eine schöne Phrase, vollends wenn sie den Anspruch eines Prinzips erheben kann. Wie menschenwürdig klingt dieses ex aequo! Zwar daß infolge einer solchen Organisation ex aequo „die Kämpfe zwischen Arbeitern und Arbeitgebern eine Verschärfung erfahren" würden, sagt Herr Professor Brentano selbst; anderseits aber wäre, so belehrt er uns weiter, „doch eine Grundlage für eine Einigung über etwaige Streitpunkte geschaffen." Wie diese beiden Aussagen neben einander bestehen sollen, das legt sich wohl nur im Kopfe eines deutschen Professors zurecht, der es versteht, mit seinen Theorien dem praktischen Leben ein Schnippchen zu schlagen; in dem Kopfe gewöhnlicher Sterblichen vertragen sich die beiden Sätze nicht neben einander. Da sagt sich jedermann, daß, wenn der Kampf verschärft wird, auch die Grundlage für eine Einigung immer mehr zerstört werden muß. Was darum dem Herrn Referenten als ein aequum erscheint, das erscheint dem, der das Leben kennt und die Menschen so nimmt, wie sie sind, als das schlimmste iniquum; deshalb wird er auch die Vorschläge des Herrn Professors mit einigem Mißtrauen betrachten.

Diese Vorschläge gingen nämlich dahin, die Organisationen der Arbeiter, die sich verpflichteten, sich bei Streitigkeiten einem Schiedsgericht zu unter-

werfen, „bevor zur Arbeitseinstellung geschritten wird,“ mit Korporationsrechten auszustatten. Von diesen Schiedsgerichten, denen sich der Arbeiter unterwerfen soll, ehe zur Arbeitseinstellung geschritten wird, kann sich nun zwar ein gewöhnlicher Verstand auch keine rechte Vorstellung machen. Denn entweder ist ein Schiedsgericht wirklich eins, das diesen Namen verdient, nicht etwa eins, wie es auf dem Bergarbeitertage zu Halle aufgestellt wurde; dann unterwerfen sich die Parteien schlechterdings seiner Entscheidung, sodaß von Arbeitseinstellung überhaupt keine Rede sein kann, oder es kommt zur Arbeitseinstellung, und dann ist das Schiedsgericht eben kein Schiedsgericht. Aber Brentano ist so sehr von der Vortrefflichkeit seines Vorschlages überzeugt, daß er sogar sozialdemokratischen Fachvereinen Korporationsrechte verleihen will, „sofern diese Bezeichnung [sozialdemokratisch] sich nur bezieht auf die Gesinnung und nicht auf die Handlungen der Angehörigen solcher Vereine.“ Das ist auch so eine kluge Erfindung, die nach dem alten Rezept gemacht ist: Gedanken sind zollfrei. Stich halten aber wird die Erfindung nicht; die Gesinnung hat zum Vater den Gedanken, und der Gedanke wartet überall auf die Stunde, wo er zur That werden kann. Wo es anders ist, da ist nicht von Gesinnung zu reden, sondern von einem Schwachkopf, in dem kein Gedanke steckt. Der Gesinnung folgt die That mit Notwendigkeit; wann, das hängt von der Gelegenheit ab. Das liegt in der Natur des Menschen. Niemand konnte das dem Herrn Referenten auf dem Frankfurter Vereinstage deutlicher zu Gemüte führen, als Herr Bück aus Berlin, der den subtilen Ausführungen des Herrn Professors die Forderungen des wirklichen Lebens entgegenstellte und dem Ex aequo-Verhandeln „zwischen den beiden Faktoren der Produktion“ (es geht doch nichts über die vornehme Sprache!) den Standpunkt klar machte, indem er nicht zu verkennen bat, daß auch mit der heutigen gesellschaftlichen Ordnung untrennbar das Unterordnungsverhältnis verknüpft sei, in das der Arbeiter zum Arbeitgeber mit dem Abschluß des Arbeitsvertrages trete. So gewiß es wahr ist, daß dieser Abschluß selbst frei ist, also auf der Grundlage ex aequo vollzogen wird, ebenso gewiß ist es auch, daß nach dem Abschluß des Vertrages das Wort Goethes erfüllt sein will: „Dir selbst sei treu und treu dem andern, dann ist die Enge weit genug!“ Herr Bück hatte gegenüber dem Gerede von einer fortlaufenden Gleichberechtigung in dem Verhältnis des Arbeitgebers und des Arbeiters ganz Recht, wenn er darauf hinwies, daß unsre ganze bürgerliche Ordnung auf Autorität auf der einen und auf Unterordnung auf der andern Seite beruhe, und daß es, ohne diese Ordnung zu zerstören, nicht möglich sein würde, die Arbeiter von aller mit der Autorität verbundenen Unterordnung und von aller mit der Unterordnung verbundenen Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes zu befreien. Auch war es sehr gut angebracht, wenn Bück darauf hinwies, daß der Satz von der Autorität und der Unterordnung bis in die gebildetsten Kreise hinauf gelte. Der höchste

Beamte im Staate hat sich ja, wenn er seine Arbeit verwerten will, den Bedingungen zu fügen, die dieser Arbeit gestellt sind. Es wäre sehr zweckmäßig, wenn unsre wissenschaftlichen „Celebritäten“ anstatt mit Gleichberechtigung, Arbeiterorganisationen, Ex aequo-Verhandlungen u. dergl. den Verstand der Massen doch zunächst lieber damit aufhellen wollten, daß sie sie mit klaren und entschiednen Worten auf die Bedingungen hinwiesen, unter denen jeder menschliche Verband überhaupt lebensfähig wird und bleibt. Wer das angeführte Goethische Wort hat verstehen lernen, der hat mehr an wahrem Glück gewonnen, als ihm alle Nachahmung der englischen Einrichtungen, auf die Herr Professor Brentano jetzt so gern hinweist, als alle Streiks diesseits und jenseits des Kanals, und als alle schönen Reden von Freiheit und Gleichberechtigung je geben können. Übrigens hatte auch Professor Schmoller das Richtige getroffen, wenn er meinte, daß wenn man im Sinne Brentanos Unternehmer und Arbeiter organisirt gegenübertreten lassen wollte, so müßte die Gesetzgebung und die Verwaltung die Zügel in die Hand nehmen, wenn nicht entsetzliche Zustände entstehen sollten.

Einen Vorgeschmack dieser Zustände boten bereits die Bewegungen der sozialdemokratischen Arbeiterwelt in den letzten Wochen vor dem Aufhören des Sozialistengesetzes. Es ist unglaublich, wie die Leidenschaften schon vor dem 1. Oktober in den sozialdemokratischen Versammlungen entfesselt worden sind. Was Professor Schmoller sagte, das wird sich nach dem Aufhören des Sozialistengesetzes sehr bald ergeben. Der Freisinn und was mit ihm in der Opposition gegen das Gesetz zusammenhielt, wird uns schwerlich schützen. Er sieht jetzt seinen Wunsch nach Geltung des allgemeinen gleichen Rechtes erfüllt, er hat auch die vielverlangte Möglichkeit, mit geistigen Waffen die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Er wird nun seine Kunst zeigen. Nach dem, was er bis jetzt geleistet hat, ist allerdings von der Arbeit des freisinnigen Heldentums nicht viel zu sehen gewesen. Und er hätte doch so viel Gelegenheit dazu gehabt. Das ganze Register der sozialdemokratischen Anklagen gegen die bürgerliche Gesellschaft und alle Saiten der Beglückungsmusik in der neuen sozialdemokratischen Gesellschaft sind uns in Zeitungen und in Versammlungen gezogen und aufgezogen worden. Immer und immer wieder werden die Themata von der verfaulten Kultur des heutigen Staates, von der erschrecklichen Tyrannei unsrer Zustände, von der Vortrefflichkeit der neuen sozialdemokratischen Welt variirt und den Scharen der Gläubigen als Evangelium vorposaunt. Alles, was gesprochen wird, endet damit, daß die bestehende Gesellschaft im Verwesen sei, daß alle Hilfe, die sie bringt und noch bringen wolle, eitles und nichtswürdiges Flickwerk sei, daß nur der Umsturz aller Dinge das Heil enthalte. Es hilft dem Arbeiter keine Sparsamkeit, keine Mäßigkeit, keine Arbeitsamkeit, sondern, so trägt es die immer wieder gepredigte Weisheit des Liebknecht-Bebelschen „Berliner Volksblattes“ vor, „für

den Arbeiter ist der beste Weg, vorwärts zu kommen, der, der ihn dazu führt, daß er in den Besitz der gesamten Produktionsmittel kommt." So wird die Einziehung aller Privatvermögen genannt, und die Heuchelei, die nirgends stärker ist, als bei den sozialdemokratischen Aposteln, behauptet mit dieser Einziehung sehr maßvoll zu sein gegenüber dem Kommunismus der „unwissenschaftlichen Anarchie." Das Blatt belehrt uns weiter, daß „damit, d. h. mit der Besitzergreifung der gesamten Produktionsmittel durch die ganze arbeitende Gesellschaft, die Ausbeutung durch andre wegfällt, und damit wird auch die moderne kapitalistische Tugend der Strebsamkeit ihren Boden verlieren, eine Tugend, die nur zum Vorteil des einen geübt werden kann, wenn der andre darunter leidet. Diese Tugend kann eben nur eine kapitalistische sein." (Berliner Volksblatt vom 2. September.)

Damit hat denn die sozialdemokratische Weisheit das abgethan, was die Menschheit bisher Fleiß und Arbeitsamkeit, Tüchtigkeit und Streben, vorwärts zu kommen, nannte, der neue sozialdemokratische Staat braucht alle die Tugenden, die ein solches Vorwärtskommen ermöglichen, nicht. Nebenbei sei bemerkt, daß, wenn vom „Staat" bei unsern deutschen Sozialdemokraten die Rede ist, man natürlich nicht etwa an einen deutschen Staat denken darf; die Sozialdemokratie reißt alle Grenzen nieder, sie ist international. Darum ist der Sedantag für sie „platter Kultus der Blut- und Eisenbarbarei, und darum auch ziemlich viel Kultus ihres zum Glück jetzt zerschmetterten Vertreters," wie Bismarck einmal zur Abwechslung genannt wird; für gewöhnlich führt er jetzt bei den sozialdemokratischen Zeitungsschreibern den Namen des „redseligen Greises in Friedrichsruh." Diesen Zeitungsschreibern sind alle Bemühungen, die Kapital und Arbeit versöhnen wollen, nur ein Beweis, daß „die herrschenden Interessenrichtungen den Glauben an ihr Recht mehr und mehr verlieren." Wenn in einem nicht sozialdemokratischen, etwa in einem nationalliberalen Schriftstück die Pflicht der ausgleichenden Gerechtigkeit für die bürgerliche Gesellschaft betont und verlangt wird, daß das Bestehende so gestaltet werde, daß möglichst viele eine Quelle der Zufriedenheit darin finden, so ist der Ausdruck „möglichst viele" dem sozialdemokratischen Wühler eine „schlau erdachte Wendung"; „wenn man glaubt, mit solcher ausgleichenden Gerechtigkeit das Fortschreiten und den Sieg der erlösenden Sozialgerechtigkeit verhindern zu können, so irrt man." Alle Leitartikel dieser Presse, gleichviel, was sie behandeln, endigen mit dem Refrain: Es wird nicht eher besser, als bis der jetzige Staat ein Ende hat; das nennt man „Beseitigung der heute herrschenden sozialen Einrichtungen." Um ein Beispiel von vielen anzuführen: das „Berliner Volksblatt" vom 5. September brachte einen Aufsatz über die „Schnapspest." Darnach sind alle Maßregeln, die man zur Bekämpfung des Schnapsteufels auch treffen mag, lächerlich oder thöricht; wir stehen vielmehr auch hier vor der sozialen Frage. „Höhere Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung (d. h. höhere Löhne und

kürzere Arbeitszeit), das ist vorläufig das einzig wirksame Mittel gegen den verderblichen Alkoholgenuß." Also „vorläufig" hohen Lohn und kurze Arbeitszeit. Denn der Sozialdemokrat hat ein zweifaches Programm; das eine enthält die Forderungen, die zu stellen sind, so lange der heutige Staat noch besteht, das andre die, die in der sozialen Neuordnung ihre Verwirklichung finden sollen. Wie diese Neuordnung sein wird, das uns zu lehren, giebt sich der Sozialdemokrat „vorläufig" keine Mühe; er versichert nur mit voller Bestimmtheit, daß in der sozialdemokratischen Weltordnung alle Übel der heutigen Gesellschaft ganz von selber verschwinden werden; unter andern auch die Schnapspest. „Vollständig beseitigt, so schließt der erwähnte Aufsatz, wird aber die Schnapspest erst werden nach Beseitigung der heute herrschenden sozialen Einrichtungen."

Das Thema vom Parteiprogramm wird vor allem in den Parteiversammlungen vorgenommen, wo es der großen Masse derer, denen das Lesen der Parteiblätter zu schwer wird, fertig aufgetischt wird. Kein Tag vergeht, ohne daß eine ganze Anzahl sozialdemokratischer Vereine den Gläubigen die Gelegenheit böte, das Programm kennen zu lernen. Da wird denn, um auch hier nur ein Beispiel herauszugreifen, in dem sozialdemokratischen Wahlverein für den vierten Berliner Reichstagswahlkreis klärlich nachgewiesen als Punkt 1: „Die Arbeit ist die Quelle alles Reichtums und aller Kultur, und da allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, das gesamte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen." Diese natürlich für jeden, der sie stellt, vernunftgemäßen Bedürfnisse sind ohne Zweifel das, was der Sozialdemokratie ihre Scharen zuführt, die nun die Aufgabe haben, die Punkt 2 stellt, „mit allen Mitteln den freien Staat und die sozialistische Gesellschaft" zu erstreben. Der Arbeiterklasse gegenüber sind „alle andern Klassen nur reaktionäre Masse." Das Brüllerheer der sozialdemokratischen Arbeiterwelt ist die einzige vernünftige, auf die „gesunde Wissenschaft sich stützende Partei." Dieses Gift wird jungen, unerfahrnen, zügellosen, aller Pietät baren Burschen — denn solche bilden einen großen Teil dieser Versammlungen — eingetröpfelt, und die Eingebungen der niedrigsten Leidenschaft werden als Forderungen einer geschichtlich notwendigen Entwicklung, als ein neues Evangelium der urteilslosen Menge vorgepredigt. „Der Träger dieser Entwicklung [Übergang der Arbeitsmittel, also aller Privatvermögen, in gemeinschaftlichen Besitz] kann nur das klarbewußte und als politische Partei organisirte Proletariat sein. Das Proletariat politisch zu organisiren, es mit dem Bewußtsein seiner Lage und seiner Aufgabe zu erfüllen, es geistig und physisch kampffähig zu machen und zu erhalten," das ist das sozialdemokratische Programm, aufgestellt von der österreichischen Sozialdemokratie und für die Neugestaltung der deutschen als gutes Vorbild zu empfehlen.

Wozu die physische Kampffähigkeit verwendet werden soll, das tritt vielleicht erst zu Tage, wenn von den „Forderungen auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung“ zur Durchführung des eigentlichen und reinen Programms der sozialdemokratischen Arbeiterpartei übergegangen wird, ein Übergang, der ganz nach den Verhältnissen vollzogen werden wird. Denn „die Partei wird und muß sich in ihrer Taktik auch jeweilig nach den Verhältnissen, insbesondre nach dem Verhalten der Gegner zu richten haben.“ Wenn nämlich diese Gegner, sobald man die Mehrheit im Reichstage hat, sich willig den Anordnungen der sozialdemokratischen Führer in der Herstellung der neuen Gesellschaft fügen, dann wird uns versprochen, daß alles ohne Blutvergießen, ganz friedlich vor sich gehen soll. Denn der Sozialdemokrat ist von Natur nicht nur ganz gerecht, sondern auch ganz sanft. Von der Sorte dieser „Sanften“ versprach das „Berliner Volksblatt“ je einen neben einen „evangelischen Jüngling“ zu stellen, wenn es einmal diesen Jünglingen wieder einfallen sollte, bei der angekündigten Debatte über den Austritt aus der Landeskirche sich in die sozialdemokratische Versammlung sogar mit Rednern einzuschleichen, die durch ihr Auftreten solchen Lärm in der Versammlung hervorrufen, daß der wachthabende Polizeileutnant die Versammlung auflösen muß. Der „sanfte Sozialdemokrat“ soll dann den ungestümen evangelischen Jüngling an Ungehörigkeiten hindern. Vielleicht kommt es da recht bald in den sozialdemokratischen Versammlungen zu Proben der physischen Kampffähigkeit. Von ihrer geistigen Kampffähigkeit aber können wir uns schon jetzt ungefähr eine Vorstellung machen. Denn bei jeder Wahl für den deutschen Reichstag trat die Art der sozialdemokratischen Führer und ihrer Heerscharen, mit der „feigen, freiheits- und kulturfeindlichen Bourgeoisie“ zu kämpfen, sichtbar genug hervor. Der drohende Finger, mit dem der „Genosse“ Zigarrenhändler oder Kneipwirt oder Kommis Voyageur seine gut eingepaukte Agitationsrede hielt, der tumultuarische Lärm, mit dem sie die Versammlungen der Gegner zu unterbrechen versuchten, das Wutgebrüll, womit jede Erwiderung niedergeschrieen wurde, kurz die vollständige Zuchtlosigkeit und Verrohung, die durch die Sozialdemokratie noch mehr als durch den Freisinn in die öffentlichen Versammlungen eindrang, kann uns einen Begriff davon geben, wie sich die Dinge voraussichtlich nach dem Aufhören des Sozialistengesetzes entwickeln werden.

Von der Seite, die das Sozialistengesetz hat fallen lassen, ist vielfach die Aufforderung an die bürgerlichen Parteien ergangen, sich in der Bekämpfung der Sozialdemokratie mehr zu rühren und an Eifer der Agitation nicht hinter den Sozialdemokraten selbst zurückzubleiben. Wenn die Hilfe so kommen soll, so verrechnet man sich. In die Versammlungen der bürgerlichen Parteien kommt kein Sozialdemokrat, außer etwa mit der Absicht, sie durch wüstes Auftreten zu stören. In die sozialdemokratischen Versammlungen selbst zu gehen und dort dem sozialdemokratischen Redner Auge in Auge gegenüberzutreten, würde

eine ganz unnütze Sache sein. Mögen die fortschrittlichen Herren, die, wie Herr Professor Hänel, so groß in Moralpredigten gegenüber dem Fürsten Bismarck waren, und die auch so viel auf den Ex aequo-Standpunkt gaben, daß sie immer wieder ihre Weisheit bei der Bekämpfung des Sozialistengesetzes in der Forderung des allgemeinen gleichen Rechtes gipfeln ließen, weil sie so mit geistigen Waffen den Sozialismus vernichten zu können glaubten, mögen sie jetzt die geistigen Waffen nur tapfer schwingen! Wir werden uns über jeden ihrer Erfolge innig freuen. Wenn „Genosse" Berndt im sozialdemokratischen Wahlverein des vierten Berliner Reichstagswahlkreises am 8. September im Lokal „Südost" seinen „mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Ursachen der Verbrechen" hielt, und dann folgende Resolution zu einstimmiger Annahme gelangte: „Die heutige Versammlung des sozialdemokratischen Wahlvereins ... erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden und erklärt, daß die Ursachen der Verbrechen nur der heutigen Produktionsweise und unsern ökonomischen Verhältnissen zuzuschreiben sind, und verpflichtet sich die Versammlung [soll heißen: und die Versammlung verpflichtet sich], durch Verbreitung des sozialdemokratischen Prinzips den Ursachen der Verbrechen zu steuern; denn durch die heutige moderne Gesellschaftsordnung ist das nicht möglich" — gewiß, wir würden uns innig freuen, wenn Eugen Richter oder Professor Hänel als hochberedte Vertreter der modernen Gesellschaftsordnung den „Genossen" Berndt belehren könnten, daß es durch die heutige Gesellschaftsordnung doch auch möglich sei, den Ursachen der Verbrechen zu steuern. Andre Leute aber, die nicht zum Fortschritt gehören, erkennen jeden Redekampf mit dem gewerbsmäßigen sozialdemokratischen Agitator, der seines Publikums von vornherein und unter allen Umständen sicher ist, für ein Wagnis, dem jeder anständige Mensch sich zu unterziehen gerechte Scheu trägt. Denn sich in öffentlichen Versammlungen mit sozialdemokratischen Rednern zu messen, dazu müßten agitatorische Mittel angewendet werden, die einem Manne von guten Sitten nicht zugemutet werden können. Hier liegt das Hindernis, an dem jeder wohlgemeinte Rat zu größerer Rührigkeit der bürgerlichen Parteien scheitern wird. Darum bleibt jetzt, nachdem das Sozialistengesetz beseitigt ist, dessen Aufhebung wahrscheinlich schon jetzt die freisinnigen Ex aequo-Politiker im Stillen verwünschen, nichts weiter übrig, als die Schaffung eines Reichs-Vereins- und Versammlungsgesetzes, das der schrankenlosen Freiheit, mit der das sozialistische Gift jetzt verbreitet wird, Einhalt thun kann. Wenn mit sozialdemokratischer Unverfrorenheit in jedem Artikel ihrer Zeitungen, in jeder ihrer fast täglichen Versammlungen erklärt wird und erklärt werden darf, daß „die gegenwärtige Gesellschaftsorganisation gleichzeitig von allen Seiten und mit allen Mitteln, über die wir verfügen, bekämpft werden muß," wenn die Sozialdemokratie offen ihre Taktik bekennen darf, „durch Arbeitseinstellungen

oder Gewerkschaften eine Verminderung der Arbeitsstunden zu erwirken," weil das heiße, „an dem Bau der neuen Gesellschaft zu arbeiten," wenn sie ihr schamloses Hand in Hand gehen mit der sozialistischen Partei aller Länder laut auf dem Markt ausrufen darf, wenn ihre handwerksmäßig eingelernten Redner der urteilslosen, von Neid und Begierde getriebenen Masse Tag für Tag die Unhaltbarkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung und die Notwendigkeit ihrer Aufhebung vorsagen dürfen, wenn sie mit nichtsnutziger Sophistik der Habgier der verlockten Menge ihre verführerischen Sätze aufstellen und den Raub des Eigentums mit täuschenden Worten umschreiben und empfehlen dürfen, wie z. B. in den Sternschen Sätzen: „Der Sozialismus nimmt keinem und giebt jedem", wenn man diese Auflösung alles Bestehenden, diese systematische Vernichtung des Staatsgedankens, diese Unterwühlung jedes Autoritätsgefühls, dieses Zusammengehen mit den Feinden des Vaterlandes offen in Zeitungen und Vereinen proklamiren darf, weil es bei dem Geschick, mit dem die Vergiftung betrieben wird, kein Mittel zum Eingreifen giebt, wenn das alles so ist, so ist unserm Staate mit all unsrer Freiheit und mit dem ganzen Ex aequo-Standpunkt ein schlechter Dienst erwiesen. Der Sozialismus selbst ist ein Gegner, der über diesen Standpunkt lacht, oder, wie der Sozialdemokrat sagt, auf den er „pfeift," wie er auf die ganze rechtliche Grundlage unsrer heutigen Gesellschaft „pfeift"; er rüttelt an den Grundsäulen des Staates und sieht dem Einsturz entgegen, indem er sich die Hände reibt. „Diese Erkenntnis [von der schließlichen Aufhebung unsrer bürgerlichen Gesellschaft] zu befördern, — sagt das Liebknecht-Bebelsche Blatt —, dieses Bewußtsein in der ganzen Arbeiterklasse zu erwecken, ist die große agitatorische und emanzipatorische (!) Aufgabe, welche die Sozialdemokratie zu erfüllen hat." Mit solchem Gegner giebt es kein Verhandeln von gleichem Standpunkt aus, ex aequo. Alles Entgegentreten, auch das versöhnlichste, dient vielmehr dazu, den Wahnsinn noch wahnsinniger zu machen. Bacchae bacchanti si velis adversari, ex insana insaniorem facies, sagt Plautus. Alle die, denen unser Staat noch etwas gilt, die aber aus Liebe zum allgemeinen gleichen Recht oder auch aus Haß gegen Bismarck das Sozialistengesetz zu Falle gebracht haben, werden das schon noch einsehen. Hoffentlich nicht zu spät.





Zur Frage der Besetzung des Bischofsstuhls in Straßburg



Bei den Verhandlungen über den Abschluß des Konkordates vom 18. Juli 1801 zwischen der Kurie und dem ersten Konsul Frankreichs war von Rom der Versuch gemacht worden, in den Eingangsworten des Vertrages eine ausdrückliche Anerkennung der katholischen Religion als Staatsreligion in Frankreich zu erwirken. Der Konsul Buonaparte ließ sich aber nur auf den Wortlaut ein, daß die katholische Religion die der großen Mehrheit der französischen Bürger sei; er erklärte, er wolle sich nicht der Wut der Jakobiner und dem Spotte der Philosophen aussetzen, die Regierung könne sich nicht constitutionellement catholique erklären. Als man in Rom auf die Sache zurückkam, drohte der Konsul: Quand on ne peut pas s'arranger avec Dieu, on s'arrange avec le diable, womit er auf die von der Konstituante 1792 beschlossene constitution civile du clergé und insbesondre auf eine Einberufung der Synoden der konstitutionellen Bischöfe anspielte. Rom ließ nun den Streitpunkt fallen; die von der Regierung vorgeschlagne Fassung wurde angenommen. Eine bessere Gelegenheit bot sich nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs: in der Charte von 1814 (Art. 6) fand der Satz: La réligion catholique est la réligion de l'état Aufnahme. Die Charte von 1830 hat ihn aber wieder beseitigt.

Im Zusammenhange mit dieser Frage stand eine andre Bestimmung des Konkordates. Rom hatte den französischen Königen als „ältesten und ersten Söhnen der Kirche," als den „allerchristlichsten Königen," welche Titel Rom im Jahre 1469 Ludwig dem Elften und seinen Nachfolgern verliehen hatte, neben gewissen Ehrenrechten bei der Kurie auch die Ernennung der Bischöfe zugestanden, nicht etwa als Anerkennung der Staatsgewalt auf diesem Gebiete, sondern als ein indultum, während die französische Republik, wie sich der Staatsrat Portalis ausdrückte, den Papst als collateur forcé im Sinne der Gallikanischen Freiheiten (Art. 47) betrachtete. Nach dem Wortlaute des Vertrages konnte die Kurie das katholische Bekenntnis der französischen Herrscher zwar nicht als Voraussetzung des ganzen Vertrages betrachten, wohl aber sich jederzeit darauf berufen, daß es mit katholischen Herrschern Frankreichs

einen Vertrag abgeschlossen habe. Darum erhielten die Art. 16 und 17 über die Rechte der französischen Herrscher folgende Fassung: 16. Sa Sainteté reconnait au premier Consul de la République française les mêmes droits et prérogatives dont jouissait près d'elle l'ancien gouvernement. 17. Il est convenu entre les parties contractantes que, dans le cas, où quelqu'un des successeurs du premier consul actuel ne serait pas catholique, les droits et prérogatives mentionnés dans l'article ci-dessus et la nomination des évêchés seront réglés, par rapport à lui par une nouvelle convention. Man hat der Kurie von katholischer Seite vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie ungekrönten und ungesalbten Nachfolgern der französischen Könige die alten Rechte zugestanden habe. Der Grund der römischen Nachgiebigkeit lag aber viel tiefer, als es den Anschein hatte. Die Kurie hat durch das Konkordat die Beihilfe des Staates im Kampfe gegen die konstitutionellen Bischöfe und das Schisma gewonnen; das Breve vom 15. August 1801, das diese Bischöfe zur Verzichtleistung aufforderte, wurde befolgt. Noch tiefer lag ein andrer Grund, die Anerkennung des weltlichen Besitzes des Papstes durch Frankreich. In einem Briefe des bevollmächtigten Agenten Abbé Bernier an Kardinal Consalvi vom 13. Mai 1801 heißt es: La possession incommutable des Etats de Sa Sainteté dépend essentiellement de la réunion de la France avec elle. Il faut donc avant tout assurer ce point si délicat, sans lequel, je le répète, le reste n'est rien. In Paris aber hatte man die Anerkennung der französischen Republik durch Rom erreicht, beide Teile hatten Grund zur Zufriedenheit.

Weder in Rom noch in Paris hatte man die Möglichkeit, daß ein französischer Herrscher nicht katholisch sein werde, als eine beachtenswerte Gefahr betrachtet. Der erste Konsul erklärte diese Möglichkeit gegenüber dem Kardinal Consalvi für eine Chimäre. In einem Berichte Consalvis nach Rom heißt es: Bref, jamais ne pus obtenir la moindre concession sur ce point. In Rom legte man Wert auf Art. 17, weil er einen Ersatz bot für die zurückgewiesene Forderung der Anerkennung einer Staatsreligion.

Als während des deutsch-französischen Krieges ein Teil des französischen Staatsgebietes von Deutschland besetzt wurde, erklärte der Zivilkommissar in seiner Eigenschaft als Minister in der Proklamation vom 12. September 1870, „daß die Verfassung der katholischen Kirche ohne jegliche Antastung bestehen solle, und daß insbesondre das Konkordat vom 18. Juli 1801 und die Organischen Artikel vom 8. April 1802 maßgebend blieben." Die Bedeutung einer Rechtsquelle konnte dieser gewiß klugen, aber immerhin einseitigen Willenserklärung nicht beigemessen werden. Im bischöflichen Palaste zu Straßburg wartete man mit Ungeduld auf eine Äußerung der Kurie, und da die Kurie selbst bei Veröffentlichung des Friedensvertrages vom 10. Mai 1871 und des Reichsgesetzes vom 9. Juni 1871 über die Einverleibung des Reichslandes die prächtige und einzige Gelegenheit, mit dem Konkordate die verhaßten Organischen

Artikel zu Falle zu bringen, nicht nutzen zu wollen schien, erbaten sich die Bischöfe von Straßburg und Metz in Rom Verhaltungsmaßregeln wegen der noch vor Friedensschluß erfolgten Ernennung von Kantonalpfarrern, wofür das Konkordat (Art. 10) die staatliche Genehmigung vorbehielt. Während sich der Bischof von Metz in diesem Falle nach dem Konkordat verhalten hatte, hatte sich der Bischof von Straßburg darüber hinweggesetzt und war mit der Regierung in Widerspruch geraten. Die Antwort des Staatssekretärs Kardinal Antonelli an den Bischof von Straßburg vom 3. Januar 1872 lautet: „Es erscheint nicht zweckmäßig, auf den in Ihrem Briefe (vom 28. November 1871) enthaltenen Erwägungen zu bestehen, um die in Betreff der Ernennung der Kantonalpfarrer entstandenen Verwicklungen zu lösen, und zwar aus dem Grunde, weil das Konkordat von 1801 dort von dem Augenblicke keine Kraft mehr hat, wo Elsaß ein Teil des deutschen Reiches geworden ist. Indem ich zugleich versichere, daß der heilige Stuhl nicht ermangeln wird, im geeigneten Augenblick eine angemessene Verständigung mit der preußischen Regierung in Betracht zu ziehen, habe ich das Vergnügen u. s. w." Inzwischen scheint man doch in Rom recht bald zu andrer Einsicht gelangt zu sein. Man war wohl nicht frei von Befürchtungen darüber, wie das deutsche Reich die angebotene Vertragsfreiheit ausnutzen würde. Unterm 10. Februar 1872 erging ein zweites Schreiben des Kardinals Antonelli an den Bischof von Straßburg, das folgendermaßen lautete: „Die Mitteilung, die Ew. Bisch. Gnaden dem Gouverneur Ihrer Stadt von meinem unterm 3. v. Mts. an Sie gerichteten Schreiben machen zu sollen geglaubt haben, hat bei der Regierung des deutschen Reiches den Gedanken erzeugt, als hätte man ihr durch den Inhalt dieses Briefes das Konkordat von 1801 kündigen wollen. Daher beeile ich mich, Ihnen zu bedeuten, daß dies keineswegs die Absicht des heiligen Stuhles gewesen ist, weil der heilige Stuhl der kaiserlichen Regierung kein Konkordat zu kündigen hat. Man hat Ew. Bisch. Gnaden bloß zur Kenntnis bringen wollen, von welchem Standpunkte der heilige Stuhl hinsichtlich des Konkordats in Bezug auf die Provinzen, die Frankreich nicht mehr angehören, ausgegangen ist, und daß zur Regelung der religiösen Angelegenheiten dieser Landesteile notwendigerweise mit der kaiserlichen Regierung Deutschlands eine neue Übereinkunft getroffen werden müsse. So lange dieses Einvernehmen nicht erfolgt, müssen selbstverständlich die Verfügungen des Konkordates in allen Dingen, für die nach dem Sinne des Art. 17 desselben Konkordates keine besondern Übereinkünfte mit dem heiligen Stuhl notwendig sind, fortwährend beachtet werden, weshalb gegen die Staatsgenehmigung der Kantonspfarrer kein Hindernis vorliegt."

Mit diesem Schreiben war also der von der deutschen Regierung von Anfang an eingenommene Standpunkt gebilligt worden, wonach durch den Frankfurter Frieden die Geltung des Konkordates als Ganzes gar nicht in

Frage gestellt worden war; gerade deshalb blieb aber auch die Geltung der Bestimmung in Art. 17 des Konkordates außer Zweifel. Zweifelhaft bleibt nur die Bedeutung des Ausdruckes, „daß der heilige Stuhl der kaiserlichen Regierung kein Konkordat zu kündigen hat." Die Kurie wollte damit jedenfalls nicht sagen, daß sie kein Kündigungsrecht habe, da der Syllabus Art. 6 Errores de societate civili 43 den weltlichen Regierungen das einseitige Kündigungsrecht abspricht und der Kirche wahrt. Ebenso wenig konnte damit gesagt sein, daß die Kündigung bereits ipso jure oder ipso facto erfolgt sei, da der Kardinal unter Vorbehalt des Art. 17 das Konkordat für fortbestehend erklärt hat. Doch konnte man die Sache auf sich beruhen lassen, weil ein Schreiben des Kardinals Antonelli an den Bischof von Straßburg nicht die Bedeutung einer Erklärung der Kurie gegenüber dem Reiche hatte. Seit diesem Schreiben bestand vollständiges Einverständnis zwischen Rom und Berlin oder Straßburg darüber, daß das Konkordat für Elsaß-Lothringen in Geltung geblieben sei, daß aber beiderseitig eine weitere Vereinbarung nach Art. 17 vorbehalten bleibe, eine Art von Novelle zum Konkordat.

Es ist daher nicht recht begreiflich, warum in Deutschland aus Anlaß der jüngsten Erledigung des Bischofsstuhles in Straßburg wieder die Meinung entstanden ist, daß das Konkordat von 1801 hinfällig geworden sei. Der Meinung von Dove und Friedberg, daß das Konkordat durch einen contrarius consensus aufgehoben worden sei, entsprachen schon damals nicht die Vorgänge. Seitdem ist durch langjährige gemeinschaftliche Handhabung des Konkordates dieser Ansicht der Boden gründlich entzogen worden. Darüber aber besteht Übereinstimmung, daß bezüglich der jetzt bevorstehenden Ernennung eines Bischofs für Straßburg eine neue Vereinbarung zu erzielen sei. In welcher Form diese geschieht, und ob nicht eine Übereinstimmung bezüglich der Person ad hoc für genügend erachtet wird, das entzieht sich zur Zeit der Beurteilung, das wird die Folge zeigen. Da das Domkapitel von Straßburg keinerlei Vorschlagsrecht hat, wird sich die ganze Angelegenheit lediglich zwischen der Kurie und der deutschen Regierung abwickeln. Es ist auch gar nicht abzusehen, welchen nationalen Vorteil man in Deutschland von einer Aufhebung des Konkordates erwarten könnte. Montalembert hatte seinerzeit für diesen Fall nach der Losung von Lamennais und seiner Schule: La liberté comme en Belgique den Satz aufgestellt, daß im Falle der Zerstörung des Konkordates Zustände wie in Belgien eintreten müßten, wogegen Dupin mit Recht bemerkt hat, daß das droit commun de la France doch wahrhaftig nichts mit belgischen Verhältnissen zu schaffen habe. Andre verstanden damals unter diesem gemeinen Rechte Frankreichs die Rechtszustände, wie sie vor dem zwischen Franz I. und Leo X. geschlossenen Konkordat von 1515 bestanden, wieder andre eben die durch dieses Konkordat geschaffenen Verhältnisse. Folgerichtig könnte von diesem Standpunkt aus sogar die Frage

aufgeworfen werden, ob nicht für Elsaß-Lothringen das deutsche Konkordat zwischen Kaiser Friedrich III. und Papst Nikolaus V. von 1448 und das temperamentum Martini V. wieder aufleben würde. Indem die deutsche Regierung die Nachgiebigkeit der Kurie entgegenkommend behandelte, hat sie sich, wie sich besonders bei der vorliegenden Sachlage zeigt, ein unleugbares Verdienst erworben.

Bei der nächsten Erledigung eines Bischofsstuhles sollte die Angelegenheit bezüglich der neuen Vereinbarung zum Austrage kommen; man ist jedoch dem bevorstehenden Anlasse zur Entscheidung der Sache zunächst aus dem Wege gegangen. Die Beziehungen zwischen Rom und Berlin waren damals nicht derart, daß man auf Erzielung eines Einvernehmens hätte hoffen können. Das deutsche Reich hatte keine Verbindung mit dem Vatikan. Um nicht zur Unzeit durch ein unberechenbares Ereignis überrascht zu werden, hat man 1880 — nach Besserung der Beziehungen zu Rom — sich dahin geeinigt, daß für beide Bistümer Koadjutoren cum spe succedendi bestellt werden sollten. An eine solche Bestellung hatte Art. 17 des Konkordates keine weitern Folgen geknüpft, und die französische Regierung hatte, um einer Umgehung des weltlichen Ernennungsrechtes vorzubeugen, durch Dekret vom 7. Januar 1880 die Bestimmung getroffen, daß zur Nachsuchung oder Annahme eines Bistums in partibus die staatliche Ermächtigung, überdies die Genehmigung der Ernennungsbulle im Staatsrate erforderlich sei. Es scheint, daß man sich vorerst darüber verständigt hatte, daß die zu ernennenden Koadjutoren von Rom aus angehalten worden sind, sich der staatlichen Genehmigung zu versichern. Durch gleichlautende landesherrliche Verordnungen vom 10. Dezember 1880 und vom 9. April 1881 wurden die Generalvikare Fleck von Metz und Stumpf von Straßburg auf Ansuchen des Bischofs ermächtigt, die Verleihung eines Bistums in partibus anzunehmen und die kanonische Institution als Koadjutoren der Bischöfe mit dem Rechte der Nachfolge zu empfangen. Damit war die Entscheidung hinausgeschoben. Seitdem sind die ersten Stelleninhaber gestorben, und die Koadjutoren, die keiner neuen kanonischen Institution oder staatlichen Genehmigung bedurften, sind in die erledigten Stellen ohne weiteres eingerückt. Nun ist auch Bischof Stumpf gestorben, dem zu Lebzeiten kein Koadjutor bestellt war, und nun ist eine neue Vereinbarung zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht zu treffen.

Wenn auch alle Mutmaßungen über Form oder Inhalt einer solchen Vereinbarung in der Luft schweben — es ist ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man sich nur für den vorliegenden Fall über die Person einigt, und daß Rom ein indultum gewährt, der Staat aber durch eine clausula salvatoria sein Recht sichert —, so dürfte es doch von Interesse sein, zu hören, wie man bei frühern Vorgängen über die Möglichkeit einer Lösung gedacht hat.

Da die Kurie bei verschiednen Gelegenheiten, z. B. wenn die geltenden Bestimmungen nicht ausreichten, auf das kanonische Recht wie auf ein subsidiär geltendes gemeines Recht zurückgegriffen hat (u. a. 1804, als es sich um Wiederherstellung des Rechtes der Kapitel handelte, bei Erledigungen Kapitularvikare zu ernennen, welches Recht durch Dekret vom 28. Februar 1810 zugestanden worden ist), so läge es auch für den Staat nahe, auf die Erörterungen und Versuche zurückzugreifen, die früher aus kanonischem Recht geschöpft worden sind. Doch hat der Staat noch niemals Glück gehabt, wenn er der Kurie mit Waffen begegnen wollte, die aus dem kanonischen Arsenal geholt waren; auch handelte es sich früher im Grunde nur um Verweigerung der kanonischen Institution gegenüber der staatlichen Ernennung. Napoleon I. ließ z. B. das Erzbistum Paris durch den von Rom nicht anerkannten Erzbischof Maury als Kapitularvikar verwalten, ähnlich wie Bossuet, als Rom sich 1682 bis 1693 eigensinnig verhielt, dem Könige geraten hatte, die Bistümer durch die ernannten Prälaten als Kapitularvikare verwalten zu lassen. Der Papst könnte aber mit Ernennung von apostolischen Vikaren oder Delegaten des heiligen Stuhles antworten, wie dies 1811 geschehen ist. Alle diese Fälle sind nicht zutreffend, weil das staatliche Ernennungsrecht selbst, wie anerkannt ist, heute nicht mehr besteht, und weil die Kapitel sich kaum gefügig zeigen dürften. Es ist deshalb nicht abzusehen, welchen Erfolg z. B. Friedberg voraussah, als er meinte, man müsse unter Umständen in Elsaß-Lothringen auf die Rechte der Kapitel zurückgreifen. So weit wird es die Kurie nicht kommen lassen, und deshalb wäre es ein müßiges Unternehmen, für solche Fälle sich nach kanonischen Waffen umzusehen, die wahrscheinlich versagen würden.

Wir müssen uns innerhalb der Herrschaftszeit und des Geltungsbereichs des Konkordates halten. In Frankreich selbst kam die Angelegenheit zur Besprechung, als 1844 die Möglichkeit einer Regentschaft der Herzogin von Orleans in Aussicht stand. Montalembert sprach damals die Meinung aus: S'il y avait une régence confiée à des mains protestantes, il y aurait lieu de renouveler le concordat, beging also genau denselben vom Wunsche getragenen Irrtum, den Kardinal Antonelli in seinem ersten Schreiben vom 3. Januar 1872 ausgesprochen hat. Dupin bemerkt hierzu, indem er sich auf einen Ausspruch Ludwigs XVIII. beruft, daß auch die Ernennung durch einen Regenten nur en vertu du droit inhérent à la couronne erfolgen könne. Dieser einzige Fall der Erörterung der Frage in Frankreich ist nicht zu thatsächlichen Ergebnissen gediehen. Als die ehemaligen französischen rheinischen Departements, in denen das Konkordat mit Dekret vom 14. Floreal des Jahres X eingeführt worden war, von Preußen übernommen wurden, kam diese Frage nicht zur Austragung. Preußen ist wegen der Bistumsgrenzen nicht auf Grund des Konkordates (Art. 17) mit der Kurie in Verhandlung getreten. Zwischen der Bulle De salute animarum vom 16. Juli 1821 und

dem Konkordat von 1801 besteht kein innerer Zusammenhang. Zu einer thatsächlichen vertragsmäßigen Auseinandersetzung ist die Sache nur in den Niederlanden gekommen. Dort ist auf Grund von Art. 17 des dort geltenden Konkordates von 1801 am 18. Juni 1827 eine Vereinbarung zwischen König Wilhelm I. und Papst Leo XII. getroffen worden, wonach im Falle der Erledigung eines erzbischöflichen oder bischöflichen Stuhles das Kapitel der verwaisten Kirche dem König eine Liste von Kandidaten vorlegen soll, aus der der König die ihm nicht genehmen Namen dem Kapitel bezeichnet, das hierauf diese Namen streicht. Die Liste wird ergänzt, wenn die zur Wahl nötige Zahl von Namen nicht mehr vorhanden ist. Das Kapitel nimmt dann die Wahl vor und unterbreitet sie dem Papste, der die kanonische Institution erteilt oder verweigert und eine Neuwahl anordnet. Damit schien endlich ein ordentliches Abkommen der Kurie mit einem protestantischen Fürsten erzielt zu sein; aber bei der ersten Handhabung bewährte sich die Einrichtung nicht, und 1840 und 1841 verständigte man sich im Haag mit der Kurie dahin, daß man von der Ausführung des Vertrages von 1827 absehen und sich mit Ernennung von Bischöfen in partibus infidelium begnügen wolle. Da wurde plötzlich eine päpstliche Allokution vom 7. März 1853 veröffentlicht, worin der Papst die Absicht aussprach, die alten Bischofssitze wiederherzustellen, was gleich darauf durch ein Breve geschah. Das Ministerium Thorbecke erklärte nur die Form dieses Vorgehens beanstanden zu können; es mußte dem allgemeinen Unwillen geopfert werden. Aber die Nachfolger konnten an der Sache auch nichts mehr ändern. Ganz eigentümlich und ohne zur Lösung der vorliegenden Frage zu führen, haben sich die Verhältnisse im Großherzogtum Luxemburg gestaltet. Luxemburg war 1801 dem Bistum Metz zugeteilt worden, 1822 dem Bistum Namur; die Bundesfestung wurde jedoch wegen deren Beziehungen zum deutschen Bunde und da dort auch nicht die belgische Verfassung galt, abgetrennt und unter einem apostolischen Vikar selbständig verwaltet, dessen Jurisdiktion sich nach der Londoner Konferenz von 1839 auf das ganze Großherzogtum erstreckte, worauf der Sprengel 1842 zum apostolischen Vikariat erhoben wurde. Mehr als fünfzehn Jahre lang wurden bald in Rom bald im Haag Versuche gemacht, für Luxemburg ein Konkordat herzustellen; die Versuche blieben erfolglos. Die römischen Forderungen dem kleinen Lande gegenüber waren maßlos. Rom hat die damalige Unsicherheit der Verhältnisse benutzt, indem es einen geheimen Konsistorialbeschluß vom 27. Juni 1870, Luxemburg aus dem Zustande der Mission herauszubringen und zum Bistum zu machen, durch Breve vom 27. September 1870 ohne Zustimmung der Regierung bestätigte. Durch Erlaß des Delegaten Bianchi im Haag vom 7. November 1870, der jedoch in den Kirchen erst am 29. Januar 1871 veröffentlicht worden ist, wurde das Breve vollzogen. Die Regierung genehmigte nachträglich diesen Handstreich der Kurie durch Gesetz vom 30. April und Dekret vom 23. Juni 1873. Formell aber

ist das Konkordat von 1801 in Luxemburg nie aufgehoben worden. Bei der Erledigung des Bistums 1883 hat der päpstliche Internuntius der Regierung eine Liste mitgeteilt, mit der Bitte, mißliebige Namen zu streichen.

Wenn wir uns diesen Gang der Dinge zu Gemüte führen, so möchten wir vor allem vor allzu hoch gespannten Erwartungen über das Bevorstehende warnen. Es handelt sich nicht darum, alte Rechtsfragen auszutragen, sondern darum, neues Recht zu schaffen, nicht darum, bei dieser sich bietenden Gelegenheit zeitgenössischen liberalen Anschauungen Genugthuung zu bereiten und einem unversöhnlichen Gegner Zugeständnisse abzuringen, sondern es ist Aufgabe des Staates, einen der Würde des Staates und des deutschen Reiches entsprechenden erträglichen Zustand zu schaffen; eine Gelegenheit zur endgiltigen Abrechnung ist nicht geboten. In dem zum Teile mitleidenerregenden Verhalten der luxemburgischen Regierung begegnen wir doch einem 1871 ausgesprochenen anerkennenswerten Satze, „daß der Nachteil der Konkordate durch die Schwierigkeiten, die sie hervorrufen, meist größer sei, als die Vorteile.“ Da wir aber ein Konkordat besitzen, so wird auch daran festzuhalten sein; die Novelle zum Konkordat aber müssen wir mit großem Gleichmut behandeln. Wir stehen hier nicht vor einer Kraftmessung zwischen Staat und Kirche, der wir mit hochgezogenen Augenbrauen beiwohnen mögen, sondern vor einer Probe der Besonnenheit und Mäßigung. Man möge nie vergessen, daß der Papst, seitdem er nicht mehr wie früher als weltlicher Herrscher eine gewisse surface vulnérable besitzt, zum Vorteile der kirchlichen Fragen dem Staate an Unverantwortlichkeit weit überlegen geworden ist. Gerade dieser Umstand muß aber den Staat bestimmen, sich nicht auf ein ungünstiges Feld drängen zu lassen. Auf die Personalfrage ist kein übermäßiger Wert zu legen. Der künftige Bischof muß ein Deutscher sein nach dem Gesetze — das genügt. Was sollen wir für Vorteile von dieser oder jener besondern Eigenschaft erwarten? Von dem Augenblick der Ernennung an ist ein Bischof den Einflüssen, die ihm etwa zum Sitze verholfen haben, völlig entzogen; es kann sich nur um Fragen des Temperaments handeln. Die Regierung selbst aber wird im Verkehr mit Bischöfen immer das Richtige treffen, wenn sie des Rates eingedenk bleibt, den Malesherbes der französischen Regierung gegeben hat, bei den Beziehungen zu diesen Herren ängstlich den Schein von Negoziationen zu vermeiden, da der Bischof als Diener der Kurie Zugeständnisse nicht machen, als Unterthan des Staates aber Bedingungen nicht stellen kann. Die meisten Mißstände im Kulturkampfe sind durch Strebereien entstanden, wobei man sich in den Ruf hochgradiger Verschmitztheit oder besondern Einflusses hüben oder drüben setzen wollte.

Die bisherigen Verhandlungen zwischen Staat und Kirche haben drei Ergebnisse gehabt, die verdienen, erwähnt zu werden, wenn auch auf die Sache nachträglich nicht mehr zurückzukommen ist, was gar nicht nötig ist. Unerörtert

blieb die Frage, ob nicht nach Friedensschluß das Konkordat ex jure postliminii im abgetrennten Staatsbruchstücke aufgehoben sei. Indem die Kurie die Fortdauer der Geltung anerkannt hat, hat sie auch zugestanden, daß das Konkordat staatsrechtlichen Inhalts ist, und daß daraus die Rechtskontinuität abzuleiten ist. Man hat auch über die Frage nicht weiter gesprochen, ob das Bekenntnis des deutschen Kaisers für den in Art. 17 des Konkordates vorhergesehenen Fall genüge, um einen neuen Vertrag notwendig zu machen. Der deutsche Kaiser ist nicht Landesherr des Reichslandes, sondern übt die Landeshoheit darin namens des unpersönlichen und bekenntnislosen Reiches aus, dessen Oberhaupt er ist. Endlich ist, nachdem die Kurie durch die Circumskriptionsbullen vom 10. und 14. Juli 1874 die Bistumsgrenzen geregelt und die Exemption vom Erzbistum Besançon ausgesprochen hat, über die Zuteilung der eximten Bistümer zu einer Kirchenprovinz und einem Metropolitanverbande vom Staate mit der Kurie nicht weiter verhandelt worden; ebensowenig hat sich der Staat darum gekümmert, ob apostolische Delegationen gegründet, auf welche Weise die zweitinstanzlichen Verhältnisse geregelt worden sind, an welchen deutschen Erzbischof Anschluß zur Teilnahme an den Provinzialsynoden erfolgt ist u. s. w. Das 1874 verbreitete Gerücht, als werde wegen des Anschlusses von Straßburg an Freiburg und von Metz an Köln mit Rom verhandelt, hat sich alsbald als unbegründet erwiesen. Jetzt verlautet, es werde über Erhebung von Straßburg zum Erzbistum und über Errichtung eines Bistums in Colmar verhandelt. In der Öffentlichkeit ist man nicht darüber unterrichtet, was an der Sache wahr ist. Colmar war schon 1792 durch die constitution civile du clergé zum Bistum gemacht worden; damals gehörten zum Sprengel des Bistums, das übrigens von Rom nie anerkannt worden ist, auch noch Belfort und Pruntrut. Die Schöpfung war von kurzer Dauer. Wie wir die Zurückhaltung der Regierung bezüglich der Anregung der vorerwähnten Fragen nur billigen können, so möchten wir auch nicht zu großen Wert auf die Errichtung eines Erzbistums für das Reichsland legen. Wenn man unregelmäßige Zustände in Breslau, im Ermland, Hildesheim, Osnabrück und Paderborn erträglich fand und auch heute noch dabei bestehen kann, so dürfte eine besondere Bedeutung der Sache nur darin zu suchen sein, daß dadurch ein Beweis guten Einvernehmens geliefert wurde; auch in Rom dürfte man keinen besondern Wert auf die Sache legen.

Die gemeinschaftliche Bekämpfung der sozialen Gefahr wird ja eine Annäherung zwischen der Kurie und dem deutschen Reiche anbahnen, und jeder vorurteilsfreie Patriot wird dies begrüßen; patriotisch ist aber auch der Wunsch, daß, im Hinblick auf die unausbleiblichen Forderungen von Gegenleistungen, in allen Dingen das von Napoleon dem Dritten empfohlene intelligente Phlegma walten möge. Umsomehr aber ist dieser Wunsch gerade jetzt und hier berechtigt, als die ecclesia militans unsrer Tage ihrerseits den unleugbaren

Vorteil, der ihr in früheren Tagen aus solcher Haltung erwuchs, zu mißachten scheint und heute nicht mehr die Anerkennung verdient, die ihr der Mitarbeiter Richelieus, der Akademiker de Silhon, in seinem heute noch beachtenswerten Buche: Le Ministre d'Etat mit den Worten ausdrückt: De toutes les humeurs dont le corps est composé les ministres du pape n'en estiment aucune tant que le flegme.



Tempel und Theater

Von Veit Valentin

(Schluß)



ls Sophokles den dritten sprechenden Schauspieler hinzufügte, so geschah dies auf dem Boden der neu gewonnenen Selbständigkeit der dramatischen Dichtung; es war die Folge der künstlerischen Notwendigkeit, zu der Hauptperson eine Kontrastwirkung zu schaffen und sie selbst dadurch umso wirksamer zu machen. Sobald dies aber erreicht war, blieb das griechische Drama bei der nun erlangten Zahl von drei sprechenden Schauspielern stehen, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet. Auch diese Thatsache ist nur verständlich, wenn die ursprüngliche Bedeutung des Raumes und der dadurch hervorgerufene Zwang beachtet wird. Das neue Kunstwerk durfte gerade so viel von der Überlieferung des Kultus abweichen, als das künstlerische Erfordernis unbedingt verlangen mußte; über diese Notwendigkeit hinaus wurde kein Schritt gethan.

Diese Bereicherung hatte jedoch eine andre bedeutungsvolle Folge. Durch den zweiten sprechenden Schauspieler war ein neuer Träger des seelischen Lebens und seines Ausdrucks gewonnen, und zwar nach einer dem Seelenleben der Hauptperson entgegengesetzten Richtung, wozu der dritte sprechende Schauspieler noch neue Seiten bringen konnte. Damit verwächst das lyrische Element mit dem epischen immer inniger, und der Chor fängt an, seine Berechtigung einzubüßen. In der That wird er bei Sophokles wenigstens so weit zurückgedrängt, daß die Ausdehnung der Epeisodien größer, die der Chorlieder geringer wird, und bei Euripides erscheint er vielfach als eine hergebrachte, innerlich kaum mehr berechtigte Zuthat. Dagegen wachsen bei Sophokles und ganz besonders bei Euripides die von der handelnden Person selbst gesungenen lyrischen Stellen; in ihnen sucht gerade Euripides eine Hauptstärke, so sehr,

daß er von dem Anhänger der ältern Richtung, von Aristophanes, mit bitterm Spott übergossen wurde. Und doch war es nur ein Schritt weiter in dem natürlichen Entwicklungsgange, der schließlich dahin führen mußte und dahin geführt hat, daß der Chor endlich ganz wegfiel; seine Aufgabe, Vertreter des lyrischen Elementes zu sein, wird von den handelnden Personen selbst erfüllt. Da dies im modernen Drama durchweg der Fall ist, so ergiebt sich hieraus, daß in diesem der Chor keine Stelle mehr hat, es sei denn, daß der umgekehrte Schritt gethan und der Chor in die Handlung hereingezogen würde. Dann muß er sich aber natürlich in Einzelpersonen auflösen, und die wesentliche Eigenart des Chores, das innere Zusammenstimmen der Empfindungen, das die Voraussetzung für das äußere Zusammenstimmen des Empfindungsausdruckes ist, geht verloren und damit wieder die Berechtigung des Chores. Das einzige, künstlerisch wertvolle Drama mit Chor aus neuerer Zeit, Schillers Braut von Messina, zeigt diesen Widerstreit des handelnden und des lyrischen Chores; daß aber Schiller die Notwendigkeit empfunden hat, ihn wenigstens teilweise in die Handlung hereinzuziehen, zeigt auch hier den echten dramatischen Dichter, der trotz seiner theoretischen Bestrebungen das sichere Gefühl hat für das, was seiner Dichtungsart notwendig ist.

Wirkt so das lyrische Element umgestaltend auf das Drama ein, so übt anderseits auch der epische Charakter des Dramas, wie er durch den Sänger des Dithyrambos in der Vorhalle des Tempels ausgeführt wurde, noch lange seinen Einfluß auf die Gestaltung des Dramas aus, auch nachdem es sich von dem Tempelraume schon losgesagt und einen selbständigen dichterischen Charakter angenommen hat. Das vorgeführte Ereignis muß, auch wenn es nicht mehr die Gottheit selbst als handelnde Hauptperson vor Augen führt, doch ihr über dem Menschen stehendes Walten erkennen lassen. Aber die Wege der Gottheit sind verborgen und erscheinen nicht leicht schon in einem einzelnen Ereignis in voller Klarheit; so muß eine Reihe von Ereignissen zusammentreten, in deren Folge erst der innere Zusammenhang des göttlichen Waltens erscheint, sodaß das Einzelereignis den ihm leicht anhaftenden Charakter des Zufälligen verliert. In den großen Zusammenhang eines ganze Geschlechter umfassenden Schicksals gestellt, verschwindet das Zufällige des Einzeldaseins und gewinnt auch für das menschliche Auge das Verständnis, das seine mangelnde Sehkraft ihm sonst verschließt. So verlangt gerade der Zusammenhang des Dramas mit der Verehrung des göttlichen Waltens jene weltumspannende Weitsicht des Dramatikers, die er für seine Zuhörer in der Darlegung einer Reihe von Ereignissen in ihrem Zusammenhange zu geben versucht, wenn er sie in einer Folge von Gruppen vorführt, die sich um einzelne Sammelpunkte bilden; die Trilogie, wie sie Äschylos meist und zwar gerade in seinen ältern Dramen festgehalten hat, wird die künstlerische Form für die Darlegung der mit der seherischen Kraft des Dichters gewonnenen Einsicht von dem allweisen und allgütigen

Walten der Gottheit. Das Ziel der Darstellung ist daher zwar in ihrem Verlaufe die tiefste Erregung menschlichen Mitgefühles, am Ende der Handlung aber fromme Erkenntnis des Willens der Gottheit und Fügung in ihren Willen. So steht am Schlusse der Trilogie nicht ein weltverwerfender Mißklang, sondern die Aussöhnung und die Ergebung des menschlichen Begehrens in das göttliche Wollen. Noch überwiegt der religiöse Charakter der Auffassung. Es tritt das auch darin hervor, daß, wenn die Gottheit während der Einzelhandlungen meist nur unsichtbar zugegen gewesen ist, sie am Schluß in ihrer Erhabenheit als die ordnende, die Welt wieder in ihre Fugen lenkende Macht erscheint. Ein solches persönliches Eingreifen der Gottheit ist somit nicht nur erklärlich, es ist vielmehr das Selbstverständliche und Natürliche, wenn die Handlung sich in der Tempelvorhalle selbst oder in der von dem wirklichen Tempel abgelösten, aber im Bewußtsein der Gemeinde diesen heiligen Raum nachbildenden Räumlichkeit abspielt. In dem wirklich vorhandenen oder doch hinter der Szenenwand vorausgesetzten Tempelraume wohnt die Gottheit selbst; in dem Giebelfelde erscheint sie im Bilde, wie sie ihr Walten ausübt, und wenn in der Nachbildung der Tempelvorhalle diese leibhaftigen Gestaltungen fehlten, so schwebte die Gottheit unsichtbar um den Raum, der durch den Opferaltar geheiligt und als Anbetungsstätte der Gottheit geweiht war. In solchem Zusammenhange wäre es erstaunlicher, wenn der deus ex machina nicht aufgetreten wäre, als daß er thatsächlich häufig erscheint und die Ordnung der Dinge wieder herstellt.

Aber das Drama gewinnt allmählich größere Selbständigkeit. Will es ursprünglich im Hörer die fromme Stimmung erwecken, die aus der Erkenntnis des wohlthätigen Waltens der Gottheit entsteht, so wird mit dem Hereindringen des lyrischen Elementes in das epische das Ziel des Dichters allmählich ein andres. So lange das lyrische Element von dem Chor, also von Personen vertreten wurde, die an dem Schicksal der Hauptperson nur betrachtend teilnahmen, konnte es gerade dazu dienen, immer wieder auf das Walten der Gottheit hinzuweisen und durch alle das Leiden des einzelnen Menschen aufwühlenden Stürme diesen Grundgedanken durchführen. Sobald aber das lyrische Element in den handelnden und leitenden Personen selbst Raum gewinnt, geht bei ihnen dieser Grundgedanke in dem eignen Leid unter, dessen das Mitgefühl herausfordernder Charakter dadurch die Oberhand gewinnt. Und dieses Mitgefühl bei dem Hörer zu erwecken wird nun das Hauptziel des Dichters; das ästhetische Ziel, die künstlerische Wirkung tritt in den Vordergrund, ohne daß deshalb die religiöse Stimmung unvertreten und unausgesprochen bliebe. Das menschliche Mitgefühl wird aber gerade dann am besten erreicht, wenn das Einzelschicksal in seiner ganzen Wucht empfunden, wenn es nicht als Glied eines größern Ganzen, dem es zu dienen hat, zurückgedrängt wird. Das Einzelschicksal, mit dem wir um seiner selbst willen und unbehelligt durch den

Ausblick auf seine Stellung zu einem Gesamtschicksal Mitgefühl empfinden, muß also aus der Reihe herausgehoben werden und eine selbständige Stellung erhalten. Der tief empfindende Sophokles that diesen Schritt. Äußerlich behielt er die Form der Trilogie bei, indem er gleichfalls an dem einzelnen Festtage drei Dramen zur Aufführung brachte; aber jedes einzelne Glied war ein Ganzes für sich und erfüllte seine Aufgabe selbständig. Erhält nun aber das einzelne Drama eine größere Aufgabe, so muß es auch reichere Mittel erhalten. Auch diese beschaffte Sophokles, indem er den dritten Schauspieler in Anspruch nahm und dadurch über eine reichere Stufenleiter der Empfindungen verfügte. So fließen diese beiden Neuerungen, Verselbständigung des einzelnen Dramas und Hinzufügung des dritten Schauspielers, aus derselben Quelle. Zugleich aber läßt uns dieser Vorgang einen bedeutungsvollen Blick in die Kunstentwicklung überhaupt thun. In der Dichtkunst und in der Bildkunst sehen wir gleichmäßig die Reihenschöpfungen als die älteren an der Spitze der Entwicklung stehen, das Einzelne dient als Glied, um den Gesamtfortgang erzählen zu helfen. Allmählich erkennt der Künstler in der Einzelerscheinung ein geeignetes Mittel, Träger für sein gesteigertes, in seinem Verlaufe tiefer erkanntes und eine freiere Durchbildung verlangendes Gemütsleben zu werden; er verzichtet auf die Reihendarstellungen und vereinigt seine ganze Kraft auf eine Einzeldarstellung, die nun viel mehr zu sagen weiß, als früher das einzelne Glied der Reihenschöpfung, und die zugleich wegen dieser seelischen Vertiefung mehr Teilnahme erweckt als die ältere, äußerlich reichere, aber gerade nach der innern Seite des Gemütslebens hin ärmere epische Erzählung.

Sobald der ästhetische, auf künstlerische Wirkung vorzugsweise abzielende Gesichtspunkt das Übergewicht erhält, während der religiöse Gedanke von der Weltordnung und der ewig waltenden Gerechtigkeit nur noch warnend und mahnend dazwischen tritt, um wenigstens für den Hörer den rechten Maßstab festzuhalten, durch dessen ständiges Bewußtsein das Handeln und Leiden der Hauptpersonen nur noch ergreifender wird, sobald also die Erregung des menschlichen Mitgefühls durch die künstlerische, mit vollem Bewußtsein als solche erfaßte Erscheinung handelnder und leidender Personen erweckt werden soll, kann auch der versöhnende Ausgang mit der Erkenntnis des wohlwollenden Waltens der Gottheit nicht mehr als notwendiges Ziel der Dichtung oder Handlung erscheinen. Es wird vielmehr gerade der Ausgang der Handlung selbst die Hauptaufgabe mit zu unterstützen und das menschliche Mitgefühl aufs höchste zu steigern haben; der tragische Ausgang gewinnt seine Berechtigung. Nur muß auch hier dafür gesorgt werden, daß er dennoch nicht zu verzweifelnder, weltverwerfender Beurteilung des göttlichen Waltens führt; diese Aufgabe fällt in der alten Tragödie in der Regel dem Chore zu, dessen Schlußbetrachtungen zu dem richtigen, für die Allgemeinheit giltigen Gesichtspunkt zurückführen. In der modernen Tragödie verwendet der Dichter dazu die

Mithandelnden geringeren Ranges, Menschen gewöhnlicheren Schlages, die nicht die Kraft haben, durch Verfolgung ihres eignen Willens die Welt aus ihren Angeln zu heben, und die eben darum befähigt sind, den thatsächlich herrschenden Weltlauf im Gegensatze zu dem Schicksal außergewöhnlicher Menschen darzustellen; die, die das Maß überschreiten, dürfen nicht der Maßstab für die Weltbeurteilung werden. Dieser Gebrauch findet sich in den Tragödien Shakespeares; gerade dadurch, daß er die Beruhigung durch die Dichtung selbst noch eintreten läßt, bewährt er sich als echten tragischen Dichter.

Für den griechischen Tragödiendichter ergeben sich somit zwei Möglichkeiten des Schlusses: er läßt entweder nach alter frommer Überlieferung die Gottheit erscheinen und die von ihr gewollte Ordnung wieder herstellen, oder die Dichtung wird ihrem Charakter und ihrer Anlage gemäß bis zum Schlusse folgerichtig durchgeführt, und der Chor stellt das allgemein giltige Empfinden und Denken wieder her. Es darf daher das Erscheinen des deus ex machina nicht schlechthin als ein dichterisch und künstlerisch verwerfliches Mittel beurteilt werden. Es ist vielmehr ein aus dem Zusammenhange der Bühne mit dem Tempel herrührendes, durch die religiöse Aufgabe des Dramas als Kultusfestspieles wohlberechtigtes Glied des antiken Theaters. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß er bei der wachsenden Entfernung des Dramas von seinem religiösen Ursprunge, bei der sich immer steigernden Verselbständigung der Dichtungsgattung und der demgemäß immer einseitiger und entschiedener werdenden Verfolgung ästhetischer Ziele vonseiten des Dichters in immer stärkern Widerspruch zu dem so entstandenen ästhetischen Charakter des Dramas trat. So erscheint uns der deus ex machina bei Euripides nicht mehr so selbstverständlich wie bei Sophokles oder gar bei Äschylos. Er dient vielmehr dem Dichter als ein bequemes, durch den Gang des Dramas keineswegs vorbereitetes und notwendig gewordenes Hilfsmittel, einen nicht anzuzweifelnden Schluß der Handlung zu gewinnen, was ihm sonst nicht in gleicher Weise gelänge. Er benutzt ihn willkürlich wie die Götter- und Mythenwelt überhaupt; ihm liegen andre Probleme am Herzen, als sich gläubigen Sinnes in seine Vorwelt zu vertiefen und das in ihrem Schachte geborgene Gold herauszugraben. Um des engen Zusammenhanges mit Tempel und Kultus willen kann er sich zwar inhaltlich nicht von den überlieferten Gestalten lossagen; er benutzt sie aber oft mit willkürlicher Umgestaltung ihres ursprünglichen Charakters zu Trägern seiner persönlichen Anschauungen, denen er unter dieser Flagge sichern Eingang zu verschaffen hofft. Er vertritt damit auf seinem Gebiete den Abschnitt in der Kunstentwicklung, wo die alten Überlieferungen sachlich zwar nicht umgangen werden, aber doch von Künstler und Publikum in durchaus subjektiver Auffassung für die gerade vorwaltenden Interessen benutzt werden können, wie sie auf anderm Gebiete und nach andrer Richtung hin etwa Paolo Veronese darstellt; wenn Veronese die Hochzeit zu Kana, die

Fußwaschung Christi, das Gastmahl bei Simeon malt, so verwendet er zwar die biblischen Thatsachen, da ihre Darstellung gerade seine Aufgabe war; er verwendet sie aber so, daß er seine und seiner Zeit Freude an der Pracht der Erscheinung, an dem Farbenzauber reicher Gewänder, an der Schönheit der Architektur, an genrehaften Szenen aufs reichste zum Ausdruck bringt. Ehe die Kunst es wagt, das Mutterglück an irgendwelcher namenlosen Frau zur Erscheinung zu bringen, muß ihr die Madonna mit dem Christuskinde dazu dienen, die ohne äußerliches Merkmal, wie der Heiligenschein es ist, oft genug als irgendwelche namenlose irdische Mutter gelten würde. Auch im griechischen Drama liegt diese gänzliche Trennung von der religiösen Überlieferung, sodaß sie auch nicht zum Vorwande mehr zu dienen braucht, in der natürlichen, durch den Fortgang in der Kunstübung geforderten Entwicklung wohl begründet. Sie wurde zwar nicht von Euripides, wohl aber von einem Zeitgenossen gewagt, nämlich als Agathon seine „Blume" dichtete.

Aus dieser Darlegung ergiebt sich, daß die griechische Tragödie ursprünglich keine Tragödie in unserm Sinne des Wortes war, daß in ihr zwar tragische Konflikte und tragisches Geschick vorhanden sind, daß aber der Ausgang nicht mit Notwendigkeit „tragisch" zu sein brauchte, daß er es vielmehr häufig nicht und ursprünglich wohl überhaupt nicht war. Der Grund davon lag in der Absicht, mit der Schlußstimmung eine Befriedigung zu erreichen, wie dies einer Tempelhandlung, einer Kultusübung allein entsprach. Die vorgeführte Handlung mußte gleich dem Gottesdienst eine Läuterung bei dem Zuhörer hervorbringen. Bei dem einfachen Gottesdienste geschieht dies durch die fromme Erhebung der Seele des Gläubigen zu der Allmacht der Gottheit und durch die Erweckung des Vertrauens zu ihr. Bei der Bereicherung und Ergänzung des Gottesdienstes durch die dramatische Vorführung von Ereignissen, bei denen die Gottheit als die waltende und schließlich zur Ordnung führende Macht erscheint, wird die praktische Bewährung für diese Empfindung gegeben; das, was den Menschen beängstigt, tritt ihm in erhöhtem Maßstabe im Bild entgegen, er sieht, wie es Unheil schafft, er empfindet mitleidig mit ihm, wenn es leidet, er erkennt, wie die Willkür, die Maßlosigkeit zum Untergange führt, er hört den Preis der Maßhaltung, und durch den Anblick der in ihm Beängstigung und Mitgefühl, Furcht und Mitleid erregenden Handlungen wird er selbst von den Leidenschaften geläutert, die zu solchen Handlungen führen. Diesen religiösen Sinn hat das von Aristoteles aufgestellte letzte Merkmal der Tragödie, das er „Katharsis" nannte. Die Katharsis ist in erster Linie die religiöse Sühne und Läuterung. Die medizinische Bedeutung des Wortes, die Heilung durch Einführung von Läuterungsmitteln, die, indem sie aus dem Körper wieder ausscheiden, zugleich den Krankheitsstoff entfernen, ist erst eine abgeleitete Anwendung des Begriffes, dem Gange der Heilmethode entsprechend, die stets zuerst durch übernatürliche,

religiöse Mittel wirkt und erst allmählich zu natürlichen Mitteln übergeht. Bei Anwendung dieses Begriffes mag Aristoteles zugleich an die ärztliche Läuterung gedacht haben, aber nur so, daß er den inzwischen für den medizinischen Vorgang üblich gewordenen Ausdruck, der Läuterung „durch" Furcht und Mitleid von diesen und ähnlichen Leidenszuständen selbst, in erklärender, das Verständnis für den religiösen Vorgang fördernder Weise anwandte; wie durch ärztliche Mittel, soll auch die religiöse Läuterung von Leidenszuständen der Seele durch Vorführung von Handlungen erreicht werden, die eben diese Leidenszustände mit unmittelbar wirkender Kraft aufweisen. Es geht hieraus hervor, daß die aristotelische Begriffsbestimmung der Tragödie keine absolute Giltigkeit für die Tragödie überhaupt hat, sondern nur für eine auf religiösem Boden erwachsene, die die Wirkung der religiösen Handlung, des Kultus, mit verstärkten Mitteln unterstützen will. Und nur von dieser Tragödie spricht Aristoteles. Die griechische Tragödie erscheint eben noch in den Zwitterzuständen, daß sie, vom Kultus stammend, ihre ursprüngliche Aufgabe noch erfüllen soll, daß sie sich aber doch schon zu einer selbständigen Kunstgattung entwickelt, die ihren eignen Gesetzen und Zielen folgt, unbekümmert um die ursprüngliche Aufgabe, die ihr innerhalb eines Rahmens zugefallen war, aus dem herauszutreten sie im Begriffe steht. Die rein ästhetisch gestaltete Tragödie, die vom Kultus ganz frei geworden ist, hat auch nur noch eine ästhetische Aufgabe zu erfüllen; dies kann und wird gerade dann geschehen, wenn die erschütternde tragische Wirkung nicht mehr das Mittel, sondern das Ziel der Darstellung wird. Damit hört aber jene durch göttliche Erscheinung hervorgerufene Beruhigung auf; es genügt, wenn der Dichter leise zu der Alltagsstimmung hinüberführt. Die gewaltige Erschütterung durch das Miterleben eines tragischen Geschickes wird gerade hierdurch gemildert dennoch in der Seele fortzittern. So wird bei der rein ästhetisch gestalteten Tragödie nicht nur der Konflikt, nicht nur ein einzelnes Geschick, sondern der Schlußverlauf der Handlung selbst tragisch sein, und die dadurch hervorgerufene Stimmung wird eben das Ziel des Dichters werden. In der antiken Tragödie bricht dieses Bestreben schon vielfach durch; in dem Maße, wie sie mehr und mehr eine reine Kunstschöpfung wird, muß sie diese Richtung annehmen. Sie erscheint schon bei Sophokles, z. B. in der Antigone, sie drängt sich immer entschiedner bei Euripides hervor, der eben deshalb von Aristoteles als der tragischste der Dichter bezeichnet wird, der aber auch eben deshalb mit der heiligen Überlieferung am meisten in Streit kommt, sodaß die Vereinigung der nach ästhetischen Zielen ringenden Tragödie mit den Kultusüberlieferungen gerade bei ihm als besonders gewaltsam und willkürlich erscheint. So zeigt uns die griechische Tragödie in sehr merkwürdiger Weise den Prozeß der Losreißung des ästhetisch sich gestaltenden Kunstwerkes von seiner Mutter, der Kultushandlung; diese kann noch nicht vergessen werden, jene sich noch nicht

bis zur gänzlichen Folgerichtigkeit durcharbeiten. Es ist derselbe Zustand, den die äußere Gestalt des griechischen Theaters aufweist, das eben deshalb zu einer einheitlichen architektonischen Durchbildung, wie sie den rein künstlerischen Zwecken entsprochen hätte, nicht gekommen ist.

Nun ist aber der Kultus, aus dem das Drama hervorgeht, der Dionysoskultus, und wir wissen, daß Arion den Chor für den Dithyrambos aus Satyrn hat bestehen lassen. Das Bewußtsein dieses Zusammenhanges konnte auch dann nicht beseitigt werden, als an Stelle des Dionysos andre Gottheiten und an deren Stelle Heroen traten; mochte auch in der Wahl der Hauptpersonen des eigentlichen Ereignisses volle Freiheit gestattet sein, zum Schlusse wenigstens, an der Stelle, wo der bleibende, dem Ganzen seinen endgiltigen Charakter verleihende Eindruck gewonnen wird, mußte das Volk der Satyrn erscheinen, um das Fest als Dionysosfeier zu charakterisiren und nach dem Ernst und der Erhabenheit den Ton der heitersten Freude und Lustbarkeit hervorrufen, wie er nun einmal von der Vorstellung eines Dionysosfestes unzertrennbar war. Selbstverständlich mußte die Handlung des Satyrspieles mit der Haupthandlung in sachlichem Zusammenhange stehen, bis bei der wachsenden Verselbständigung der Dichtung als besondrer Kunstgattung und des einzelnen Dramas als besondern Kunstwerks dieser Zusammenhang hinfällig wurde; da blieb auch von dem Satyrspiel nur die Thatsache des erheiternden Schlußspieles übrig, das auch mit andern Mitteln als der mutwilligen Satyrgesellschaft erreicht werden konnte. So erhält sich schließlich nur der Rahmen, ein erheiterndes Schlußspiel; der Inhalt löst sich von dem sachlichen Ursprunge ab und wird frei, eine unabhängige dichterische Schöpfung, für deren Anschluß an die Tragödien eine rein ästhetische Begründung nicht vorliegt. Es hat im Gegenteil für unser Gefühl etwas Abstoßendes, daß sich das Gemüt, das ernst und tief erregt ist, statt in dieser Stimmung gelassen zu werden, nun zu heitern und derben Späßen wenden soll. Die Entstehung des Satyrspieles ist nur aus dem sachlichen Zusammenhange des Theaters mit dem Tempel zu verstehen; das ästhetische Bedürfnis, nach der großen Aufregung wieder zu dem Gleichmaß des Alltagslebens zurückgeführt zu werden, wurde thatsächlich durch den ruhig ausklingenden Schluß der Tragödie selbst erreicht, und zwar in einer dem Charakter dieser Dramen entsprechenden und würdigen Weise.

Die in dem Satyrspiel nebensächlich erscheinende fröhliche Seite des Dionysoskultus hat ihre selbständige Vertretung in der Komödie. Die Entstehung der Komödie hüllte sich schon für die Griechen selbst in Dunkel. Als sicher darf angenommen werden, daß sie nicht unmittelbar aus dem Kultus hervorgegangen ist; wohl aber hat sie erst durch die Verbindung mit dem Kultus ihre hohe Bedeutung erlangt. Es sind hierbei zwei Thatsachen zu unterscheiden. Die Neigung, etwas andres vorzustellen, als man ist, liegt im

Menschen tief begründet, sie tritt schon früh beim Kinde hervor und verfolgt manchen sein Leben lang. Auf ihr beruht die Möglichkeit des Dramas überhaupt. Ganz verschieden davon ist jedoch die Verwendung dieser Anlage zu einem Kunstwerke; dazu bedarf es eines ganz besondern Anlasses. So sind sicherlich nicht nur geschichtlich, sondern der innern Wahrheit nach die Berichte wohlbegründet, wonach bei den Weinlesefesten Verkleidungen, Umgestaltungen des Gesichts durch Schminke und durch Masken, nachahmende Darstellung andrer mit Hilfe dieser Mittel und damit verbundene verspottende Nachäffungen stattgefunden haben. Allein diese Dinge sind noch weit von einem Drama, einer Kunstschöpfung entfernt. Die Vermittlung scheint der Vorsänger der Chorlieder gebildet zu haben, dessen Ausfälle freilich, da sie teils persönlicher, teils politischer Natur waren, zu einem Anschluß an den Kultus selbst nicht hätten führen können. Ein solcher, und damit die Entstehung der Komödie als Dichtungsgattung, kann erst stattgefunden haben, nachdem die tragische Kultushandlung bereits Drama geworden war und den ersten Schritt eines Überganges zum Kunstwerk gemacht hatte. So nahm das Scherztreiben beim Weinlesefest die durch die Tragödie aus dem Kultus heraus geschaffenen Formen an und verband mit ihnen die ihr eigentümlich zukommenden Bestandteile, sogut es eben gehen mochte. Wenn Chionides in der That der erste wirkliche Komödiendichter war und 488 angefangen hat Komödien aufzuführen, so darf man wohl annehmen, daß es der imponirende Einfluß der durch Äschylos mit Einführung des zweiten Schauspielers umgeschaffenen tragischen Dichtung war, der die komische Darstellung zur Nachahmung und zur Verwendung derselben Mittel antrieb. So versteht man die Nachricht des Aristoteles, daß die Komödie anfangs unbeachtet geblieben sei, weil sie nicht als etwas Ernstliches behandelt wurde; dies trat erst durch Herübernahme der von der Tragödie gefundenen Form ein. Dazu stimmt die weitere Nachricht, daß der Chor ursprünglich aus Freiwilligen bestanden habe, daß die Behörde erst spät einen Chor für die Komödie bewilligt habe, also längere Zeit, nachdem sie die Tragödie mit dem Chor ausgestattet hatte. Diese, als Kultushandlung, hatte darauf einen Anspruch; die Komödie erlangte ihn erst, nachdem sie sich der aus der Kultushandlung entsprungenen Form der Tragödie angeschlossen hatte. Daher erklärt sichs, wie nach Aristoteles bei ihr die bekannten Dichternamen erst überliefert werden, als die Komödie schon gewisse Formen besaß. Diese braucht sie eben nicht durch ihre eignen Dichter herauszuarbeiten; der Dichter taucht vielmehr erst auf, als die Komödie es gewagt hatte, die dramatische Form der Tragödie anzunehmen.

Dieses Zusammenwachsen zweier innerlich einander fremden Bestandteile zeigt sich noch deutlicher in der der alten Komödie eigentümlichen Parabase. Mit ihr wird die dramatische Handlung unterbrochen, und der Chor wendet sich außerhalb des Zusammenhanges der dramatischen Dichtung irgend einem

öffentlichen Interesse zu, das in spöttischer Weise behandelt wird, damit dadurch das Volk auf den dem Dichter richtig erscheinenden Weg gelenkt werde. Dabei tritt neben den lyrischen Bestandteil das Epirrhema, das Hinzugesprochene, worin das durch Spott lehrhafte Element erscheint. Dann hebt die dramatische Dichtung wieder an und führt die Handlung zu Ende. Ein solches Herausfallen aus der Dichtung hat keinen ästhetischen Grund; es muß vielmehr in der eigentümlichen geschichtlichen Entstehung des Kunstwerkes liegen. Aber auch dann läßt es sich nur begreifen, wenn gerade dieser selbständige Teil der ist, der, um eine größere Bedeutung zu gewinnen, sich die bereits bestehende Kunstform des tragischen Chores aneignete. Den besten Beweis hierfür liefert der weitere Verlauf der Entwicklung. Als mit der politischen Freiheit auch die Ungebundenheit des Wortes aufhörte, hatte der Chor in der Komödie überhaupt nichts mehr zu sagen und fiel ganz weg; aber es war die Erkenntnis gewonnen worden, daß die dramatische Form nicht nur dem hohen Ernste dienen, nicht nur göttliche und heroische Erscheinungen als Hauptpersonen benutzen könne, sondern daß auch das Alltagsleben einen dankbaren Stoff für die dramatische Form biete. So treten nun die Verwicklungen des kleinen Lebens mit ihren erheiternden Folgen an die Stelle der das ganze Dasein erschütternden Geschicke. Soll hier schließlich eine Befriedigung gewonnen werden, so muß diese im Stoffe selbst liegen, sodaß hierdurch ein guter, erfreulicher Ausgang notwendig wurde; das Geschick der Menschen, für die man Teilnahme gewonnen hatte, mußte die Befriedigung schaffen, jedem ein willkommenes Spiegelbild des eignen Treibens werden und ihn mit der Hoffnung entlassen, daß, wenn sich dort alles so gut gestalte, dies wohl auch im wirklichen Leben der Fall sein werde.

Wenn sich die innere Notwendigkeit eines Entwicklungsganges in solcher Weise mit der geschichtlichen Überlieferung deckt, daß diese durch jenen überhaupt erst verständlich wird, so liegt darin für diesen Entwicklungsgang eine wertvolle Bestätigung. Er findet aber eine weitere und nicht minder bedeutende darin, daß er sich auf andern Gebieten der Kunst ganz ebenso wiederholt und sich dadurch als einen nicht zufälligen, sondern der Sache selbst entsprechenden Fortgang darstellt. Und in der That begegnet er uns in ähnlicher Weise auf allen Kunstgebieten, sodaß die wesentlichen Stufen der Entwicklung dieselben sind. Überall gewinnt die Kunstthätigkeit ihre tiefere, künstlerische Bedeutung durch den Anschluß an den Kultus, überall wird die ästhetische Freude an den Kunstschöpfungen zuerst als etwas außerhalb des Hauptzweckes liegendes unbeachtet gelassen, allmählich entdeckt, dann teils absichtlich beiseite gesetzt, teils absichtlich in das Nebensächliche eingeführt, bis es das formell beherrschende Element wird und sich allmählich auch die Herrschaft über den Inhalt erkämpft. Damit findet der endgiltige Bruch mit dem Heiligen statt; der rein irdische, menschliche Inhalt trägt den Sieg davon und

durchläuft nun alle Richtungen des menschlichen Geschickes, von seinen höchsten Höhen bis zu den tiefsten Tiefen, sodaß allmählich von ästhetischer Wirkung nur noch so viel verwendet wird, daß das rein stoffliche Interesse auf die Einbildungskraft zu wirken vermag. Da bleibt nur noch eines übrig: es muß wieder zum Ausgangspunkte zurückgekehrt werden. Dieser Vorgang aber vollzieht sich auf dem Gebiete des Theaters im Augenblicke vor unsern Augen. Auf der einen Seite entblödet sich eine Richtung, die die dichterische Wahrheit mit der Häßlichkeit der rohen Wirklichkeit verwechselt, nicht, das Widerwärtigste und Abstoßendste des menschlichen Lebens auf der Bühne als den Höhepunkt der künstlerischen Thätigkeit hinzustellen; anderseits wird wieder zu der kirchlichen Überlieferung zurückgegriffen. Noch freilich wagt man es nicht, den entscheidenden Schritt zu thun und die der kirchlichen Auffassung zu Grunde liegenden heiligen Thatsachen vorzuführen; das bleibt noch den Bauern in Oberammergau überlassen, und der Gebildete begnügt sich mit Lutherfestspielen. Diese keimten in der Kirche auf, verlangten aber bald eine eigne Stätte, und in Worms entsteht ein nach neuen, d. h. nach alten Grundsätzen gebautes Theater: die Form der Bühne wird mit oder ohne Bewußtsein der Kirche, und zwar dem Chor entlehnt, dem gegenüber auf hoher Empore die Orgel ihre Aufstellung findet. Sie selbst und der vor ihr versammelte Sängerchor greifen in die Handlung ein wie in der Kirche in den Kultusvorgang. Auch der äußere Aufbau trägt den Charakter des Kirchenbaues, wozu der glücklich gewählte Anschluß an den romanischen Stil das Seinige beiträgt. Daneben treten Bewegungen, die auf Volksbühnen versuchen, der großen Masse edlere Kost vorzuführen, wie es jetzt in Wien geplant wird. Ja selbst das Berufstheater macht den Versuch der Rückkehr zum Alten. Hierbei kann es sich natürlich nur auf die Bühneneinrichtung und die Ausstattung beschränken, die durch das übertriebene Bestreben, daß alles auf der Bühne wirklich sein sollte, nun wieder dahin kommen, den Schein möglichst gering zu machen, sodaß die Einbildungskraft des Zuschauers so gut wie alles hinzuthun muß, nachdem bisher ihre Thätigkeit und damit die ästhetische Freude darauf beschränkt worden war, alles auf der Bühne so zu finden, wie es im Leben wirklich ist.

So wächst aus dem Kultus das Drama, aus dem Tempel das Theater; so strebt das Theater zum Tempel, das Drama zum Kultus zurück. Den Weg, auf dem das wirklich geschehen kann, hat die Musik gezeigt, indem sie im Anschluß an die Evangelien die Oratorien schuf; wie diese ergreifen, wie diese mächtig das Gemüt erregen, zeigen ihre Aufführungen an den hohen Feiertagen. Aber gerade das, was das Drama zu bieten vermag, die noch so viel ergreifender wirkende Anschauung fehlt. Da möchte wohl Oberammergau den Weg zeigen; wenn an die Stelle mehr oder weniger gehaltvoller Festspiele die lebendige Darstellung der ergreifendsten Thatsachen, der Erde und Himmel

zusammenschließenden Ereignisse träte, so wäre die Wirkung für die thätigen und die empfangenden Teilnehmer unaussprechlich viel tiefer und erschütternder, als je das einfache Wort oder selbst die gewaltigen Klänge von Händel oder Bach sie hervorzubringen vermögen.



Römische Frühlingsbilder

Von Adolf Stern

6. Villa Mattei



Für jeden, der mit freiem Herzen und klarem Blick, ohne atemlose Hast wie ohne Überhebung eine Reihe glücklicher Wochen in der ewigen Stadt verlebt, hat die Folge der Tage ein festliches Gepräge und selbst dann noch ein leuchtendes Kolorit, wenn Wolken und rauschende Frühlingsregen gelegentlich die Sonne ablösen. Der Reichtum, die Überfülle des zu Schauenden lassen den Mißmut über ein paar düstere Stunden kaum aufkommen, und die Macht wie die Mannichfaltigkeit der Eindrücke erhalten die Seele in freudiger Spannung. Wo jeder Tag geistige Erhebung und erhöhte Stimmung bringt, heben sich die einzelnen Tage nicht besonders von einander ab, ein gleichmäßig klares Licht ruht über allen Erinnerungen an solche Lenz- und Festzeit, und man trägt eine Art Scheu, einzelnen Stunden und Erlebnissen den Vorzug zu geben. Und dennoch schwebt um einzelne ein Hauch, der so erquickend und zugleich so unfaßbar, so flüchtig war, daß er sich nicht schildern, kaum im Gedächtnis halten läßt, obwohl er die Sehnsucht zurückließ, ihn noch einmal zu empfinden. Ein paar der köstlichsten dieser Stunden wurden uns in den Schattengängen und an den Aussichtspunkten des Gartens der Villa Mattei zuteil. Die Villa ist einer der wenigen halb städtischen, halb ländlichen Sitze im Süden von Rom, die uns noch ganz vergegenwärtigen, wie sich neues Leben mitten zwischen den Trümmern des alten erhob, wie sich in Zeiten genießenden Behagens auf den Höhen und an den Abhängen der römischen Hügel eine Gartenpracht ausbreitete, von der heute nur noch ein Teil vorhanden ist. Denn diese grünen Schöpfungen des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts müssen jetzt den Lebenden wie den Toten weichen. Ein Teil verschwindet vor der spekulativen und geschmacklosen Baulust der Neurömer, ein andrer fällt den mit Energie und

Methode betriebenen Ausgrabungen der antiken Stadtreste, der Palast- und Tempeltrümmer zum Opfer. Auf dem Palatin schmelzen die farnesinischen Gärten zusammen, indem die Kaiserpaläste bloßgelegt werden und ihre Umrisse immer deutlicher zeigen, im Norden von Rom schwinden oder verkümmern die altberühmten Gärten bei und vor der Porta Salara, indem neue langweilige Straßen emporwachsen. Aber die Gartenherrlichkeit der Villa Mattei auf der Höhe des Cälius bewahrt bis zur Stunde ihren ganzen Umfang, ihren vollen malerischen Reiz. Ist sie auch nur an einzelnen Tagen zugänglich, so hat sie dann vor dem Borghese- und dem Doria-Pamfiligarten den Vorzug, daß sie sich nur Spaziergängern, nicht Spazierfahrern öffnet, daß ihre grünen Schatten und blumengeschmückten Terrassen vom Staube der Wagen unberührt bleiben, daß die wunderbare Stille, die der majestätisch einsamen Lage hoch über dem Treiben der Stadt und mit dem Blick auf die Riesenruinen der Caracallathermen und in die Weite der Campagna hinaus entspricht, den Vollgenuß ihrer schönen Gänge und Plätze, ihrer gewaltigen Umgebungen erhöht.

Der Zugang zu diesem anmutigen Fleck voll frischen Grüns, voll poetischer Laubdächer, aus denen man, lauschig eingeschränkt, in schimmernde Weiten blickt, ist natürlich auch echt römisch. Lange, einsame, zwischen hohen und niedern Mauern hinlaufende, meist staubige Straßen, an denen sich nur hie und da ein Haus, eine Kirchen- oder Klosterpforte aufthut, führen vom Kolosseum oder vom Lateranpalast zu einem wunderlichen, mit Bäumen bepflanzten Platze, der Piazza della Navicella, an dem wiederum zwei Kirchen, der uralte ehrwürdige Rundbau von San Stefano rotondo und die Kirche San Maria in Domenica, ein Renaissancebau der anspruchslosern Art, emporragen. Im römischen Volksmunde heißt die letztere Kirche schlechtweg Maria della Navicella — Maria vom Schiffchen — wegen des kleinen Marmorschiffes, das vor ihrem Eingang steht und als Nachbild eines unter Leo dem Zehnten aufgefundenen und aufgestellten antiken Weiheschiffes gilt. Jedenfalls ist das Schiff ein seltsamer Schmuck des Platzes, den keiner vergessen wird, der ihn einmal gesehen hat; es würde, wenn die Italiener den Begriff von wandernden Gesellen, von Handwerksburschenbrauch und Spruch besäßen, unfehlbar zu den Wahrzeichen von Rom gehören. Dicht neben der Kirche befindet sich das Eingangsthor zur Villa Mattei. Eine schöne Allee führt zu dem Haupthause, das sich stattlich in einfacher, gleichsam bequemer Würde auf der Höhe des Hügelgartens erhebt — die meisten Besucher wird es, wie uns, vor allem in die prächtig schattigen Gänge locken, die sich links vom Hause hinziehen und zwischen Bäumen und hohen Büschen zu den Terrassen am Südrande des Hügels führen.

Wer doch die Unendlichkeit der Bilder in eines fassen, wer die Schönheit, die Überfülle der Formen- und Farbenreize im Wort malen könnte! Wem es nur gelänge, den stillbeglückenden Zauber, der in dem wunschlosen Hinabblick von

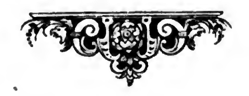
den Sitzen dieser Terrasse liegt, nach Tagen und Wochen wiederzugeben! Vor dem innern Auge steht der wechselvolle Reichtum so lebendig, so unvergeßlich, von der Sonne eines klaren römischen Mainachmittags überglänzt, der blaue Himmel, von den ersten Abendfarben leis angehaucht, über dem Ganzen, die duftigsten Schimmer um die grauen Riesentrümmer der Thermen und der Wasserleitung, die übergrünte Gräberstraße der Via Appia, um die schöngeschwungenen Linien der Bergferne — aber die Hand ist zu ungeschickt zur treuen anschaulichen Schilderung. Auch will die Aufzählung des Einzelnen wenig behagen. Rechts in der Tiefe, über den Pachthof und die untern Wiesen der Villa und die fast endlose Via San Sebastiano hinweg, heben sich die dunkeln Steinmassen der Caracallathermen gegen den Horizont ab, das Gewirr der Straßen und verstreuten Bauten, der Hügel und Vignen, das sich hinter den Mauern ausbreitet, die zwei Jahrtausenden getrotzt haben, schwimmt im Licht zu großen übersichtlichen Massen zusammen und teilt sich doch wieder, sobald das Auge auf bestimmten Punkten weilen will. In voller Farbenpracht streckt sich jenseits der Umfassungsmauer Roms, die man von hier oben in langen Linien und weiten Bogen übersehen kann, die wellige Ebne hin, meist noch so frisch und grün, wie wir sie während der ersten Wochen in Rom gesehen haben, aber hie und da doch schon sonnengebräunter, dunkler. Wunderbare blaue Schatten weben um die Außenkirchen, die Pachthöfe in alten Burgmauern, die baumbewachsenen Grabhügel, die Aquädukte, die zum Teil die Eisenstraßen wie die Fahrstraßen verdecken. Über die Tavolatavertiefung hin scheinen die Albanerberge mit ihren Städtchen, Schlössern und Dörfern ganz nahe zu rücken, deutlich und hell treten ihre weißen Häuser auf dem dunklen Wald-, dem farbigen Felshintergrunde hervor, Castel Gandolfo, Grotta Ferrata, Frascati und Rocca di Papa lassen sich gut unterscheiden, gegen Südost hin verliert das herrliche Bild an Deutlichkeit, wahrscheinlich sind es Nebel aus den sumpfigen Niederungen des Tiberthals und der Selven, die sich dort verdichten. Die Hauptsache von alledem aber: das entzückende Ineinanderspiel der Farben, die leisen feinen Übergänge der Fläche zu den Bergen, den kräftig vor- und emporspringenden Punkten, den malerischen Baumgruppen, die unmerklichen und nach je einer Viertelstunde doch merkbaren Veränderungen innerhalb des weitgespannten Rahmens, dies alles malt kein Pinsel, geschweige denn eine Feder. Sucht der Blick nach einem Ruhepunkte, so senkt er sich unwillkürlich auf die Fülle des umgebenden Laubes und zurück in das Halbdunkel grüner Gänge, die von einzelnen Sonnenstreifen durchzittert sind und aus der Weite wieder in die Enge locken. Der Wechsel fesselnder Fern- und Rundsichten und der träumerischen Abgeschlossenheit zwischen dichten Hecken und bis zum Boden belaubten Stämmen ist wohl allen diesen Villen eigen, ich habe ihn nirgends voller genossen, als im Garten der Villa Mattei.

Die Anlagen des Gartens, obwohl bescheidner und minder ausgedehnt, als die großen Gärten im Norden und Nordwesten der ewigen Stadt, bedecken dennoch ein bedeutendes Stück des Süd- und Südwestabhanges des Monte Celio. Die Üppigkeit des Pflanzenwuchses macht auch hier eine minder sorgfältige Pflege nötig', als in nordischen Luxusgärten ähnlicher Art. In bequemen Windungen erstreckt sich die Folge von Laubgängen, Blumenterrassen und Rasenflächen bis zum untern Teil der Villa, wo die Prunkwiesen von Weiden abgelöst werden, auf denen sich Büffel, Esel und Ziegen strecken. Ein Überfluß an Schatten, Blüten und Düften für Hunderte und vollends für den glücklichen Besitzer und seine Gäste leiht dem schönen Garten seinen geheimsten Reiz, nur das Wasser scheint hier spärlicher vorhanden, als in den meisten Teilen Roms, das man sonst eine Brunnenstadt nennen kann. Natürlich fehlt es auch in Villa Mattei nicht an Steinbecken und Wasserstrahlen, ohne die gar kein römischer Garten denkbar ist. Die betäubenden Orangendüfte, die weithin verhauchen, mischen sich mit süßerem Duft: eine ganze lange Mauer, die nach oben eine der baumbedeckten Terrassen stützt, ist mit den hochstämmigen gelben Rosen bewachsen, die zu tausenden in Blüte stehen. Aber wie schön und erfrischend es auch in diesen tiefergelegenen Teilen des Prachtgartens ist, die Aussichtsstellen mit dem Rückblick auf den Esquilin, dem Ausblick auf die Ruinen und die sonnige Landschaft, über die der Hauch des Abends geht, zwingen jeden Besucher bald wieder hinauf. Untere und obere Teile des Gartens sind durch Treppen verbunden, die Ausdehnung überhaupt nicht so groß, daß ein Spaziergänger darin ermüden könnte.

Auf der Höhe des Hügelgartens zieht uns geheime Gewalt abermals nach der schon oft genossenen Aussicht hin, die immer neu bleibt. Die Nachmittagssonne steht tiefer und die Farben über dem Campagnabilde sind wieder verändert, die rosigen Wölkchen von vorhin sind tiefrot geworden, die lichtblauen Schatten in dunkles Violett übergegangen, um die Gräbermauern und Hügel der Via Appia, um die Trümmer der Roma Vecchia flutet ein roter und orangegelber Schein, freilich nicht in der vollen Glut einer Herbstabendstimmung, aber doch glänzend und feierlich. Die Stille draußen, in die nur das Läuten kleiner Kloster- oder Vorstadtkirchen hineinklingt, die wir erst beim Schall ihrer Glocken entdecken, entspricht der Stille der nächsten Umgebung. Das Gefühl, festwurzeln, bleiben und immer bleiben zu mögen, war hier nicht abzuwehren. Ich gestehe gern ein, daß es mich auf dem protestantischen Friedhof an der Pyramide des Cestius nicht wie so viele andre angewandelt hat, so wundervoll wir auch in den Ostertagen, als wir dort die Gräber von Asmus Carstens und Shelley, von Adam Eberle und Dreber, von Wilhelm Waiblinger und Goethes einzigem Sohne August aufsuchten, den Boden des ganzen Friedhofs und die Gräberhügel selbst mit Veilchen überwachsen fanden. Aber im Garten der Villa Mattei kam es mit aller Macht über mich. Was

man im Grunde überall in Rom empfindet, daß die Tage vollen Genusses und großer Anschauungen zu kurz und flüchtig sind, das macht sich doppelt geltend, wenn man von dem Frieden und der nicht auszugenießenden Mannichfaltigkeit dieses schönen Stückes Erde scheiden soll. Der Garten der Villa Mattei ist einer von den Punkten, zu denen man tagelang, monatelang immer wieder zurückkehren müßte. Was man aus den lauschigen Boskets dieser Anlagen sieht, mahnt ja auch zum großen Teil an vergangene Jahrhunderte, an dunkle Zeiten und weltgeschichtliche Stürme. Beim Besuch der einzelnen Punkte wird man sich weder in den zahlreichen Kirchen des Südteils von Rom, in den ungeheueren mosaikgepflasterten Räumen der Caracallathermen, noch an den Denkmalen der Via Appia der historischen Erinnerungen entschlagen. Doch umfangen von dem Grün des friedlich üppigen Gartens, überwältigt vom wunderbaren Zusammenklang so grundverschiedener Lebensreste und Schaffenszeugnisse, von dem Licht und Duft eines Tages, der auf der Grenze zwischen Lenz und Sommer steht, vergißt man alles einzelne über dem Zauber des Ganzen. Wie die Stadtwinkel und die staubigen Straßen innerhalb der Mauern, die öderen Felder und minder malerischen Trümmer in der Landschaft mit allem Schönen und Charakteristischen zu einem überwältigend großen und reizvollen Rundbilde zusammenfließen, so ists auch eine allem Geschichtlichen für den Augenblick entrückte Befriedigung, die uns angesichts des Bildes erfaßt. Man lebt in der köstlichen Stunde und vergißt wenigstens einmal, wie viel Voraussetzungen diese Gegenwart hat!

Es war uns nicht vergönnt, den völligen Niedergang der Sonne und die purpurne Überflutung des Campagnahimmels in diesem unvergleichlich schönen Garten zu erwarten oder gar das Aufblitzen klarer Gestirne, das in der gaserhellten Nacht der Stadt nicht zu seinem Rechte kommt, hier oben zu erleben. Die allgemeine Gastlichkeit der Villa Mattei erstreckt sich nicht über Sonnenuntergang hinaus, was nur in der Ordnung ist. Das notwendige rasche Scheiden aus den herrlichen Anlagen ist zugleich eine leise Vormahnung an den bevorstehenden Abschied von Rom überhaupt. Die kränkliche Scheu vor der Heimat und ihren Pflichten, die so viele Deutsche auf welschem Boden übermächtig in sich werden ließen, ist mir fremd und wird es hoffentlich bleiben; aber leicht scheidet sichs da nicht, wo ein goldner Nachmittag die Gewißheit erneuert hat, daß es Erlebnisse und Entzückungen giebt, die man kaum hoffen darf zum zweitenmale zu erfahren.





Die Sozialdemokratie und die öffentliche Meinung



Zu den vielen in Sachen der Sozialdemokratie umlaufenden Schlagwörtern und Gemeinplätzen hat sich neuerdings ein Wort gesellt, das für die Denkweise gewisser Kreise charakteristisch genug erscheint, um einer eingehendern Erörterung unterzogen zu werden: wir meinen das durch die liberale Presse und von ihr aus durch einen großen Teil der gebildeten Bevölkerung gehende Wort von den „bloß taktischen Differenzen" innerhalb der Sozialdemokratie.*)

Daß die Sozialdemokratie selbst den in ihrem Lager ausgebrochenen Zwist zwischen den Alten und den Jungen im eignen Interesse als etwas möglichst Harmloses und im Grunde Unbedeutendes hinzustellen sucht, kann füglich nicht Wunder nehmen. Erstaunen aber müßte man über die Leichtigkeit, mit der das von sozialdemokratischer Seite erfundene Wort aufgegriffen und nachgesprochen worden ist, wenn man nicht schon aus frühern Vorgängen wüßte, wie die Dinge liegen. Das gebildete Publikum, gewohnt den Vorgängen innerhalb der Sozialdemokratie eine bloß oberflächliche Beachtung zu schenken, trotzdem aber oder vielleicht gerade deshalb sehr geneigt, die gesamte Sozialdemokratie als eine einheitliche revolutionäre Masse aufzufassen, hat sich wieder einmal durch eine schön klingende Phrase bestechen lassen und ist damit zu dem ebenso bequemen wie trostlosen Ergebnis gelangt, daß doch nichts zu machen sei, daß für diesmal der Satz nicht gelte, der doch sonst gewöhnlich gilt, daß von einem Streite zwischen zweien der dritte den Vorteil habe. Glaubt nur nicht — so hieß es —, daß dem Streite innerhalb der Sozialdemokratie irgendwelche ernstere Bedeutung beizumessen sei; es handelt sich ja nur um unbedeutende Unterschiede in der Taktik, im entscheidenden Augenblick wird uns die Sozialdemokratie doch einig gegenüberstehen. Durchgängig wurde dann an diese Betrachtung als einzige Nutzanwendung die unbestimmte Mahnung geknüpft, sich nicht in falsche Sicherheit wiegen zu lassen und gegenüber der Umsturzpartei nach wie vor auf der Hut zu sein.

---

*) Dieser Aufsatz sieht das gegenwärtige Treiben innerhalb der Sozialdemokratie und die ganze Weiterentwicklung unsrer politischen Zustände in einem wesentlich andern, günstigern Lichte, als alle unsre bisherigen Aufsätze über diesen Gegenstand, insbesondre auch als der Aufsatz an der Spitze dieses Heftes. Wir haben ihn trotzdem oder gerade deshalb gern zum Abdruck gebracht. Wenn er doch Recht behielte! D. Red.

Was jedem Unbefangenen sofort an dieser Erörterungsweise auffallen muß, das ist ihre gänzliche Unfruchtbarkeit. Es soll gar nicht betont werden, daß es sich um die Sozialdemokratie, also um eine Partei handelt, deren Vorhandensein der gegenwärtigen Zeit geradezu das Gepräge giebt, und deren Verhalten, deren Thaten und Unthaten dem zukünftigen Geschichtschreiber gewiß wichtiger erscheinen werden, als die jüngst in der Presse bis zum Überdruß breitgetretenen Zwistigkeiten zwischen Herrn Richter und den frühern Sezessionisten. Es soll nur einfach gesagt werden: innerhalb einer großen politischen Partei wird ein heftiger Meinungsstreit ausgefochten, und da wissen die ihr gegenüberstehenden Parteien nichts andres zu sagen als: das geht uns gar nichts an, daraus können wir für uns nichts entnehmen? Das kann nicht richtig sein und ist auch nicht richtig.

Es bedarf wahrlich nicht der Gelehrsamkeit, sondern nur eines geringen Maßes von Unbefangenheit und eines flüchtigen Blickes auf die Auslassungen der Vertreter der beiden Richtungen innerhalb der Sozialdemokratie, um zu erkennen, daß es sich um sehr viel mehr handelt, als um untergeordnete „taktische Differenzen.“ Man vergleiche nur die Reden des Dr. Wille, des Schuhmachers Baginsky einerseits und die bemerkenswerte Rede anderseits, die der Abgeordnete Bebel am 25. August dieses Jahres in Berlin gehalten hat. Hier die sogenannten Jungen, die doch eigentlich die Alten sind, weil sie nichts gelernt und nichts vergessen haben, dort das alte Parteihaupt, das zwar keine seiner Ideen vom Zukunfsstaat aufgegeben hat, das aber doch so ganz anders spricht, als es früher gesprochen hat. Hier der alte pessimistische Groll, der nichts von diesem Staate hofft und erwartet, der die Mitarbeit an der Gesetzgebung als aussichtslos verwirft und verabscheut, der verlangt, daß unverhüllt auf den Umsturz alles Bestehenden hingearbeitet, daß nicht parlamentirt, sondern nur agitirt, und daß, wie Herr Baginsky sagt, offen erklärt werde: „Was kümmern uns die Philister? Wir sind und bleiben eine revolutionäre Partei.“ Dem gegenüber in der Rede des Abgeordneten Bebel, welche grundverschiedne Auffassung! „Die Sozialdemokratie hat stets — so heißt es da — das Prinzip vertreten, daß sie sich am Parlamentarismus beteiligen müsse. Und wenn wir in den Reichstag wählen, dann können wir doch nicht sagen: wir haben zwar gewählt, im übrigen aber ziehen wir uns in den Schmollwinkel zurück und überlassen das Übrige unsern Gegnern.“ Welcher Abstand zwischen der revolutionären Verachtung der Philister und dem ehrlichen Bekenntnis des Herrn Bebel, daß es doch nicht zu leugnen sei, daß eine große Zahl von Arbeitern sozialdemokratisch gewählt habe, obgleich sie eine Besserung ihrer Lage vom heutigen Staate hoffe, welcher Abstand zwischen den „revolutionären Phrasen“ — so nennt sie Herr Bebel wörtlich — der Jüngern und dem opportunistischen Standpunkte Bebels, daß der Normalarbeitstag, die Abschaffung der Sonntagsarbeit, bessere Arbeitsbedingungen u. s. w. doch geeignet

seien, die Arbeiter kampffähiger zu machen, und daß, wenn dies alles zu verwerfen wäre, weil damit die Endziele der Sozialdemokratie noch nicht erreicht seien, überhaupt das ganze Gewerkschaftswesen zu verwerfen wäre. „Es ist richtig — meint Herr Bebel zum Schluß — auf dem Wege des Parlamentarismus kann die soziale Frage nicht gelöst werden, aber sie kann auf diesem Wege ihrer Lösung wesentlich näher geführt werden."

Wer bei solchen Gegensätzen noch von „bloß taktischen Differenzen" spricht, der täuscht sich und andre. Gewiß, Herr Bebel verwirft die heutige Staats- und Gesellschaftsordnung noch so grundsätzlich, wie er dies früher gethan hat. Aber er hofft — und darin besteht eben sein grundsätzlicher Unterschied von den Jungen und von seinen eignen früheren, radikaleren Anschauungen — gerade auf dem Boden des heutigen Staates, auf dem Boden positiver Mitarbeit an der Gesetzgebung seinem Ziele näher zu kommen. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als — wenigstens zur Zeit — eine stillschweigende Anerkennung der bestehenden Gesellschaftsordnung, als die grundsätzliche Verwerfung der von den Jungen mit größerer oder geringerer Deutlichkeit geforderten Propaganda der That, als den Übergang von einem Umstürzler in der Praxis zu einem bloß theoretischen Umstürzler, der in der Praxis zunächst soziale Reformpolitik treibt. Herr Bebel und mit ihm die Parteileitung der Sozialdemokratie ist — darin haben die Jungen ganz Recht — auf dem Wege, „Possibilist" zu werden; ja er hat eigentlich das tolerari posse gegenüber dem jetzigen Staate schon ausgesprochen.

So sehen wir denn, daß der Kampf innerhalb der Sozialdemokratie von der größten Bedeutung nicht nur für diese selbst, sondern für uns alle ist. Von dem Siege der einen oder der andern Richtung hängt die Zukunft der Sozialdemokratie, mit ihr aber auch die Zukunft unsrer ganzen innern Entwicklung ab. Siegen die radikalen Bestandteile, dann haben die Recht gehabt, die die soziale Frage für eine lediglich militärische Frage erklärt haben, dann gehen wir ernsten Zeiten, Zeiten schwerer innerer Kämpfe, sicherlich aber auch einer Zeit entgegen, wo die Partei der Revolution als Besiegte am Boden liegen wird. Siegen aber die gemäßigten Bestandteile, dann wird allmählich aus der Sozialdemokratie eine radikale Reformpartei herauswachsen, die ihren berechtigten Einfluß auf die Fortbildung unsers Staats- und Gesellschaftslebens ausüben wird.

Wir zweifeln nicht daran, daß trotz aller Verirrungen, trotz aller Verhetzungen und — sagen wir es gerade heraus — trotz des gewaltigen Standesvorurteils, von dem großen Teile des Bürgertums noch immer beherrscht werden, der endliche Sieg der gemäßigteren Richtung bei vielleicht zeitweiligem Überwiegen der extremen gesichert erscheint. Denn dies Ziel entspricht der Gerechtigkeit und der Geschichte.

Wie es mit radikalen Umsturzbewegungen, denen ein berechtigter Kern zu Grunde liegt, immer geht, so geht es auch hier wieder. Als revolutionäre

Partei führt sich die Bewegung ein, und mit himmelanstürmender Kritik gegenüber allem Bestehenden vereinigt sie, Schrecken und Furcht um sich verbreitend, eine Kraft der Propaganda, die keine Gewaltmittel zurückzudrängen vermögen. Aber je weiter die Kreise des Volkes werden, die sich der Bewegung anschließen, desto weiter wird auch der Gesichtskreis der Partei und ihrer Führer, desto größer für sie die Notwendigkeit, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und nicht so ohne weiteres einen Staat über den Haufen zu werfen, von dem man selbst einen so bedeutenden Teil bildet. Je größer die Zahl der Anhänger wird, desto größer wird die Zahl und der Einfluß der besonnenen Elemente, die sich zuerst der Bewegung gegenüber spröde verhalten haben und sich ihr auch jetzt nicht um doktrinärer, weitaussehender Zukunftsideen willen, sondern zur Erreichung praktischer Aufgaben auf dem Boden des Staates anschließen. Die Bewegung gewinnt an Breite; aber was sie an Breite gewinnt, verliert sie an revolutionärer Kraft. Die Herrschaft der Unbedingten nähert sich ihrem Ende. Zugleich beginnt der bestehende Staat, wenn er noch Lebensberechtigung und Lebenskraft genug besitzt, von der richtigen Annahme ausgehend, daß eine Bewegung, die so gewaltige Ausdehnung annimmt, ihren Grund in bestehenden Mißständen haben müsse, den Ursachen der Bewegung nachzuspüren, berechtigte Beschwerden zu erkennen und ihnen durch Reformen abzuhelfen, und auch dies trägt wieder nur dazu bei, den Einfluß der Gemäßigten zu erhöhen, den Pessimismus der Revolutionäre Lügen zu strafen und die Parteileitung zu veranlassen, friedlichere Saiten aufzuziehen, um die besonnenen Bestandteile, die im Gegensatz zu dem Häuflein Verzweifelter die wahre Macht der Partei bilden, bei der Fahne zu halten.

Das ist der Weg, auf dem sich trotz mancher Zwischenfälle und Verzögerungen noch immer die Partei des Bestehenden und die Partei der Zukunftshoffnungen einander genähert und gegen einander abgeschliffen haben, und so werden sich auch diesmal wieder zwei Welten mit einander vereinigen, die sich zunächst abzustoßen und auszuschließen schienen, die so entfernt von einander waren, daß die Kleinmütigen meinten, es gäbe keinen andern Ausweg als den physischen Kampf, die Kleinmütigen, denen das Gesetz der Weltordnung unbekannt ist, daß wir trotz allem fortschreiten, und daß sich immer und immer wieder aus menschlichem Unsinn göttlicher Sinn entwickelt.

Dem Wissenden mag es freilich trivial klingen, aber bei der Neigung des gebildeten Publikums, namentlich des erst so jung emporgekommenen Bürgertums, das seines eignen Ursprunges nicht mehr recht eingedenk ist, gegenüber der Sozialdemokratie alle beruhigenden Lehren der Vergangenheit in den Wind zu schlagen, ist es doch nützlich, es öfter zu wiederholen, wie es sich doch ganz ebenso verhielt mit dem Ansturme, den in unserm Jahrhundert das Bürgertum gegenüber dem Staate unternommen hat. Wem muß nicht, wenn er sich die deutsche Geschichte der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts vergegen-

wärtigt, die zwingende Ähnlichkeit auffallen zwischen dem vaterlandslosen Stürmen und Drängen unsrer damaligen bürgerlichen Demokratie, die gleichfalls alles Heil von dem allgemeinen Zusammensturz erwartete, und der Sozialdemokratie? Nun, der damalige Staat ist dem Ansturme der Demokratie nicht unterlegen; bei aller Thatkraft gegenüber den Putschen der Unbedingten war er weitsichtig genug, die im Interesse des aufkommenden Bürgertums notwendigen Reformen im richtigen Augenblick eintreten zu lassen, und allen Prophezeiungen der damals herrschenden Klassen zum Trotz sind aus verbitterten Demagogen nützliche Bürger, aus der Partei der Demokratie die staatserhaltenden Parteien des liberalen Bürgertums geworden, während die radikale Ursprungspartei allen Boden im Volke verlor. Auch die die Interessen der arbeitenden Klassen vertretende Sozialdemokratie wird dieselbe Wandlung durchmachen. Mit ihren größern Zwecken wachsend und durch eine weise sozialreformatorische Thätigkeit unsrer lebenskräftigen Monarchie immer mehr zu positiver Mitarbeit gedrängt, wird sie allmählich aus einer fanatischen Sekte eine soziale Reformpartei werden, und die Zeit wird kommen, wo man mit demselben ruhigen Blut auf die Verhetzungen und Jugendthorheiten der heutigen Sozialdemokratie zurückblicken wird, wie wir Heutigen auf das wüste Geschrei der Demokratie der vierziger Jahre.

Dafür, daß uns dieser Entwicklungsgang bevorsteht, ist der gegenwärtige Zwist innerhalb der Sozialdemokratie das erste bedeutsame Zeichen. Die Sozialdemokratie, soweit sie überhaupt Beachtung verdient, beginnt ihre Kampfstellung aufzugeben und auf den äußersten linken Flügel der großen Sozialreformpartei zu treten.

Das ist die Lehre, die wir aus den sogenannten „taktischen Differenzen" zu ziehen haben. Sie steht in Einklang mit unsrer aus der Geschichte aller Zeiten geschöpften Überzeugung, daß wir in einer vernünftigen, von einem allweisen Willen geleiteten, in allmählich fortschreitender Entwicklung bestimmten Zielen zustrebenden Welt leben. Die Nutzanwendung, die wir aus dieser Lehre zu ziehen haben, ergiebt sich von selbst. Sie geht dahin, daß wir bei aller Strenge gegenüber Aufwiegelungen und Aufstandsversuchen eines wie immer neuerungssüchtigen, zu Ausschreitungen geneigten großstädtischen Proletariats unbeirrt durch die Extravaganzen der einen, durch die Beklemmungen der andern fortzuschreiten haben auf den Wegen der von unserm Kaiser verfolgten Versöhnungspolitik. Dies ist der Weg der Rettung; einen andern giebt es nicht.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Staatsbahnwesen hat seine grundsätzlichen Gegner gewiß namentlich in den Reihen jener „Interessenten," die von den Privatbahnen „Interessen" beziehen. Allein es kann nicht verschwiegen werden, daß auch außerhalb solcher Kreise jetzt vielfach über die Verwaltung Klage geführt wird. Den Reisenden berührt oft sehr unangenehm der Unteroffizierston, den Schaffner sich glauben herausnehmen zu dürfen. Im westlichen Deutschland herrschte im September, also der Hauptreisezeit, häufig der empfindlichste Wagenmangel, und dabei gehören Wagen mit dem Seitengange, der wenigstens einige Bewegung ermöglicht, immer noch zu den Ausnahmen, während sie beispielsweise in Österreich für Schnellzüge allgemein eingeführt sind. Bei den kurzen Aufenthalten sind sie aber auch durchaus notwendig. Wie soll man natürliche Bedürfnisse befriedigen, wenn der Zug immer nur ein bis zwei Minuten hält, und die betreffenden Anstalten in der Regel am äußersten Ende des Bahnhofes, oft außerhalb desselben angebracht sind? Beiläufig bemerkt, wäre es wohl Aufgabe der Eisenbahnkongresse, sich endlich über ein System für die Anordnung der verschiednen für das Publikum bestimmten Räumlichkeiten zu einigen. Daß es nicht mit einem Schlage durchgeführt werden könnte, versteht sich von selbst; aber angestrebt werden sollte eine Ordnung, da jetzt auf jedem Bahnhofe Schalter, Gepäckannahme, Restauration, Abort u. s. w. an einer andern Stelle gesucht werden müssen. In Münster wird ein Zentralbahnhof gebaut. Ob es möglich gewesen wäre, den Neubau, wie es in manchen andern Städten geschehen ist, so zu bewerkstelligen, daß keine Halle abzutragen wäre, ehe ihr Ersatz dastünde, können wir nicht beurteilen. Auf jeden Fall hätte sich vermeiden lassen, daß die aus Holland kommenden Züge unter freiem Himmel halten, was, wie Einheimische erzählen, während dieses ganzen regenreichen Sommers der Fall gewesen ist. Ein einfaches hölzernes Schutzdach hätte man doch verlangen können. Die Abschaffung der in gleicher Höhe mit den Wagenthüren liegenden Bahnsteige soll aus militärischer Rücksicht erfolgt sein, aber daß das Erklimmen der hohen Stufen für Frauen und kränkliche Personen oft sehr schwierig, das Herunterklettern mitunter den erstern ohne Verletzung des Anstandes kaum möglich ist, davon kann man sich leicht überzeugen. Ferner hört man Beschwerden darüber, daß die fortschreitende Zentralisation der Verwaltung die Vereinigung der Aufträge für die Bahnen in wenigen Händen zur Folge habe, indem die Direktionen die Arbeiten am Orte ihres Sitzes vergeben, während früher die Industrie verschiedner Städte oder Provinzen konkurriren konnte. Die Klagen über die Rücksichtslosigkeit der staatlichen Verwaltung mögen zum Teil unbegründet, die Anforderungen übertrieben sein. Aber gerade die Anhänger des Staatsbahnwesens müssen wünschen, daß den Gegnern keine Waffen geliefert werden.

Herr von Saint-Cere. Die bekannten angeblichen Unterredungen des Ministerpräsidenten Crispi mit einem Redakteur des Figaro sind so vielfach in der Tagespresse besprochen worden, daß man unwillkürlich nach der Persönlichkeit des Mannes fragt, der so viele Federn in Bewegung zu setzen versteht. Daß es ein Stockfranzose ist, geht unter anderm aus einer Stelle der zweiten Unterredung hervor, in der es heißt, er habe im Arbeitszimmer Crispis zahlreiche französische

Zeitungen liegen sehen, und dabei stolz ausruft: „Ja, man liest uns im Auslande und sammelt unsre Schriften!“ Umso wunderbarer ist es, daß dieser leidenschaftliche Patriot einen diesseits des Rheins nicht ganz ungewöhnlichen Namen trägt: er heißt nämlich — Rosenthal, was keine deutsche Zeitung mitteilt, was aber in allen italienischen Blättern zu lesen ist.

Wie merkwürdig sind doch die Wege des Journalismus! Herr Rosenthal berichtet über Äußerungen Crispis zu Gunsten Frankreichs, Herr Oppert kommentirt sie, ebenfalls im Interesse Frankreichs, und beide französische Patrioten sind aus Deutschland nach Paris gekommen! Kann uns Frankreich wohl jemals dankbar genug dafür sein, daß wir ihm in deutscher Uneigennützigkeit diese beiden Schriftsteller überlassen haben?

Am interessantesten ist wohl dabei die Namengebung: Herr Oppert aus Blowitz wirft seinen Namen ab und nennt sich von Blowitz, erinnert also doch noch an seine Heimat. Herr Rosenthal dagegen heißt einfach Saint-Cere. Hoffentlich teilt er der Welt noch einmal den Grund mit, weshalb er die kleine Stadt auf diese Weise berühmt gemacht hat.

Freilich hat man in dem spießbürgerlichen Deutschland noch immer ein gewisses Mißtrauen gegen Leute, die sich des Namens schämen, den sie von ihrem Vater überkommen haben. Ob die Herren Oppert und Rosenthal dazu geeignet sind, dieses Mißtrauen zu zerstreuen, mag dahingestellt bleiben.

Herr Dr. H. Riegel hat die „Zuvorkommenheit“ (wie er sagen würde) gehabt, auf die Bemerkungen in Nr. 31 der Grenzboten zu seiner Rede in der Münchener Versammlung in Nr. 10 der „Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins“ eine Antwort zu erteilen, die wir zur Kennzeichnung seiner Kampfweise unverkürzt mitteilen wollen.*) Es heißt da:

Die Grenzboten (Nro. 31 S. 237), die unlängst in ebenso leichtfertiger wie anmaßlicher Weise unsern Verein angegriffen hatten (s. Zeitschr. V. Nro. 3 Sp. 42/43), heben jetzt aus dem Berichte, den der Vorsitzende auf unsrer Hauptversammlung zu München erstattet hat, den Satz heraus, der vor der „engherzigen Peinlichkeit“ warnt, die mit „nüchternem Verstande überall die Elle der Schulregel anlegt u. s. w.,“ (Amkg. Die Grenzboten entstellen auch noch den Satz, indem sie statt „Sprache“ — „Frage“ setzen.) und eifern aus diesem Anlasse heftig gegen den Verein, indem sie sich zugleich als Don Quijote für die angeblich mißachteten Sprachgesetze aufspielen! Wenn sie hiermit nicht eine absichtliche, also böswillige, Verdrehung begangen haben — denn die wahrhaften Gesetze der Sprache und die mit engherziger Peinlichkeit und nüchternem Verstande überall angelegte Elle der Schulregel sind himmelweit verschiedne Dinge —, so haben sie doch überaus schwachsinnig begriffen und höchst oberflächlich geurteilt. In welche Hitze sie überhaupt hineingeraten sind, beweist besonders die äußerst alberne Verwahrung, daß sie sich „Riegel nicht als Diktator gefallen lassen können.“ Wir haben mehr und Besseres zu thun, als uns mit solchen Faseleien zu beschäftigen. Übrigens geben die Grenzboten zugleich ein glänzendes Beispiel nüchterner Wortklitterei und peinlicher Regelweisheit, indem sie den Ausdruck „mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit“ als grobe „Sprachsünde“ zu brandmarken sich herausnehmen. — Daß jener von den Grenzboten so arg verdrehte Satz auf den „Sprachdummheiten-Mann“ dieses Blattes gemünzt sei, ist eine eitle Einbildung, der jeder sachliche Anhalt fehlt. So einzig in seiner Art ist denn doch dieser Herr leider noch nicht! Immerhin aber ist es angenehm zu sehen, daß er sich von der Wahrheit getroffen fühlt. Als höchst tadelnswert jedoch muß es gerügt werden, daß dieser Herr sich auch hier wiederum Mitglied unsers Vereines nennt und diesen zugleich aus dem Dunkel der Namenlosigkeit heraus öffentlich zu verlästern sucht. Wir bitten ihn dringend, auszutreten oder sich zu verhalten, wie es einem rechtschaffenen Mitgliede ziemt. Wer ist denn dieser saubere Herr?

*) Der Einsender bittet den Herrn Korrektor, diesen Zeilen besondre Aufmerksamkeit zu widmen, da Herr Riegel Druckfehler als Entstellungen bezeichnen würde.

Ein Gracche, der über — Verdrehungen klagt! Die Ungezogenheiten, von denen die vorstehenden Zeilen strotzen, mögen Herrn Riegel verziehen sein; zuerst einen Streit vom Zaune brechen (oder muß es vielleicht heißen: aus dem Zaune brechen? — das wäre wieder ein Stoff für eine unfreiwillig-humoristische Untersuchung!), über die Schwäche seiner Sache durch starke Ausdrücke zu täuschen versuchen, und wenn das nicht gelungen ist, schimpfend und mit der Erklärung sich zurückziehen, man habe „Besseres zu thun“: dieses Kunststück haben schon manche fertig gebracht. Aber die Dreistigkeit, mit der er Unwahrheiten auftischt, kann uns nicht abhalten, diese aufzudecken. Es ist unwahr, daß in Nr. 31 gegen den Verein geeifert worden sei; das gerade Gegenteil ist die Wahrheit. Es ist unwahr, daß der Ausdruck „mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit“ als grobe Sprachsünde gebrandmarkt worden sei; Herr Riegel wurde nur auf seine sinnwidrige Anwendung dieses Ausdruckes aufmerksam gemacht, und dies auch nur, um ihm zu zeigen, daß der ihm so verhaßte „nüchterne Verstand“ doch nützlich sein könne. Es ist unwahr, daß der „Sprachdummheitenmann“ sich durch die Ausfälle in der Münchener Rede getroffen gezeigt habe; in Nr. 31 der Grenzboten ist ausdrücklich erklärt, daß ein andrer das Wort nehme, und wenn Herr Riegel diese Erklärung thatsächlich als unwahr behandelt, so verdiente das eigentlich mit einer Entlehnung aus seinem Wortschatze beantwortet zu werden. Bedauerlich ist es vor allem, daß jemand, der sich berufen glaubt, in Angelegenheiten der Sprache das große Wort zu führen, nicht einmal Stilgefühl genug besitzt, zu erkennen, daß die größern und die kleinern Aufsätze über Sprachunfug, die im Laufe der letzten Jahre in den Grenzboten erschienen, aus sehr verschiednen Federn geflossen sind. Auf sein Wort hin bekennen wir also in diesem Falle unsern Irrtum. So ganz unverzeihlich war jedoch die „eitle Einbildung“ nicht: man braucht sich nur daran zu erinnern, wie oft (und noch in neuester Zeit) Herr Riegel seine Galle über den „Sprachdummheitenmann“ ausgegossen hat, und daß er (was er diesmal zu erwähnen vergißt) in München sich ausdrücklich gegen die wandte, die bei Verstößen gegen die Sprachgesetze „über Dummheit schreien.“

Daß der Verfasser der „Sprachdummheiten“ nicht der einzige seiner Art ist, geben wir unbedingt zu. Wir haben im verflossenen Sommer in den verschiedensten Gegenden Deutschlands Personen angetroffen, die über das, was unsrer Muttersprache notthut, im wesentlichen so denken wie er, und über das Auftreten des Herrn Riegel so wie wir. Und Herr Riegel braucht nur in seiner bisherigen Manier fortzufahren, um die Zahl der Ketzer fortwährend zu verstärken. Deshalb gestehen wir ihm auch zu, daß der Ausdruck Diktator unpassend, nämlich zu schwach war. Herr Riegel zeigt sich auch diesmal außer Stande, zwischen der Sache des Sprachvereins und seinen persönlichen Angelegenheiten zu unterscheiden. Wer ihn zurechtweist, der eifert gegen den Verein, wer ihn nicht als unfehlbar anerkennt, der verlästert den Verein, dem rät Herr Riegel ganz unbefangen an, auszutreten. Gewiß ein sehr bequemes Mittel, jeden Widerspruch zum Schweigen zu bringen! Wir streichen also den Diktator und sagen: Einen Papst, heiße er wie er wolle, wird sich der Verein nicht gefallen lassen. Gewöhnt sich Herr Riegel einmal ab, sich und den Verein für eins anzusehen, so werden wir ihn in dem Bemühen, eine komische Figur zu spielen, sicherlich nicht mehr stören.

Für die Belehrung, daß die „wahrhaften Gesetze der Sprache“ und die „Schulregel“ zweierlei Dinge seien, sind wir natürlich sehr dankbar. Wer entscheidet aber darüber, wo dieses wahrhafte Gesetz — ein köstlicher Ausdruck! — aufhört und die nüchterne — immer die lästige Nüchternheit! — Anwendung

der Schulregel anfängt? Ohne Zweifel Herr Dr. Riegel! Das könnte lustig werden.

Zum Schlusse spielt Herr Riegel noch den bei Leuten in seiner Lage sehr beliebten Trumpf aus, seine Gegner nach dem Namen zu fragen. Sein neuester Aufsatz ist allerdings auch namenlos erschienen, aber jeder Satz trägt den Stempel seines Verfassers. Er hat gegen unsre Einwendungen nichts Sachliches vorzubringen vermocht; glaubt er wirklich, daß es ihm etwas helfen würde, wenn er erführe, ob Hinz oder Kunz die Bemerkungen in den Grenzboten zu Papiere gebracht hat! Möglicherweise wird es uns einmal belieben, unsern Namen zu nennen, die grobe Anzapfung des Herrn Riegel kann uns aber nicht veranlassen, seine Neugier zu befriedigen. Gutmütig, wie wir sind, geben wir ihm aber noch einen guten Rat. Er wird doch einen wahren, aufrichtigen Freund haben? Nun gut, den frage er einmal aufs Gewissen nach seiner Meinung in dieser Sache, von dem lasse er sich sagen, ob seine Herrschsucht und sein Eigensinn ihm selbst und dem Sprachverein förderlich seien oder nicht.

Das französische Wespennest. Der kürzlich verstorbene Alfons Karr war bekanntlich ein tüchtiger Gärtner und überhaupt ein großer Naturfreund. Im letzten Jahre seines Lebens hat er dem Figaro, dessen Mitarbeiter er seit 1827 gewesen war, eine Reihe naturgeschichtlicher Satiren geliefert, die allerlei menschliche Thorheiten im Bilde des Lebens und Treibens kleiner Tiere, wie der Eintagsfliegen und Käfer, verspotten. Die letzte dieser Satiren ist Les Abeilles überschrieben und am 11. Oktober, elf Tage nach seinem Tode, erschienen. Sie schildert den Bienenstock als eine Musterrepublik, in der ein jedes an seinem Platze seine Pflicht erfüllt, ohne durch äußern Zwang dazu angehalten zu werden, und stellt ihm dann die französische Republik gegenüber. Litterarisch ist die Satire insofern verfehlt, als man in der Schilderung der Gebrechen des französischen Staatswesens die durchgehende Beziehung auf den Bienenstock vermißt; es hätte etwa als Wespennest dargestellt werden können, oder als ein Bienenstock, in dem bei einer Revolution die Königinnen umgebracht und die Arbeitsbienen von den Drohnen unterjocht worden wären. An sich aber ist alles, was er der herrschenden Clique sagt, kräftig und gut.

Republikaner — so wettert der Alte —, Republikaner wollen wir sein? Worin besteht denn unsre Republik? Darin, daß sich unsre Volksvertreter mit einer Stimme Mehrheit dafür erklärt haben. Nach J. J. Rousseau gehört Einstimmigkeit zu einem Verfassungswechsel; bei uns aber ist die eine Hälfte des Volkes weniger einem von der andern Hälfte plus einem unterjocht worden und wird wie ein besiegter Feind behandelt. Nicht Sklaven sind wir, die ihre Fesseln zerbrochen und sich befreit haben, sondern launische Bedienten, die alle Augenblicke ihren Herrn wechseln. Wir gleichen jenen Wilden, die sich jeden Tag einen andern Götzen machen, indem sie den ersten besten Gegenstand dazu wählen, auf den ihr Blick fällt, wenn sie morgens aus ihrer Hütte treten: heute einen Vogel, morgen eine Eidechse, übermorgen einen Kieselstein. Was nützt uns denn diese Republik? Werden wir denn billiger und besser regiert? Leben wir glücklicher und freier, wird uns das Fortkommen leichter, mindert sich das Elend? Die Steuern wachsen täglich, unverschämte Geldverschwendung erweitert beständig die unausfüllbare Kluft des Defizits, die Selbstmorde nehmen überhand, Freiheit und Gerechtigkeit werden verhöhnt, indem die Schuldigen ihre Vettern und Freunde in die hohen Ämter zu bringen wissen und bei diesen Schutz finden, das Privateigentum wird von den Gewalthabern nicht mehr respektirt.

Die Republikaner versprechen fortwährend, ohne irgend etwas zu halten, während die „Tyrannen" ihrerzeit wirklich geleistet haben, was jene nur versprechen. Karr führt einige Worte und Maßregeln Heinrichs IV. an, u. a. eine volkswirtschaftlich bedeutsame Anrede dieses Königs an den Adel: „Was kommt ihr hierher nach Paris und schleppt den Ertrag eurer Güter in kostbaren Kleidern auf dem Leibe herum? Schert euch nach Hause und gebt euer Geld auf den Gütern aus, die es euch liefern!" Dann fährt er fort: Ein großer Vorzug des erblichen Königtums besteht darin, daß der zukünftige König sein Handwerk lernt, ähnlich wie das zur Bienenkönigin bestimmte Fliegentierchen von den Arbeitsbienen mit besondrer Sorgfalt erzogen wird. Wir aber vertrauen die Geschicke Frankreichs dem ersten besten an: Fallobst, Hungerleider, Advokaten und Ärzte ohne Praxis, Menschen, die ihre Erziehung in den Kneipen genossen haben, solche Leute regieren uns. Drum können auch diese »großen Bürger,« wenn sie sich einmal in die Regierung eingenistet haben, mit der größten Leichtigkeit vom Unterrichtsministerium ins Kriegsministerium übergehen, und tragen nicht das mindeste Bedenken, die Leitung der öffentlichen Arbeiten mit der des Auswärtigen Amtes zu vertauschen; verstehen sie doch von dem neuen Fach so wenig wie von dem andern. Ihre Geschäfte werden von Unterbeamten besorgt, deren Stellen so schlecht dotirt sind, daß es nicht der Mühe lohnt, sie daraus zu verdrängen, sodaß sich bei ihnen die für die Verwaltung nötige Übung und Überlieferung bildet. Diese Unterbeamten liefern dann auch den Ministern den Stoff zu ihren Reden, die sie vor der Kammer herunterplappern, ohne sie zu verstehen. — So hat die sterbende Wespe — durch seine Wespen ist Alfons Karr dereinst berühmt geworden — ihren Stachel in den Leibern der falschen Bienen zurückgelassen, die die große unechte Republik bilden.

Nachtrag. Der Aufsatz über die Sozialdemokratie und die öffentliche Meinung in diesem Hefte war bereits dem Druck übergeben, als dem Verfasser ein Artikel des Berliner Volksblattes vom 11. Oktober d. J. über die Grundsätze der sozialdemokratischen Parteitaktik zu Gesicht kam, der eine neue Bestätigung der von ihm vertretenen Anschauungen enthält.

Mit einer Offenheit, die nichts zu wünschen übrig läßt, warnt das offizielle Organ der sozialdemokratischen Parteileitung vor einer Überschätzung der erzielten Wahlerfolge. Ein sehr großer Teil der für die Sozialdemokratie abgegebenen Stimmen sei von Leuten abgegeben worden, die, ohne überzeugte Sozialdemokraten zu sein, in der Sozialdemokratie lediglich den besten Anwalt für ihre Interessen erblickten. Es sei die Aufgabe der Partei, diese politische Klientel zu bewußten Mitkämpfern zu machen, und dies könne man nur dadurch erreichen, daß man eine Partei der politischen Aktion sei und die Anforderungen der Gegenwart im Auge behalte. Die neue Situation erheische eine Erweiterung und Steigerung der parlamentarischen Thätigkeit; geschehe dies nicht, so würden die Massen der Wähler das Vertrauen verlieren. Nur der utopische Sozialismus vergesse über der Zukunft die Gegenwart.

Man sieht, wie klar die Partei sich über den Umfang ihrer Macht und die wahren Ursachen derselben ist, und wie die Rücksicht auf die nicht überzeugten Anhänger ihre Grundsätze umzuwandeln beginnt. Nur noch wenige Schritte innerhalb der durch unsern Artikel eingenommenen Gedankenrichtung und — man läßt die Zukunft auf sich beruhen und widmet sich ganz den praktischen Aufgaben der Gegenwart. Dahin die Partei zu bringen, ist unsre Aufgabe.

Litteratur

Die ewigen Rätsel. Populär-philosophische Vorträge, gehalten im Litterarischen Verein zu Baden-Baden von **Rudolf von Wichert**, Oberstleutnant z. D. Zweite Serie

Diese Vorträge verdienen Empfehlung, weil sie wirklich populär-philosophisch im besten Sinne des Wortes sind, und weil sie den Standpunkt eines vernünftigen Glaubens an Gott mit Wärme und Einsicht vertreten. Die vorliegende zweite Serie umfaßt: Raum und Zeit, das Schöne, Sinn und Verstand, den Zweck im Weltall, Wissen und Glauben, den Utilitarismus. Der Verfasser lehnt sich vorzugsweise an Kant und Lotze an, hat aber die gesamte philosophische Litteratur der Gegenwart gründlich studirt und selbständig verarbeitet. Die verschiednen Spielarten des modernen Materialismus und Atheismus kritisirt er mit manchem hübschen treffenden Wort. „Nur ein auf dem englischen Wollsack großgezogener Doktrinarismus — sagt er z. B. im letzten Vortrage — konnte den Nutzen zum Moralprinzip erheben und in ihm den einzig denkbaren Beweggrund unsrer Handlungen finden; und wenn der ebenfalls auf englischem Boden erwachsene Darwinismus den Nutzen sogar zum Lebensprinzip steigert, ist es da zu verwundern, wenn die urteilslose Menge der ihr aufoktroyirten (so!) Abstammung von der Tierheit zujauchzt, da sie in ihren Ahnen tagtäglich so würdige Vorbilder der Nützlichkeitsmoral vor Augen hat?" Das Zujauchzen wird doch mehr von den Gelehrten als von der Menge besorgt; den gemeinen Mann zu überreden, daß er ein bloßes Vieh sei, kostet immer einige Mühe. Bei dem proletarischen Teile des Volkes ist es ja den jahrzehntelangen Anstrengungen der „Volksaufklärer" schließlich gelungen.

Der Augsburger Religionsfriede. Von **Gustav Wolf**. Stuttgart, Göschen, 1890

Der Verfasser ist durch glückliche archivalische Funde und freundliche Förderung namentlich von seiten Maurenbrechers in den Stand gesetzt worden, die Entstehung des Augsburger Religionsfriedens wissenschaftlich genauer und unparteiischer darzustellen, als es bisher geschehen ist. Eine übermäßige Hervorhebung der Einzelheiten hat er im Interesse der Klarheit und Übersichtlichkeit vermieden. So ist sein Buch, wenn auch nicht leicht, doch lesbar und dabei überzeugend geschrieben. Deutlich sehen wir, wie im Fürstenrat und bei den Kurfürsten keineswegs bloß konfessionelle Motive zu Tage treten, auch sehr weltliche und partikularistische Rücksichten wirken mit, und in lebhaftem Kampfe der Interessen geht es nicht ohne Kompromisse verschiedener Art ab. Das Ganze ist ein rühmlicher Beweis von der gründlichen und methodischen Arbeit, wie sie in unsern historischen Seminaren in Übung steht.

Gutsherr und Bauer in Livland im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Von Astaf von Transehe-Rosenegk. Mit drei historischen und ethnographischen Karten. Straßburg, K. J. Trübner, 1890

Diese Arbeit bildet ein Heft der von Knapp herausgegebenen Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Straßburg. Der zweite, die russische Periode umfassende Teil ist vorm Jahre besonders erschienen und von der Fakultät mit dem Preise gekrönt worden. „Mit Interesse und Mitgefühl, sagt der Verfasser im Vorwort, blickt das gebildete Europa — vornehmlich alles, was deutsche Zunge redet — auf den Untergang der deutschen Grenzmark, des vorgeschobensten Postens deutscher Kultur in slawischen Landen.“ Er sieht in dieser traurigen Wendung die Aufforderung zu einem Rückblick auf die innere Geschichte des Landes, bei dem er sich jedoch auf die Darstellung der ländlichen Unterthänigkeitsverhältnisse und des Wirtschaftsbetriebes beschränken will, und glaubt sich mit Recht der Aufgabe gewachsen. Entstammt er doch selbst einem Rittergeschlechte Livlands, ist seit 1887 Erbherr eines dortigen Rittergutes und hat die Archive seiner Heimat gründlich durchforscht. Seine Darstellung bestätigt das Schlimmste, was über die bäuerlichen Verhältnisse der baltischen Provinzen im vorigen Jahrhundert bei uns bisher bekannt geworden ist; viele Angaben klingen geradezu unglaublich, müssen aber, als durchaus aktenmäßig, dennoch geglaubt werden. Wir verzichten absichtlich auf die Wiedergabe von Einzelheiten. Das Buch schließt mit der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1804. Der Verfasser fügt noch bei: „Es gehört nicht zur Aufgabe dieser Arbeit, einen Blick in die Zukunft [die Zeit nach 1804] livländischer Agrarreformen zu werfen, auf die Erteilung der Freizügigkeit an die Bauern durch den Landtag von 1818, auf die vielfachen schweren Irrtümer, in denen sich die Agrarpolitik bewegte, auf die gewaltigen Anstrengungen, welche gemacht wurden, um die Folgen dieser Irrtümer zu paralysiren und schließlich den gedeihlichen Zustand herbeizuführen, in welchem sich jetzt der livländische Bauer befindet.“ Schade, daß sich der Verfasser selbst diese Grenze gesteckt hat! Deutsche Zeitungen, und zwar deutsch-patriotische Zeitungen, haben behauptet, die baltische Ritterschaft habe das Schwere, von dem sie jetzt betroffen wird, durch ihr Verhalten gegen die Bauern verdient, und das Einschreiten der russischen Regierung sei im Staatsinteresse notwendig gewesen. Wir hätten so gern die urkundliche Widerlegung dieser Behauptung gelesen.

Um noch eine Kleinigkeit zu erwähnen: den Druckfehler „deterriorirt“ macht der Umstand verdächtig, daß er zweimal, S. 174 und 184, vorkommt; vielleicht hat ihn ein halbgebildeter Korrektor, der das Wort von terra anstatt von deterior ableitet, hineinkorrigirt. An der ersten Stelle würde übrigens, wenn es durchaus ein Fremdwort sein sollte, devastirt besser gewesen sein, weil da vom Walde die Rede ist. Das Buch ist höchst interessant und darf vom Historiker schon als wichtiger Beitrag zur Geschichte der Hörigkeit nicht übersehen werden.

Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Litteratur. Von Wilhelm Lang. Sechstes Heft. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1890

Von den vier biographischen Essays dieses Heftes hat uns der über Friedrich Vischer, wie er der längste und bedeutendste ist, auch am meisten interessirt. Zur Zeit bildet er die beste und wohl auch die einzige zusammenfassende Lebensskizze des so vielseitig schöpferischen und charaktervollen Schriftstellers, der in den Erinnerungen der Ilse Frapan, in dem Büchlein von Julius Ernst von Günthert

nur als alter Herr und bruchstückweise geschildert wird. Lang schreibt offenbar aus der persönlichen Kenntnis des Gründers der Ästhetik, er beurteilt ihn nach allen Seiten, als Politiker, Lehrer, Dichter und Charakter klar und einsichtig. Wirklich neu dürfte freilich wenig sein; den Günthertschen Bericht über Vischers letzten Besuch bei dem sterbenden David Strauß ergänzt Lang in interessanter Weise. Bekanntlich sind die beiden Jugendfreunde anläßlich des Straußschen Buches „Der alte und der neue Glaube" auseinandergeraten. Als das Buch erschien und Lärm machte, war Strauß auf kein andres Urteil so gespannt als auf das Vischers. „Wenn er nicht ihn zum Bundesgenossen gewann, auf wen konnte er sonst rechnen? Es war die schmerzlichste Enttäuschung für ihn, daß ihm auch diese Hoffnung versagte. Vischer ließ den Freund nicht darüber in Zweifel, daß, wenn er öffentlich über das Buch redete, er es nicht im Sinne unbedingter Heeresfolge zu thun vermöchte. Zwar dem polemischen, negativen Teil gab er seine ungeteilte Zustimmung. Umso ernstere Bedenken hatte er gegen den Teil, der die monistische Weltansicht zu begründen suchte. Dem alten Hegelianer war es unmöglich, vor der materialistischen Naturforschung, wie Strauß gethan hatte, zu kapituliren. . . Und die Religion, die Strauß nur noch als pietätvolles Gefühl der Abhängigkeit vom Universum gelten läßt — auch das wollte Vischer nicht genügen. . . Er selbst will am Ende seiner Bahn, müde der Täuschungen, doch eine festhalten: »Nimmer schwinde sie mir, die hohe Täuschung, der wahrheitsvolle Wahn, daß Götter leben!« Der Mythenglaube, den Strauß einfach beseitigt wissen will, für Vischer war er ebenso schön als häßlich, verderblicher Wahn und dennoch eine Notwendigkeit: die Menge kann das ewig nicht entbehren, was Lessing zeitweilige Stützen der Religion nennt. Moral ruht schlechterdings auf Religion. »Die Masse braucht in alle Ewigkeit ein geglaubtes Bilderbuch.« Und von diesem Standpunkte konnte Vischer auch dem unbedingt verwerfenden Urteil nicht beistimmen, das Strauß über die »Halben« gefällt hatte. Sind sie es doch, welche den Zusatz von Mythologie im Glauben vermindern helfen. Selbst ein Ganzer, verteidigt er die Taktik der Halben als willkommenen und unentbehrlichen Bundesgenossen. »Teilt man alles in nur zwei Lager, so gehören wir in ein und dasselbe mit den Halben.«" Die Rücksicht auf den kranken Freund verhinderte Vischer seine Polemik zu veröffentlichen. Aber er entschloß sich, seine Gedanken im Manuskript Strauß vorzulegen, und schickte das Manuskript nach Ludwigsburg. „Keine Antwort. Soll er selbst noch einmal den Totkranken besuchen? Er entschließt sich endlich dazu. Als er aber nach dem Manuskript fragte, fragte, ob Strauß es gelesen habe, rief dieser unmutig, er sei fertig und lese nichts mehr über sein Buch, nahm die Handschrift und warf sie beiseite. Vischer faßte sich soweit, daß er dem Freunde die Hand zum Abschied reichte. Der Auftritt hatte ihn aber so ergriffen, daß er nicht imstande war, nach Stuttgart zurückzukehren. Er ging auf den Hohenasperg zu seinem Freunde, dem Major Wolff, dem damaligen Kommandanten der Festung, und blieb dort drei Tage, um sich zu sammeln. Jene Handschrift ist von Vischer nicht veröffentlicht worden."

Auch die andern Essays des Heftes: Max Schneckenburger, der Dichter der Wacht am Rhein, Julius Hölder, der württembergische Minister, Gustav Kolb, der langjährige Redakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, bieten anmutend geschriebene Lebensbilder. Lang schöpft bei der Geschichte Schneckenburgers aus den ungedruckten Tagebüchern, die dieser bis zu seinem frühen Tode mit großem Fleiße geführt hat; auch mit Kolb scheint Lang persönlich genau bekannt gewesen zu sein, und es war verdienstlich, auch ihn, der in aller Stille so viel Macht ausgeübt

hat, einmal eingehender zu behandeln. Der Essay über Hölder giebt geradezu eine Geschichte der Beziehungen der Schwaben zur deutschen Einheitsidee in den letzten vierzig Jahren. Ohne glänzende Wirkungen anzustreben, schreibt Lang sachlich-schlicht und befriedigt durch die Gediegenheit seiner kenntnisreichen Darstellung.

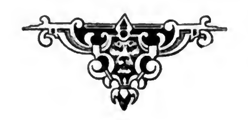
Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von Freiherr von Ungern-Sternburg und Pfarrer Dietz. Heft 107 und 108. Der religiöse Wahnsinn, beleuchtet von Hermann Werner, Pfarrer in Langenberg, früherm Irrengeistlichen. Stuttgart, Chr. Belser, 1890

Wahnsinn, so lehrt der Verfasser und erhärtet es durch viele Beispiele aus seiner eignen reichen Erfahrung und aus der Fachlitteratur, Wahnsinn ist eine körperliche Krankheit, entweder eine Gehirnkrankheit, oder die Folge einer das Nervensystem in Mitleidenschaft ziehenden Unterleibskrankheit. Der Wahnsinn beginnt nicht mit Wahnvorstellungen, sondern mit Empfindungen und Stimmungen. Eine Stimmung, die in den Lebensverhältnissen begründet ist, darf nicht als Symptom des Wahnsinns angesehen werden, mag sie sich auch noch so auffällig äußern. Der Mensch kann äußerlich und geistig ganz gesund sein und sich doch wie ein Wahnsinniger geberden in Schmerz oder Freude, weil eben ein starker Anlaß dazu vorhanden ist. Entsteht aber Betrübniß oder gehobene Stimmung ohne ersichtliche Ursache, so ist das ein Zeichen von Gehirnerkrankung. Der Kranke versucht sich seine veränderte Stimmung zu erklären, und so entstehen die Wahnvorstellungen. Wenn einer von beständiger Angst geplagt wird, so bildet er sich ein, daß ihn Polizisten verfolgen oder etwas ähnliches, der unnatürlich Heitere glaubt etwa Millionär geworden zu sein. Von den Lebensverhältnissen, von dem gewöhnlichen Gedankenkreise des Erkrankten nehmen die Wahnvorstellungen ihre Färbung an. Bei einem religiösen Menschen, er braucht nicht überspannt religiös gewesen zu sein, wird daher die krankhafte Angst die Form der Gewissensangst annehmen, die gehobene Stimmung die Einbildung erzeugen, daß er ein Auserwählter, ein Heiliger oder eine der drei göttlichen Personen sei. Es ist klar, daß geistlicher Zuspruch kein geeignetes Mittel sein kann, einen solchen Kranken zu heilen. Alles, was zum Nachdenken anregt, macht die Sache nur schlimmer. „Wer arbeitet mit einer schmerzenden Hand, wer geht mit einem kranken Fuße, wer singt mit einem entzündeten Kehlkopf?“ Der Verfasser ist nicht etwa Materialist, sondern ein gläubiger Geistlicher: er hebt nicht allein unter den Ursachen der Erkrankung die geistigen und sittlichen gebührend hervor, sondern hält auch übernatürliche Erscheinungen wie die Besessenheit theoretisch für möglich. In der Praxis aber, meint er, mit Beziehung auf letztere müsse man sich doch den besondern Fall ansehen, und die in neuerer Zeit bekannt gewordenen Fälle seien alle natürlich zu erklären. Dasselbe gelte von den Spiritistengeschichten, die unsre modernen Mystiker als Fälle eines „Hereinragens des Jenseits“ anzuführen pflegen. Ihretwegen erinnern wir noch daran, daß ein katholischer Irrenanstaltsgeistlicher zu Wien — leider haben wir seinen Namen vergessen — zu demselben Ergebnis gelangt ist wie Werner. Er sagt in seinem vor etwa dreißig Jahren erschienenen Buche: „Hätte Görres längere Zeit hindurch in einer Irrenanstalt Beobachtungen angestellt, so müßte er seine Mystik entweder gar nicht oder doch ganz anders geschrieben haben.“ Der Wahnsinnige gehört also, auch wenn seine Wahnvorstellungen dem religiösen Gebiete entnommen sind, in die Behandlung nicht des Geistlichen, sondern des Arztes. Da aber nicht jeder solcher Kranke sofort in ein Irrenhaus aufgenommen werden kann, sondern gewöhnlich längere Zeit bei den

Seinigen verweilt, so muß auch der Laie mit Irren umzugehen und sie zu behandeln verstehen. Den Laien nun erteilt der Verfasser für den Fall, daß sie in diese traurige Notwendigkeit versetzt werden, vortreffliche Ratschläge, die bei der zunehmenden Nervosität unsers Geschlechts und der stetig wachsenden Zahl der Geisteskranken leider zeitgemäß genannt werden müssen.

Studien über Getreideverkehr und Getreidepreise in Deutschland. Von Dr. August Köttgen. Jena, G. Fischer, 1890

„So lange Deutschland, sagt der Verfasser S. 4, noch ein getreideausführendes Land war, d. h. bis zum Anfange der siebziger Jahre, erschien es als das Naturgemäße, daß der Überfluß an Getreide von den Ostseehäfen aus seewärts versandt wurde. Der Westen bezog seine Einfuhr über die Niederlande, ein andrer Teil der Fehlbetragsgebiete versorgte sich aus Österreich=Ungarn. Auch als im Laufe der Zeit das deutsche Reich ein Land mit vorwiegender Getreideeinfuhr wurde, änderte sich an diesen Verkehrsrichtungen noch nichts. Erst mit den achtziger Jahren trat ein Umschwung ein: der österreichische Anteil an der Getreideeinfuhr ging mehr und mehr zurück, der russische hob sich in demselben Maße; die Zölle verteuerten den inländischen Preis über den Freihandelspreis hinaus, und die Ausfuhrgebiete waren nicht mehr imstande, ihren Weizen auf den auswärtigen Markt zu bringen; immer mehr suchten sie ihren Absatz in den deutschen Einfuhrgebieten.“ Die Wege dieses neuen Handelsverkehrs hat nun der Verfasser auf kartographischen Darstellungen der Eisenbahndirektion zu Erfurt verfolgt und teilt das Ergebnis seiner Studien in statistischen Tabellen mit. Zugleich zeigt er, wie die Preise mit der Entfernung von den drei Ausgangspunkten der Versorgung (russisch=polnische Grenze, Hamburg, Emmerich) steigen. Der Schlußsatz lautet: „Die Höhe der Preise richtet sich nicht mehr, wie früher, nach den einheimischen Produktionsverhältnissen, sondern nach der Entfernung von den Seehäfen, welche die Ein= und Ausfuhr vermitteln, und nach der Art und Zahl der Transportmittel.“



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Das allgemeine Wahlrecht



Jede Staatsverfassung erscheint in dem Augenblick ihres Entstehens als ein Kompromiß zwischen geschichtlichen Rechten und den treibenden Kräften der Gegenwart. Auch eine einseitig erlassene, „oktroyirte" Verfassung macht davon nur scheinbar eine Ausnahme.

Der Widerstreit der öffentlichen Kräfte läßt sich bei erstarrenden oder absterbenden Völkern zu einem Stillstande bringen; bei lebenskräftigen dagegen kann eine Verfassung nur die Bedeutung haben, daß sie außer den Grundpfeilern eine Anzahl von Wegweisern aufstellt, nach denen sich für eine längere oder kürzere Dauer der Gang der öffentlichen Geschäfte zu richten hat. Hier früher, dort später wird die nationale Entwicklung Bahnen einschlagen, für die die alten Wegweiser nicht mehr genügen; man wird sie ausreißen und durch neue ersetzen. Daß dieser Tag einmal kommen werde, ist übrigens in den meisten Verfassungen selbst vorgesehen, denn sie geben Vorschriften darüber, wie es bei einer Verfassungsänderung zu halten sei.

Dieses Sicherheitsventil gewährt dem deutschen Reiche der Artikel 78 seiner Verfassungsurkunde. Schon aus dem Vorhandensein einer solchen Schutzvorrichtung ergiebt sich aber nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sie in Zeiten der Gefahr in Thätigkeit zu setzen.

Die Entwicklung, die unser öffentliches Leben im letzten Jahrzehnt genommen hat, muß dem Beobachter den Verdacht aufdrängen, daß einige der alten Wegweiser nichts mehr taugen. Das gilt, wie mir scheint, an erster Stelle von dem, der die Richtung angiebt, wie sich die Reichstagswahlen zu vollziehen haben. Je mehr ich mich damit beschäftigte, diesen mir verdächtigen Punkt zu prüfen, desto deutlicher erkannte ich, wie wertvoll es für eine derartige Untersuchung sein müsse, den geschichtlichen Untergrund zu dem Artikel 20

der Reichsverfassung aufzudecken. Diese Arbeit förderte einige neue Ergebnisse zu Tage. Das wichtigste ist die meines Wissens bisher nicht beachtete Thatsache, daß unser Reichswahlgesetz, insofern es eingestandenermaßen auf die Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung zurückgriff, einen bedenklichen Irrtum zur Voraussetzung nahm. Denn der Sieg, den das allgemeine Wahlrecht in Frankfurt davontrug, erscheint bei scharfem Zusehen als eine Niederlage; ich glaube nachweisen zu können, daß die Mehrheit des Frankfurter Parlaments jenen Grundsatz als verderblich ansah, und daß ihr Streben nach einer Beschränkung desselben lediglich an einem widrigen Zufall gescheitert ist.

An den ersten Abschnitt der nachfolgenden Darstellung, der in kurzem Überblick eine Geschichte des Wahlrechtes seit der französischen Revolution versucht, soll sich eine Kritik anschließen, die eine Abänderung des § 20 der Reichsverfassung anregt und begründet. Ich verhehle mir nicht, daß gerade dieser Teil vielfachen Widerspruch hervorrufen wird; aber ich heiße diesen Widerspruch im voraus willkommen, denn die Frage, die ich stelle, rückt ihrer Lösung näher, wenn die öffentliche Meinung veranlaßt wird, sich mit ihr zu beschäftigen.

Das allgemeine Wahlrecht, wie es durch den Artikel 20 der deutschen Reichsverfassung verbürgt wird, ist eine verhältnismäßig junge Frucht der staatsrechtlichen Entwicklung. Selbst Rousseau und Sieyès, deren politische Ideen den Sturz der alten Staatsordnung wesentlich beschleunigten, haben die Forderung eines unbeschränkten Wahlrechtes noch nicht gekannt.

Freilich schrieb Rousseau im zweiten Buche des Contrat social der Gesamtheit der Bürger die Souveränität zu und verlangte dementsprechend für alle ein gleiches Stimmrecht; aber dieses Stimmrecht des Genfer Philosophen hat mit unserm Wahlrecht wenig gemein. Rousseau hatte sich bis zu einem solchen Grade in den Naturzustand der Menschheit verliebt, daß ihm der Gedanke an eine Volksvertretung schon deshalb unerträglich erschien, weil sie eine „Erfindung der Zivilisation" war. Nach dem Muster der Hellenen und der Römer verlangte er vielmehr die unmittelbare Abstimmung des ganzen Volkes über jedes einzelne Gesetz, eine Forderung, zu der ihn ohne Zweifel die Erinnerung an die kleinen politischen Verhältnisse seiner Heimat geführt hat. Dabei übersah er gänzlich, daß eine derartige Einrichtung höchstens in einer Gemeindeverfassung von Dauer sein kann, während sie sich in jedem ausgedehnten Staatswesen von selbst verbietet.

Im Gegensatz zu dem Grundirrtum Rousseaus erklärte Sieyès eine auf Stellvertreter des Volkes gestützte Verfassung als diejenige, die bei allen von menschlichen Dingen unzertrennlichen Mängeln doch die meisten Vorteile gewähre. Wir wollen sehen, wie er über die Wahl jener Stellvertreter gedacht hat.

Im letzten Teile der Schrift Qu'est-ce que le tiers état? (Januar 1789) verlangte Sieyès im Hinblick auf die im Mai desselben Jahres zusammen-

tretenden Reichsstände, daß der dritte Stand ebensoviele Vertreter haben solle, wie die beiden andern Stände zusammen. Obgleich er aber hier mit der stärkeren Vertretung des Bürgerstandes in gewissem Sinne auch eine Ausdehnung der Wahlberechtigung nach unten anstrebte, war er doch von der Forderung des allgemeinen Wahlrechtes unendlich weit entfernt. Denn die Versammlung, auf die jene Schrift einwirken sollte und thatsächlich eingewirkt hat, war eine ständische, d. i. eine solche, die von vornherein den schärfsten Gegensatz zu den nivellirenden Prinzipien des allgemeinen Wahlrechtes bedeutet.

In der Folge hat Sieyès die Vertretung nach Ständen allerdings verworfen und mit Nachdruck den Gedanken verteidigt, daß jeder Abgeordnete die ganze Nation zu vertreten habe, einen Gedanken, den man seitdem in Frankreich nicht mehr aufgegeben hat. Über das Wahlverfahren äußerte er sich etwa folgendermaßen: „In den Pfarrgemeinden sollen Urversammlungen stattfinden, in denen die Urwahlen nach den besondern Bestimmungen vorgenommen werden. Nimmt man etwa fünfzig bis hundert Pfarrgemeinden — als Staat —, so würde deren gemeinschaftliche Gesetzgebung den ersten Grad der Stellvertretung haben können, indem die Pfarrgemeinden Abgeordnete ernennen, deren Vereinigung die gesetzgebende Versammlung wäre. Wenn man aber einen Staat von zweitausend Gemeinden annimmt, so müßte die gesetzgebende Versammlung den zweiten Grad der Stellvertretung haben. Die Abgeordneten der Gemeinden würden sich nicht mehr vereinigen, um selbst die Geschäfte zu führen, sondern sie könnten nur die gesetzgebenden Vertreter für das Ganze ernennen. Denkt man sich endlich die Zahl der Gemeinden bis auf 40000 erhöht, so würde sich die gesetzgebende Versammlung von dem Volke als dem ersten Auftraggeber nochmals um einen Grad entfernen. Eine weitere Entfernung erscheint dagegen nicht ratsam, weil die Gesetzgebung stets durch den im Volke ruhenden demokratischen Geist erfrischt werden muß, und weil andernfalls Gefahr vorhanden wäre, daß sich der Wille der Gesamtheit unter der großen Zahl der Mittelpersonen verliere."

Was uns bei diesen Vorschlägen vor allem befremdet, ist der ausgedehnte Mechanismus des mittelbaren Wahlverfahrens. In der von ihm verfaßten Erklärung der Menschenrechte*) zeigt Sieyès sich noch unentschieden, ob er der unmittelbaren oder mittelbaren Wahl den Vorzug geben solle. Elf Jahre später jedoch hat er, durch die Fügung des Schicksals abermals zur Mitwirkung an einem Verfassungswerke berufen, der in den obigen Ausführungen sich offenbarenden Vorliebe einen ins Maßlose gesteigerten Ausdruck gegeben.

Aus dem Wortlaut der angeführten Stelle läßt sich entnehmen, daß

*) Seine Schrift Reconnaissance et exposition des droits de l'homme et du citoyen (Juli 1789) erhielt in der Nacht vom 4. August die bekannte dogmatische Weihe.

Sieyès das aktive Wahlrecht von gewissen Bedingungen abhängig machen wollte; daß er auch die Wählbarkeit bestimmten Einschränkungen unterwarf, ergiebt sich aus einer andern Stelle, wo er als wahlfähige Klassen die bezeichnet, denen „eine gewisse Wohlhabenheit erlaube, eine freie Erziehung zu empfangen und sich für die öffentlichen Angelegenheiten zu interessiren.“ Übrigens steht es fest, daß die Septemberverfassung des Jahres 1791 unter seinem maßgebenden Einfluß zustande gekommen ist, sodaß sich deutliche Spuren seiner Gedanken in ihr wiederfinden. Ich führe deshalb den auf unsern Gegenstand bezüglichen Artikel der Konstitution wörtlich an: Pour former l'assemblée nationale législative, les citoyens actifs se réuniront tous les deux ans en assemblées primaires dans les villes et dans les cantons. Die neugierige Frage, was man unter einem Aktivbürger zu verstehen habe, wird in der Konstitution selbst beantwortet: Pour être citoyen actif, il faut: être né ou devenu Français; être âgé de 23 ans accomplis; être domicilié dans la ville ou dans le canton; payer une contribution directe au moins égale à la valeur de trois journées de travail; n' être pas dans un état de domesticité; être inscrit au rôle des gardes nationales; avoir prêté le serment civique. Fassen wir die wesentlichen Punkte dieser Bestimmungen zusammen, so erhalten wir das Urwählerrecht für jeden dreiundzwanzigjährigen Franzosen, der in einer Gemeinde ansässig ist, nicht im Dienstbotenverhältnis steht und eine direkte Steuer entrichtet. Diese Steuer war indessen so niedrig, daß sie jeder tüchtige Arbeiter bezahlen konnte, und das Geschrei, das die Radikalen über sie als eine Verletzung der „Menschenrechte“ erhoben, war jedenfalls unbegründet. Denn wie wenig jene Einschränkung in Wirklichkeit bedeutete, geht aus der Thatsache hervor, daß es trotz jenem Zensus in dem damaligen Frankreich über vier Millionen Urwähler gab.

Des aktiven Bürgerrechtes wurden die für verlustig erklärt, die sich in offenbarer Insolvenz befänden oder wegen eines Verbrechens angeklagt oder verurteilt wären, Bestimmungen, die in ähnlicher Form in die meisten modernen Verfassungen übergegangen sind. Ein andrer Artikel bezeichnete sämtliche Aktivbürger als befähigt, zu Abgeordneten gewählt zu werden; umsomehr aber muß man sich darüber wundern, daß für die Wahlmänner ein höherer Zensus vorgeschrieben wurde. Diese seltsame und widerspruchsvolle Forderung war ein Streich Robespierres. Ursprünglich hatte nämlich die Verfassung für die Abgeordneten, nicht für die Wahlmänner einen Zensus festgesetzt; als nun darauf die Ernennung der Wahlmänner ohne Zensus vollzogen war, brachte Robespierre durch Überrumpelung und Drohung eine Abänderung hinein, wonach der für die Abgeordneten vorgeschriebene Zensus beseitigt und auf die Wahlmänner übertragen wurde. Sobald ihm dieser Schritt geglückt war, that er den zweiten und setzte durch, daß „ausnahmsweise“ die ohne Zensus gewählten Wahlmänner die Abgeordneten ernennen durften.

Aus der bisherigen Darstellung ergiebt sich als Niederschlag der ersten Revolutionszeit bei einem mittelbaren Wahlverfahren ein nahezu allgemeines, nur durch einen verschwindend kleinen Zensus beschränktes Wahlrecht für die Urwähler und die Abgeordneten, wogegen die Wählbarkeit der Wahlmänner an einen etwas höhern Zensus gebunden war.

Inzwischen hatte die Konstitution von 1791, die papierne Grundlage aller papiernen Verfassungen, wie Carlyle sie treffend genannt hat, nur kurzen Bestand; sie wurde bald durch eine andre ersetzt, und wenn diese auch wegen der augenblicklichen Gefahr des Landes zeitweilig aufgehoben werden mußte, so vollzogen sich doch die Wahlen zum Nationalkonvent schon nach neuen Bestimmungen. Alle in der frühern Verfassung noch vorhandnen Schranken waren nun beseitigt, der Unterschied zwischen aktiven und nichtaktiven Bürgern aufgehoben: jeder Franzose, der einundzwanzig Jahre alt war und nicht im Dienste eines andern stand, war Wähler, jeder, der fünfundzwanzig Jahre alt war, konnte gewählt werden. Das Wahlverfahren war auch diesmal mittelbar.

So entstand der Konvent, eine Versammlung, in der sich etwa hundert Menschen befanden, die man bei geordneter Staatslage ins Zuchthaus oder ins Irrenhaus gesperrt hätte; eine Volksvertretung, die vielleicht mehr Schrecken und Greuel über die Nation gebracht hat, als alle Herrscher von Chlodwig bis auf Ludwig XVI. zusammengenommen. Allerdings darf man für dieses Ergebnis die schrankenlose Wahlberechtigung nicht ohne weiteres verantwortlich machen, denn die Geschichte kennt Fälle, wo in erregten Zeiten auch aus stark beschränkten Wahlen eine völlig radikale Vertretung hervorging. In dem damaligen Frankreich jedoch urteilte man anders, und die Erfahrungen, die man mit der Frucht des allgemeinen Wahlrechtes gemacht hatte, führten schon im Jahre 1795 zu einer wichtigen Beschränkung. Diese bestand zunächst darin, daß durch die neuen Wahlen nur ein Drittel der künftigen Kammer ernannt werden sollte, während die beiden andern Drittel aus den bisherigen Mitgliedern des Konvents genommen wurden. Ferner wurde der Unterschied zwischen aktiven und nichtaktiven Bürgern wieder aufgerichtet und für die Abgeordneten außer einem Zensus die Vollendung des dreißigsten Lebensjahres vorgeschrieben.

Hier machte aber die Rückwärtsbewegung keineswegs Halt. Mit der Naturnotwendigkeit des aus seiner Lage gerückten Pendels fuhr sie über den Normalpunkt, den ich nach der bisherigen Entwicklung für französische Verhältnisse in den Bestimmungen des Jahres 1791 erblicken möchte, hinaus und gelangte so zu der Konsulatsverfassung vom 13. Dezember 1799, deren eigentümlicher Charakter darin besteht, daß sie den Schein der Volksherrschaft zu wahren suchte, um in Wirklichkeit desto sicherer alles dem Willen eines Einzigen zu unterwerfen. Das Urwählerrecht blieb für alle aktiven Bürger bestehen. Diese hatten aber nur die 500000 Bürger der sogenannten Kommunallisten

zu ernennen, diese wieder die 50000 der Departementslisten, und erst diese die — Kandidaten für die Abgeordnetenkammer. Die Auswahl aus jener dreimal durchgesiebten Kandidatenliste besorgte eine aus achtzig mindestens vierzigjährigen Bürgern zusammengesetzte Behörde, die ein williges Werkzeug der Regierung war. In dieser Schablonenarbeit erkennen wir leicht die Thätigkeit des Abbé Sieyès; Bonaparte aber verspürte begreiflicherweise wenig Neigung, an diesem von dem alten Vorfechter der Revolution ihm angetragenen Wahlsystem etwas zu ändern.

So ist es dann im allgemeinen bis zum Sturz des Kaisertums geblieben; es ist eine unbestrittene Thatsache, daß das „souveräne" Volk von Frankreich sich schnell mit den gewaltigen Schranken befreundet hat, durch die es von jeder wirklichen Teilnahme an der Regierung fern gehalten wurde.

In der Charte des Jahres 1814 war für die Wähler ein Zensus von 300, für die Abgeordneten einer von 1000 Franks festgesetzt. Diese Beschränkung blieb bestehen, als im Jahre 1817 auf Antrag des Ministeriums statt des mittelbaren das unmittelbare Verfahren eingeführt wurde. In jedem Departement bildeten von jetzt ab die dreißigjährigen 300-Franks-Bürger eine Art von Wahlkollegium, das aus der Zahl der vierzigjährigen 1000-Franks-Bürger die Abgeordneten ernannte. Man hat berechnet, daß durch diese Bestimmungen das Wahlrecht auf weniger als 100000, die Wählbarkeit auf annähernd 20000 Bürger beschränkt war.

Die nach der Julirevolution vorgenommene Änderung band das Wahlrecht und die Wählbarkeit an einen Zensus von 200 und 500 Franks und führte die Altersgrenze auf das fünfundzwanzigste und dreißigste Lebensjahr zurück, sodaß nunmehr im ganzen etwa 200000 Bürger das aktive Wahlrecht besaßen. Wie weit überhaupt damals die öffentliche Meinung Europas von der Forderung des allgemeinen Wahlrechts entfernt war, erkennt man aus den Verordnungen, die um jene Zeit in den beiden Staaten getroffen wurden, welche man wegen ihrer liberalen Verfassung besonders zu rühmen pflegt, in Belgien und in England. Das durch die Nachwehen der Julirevolution beeinflußte belgische Wahlgesetz schloß durch einen hohen Zensus die Massen derart aus, daß auf etwa hundert Seelen ein Wähler kam. Und die um dieselbe Zeit in England vorgenommene Reform hat, obgleich sie die Zahl der Wähler um nahezu eine Million erhöhte, dennoch an den bestehenden Grundsätzen nicht gerüttelt: ein wenn auch geringer Zensus ist bis auf den heutigen Tag in England die notwendige Voraussetzung des Wahlrechtes geblieben.

Erst das Jahr 1848 brachte dem französischen Volke das allgemeine Wahlrecht zurück, und dieses wieder nach einigen Schwankungen — sehr gegen den Willen seiner Anhänger — das zweite Kaisertum.

Indem ich nun dazu übergehe, in wenigen Sätzen zu zeigen, was die deutschen Staatsmänner und Publizisten bis zum Jahre 1848 über unsern

Gegenstand gedacht und erstrebt haben, halte ich es für angemessen, meine Darstellung vorwiegend auf Preußen zu beschränken.

Friedrich Wilhelm III. hatte schon am 27. Oktober 1810 „eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze" in Aussicht gestellt; diese Zusage wiederholte er in bestimmterer Fassung am 22. Mai 1815 in einer Verordnung, aus deren Wortlaut sich erkennen läßt, daß damals dem König und seiner Regierung eine aus mittelbaren Wahlen hervorgehende, nach Ständen gegliederte Volksvertretung vorschwebte. In welcher Weise aber die Wahlen sich vollziehen sollten, darüber war und blieb man noch lange unentschlossen.

Die in jener Verordnung auf den 1. September in Aussicht gestellte Kommission trat überhaupt nicht zusammen, und eine andre, die auf den 7. Juli 1817 berufen wurde, lieferte den Beweis, daß die im Schoße der Regierung sich bekämpfenden Ansichten noch immer nicht zu einer einheitlichen Auffassung abgeklärt waren. Auch die Versuche, die man im Jahre 1819 machte, führten zu keinem guten Ende. Obwohl aber um jene Zeit die Entlassung der liberalen Minister Beyme, v. Boyen und Humboldt den Beginn einer Reaktion vermuten ließ, erschien noch am 17. Januar 1820 das vielgenannte königliche Edikt in Betreff des Staatsschuldenwesens, worin sich zur Wiederbelebung mancher Hoffnung der folgende Satz fand: „Sollte der Staat künftighin in die Notwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehens zu schreiten, so kann solches nur mit Zulassung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung geschehen."

Inzwischen war aber trotz aller Verheißungen die Gunst der Zeit von diesen Bestrebungen gewichen, und so erschien endlich im Jahre 1823 die Maus des kreißenden Berges, das „allgemeine Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände." Daß darin von einer Vertretung des ganzen Landes nicht mehr die Rede war, konnte kaum noch überraschen, denn schon am 11. Juni 1821 hatte der König in einer Kabinetsordre erklärt, daß er den Gedanken an Reichsstände aufgebe und diese Angelegenheit „der Zeit, der Entwicklung der Sache und der landesväterlichen Fürsorge" anheimstelle.

In welcher Weise aber vollzogen sich die Wahlen zu den Provinzialständen? Wahlberechtigung und Wahlfähigkeit waren ausschließlich an das Grundeigentum gebunden, und zwar so, daß die Standesherren und Rittergutsbesitzer zusammen die eine Hälfte, die Städte und die übrigen Grundbesitzer die andre Hälfte der Vertreter hatten. Unter den 584 Stimmen der acht Provinzialstände besaßen die Standesherren und die adlichen Grundbesitzer 278, die Städte 182 und die Bauern 124. Die Juden waren von der Vertretung gänzlich ausgeschlossen.

Am 3. Februar 1847 erfolgte die Berufung der acht Provinziallandtage zu dem Vereinigten Landtag; sein Nachfolger, der durch Patent vom 14. März

1848 auf den 27. April und wenige Tage später auf den 2. April einberufen worden war, wurde schon nach acht Tagen geschlossen, und an seine Stelle trat die auf Grund eines neuen Wahlgesetzes gebildete Nationalversammlung.

Die süddeutschen und einzelne norddeutsche Staaten hatten bald nach den Freiheitskriegen den Artikel 13 der Bundesakte: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden" zur Ausführung gebracht. Aber die Betrachtung der dabei angewandten Grundsätze gehört nicht hierher, weil jene Vertretungen entweder ständisch waren oder aus einer Verbindung von ständischen und repräsentativen Bestandteilen hervorgingen. Von größerm Interesse dürfte es sein, zu erfahren, wie sich die hervorragenden Staatsmänner und Schriftsteller jener Zeit über die Wahl und Zusammensetzung der Volksvertretung geäußert haben.

Stein, mit dem diese Übersicht füglich beginnt, schrieb am 24. November 1808, daß „jeder aktive Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er treibe Landwirtschaft oder Fabrik oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, ein Recht zur Repräsentation" habe. Denselben Gedanken wiederholte er in einer Denkschrift an Hardenberg am 10. März 1814. Dem größten Staatsmanne, den Preußen und Deutschland in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatten, stand also der Grundsatz fest, daß die Gesamtheit der Bürger einer Vertretung bedürfe. Über die Art, wie diese zu bilden sei, schrieb er im Jahre 1818 dem Grafen Spiegel, dem spätern Erzbischof von Köln, „daß eine Repräsentation nach Ständen, nicht nach arithmetischer Zerstückelung einer in einen großen Teig aufgelösten Nation statthaben müsse." Die Forderung einer ständischen Volksvertretung hat Stein sein Leben hindurch festgehalten, dagegen hat er bezüglich des Wahlverfahrens seine Auffassung mit den Jahren geändert. Während er noch am 21. Juni 1816 an Capodistria schrieb, daß „man die Abgeordneten durch die Munizipalitäten der Städte und Landgemeinden wählen lassen" solle, tritt uns die entgegengesetzte Ansicht schon im Juli 1818 aus einem Briefe an den Oberpräsidenten von Vincke entgegen, und ähnlich, aber in schärferer Fassung, aus einem Briefe an Niebuhr im Jahre 1822: „Die Provinzialstände können die Reichsstände nicht wählen, denn es wäre alsdann das Wahlrecht nur dreihundert bis vierhundert Menschen anvertraut; es wäre wegen ihrer geringen Zahl ohne alles Vertrauen vonseiten der ausgeschlossenen Masse der Nichtwähler und unreinen Einwirkungen ausgesetzt. Die Wahlen durch Wahlkörper sind überhaupt verwerflich, weil unmittelbare Wahlen selbständiger, eigentumbesitzender, zahlreicher Wähler unparteiischer, einflußreicher und vertraueneinflößender sind." Aus den letzten Worten darf man übrigens nicht etwa die Forderung herauslesen, daß das Wahlrecht und die Wählbarkeit an den Grundbesitz zu binden seien. Denn als im Oktober 1822 der Kronprinz

die Ansichten Steins „über zukünftige allgemeine Stände der preußischen Monarchie“ zu erfahren wünschte, verwarf dieser ausdrücklich die in dem Kommissionsentwurfe gemachte Einschränkung, „daß die Vertreter des Gewerbes Grundeigentümer sein müßten.“

Dieser freiere Standpunkt unterschied Stein von Hardenberg, der überdies das mittelbare Verfahren in einer an Sieyès erinnernden Ausdehnung befürwortete. Die Ansichten, die sich der langjährige Staatskanzler Friedrich Wilhelms III. über den Gegenstand gebildet hatte, gewannen nach vielen Schwankungen eine greifbare Form in dem Verfassungsplan, den er am 12. Oktober 1819 dem König einreichte. Nach diesem Plane sollte das Wahlrecht zwei großen Klassen, den Nichtgrundbesitzern und den Nichtchristen, versagt werden. Im übrigen scheint es uns heute fast unbegreiflich, daß Hardenberg sich durch seine Entwürfe dem Verdacht einer allzu großen Freisinnigkeit aussetzte; aber es gab in der That eine einflußreiche Partei, die nicht ruhte, bis sie seine reichsständischen Gedanken zu Falle gebracht hatte.

Auch W. v. Humboldt war, freilich aus andern Gründen, ein entschiedener Feind der Hardenbergschen Pläne. Seine Gegnerschaft entsprang namentlich daher, daß er, ähnlich wie Stein, unmittelbare Wahlen verlangte; er hat seine Ansichten in einer Denkschrift über Preußens ständische Verfassung niedergelegt, worin sich folgende Sätze finden: „§ 45. Die Wahl der Mitglieder dieser dreifachen Behörde (der Kreis-, Provinzial- und Landesvertretung) muß vom Volke, nicht die der einen von der andern ausgehen. § 73. Die Gründung volksvertretender Versammlungen nach bloß numerischen Verhältnissen setzt offenbar eine völlige Vernichtung jedes Unterschiedes der einzelnen Genossenschaften voraus.“

Es ergiebt sich also die bedeutungsvolle Thatsache, daß die drei großen liberalen Staatsmänner, die Preußen zur Zeit seiner Wiedergeburt gehabt hat, über die Forderung einer ständischen Vertretung nicht hinausgegangen sind. Auch was Ancillon, Arndt, Görres und andre über die Frage geschrieben haben, bietet keine neuen Gesichtspunkte. Dagegen erscheint es aus mehr als einem Grunde erklärlich, daß freiere Ansichten sich zuerst im westlichen Deutschland hervorwagten. Unter den Äußerungen, die wir hier vernehmen, zeichnet sich eine Schrift des Gouvernementsrats Koppe in Aachen aus, dessen Freisinn dem damaligen Oberpräsidenten Sack von gewisser Seite übel vermerkt wurde. In der Broschüre „Die Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten dieser Zeit“ forderte er eine aus den Landständen der Provinzen gebildete, „in einem Pleno operirende Versammlung der Volksvertreter.“ Das Wahlrecht sollte jeder Bürger besitzen, den „ein gewisses, durch die Summe seiner Steuerzahlung beurkundetes Einkommen über den Verdacht erhebt, von Profession oder aus Not ein novarum rerum cupidus zu sein.“ Dagegen wünschte er die Wählbarkeit wesentlichen Schranken

unterworfen, da er hierfür außer der Vollendung des dreißigsten Lebensjahres den Ausschluß der Hagestolzen und der kinderlosen Witwer, der Juden und der Staatsdiener verlangte. Der große Fortschritt, den die Vorschläge Koppes im Vergleich mit den bisher erwähnten Ansichten bedeuten, besteht darin, daß er die Vertretung nach Ständen endgiltig beseitigen wollte.

Der zweifelhafte Ruhm, als einer der ersten in Deutschland das allgemeine Wahlrecht verlangt zu haben, gebührt wohl dem Badener C. v. Rotteck. Indem dieser den oben erwähnten Grundirrtum Rousseaus zum Ausgangspunkte seiner Untersuchungen nahm, wurde er mit Notwendigkeit zu dem Satze geführt, daß allen Bürgern ohne Unterschied das gleiche Stimm- und Wahlrecht zustehe (Lehrbuch des Vernunftrechts II, § 91 f.). Derartige Anschauungen waren aber nur vereinzelt und fanden im Volke noch keine Beachtung. So blieb es bis zu dem Jahre 1830, das infolge der Katastrophe in Frankreich auch das liberale Bürgertum Deutschlands mit neuen Hoffnungen erfüllte. In demselben Jahre überreichte Hansemann, ein angesehener Bürger von Aachen, dem König eine Denkschrift, worin er den Gedanken ausführte, daß das Staatsinteresse eine von den Höchstbesteuerten gewählte Kammer erfordere. Hier verrät sich schon deutlich französischer Einfluß, denn diese Forderung entspricht durchaus dem damals in Frankreich geltenden Wahlgesetz, an dessen Grundzügen ja auch die Julirevolution nichts Wesentliches geändert hatte.

Bald aber ließen sich von dorther Einwirkungen verspüren, die ein bedenkliches Gepräge trugen: das Virtuosentum einer radikalen, jede Ordnung verhöhnenden Schriftstellerei. Börne und Heine wurden die Begründer eines Journalismus, der das geistige Leben der Nation in unberechenbarer Weise geschädigt hat. Namentlich im Westen gewöhnte sich der „Bourgeois" alles, was von Paris kam, unbesehen als „human" und „liberal" zu preisen, während er mit Absicht oder aus Unverstand die Augen schloß, um die handgreiflichen Vorteile der preußischen Staatsverwaltung nicht zu bemerken. Wenn man sieht, was sich das deutsche Publikum damals von den erwähnten Schriftstellern bieten ließ, mit welchem Heißhunger es ihre unreifen, durch Zoten und Frechheiten aller Art gewürzten Feuilletons verschlang, mit welchem Wohlbehagen es jede der eigenen Nation zugefügte Schmach, jeden dem Pariser Pöbel und Pariser Dirnen dargebrachten Hymnus aufnahm, dann begreift man die klägliche Posse, die dieses Bürgertum spielte, als die in Frankreich leichtfertig heraufbeschworene Revolution nach Deutschland herüberflutete, um auch hier das Volk in wildem Strudel bis an den Rand eines unabsehbaren Verderbens zu reißen.

Für die Mehrheit jenes Bügertums waren die auf gewissenhafter Arbeit beruhenden Gedanken eines Forschers, dessen Liberalismus über jeden Zweifel erhaben war, und der bald nachher für seine politische Überzeugung Stellung und Heimat zum Opfer brachte, eine unverdauliche Kost geworden (Dahlmann,

Die Politik. 1. Aufl. 1835). Trotzdem steckte in seinem Buche mehr Fleiß und Weisheit, als in allen Aufsätzen jenes politischen Radikalismus zusammengenommen. In den §§ 150 bis 162, die über die Bildung der zweiten Kammer handeln, verwarf Dahlmann jede Vertretung nach Ständen; dagegen befürwortete er den englischen Grundsatz, daß die Vertretung auf den Gemeinden oder auf Gemeindeverbänden beruhe. Für das Recht, an den Wahlen teilzunehmen, forderte er außer der Großjährigkeit ein „anständiges, bürgerliches Einkommen." Auf Schritt und Tritt erkennt man die Ehrlichkeit des Versuches, die überlieferten Rechte einer vergangenen und die Ideen einer modernen Zeit mit den wahren Zwecken des Staates in Einklang zu bringen. Man muß es beklagen, daß diese Mahnungen, so lange es Zeit war, nicht beachtet wurden. Freilich, daß es an der Zeit war, hätten die Fürsten und ihre Berater wissen können. Seit dem Tode des alten Herrschers mehrten sich in Preußen von Jahr zu Jahr die Stimmen, die eine bessere, auf zeitgemäßer Grundlage beruhende Vertretung des Volkes verlangten; immer lauter wurde der Ruf, immer dringender das Verlangen, und die Haltung des Königs war nicht geeignet, es zu beschwichtigen.

Da fügte es das Verhängnis, daß in diese Welt voll Spannung aus Paris der Ruf nach einer Ausdehnung des Wahlrechtes herüberklang. Unwillkürlich wandte sich die Teilnahme des deutschen Liberalismus nach Westen; ängstlich, wie um die eigne Sache besorgt, verfolgte man den dort sich erhebenden Kampf. Ein kurzes Ringen auf Leben und Tod, und es ertönte die Botschaft von dem Sturze des Königtums. Die dritte Revolution hatte gesiegt, und mit ihr das allgemeine Wahlrecht.

Bei den ersten Nachrichten aus Paris stand Deutschland überrascht und betäubt; unbestimmt, aber schwer empfand man die Sorge, daß die Ereignisse einem Kriege mit der neuen Republik entgegentreiben könnten. Aber kaum begann sich diese Furcht zu zerstreuen, so traten allenthalben die eignen Wünsche und Hoffnungen hervor. Dabei zeigte sich die merkwürdige Erscheinung, daß im Süden alsbald eine starke Bewegung für ein deutsches Parlament begann, während diese Frage in dem kühleren Norden zunächst im Hintergrunde blieb.

An vielen Orten gab die Gemeindevertretung den Wünschen der Bevölkerung eine Fassung, die der Regierung in Adressen, Petitionen oder Deputationen überreicht wurde. Daß bei diesen Vorgängen die Städte der westlichen Provinzen den übrigen voraus eilten, verstand sich fast von selbst. Am 3. März faßte der Gemeinderat von Köln einige Beschlüsse, die in Berlin überreicht werden sollten. Der erste verlangte: „Schleunige Einberufung des Vereinigten Landtages und Gewährung derjenigen Rechte, welche von den Vertretern des Volkes als zu einer dauerhaften Begründung der Verfassung erforderlich in Anspruch genommen werden, sowie Erweiterung des Wahlgesetzes auf einer möglichst umfassenden Grundlage." Ähnliche Wünsche wurden in den ersten Tagen des

März an vielen Orten ausgesprochen. Aber schon meldeten sich die Kräfte, die die Bewegung in schnelleren Fluß zu bringen suchten; von diesen sollten die Stadträte von Köln, noch bevor sie die Sitzung am 3. März verließen, eine wenig willkommene Probe erhalten: bald nach sieben Uhr drangen einige hundert Personen in das Rathaus und suchten dem Gemeinderat unter drohendem Geschrei gewisse „Forderungen des Volkes“ aufzuzwingen. Die erste dieser Forderungen aber lautete: „Gesetzgebung und Verwaltung durch das Volk; allgemeines Wahlrecht und allgemeine Wählbarkeit in Gemeinde und Staat.

Wie bei jeder Volksbewegung die Extremen am ehesten die großen Massen für sich gewinnen, so geschah es auch hier: die gemäßigten Forderungen, die anfangs von der besonnenen Presse und von manchen Körperschaften erhoben wurden, verstummten allmählich, und das „allgemeine Wahlrecht“ wurde das zugkräftigste Schlagwort einer Bewegung, die ihre Wellen bald bis in die entlegensten Dörfer trug. Aber für den Leser bedarf es kaum noch der Erinnerung, daß jenes Schlagwort in unsrer staatlichen Entwicklung ein fremdes Gewächs bedeutet, dessen Keime in dem Augenblick einer gewaltigen Gährung in den widerstandslosen Staatskörper gelangten, um sich hier nach der Art solcher Eindringlinge einzunisten und auszubreiten.

Die preußische Monarchie bot in jenen Tagen ein hoffnungsloses Bild; auf schwankendem Grunde ein haltloser, in allen Fugen gelockerter Bau. Das Schlimmste, was einen Staat bedrohen kann, war ihr widerfahren: gegenüber einem entfesselten, seiner Wünsche sich nicht klar bewußten Volke eine unentschlossene, heute hemmende und morgen nachgebende Regierung. Zum Glück war dieses Staatsgebäude seit Jahrhunderten durch die Arbeit einsichtiger Meister und wackerer Werkleute so gezimmert worden, daß es zuletzt auch diese Gefahr überstanden hat.

Dem Verlauf jener Krisis zu folgen, liegt jenseits der uns hier gesteckten Grenze. Und doch giebt es kaum ein besseres Mittel, das Anschwellen, den Höhepunkt und das Zurückweichen jener Sturmflut kennen zu lernen, als wenn wir, unserm Vorsatze getreu, beobachten, in welcher Weise sich die preußische Wahlgesetzgebung damals entwickelt hat.

(Schluß folgt)





Die Wünsche des höhern Lehrerstandes in Preußen

1



Wenn man zu einem gerechten Urteil über die 29 Thesen gelangen will, in denen der höhere Lehrerstand Preußens seine Wünsche der demnächst zusammentretenden Schulkommission gegenüber zum Ausdruck gebracht hat,*) so sind zunächst zwei teilweise miteinander zusammenhängende Vorfragen zu erledigen. Erstens: Was sollen die Thesen, und was sollen sie nicht? Zweitens: Wie sind sie entstanden?

Sie sollen eine Zusammenfassung der Wünsche sein, deren Erfüllung die Gesamtheit der Lehrer an den höheren Lehranstalten Preußens für nötig hält, wenn ihrem Stande die richtige Stellung gegeben werden soll. Die Thesen beabsichtigen nicht und konnten nicht beabsichtigen, irgendwie Stellung zu der Schulreformfrage im eigentlichen Sinne zu nehmen. Wer also dergleichen in ihnen sucht, wird sie enttäuscht aus der Hand legen, auch wenn er dem höhern Lehrerstande wohlwollender gegenübersteht, als dies z. B. bei einem Korrespondenten der Frankfurter Zeitung (26. September) der Fall zu sein scheint, der, da er sich „für Schulreform interessire," wie er etwas allgemein sagt, die Resolutionen mit großer Spannung zur Hand genommen hat, weil er aber das erwartete umfassende Reformprogramm darin nicht gefunden hat, seinem Ingrimm darüber lebhaften Ausdruck giebt. Daß die Aufstellung eines solchen Programms durch die Vertreter fast des gesamten höhern Lehrerstandes einfach ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, sollte eigentlich auch solchen gegenüber, die sich nicht näher mit der Sache befaßt haben, keiner Auseinandersetzung bedürfen. Unter unsern Gymnasiallehrern — man gestatte mir der Kürze wegen diesen Ausdruck — sind alle Standpunkte von Jäger bis Preyer vertreten (Preyer darf wohl, obwohl nicht Lehrer, als der geeignetste Vertreter der grundsätzlichen Gegner des alt-

*) Über diesen Gegenstand sind uns drei Aufsätze von drei völlig verschiednen Standpunkten aus zugegangen: der erste stammt, wie jeder sieht, aus der Feder eines Lehrers, der zweite ist von einem Richter geschrieben, den dritten hat uns ein ganz unparteiischer Mitarbeiter eingesendet. Es wird für unsre Leser ebenso lehrreich wie ergötzlich sein, sie alle drei kennen zu lernen. In welchem Grade sie unsern eignen Anschauungen entsprechen, glauben wir einigermaßen durch die Anordnung angedeutet zu haben. D. Red.

sprachlichen Unterrichts genannt werden), wobei höchstens die Frage offen bleibt, ob Jäger wirklich den äußersten rechten Flügel in dieser Frage bildet. Wie soll da eine Einigung über den neuen Lehrplan, auch nur des Gymnasiums, möglich sein? Oder hätte man etwa Vorschläge über die Unterrichtsmethode versuchen sollen? Auch hier stößt man auf die gleiche Unmöglichkeit. Der Stand der Gymnasiallehrer zählt Mitglieder, die auf die Herbart-Zillerschen Grundsätze schwören, neben solchen, die davon so gut wie nichts wissen wollen, vielleicht auch so gut wie nichts wissen; in beiden Lagern sind hochangesehene Namen. Wir haben zwei beliebige Punkte herausgegriffen; fast in allen andern würde sich, wenn wir darauf eingehen wollten, dasselbe ergeben.

Die zweite Vorfrage lautete: Wie sind die Thesen entstanden? Hierüber heißt es in der offenbar von berufener Seite ausgehenden Kundgebung, die die Zeitungen in den letzten Tagen veröffentlichten: „Nachdem zunächst innerhalb der einzelnen Lehrerkollegien, sodann innerhalb der Provinzialvereine Beratungen stattgefunden hatten, traten am 17. August d. J. die Delegirten [warum nicht Abgeordneten?] sämtlicher Provinzialvereine in Berlin zusammen. Nach eingehender Beratung wurden 29 Thesen aufgestellt, welche der Kommission als Wünsche des preußischen höheren Lehrerstandes übermittelt werden sollen." Aus dieser Darstellung läßt sich auch ohne Aufwendung besondern Scharfsinns entnehmen, daß die Thesen, so wie sie vorliegen, als Ergebnis einer Filtrirung zu betrachten sind, bei der schließlich nur das stehen geblieben ist, was einer sehr gemäßigten Durchschnittsmeinung der Gymnasiallehrerkreise entsprach oder nicht widersprach. Die Vorschläge der Provinzialvereine haben offenbar zum Teil entschiedner gelautet, vor allem wohl manche Punkte mit hereingezogen (auf weitere Erörterungen darüber müssen wir für jetzt verzichten), deren Berührung schließlich doch nicht allgemein für passend gehalten worden ist.

Die übrig gebliebenen Thesen beziehen sich nun auf drei Punkte: 1. die Dauer des Studiums und die Art der Prüfungen (These 1 bis 9); 2. Rang, Titel, Art des Aufrückens und Gehalt der Lehrer (und Direktoren) (These 10 bis 26); 3. Unterrichtsgesetz, Zusammensetzung der höhern Unterrichtsbehörden (These 27 bis 29). Im allgemeinen wird man den darin ausgesprochenen Wünschen das Zeugnis nicht versagen können, daß sie gerechtfertigt sind. Die Stimmen, die sich bisher in der Presse darüber haben vernehmen lassen, äußern sich auch vorwiegend in diesem Sinne, soweit sie nicht in der schon berührten Weise von falschen Voraussetzungen über den überhaupt möglichen Inhalt der Thesen ausgehen.

Gehen wir etwas ins einzelne, so wird der Inhalt des ersten Abschnitts den Nichtfachmännern verhältnismäßig wenig Interesse einflößen; sie werden im allgemeinen gern glauben, daß die hier gemachten Vorschläge das Richtige treffen. Wir verzeichnen nur den Hauptinhalt. Das vierjährige Studium (These 1) ist schon jetzt thatsächlich fast allgemein. Die Trennung der wissen-

schaftlichen von der praktischen Prüfung (These 2) ist durch die neue Einrichtung des Seminarjahrs schon vorbereitet; übrigens ist sie schon längst gefordert worden. Bei den Bestimmungen über die wissenschaftliche Prüfung (These 3 bis 7) kann man zweifeln, ob die Berliner Zentralkommission ein reiner Vorteil sein wird; aber sie ist das einzige durchgreifende Mittel, zu verhindern, daß in den einzelnen Universitäten die Prüfungsvorschriften ganz verschieden gehandhabt werden. Bis jetzt konnte es vorkommen, daß ein Kandidat von einer Kommission bloß ein Lehrerzeugnis erhielt, dem eine andre Kommission ohne Bedenken ein Oberlehrerzeugnis erteilt hätte, und als es noch drei Zeugnisgrade gab — d. h. noch vor recht kurzer Zeit —, stand es damit noch schlimmer. Der Wegfall der Zeugnisgrade im alten Sinn ist gleichfalls sehr wünschenswert, schon um die Regelung des Aufrückens zu erleichtern. Die Prüfung in der „allgemeinen Bildung" war eine Last, die zuletzt nur noch den Schulamtskandidaten aufgebürdet blieb; ihr Wegfall ist eine einfache Forderung der Gerechtigkeit. Die Bestimmung endlich, daß die Prüfung als bestanden gelten soll, wenn der Kandidat die Fähigkeit nachweist, in zwei Fächern in Prima zu unterrichten, trifft wohl die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig. Die Vorschläge für die praktische Prüfung (These 8 und 9) sind zweckentsprechend; die philosophische Prüfung würden wir allerdings — wenigstens zum Teil — lieber früher legen.

Der zweite Abschnitt (These 10 bis 26) giebt vielleicht etwas mehr Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten; aber die Berechtigung der Hauptforderungen kann ebenfalls kaum ernstlich bestritten werden. Es ist eine offenbare Zurücksetzung der Gymnasiallehrer gegenüber andern Beamtenklassen, daß sie jetzt auch bei tadellosem Verhalten und guten Zeugnissen keinerlei Sicherheit haben, in höhere Stellen und höhere Gehaltsstufen aufzurücken oder „Oberlehrer" zu werden. Diese Zurücksetzung erklärt sich teilweise aus früheren Verhältnissen; aber das ist doch kein Grund, sie bestehen zu lassen, wenn diese Verhältnisse ganz andre geworden sind; der letzte Vorwand dafür fällt weg, wenn es künftig nur eine Art von Zeugnissen giebt. Statt aller weitern Ausführungen verweise ich auf die maßvollen und überzeugenden Darlegungen eines Fachmannes im Septemberhefte der Preußischen Jahrbücher über diese Frage. Die Forderung, daß Hilfslehrer künftig nur in dem Falle eines wirklich vorübergehenden Bedürfnisses verwendet werden sollen, entspricht lediglich dem Zwecke dieser Einrichtung; „etatsmäßige" Hilfslehrer, die es fast an allen Anstalten, oft sogar in nicht geringer Zahl giebt, dürften eigentlich schon jetzt nicht vorhanden sein, aber sie sind ja so bequem, wenn man sparen will; denn für sie gilt ja der „Normaletat" nicht. Die Gleichstellung der Lehrer an nichtstaatlichen Anstalten mit denen an staatlichen wird gleichfalls als berechtigt anerkannt werden. Das Wahlrecht für frei werdende Stellen kann trotzdem den Magistraten, Kuratorien u. s. w. bleiben; nur müßten sie dem Gewählten jedesmal den Gehalt

bewilligen, der seinem Dienstalter entspricht. So blieben noch die Gehalts-, die Rang- und die Titelfrage. Gegen die Art, wie die beiden ersten Punkte geordnet werden sollen, wird niemand etwas Ernstliches einzuwenden haben, der nicht etwa einen Ehrenpunkt für die Juristen darin erblickt, in diesen Beziehungen besser gestellt zu sein; es wird ja ohnehin für die Lehrer nur Gleichstellung mit den Richtern unterster Instanz vorgeschlagen. Die Titelfrage hängt mit der Rangfrage eng zusammen; wer die Art, wie diese geordnet werden soll, grundsätzlich billigt, kann grundsätzliche Einwendungen auch gegen die vorgeschlagene Regelung der Titelfrage nicht machen. Davon unabhängig ist die andre Frage, ob die einzelnen Titel glücklich gewählt sind. Bei den meisten kann man das zugeben; die Ausdrücke „Schulreferendar" und „Schulassessor" wollen mir freilich ebenso wenig behagen, wie vielen andern. Sie sind wohl nur aus einer gewissen Verlegenheit, aus Mangel an passendern Titeln vorgeschlagen worden; ich weiß auch keinen bessern Vorschlag zu machen. Man könnte sagen, für noch nicht fest angestellte Lehrer sei kein Titel nötig, und auch viele Lehrer werden für ihre Person zu dieser Anschauung neigen. Aber aus praktischen Gesichtspunkten ist doch unter den heutigen deutschen Verhältnissen für einen Beamten ein Titel immerhin wünschenswert: der jetzige Gebrauch aber, Gymnasiallehrer, die noch keine Oberlehrerstelle bekleiden, mit „Doktor" anzureden, auch wenn ihnen dieser Titel gar nicht zukommt, ist doch auch nicht gerade schön.

Über den dritten Abschnitt (These 27 bis 29) können wir trotz seiner Wichtigkeit hier kurz hinweggehen. Daß ein Unterrichtsgesetz ein dringendes Bedürfnis sei, leugnet niemand; jedenfalls kann es nichts schaden, wenn das immer wieder betont wird. Der weitere Inhalt der These 27 hat nur den Wert einer Übergangsbestimmung; ihr Inhalt unterliegt keinerlei Bedenken. Die Forderung, daß in den Provinzialschulkollegien künftig der Vorsitzende und die meisten Mitglieder Schulmänner sein sollen, ist gleichfalls durchaus berechtigt. Der jetzige Zustand ist eigentlich nur ein Rest aus alter Zeit, wo es eine Unterrichtsverwaltung im heutigen Sinne nicht gab. Man sollte meinen, es wäre den Oberpräsidenten oder Regierungspräsidenten selbst damit gedient, wenn ihnen mit dem formellen Vorsitz auch die formelle Verantwortung für vieles abgenommen würde, was ihnen in der Regel recht fern liegt. Übrigens erinnere ich an die entsprechende Bewegung in der Eisenbahnverwaltung u. s. w. Die Errichtung eines besondern Unterrichtsministeriums endlich werden sicherlich auch die meisten Nichtfachmänner für wünschenswert halten. Die Geldfrage kommt allerdings auch in Betracht; trotzdem ist die Erfüllung dieses Wunsches wohl nur eine Frage der Zeit.

Ich bin zu Ende mit meinem Versuche, den Lesern dieser Zeitschrift klar zu machen, wie es kommt, daß die neunundzwanzig Thesen sich auf einem so beschränkten Gebiete bewegen, und kurz zu zeigen, daß sie innerhalb dieses engen

Rahmens im großen und ganzen nur billige Forderungen stellen. Über einen Punkt, der nicht erwähnt ist, wäre wohl noch eine Einigung in den Hauptsachen zu erzielen gewesen: über die Dringlichkeit einer Neuregelung des Berechtigungswesens. Aber eine These darüber hätte einerseits dem Inhalte nach ganz vereinzelt neben den andern gestanden, anderseits war ihre Aufnahme nicht notwendig, weil es feststeht, daß die Regierung ohnehin eine solche Neuregelung plant.

2

Die Klagen des höhern preußischen Lehrerstandes über unzureichende Besoldung und mangelhafte Rechtsstellung beim Aufrücken in eine bessere Stelle sind sehr alt. Sie haben sich aber meines Wissens erst in dem letzten Jahrzehnt in scharfer Weise dahin zugespitzt, daß man neben der Hauptsache, d. i. der auskömmlichen Gehaltsbemessung und der Sicherung eines höhern Gehalts nach einer bestimmten Reihe von Dienstjahren, in gleich nachdrücklicher Weise, wenn nicht mit noch stärkerer Betonung die Rangstellung und hierbei insbesondre die Gleichstellung mit den „Juristen“ hervorhebt. Unsre Tagesblätter, an deren Spitze meist Personen stehen, die nach ihrer Vorbildung mit dem Lehrerstande weit engere Fühlung haben als mit dem Richterstande, haben solchen Auslassungen in der Regel bereitwillig Aufnahme gewährt. Es ist mir aber kein Fall bekannt geworden, daß man jemals die Berechtigung des Verlangens näher untersucht hätte, oder daß etwa auch von den „Juristen“ diese Frage in der Presse erörtert worden wäre. Eine solche Auseinandersetzung hat ja in der That auch manches Mißliche, da wir uns, namentlich in kleinern Orten, wo die verschiednen Gesellschaftskreise mit einander in nähere Berührung treten als in der Großstadt, meist eines herzlichen Einvernehmens des Lehrer- und des Richterstandes erfreuen. Beide sind den andern Klassen gegenüber gesellschaftlich gewissermaßen auf einander angewiesen, sodaß ich im persönlichen Verkehr der Aussprache über die heikle Frage immer gern aus dem Wege gegangen bin, selbst auf die Gefahr hin, durch Stillschweigen auf gegnerische Ausführungen den Anschein zu erwecken, als wären diese ganz und gar berechtigt. Ich kenne sogar die Frau eines Professors, die es nicht unterlassen kann, fast in jeder Kaffeegesellschaft die Richterfrauen mit dem alten Klagelied anzuzapfen. Jedenfalls ist es, wenn man in einem Glashause wohnt, am besten, nicht mit Steinen zu werfen, denn der gesellige Verkehr kann sich durch solche die Entscheidung gar nicht herbeiführende Auslassungen leicht in das Gegenteil der Geselligkeit verwandeln.

Neuerdings sind nun aber die Abgeordneten der Provinzialvereine des preußischen Lehrerstandes wieder mit ihren Forderungen durch Aufstellung einer Anzahl bestimmter Thesen hervorgetreten, die der großen Unterrichtserhebungskommission vorgelegt werden sollen, und die es mir nahe legen, im folgenden

auch einmal der Stimme eines Juristen Gehör zu verschaffen. Die Thesen lassen aufs klarste erkennen, wie in fast krankhafter Weise von den Leitern der Bewegung das Hauptgewicht darauf gelegt wird, daß anerkannt werde, „die Juristen seien nicht mehr als die Gymnasiallehrer," um es in der Sprache des gewöhnlichen Lebens auszudrücken. Als ob es nicht dem einsichtigen Manne, namentlich wenn es sich nicht um das Verhältnis der Staatsbeamten im engern Sinne unter einander, sondern um das Verhältnis der Staatsbeamten zu den Vertretern des Unterrichts mit einer ganz verschiednen Thätigkeit handelt, genügen müßte, die Arbeitsbedingungen lediglich unter dem Gesichtspunkte des Satzes zu regeln: Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, wobei es doch wahrlich nicht nötig ist, sich das Urteil über die Angemessenheit des Lohnes hauptsächlich durch ein Hinüberschielen nach rechts und links zu bilden. Als ich in der elften These das Verlangen las, die jüngern Lehrer sollten den Titel „Schulreferendar" und „Schulassessor" erhalten, konnte ich doch nicht umhin, über diese unglücklichen Wortbildungen lebhaftes Bedauern zu empfinden und mich zu wundern, daß man nicht etwas Geschmackvolleres hat ausfindig machen können. Die Titel „Referendar" und „Assessor," deren eigentliche Bedeutung und Herleitung denen, die sie für den Lehrerstand jetzt verwendet wissen wollen, doch bekannt sind, können gewiß nicht einem Manne beigelegt werden, der die Kinder und jungen Leute zu unterrichten, nicht aber das Referiren (Abfassung eines Referats aus Akten) oder das Amt eines Beisitzers bei Erlaß obrigkeitlicher Entscheidungen auszuüben hat (wie zuweilen wenigstens auch der Forstreferendar und der Forstassessor). Da würden doch, vorausgesetzt, daß das Wort „Leutnant" von locumtenens herrührt, die Bezeichnungen „Schul-Unterleutnant" und „Schul-Oberleutnant" viel eher am Platze sein. Es liegt mir aber durchaus fern, hier irgendwie in spöttischer Weise Bestrebungen entgegenzutreten, die grundsätzlich gewiß zulässig sind, da jeder Mensch berechtigt ist, seine Stellung möglichst zu verbessern. Die jetzt vorliegenden Thesen scheinen mir jedoch die Erreichung dieses Zieles eher zu gefährden als zu unterstützen, da sie, nach meiner nicht ohne reifliche Prüfung erlangten Meinung, über die Erfordernisse der Billigkeit hinausgehen. Ich habe mich früher oft gefragt: Wenn jeder angestellte akademisch gebildete Lehrer in Gehalt und Dienstrang dem Richter erster Instanz gleichzustellen ist, wie soll sich dann die Steigerung weiter nach oben fortsetzen? Bisher hatte man es vermieden, diese Folgerungen gründlich zu ziehen, was aber nunmehr in den von den Abgeordneten aufgestellten Sätzen klar und deutlich geschieht. Während man früher hauptsächlich das Richtertum zum Vorbilde genommen hat, kommt man jetzt durch Ausdehnung auf die höhern Schulverwaltungsstellen endlich zu dem Vergleich mit den höhern Verwaltungsbeamten, der übrigens doch stets viel näher gelegen haben sollte, weil das Verwaltungswesen dem Schulwesen, wenn auch noch ganz davon verschieden, doch näher steht als die Rechtspflege. Man hat, weil

man folgerichtig verfahren wollte, kein Bedenken getragen, für den Provinzialschulrat den Gehalt und den Rang des Rates dritter Klasse (gleich dem des Landgerichtspräsidenten und Oberregierungsrates) zu beanspruchen, weil nämlich den ältern Oberlehrern mit dem Titel „Professor" schon der Rang des Rates vierter Klasse beigelegt werden soll. Sonderbarerweise scheint man den Juristen der Provinzialschulkollegien den Rang dritter Klasse nicht mitbewilligen zu wollen, denn es wird in den Grundsätzen verlangt: Die Räte der Provinzialschulkollegien sollen, „bis auf den Justitiar," Fachmänner mit dem Range eines Rates dritter Klasse sein. Dementsprechend soll der Präsident des Kollegiums den Rang des Rates zweiter Klasse (gleich dem des Oberlandesgerichtspräsidenten und des Regierungspräsidenten) erhalten. Dem eigentlichen Träger der Staatsverwaltung in dem Hauptverwaltungsbezirk, dem Regierungspräsidenten, soll also keine höhere Stellung beiwohnen, als dem Leiter des Schulwesens eben dieses Bezirkes. Ob man wirklich darauf rechnet, diese Forderungen durchzusetzen? Und ob alle, die sich dazu bekannt haben, sie wirklich für billig und gerecht halten? Der Grundirrtum, der mir alle diese Unzufriedenheit zu durchsetzen scheint, ist der, daß man glaubt, jemand, der die Hochschule durchgemacht hat, müsse nun schon um deswillen bei Anstellung im Staatsdienste derselben dienstlichen Vorteile teilhaftig werden, wie ein andrer akademisch gebildeter Mann, mögen auch die Anforderungen des Amtes, das jeder bekleidet, noch so verschieden sein. Oder: da ein guter Unterricht nächst der Unterweisung in Religion und Moral mit das Wichtigste ist, was sich an idealen, vom Staate gepflegten Gütern bietet, so müssen die, die dieses wichtigste Gut verwalten, mindestens ebenso geehrt dastehen, wie andre Beamte. Oder endlich: der Beruf des Lehrers ist vermöge des Umganges mit Kindern, deren Zucht durch ihre Unarten, und deren Ausbildung durch den oft vorhandenen Mangel an Bildungsfähigkeit die größten Schwierigkeiten bereitet, wie auch schon allein vermöge der Anstrengung der Stimmwerkzeuge derartig angreifend, daß schon dieser Umstand die größte Berücksichtigung erheischt. So bestechend aber auch diese Gründe erscheinen, so können sie doch bei Entscheidung der Zweifel über die Gehalts- und sonstige Dienststellung des Lehrers im Vergleich zu andern Beamten nicht den Ausschlag geben. Denn an Wichtigkeit für unser Leben werden die idealen Güter überhaupt von manchen durch das Handwerk erzeugten, recht realen, weit übertroffen, namentlich was Nahrung, Kleidung und Wohnung betrifft; ebenso ist das Angreifende der Berufsarbeit bei vielen niedern Erwerbszweigen, z. B. beim Bergbau, viel größer als im Unterrichtsfache, sodaß man auch darnach allein die Arbeitsvergütung schwerlich festsetzen darf. Es kommt doch wohl vielmehr darauf an, zu untersuchen: Welches ist die Bedeutung, die unter Abwägung aller in Betracht kommenden Beziehungen das betreffende Amt im Staate hat? Inwiefern ist es nötig, gerade das eine oder andre Amt mit besonderm Ansehen zu umkleiden, sodaß dieses Ansehen demjenigen Teile der

Staatsgewalt entspricht, zu dessen Ausübung der betreffende Beamte berufen ist? Wenn man in dieser Beziehung das Amt des Richters betrachtet, dessen, der „im Namen des Königs" über Recht und Unrecht zu Gericht sitzt, über Gut, Ehre, Freiheit und Leben aller Staatsangehörigen bis zu den höchsten Spitzen des ganzen Beamtentums hinauf zu walten hat (man denke an den Prozeß gegen den Grafen Arnim), der in dieser Hinsicht nicht bloß, wie unter Umständen jeder Polizeidiener, irgend welche obrigkeitliche Handlungen verrichtet, sondern, da selbst gegen Entscheidungen der höchsten Verwaltungsbeamten der Verwaltungsrechtsweg offensteht, einen Teil der höchsten obrigkeitlichen Gewalt in sich vereinigt, so muß man doch des Verständnisses für die Aufgaben des modernen Staates, des politischen Sinnes, noch nicht vollständig teilhaftig sein, wenn man schlankweg die Ausbildung der Jugend in nützlichen Kenntnissen für politisch gleichbedeutend erklären will. Der Umstand, daß in manchen neuern, von Vertretern der philosophischen Fakultät verfaßten Lustspielen ein noch junger „Doktor der Philosophie" die Hauptperson im Staate, namentlich in einem Kleinstaat der „Freund des Fürsten" wird, kann daran nichts ändern. Ebenso wenig die Erwägung, daß ähnliches sich in Wirklichkeit irgendwo ereignen kann. Der einfachste Urwähler, auch wenn er nicht Geschworener oder Schöffe war, dürfte das begreifen und es gar nicht verstehen, wenn man dem Richter nicht ein größeres staatliches Ansehen zugestehen wollte, als dem Lehrer. In England, wo die Verfassung sich zweifellos auf der Grundlage nüchternen politischen Verständnisses für die Bedürfnisse des Gemeinwesens allmählich aufgebaut hat, legt man dem Richter als einem Staatswürdenträger den Rang eines Lords und einen äußerst hohen Gehalt bei, der dem eines preußischen Ministers gleichkommt oder es überschreitet, was allerdings wohl nur durch die größere Entwicklung des Einzelrichteramtes und durch die Abtrennung eines großen Teiles der Richterthätigkeit im preußischen Sinne von dem eigentlichen Richtertum und Zuweisung an die Selbstverwaltung (Friedensrichter) ermöglicht ist. Ich glaube zwar, daß unsre deutsch-preußischen Einrichtungen besser seien, weil sie die größere Gewähr bieten, daß die Rechtspflege wirklich nach Recht und Gesetz erfolgt. Immerhin giebt der englische Zustand dem, der sich darüber belehren will, wie denn, politisch betrachtet, das Verlangen der preußischen Lehrer nach unbedingter Gleichstellung gerade mit den Richtern aufzufassen sei, reiflich zu denken. Dazu kommt, daß die Thätigkeit der Rechtspflege doch einen größern Aufwand geistiger Kräfte beansprucht als das Lehreramt. Das Unterrichten mag reicher sein an Verdrießlichkeiten mit einer ungeberdigen Jugend, als das Rechtsprechen und die sonstige Rechtspflege im Verkehr mit dem auch oft recht ungebildeten und unbändigen Publikum; mühseliger aber, als wie sich das Richteramt bei oft vielstündigem Verhandeln mit den Parteien, Zeugen und Angeklagten gestaltet, ist das Lehramt gewiß nicht. Und wie eigentlich die Thätigkeit des Richters beschaffen ist, welche

Kenntnisse und welche Art der Verwertung und Anwendung dieser Kenntnisse sie voraussetzt, darüber dürften die meisten Lehrer, die jetzt so laut ihre Stimme erheben, nicht die geringste Kunde haben, während umgekehrt uns Richtern eine Einsicht in das, was der Lehrer zu thun hat, um Unterricht zu erteilen, sehr wohl möglich ist. Bei Bemessung des Gehaltes verdient wohl auch der Umstand Berücksichtigung, daß der Lehrer zehn Wochen Ferien, also fast ein Fünftel des Jahres ganz freie Zeit hat, während der Richter nur einen Monat zur Erholung erhält, um nach Ablauf dieser kurzen Muße oft alles nacharbeiten zu müssen, was die doch nicht stillstehenden Rechtsgeschäfte inzwischen aufgehäuft haben.

Bei diesen Darlegungen habe ich mich derjenigen Sachlichkeit befleißigt, die mir mein Streben nach Erhaltung eines möglichst guten Einvernehmens des Juristenstandes mit dem Lehrerstande nahe legen muß. Ich beklage es aufrichtig, daß ein Teil unsrer jüngern Lehrer jahrelang auf feste Anstellung warten und dann an einzelnen Orten mit einem geradezu erbärmlichen Gehalt sich begnügen muß. Das sind Zustände, die der Abhilfe dringend bedürfen. Und wie sollte ich es dem frühern Universitätsfreunde nicht gönnen, wenn er in seinem Alter wirklich einen Gehalt bezieht, der ebenso hoch oder annähernd so hoch ist, wie der eines ergrauten Amts- oder Landgerichtsrats, selbst ohne daß gleichzeitig der Gehalt des Richters darüber hinaus erhöht würde! Was mir aber die Feder jetzt in die Hand gedrückt hat, das ist die immer wieder hervortretende Verquickung der Sache mit einem, wie ich gezeigt zu haben glaube, nicht sachgemäßen Streben, den Lehrerstand in Bezug auf die ganze Stellung im Staate unbedingt gerade dem Richtertum gleichgeordnet zu wissen. Ich meine, daß diese Auffassung mindestens eine recht zweifelhafte sei und daß sie, sowie sie sich nach ihrem wahren Wesen jetzt durch die Verwertung der mit den Haaren herbeigezogenen Ausdrücke „Schulreferendar" und „Schulassessor" in nicht mißzuverstehender Weise geltend macht, der Lehrersache keinen Dienst leiste, daß aber auch der Juristenstand, als die andre Seite, umso mehr Veranlassung habe, einer so äußerlichen Behandlung der Frage öffentlich entgegenzutreten; es hätte sonst den Anschein, als wäre über eine gewissermaßen so „selbstverständliche," in den Augen „aller Gebildeten" schon längst „erledigte" Sache gar kein Wort weiter zu verlieren. Wenn die Gymnasiallehrer, anstatt bestimmte auskömmliche Gehaltssätze zu fordern, immer und immer so auftreten, als ob bei der ganzen Sache die Etikettenfrage den Hauptpunkt bildete, und also weniger das eigne Bedürfnis als den Mißmut mit der Stellung andrer betonen, und wenn hierbei, was bisher klüglicherweise unterblieben war, auch für die höhern Stellen des Schulfaches die logischen Folgerungen gezogen und die Rangverhältnisse der höchsten Verwaltungsbeamten mit in Betracht genommen werden, so dürfte den ganzen Bestrebungen damit nur ein Hindernis bereitet werden. Vielleicht wäre es besser, daß man sich

mehr nach dem Beispiel der Hochschullehrer richtete, bei denen meines Wissens solche Wünsche in Bezug auf Rangordnung 5., 4., 3. oder 2. Klasse nicht zu Tage treten und die trotzdem in der allgemeinen Hochachtung als Hüter und Mehrer der Wissenschaft nicht zurückstehen, vielmehr bei allen Gebildeten sich der größten Wertschätzung erfreuen, auch wenn sie nicht gerade zu den Bahnbrechern auf ihrem Gebiete gehören. Ebenso steht es mit unsern Ärzten und Geistlichen. Jedenfalls scheinen mir die dem Lehrerstande keinen Dienst geleistet zu haben, die vor einigen Jahren durch ihr fortgesetztes Drängen dem preußischen Oberlehrer endlich einen bestimmten Staatsbeamten„rang" ausgewirkt haben. Nach Idealismus schmeckt das nicht, eher nach Büreaukratismus.

3

Aus der amtlich bestätigten Nachricht, die Regierung wolle das höhere Schulwesen durch eine besondre Kommission untersuchen lassen, haben die Vereine der Lehrer höherer Lehranstalten Anlaß genommen, auf einer am 17. August zu Berlin abgehaltenen Abgeordnetenversammlung neunundzwanzig Wünsche zu vereinbaren, die jener Kommission vorgelegt werden sollen. Als wir einen Bericht darüber Ende September in der Zeitung fanden, fingen wir mit Begierde an zu lesen, in der Erwartung, die Herren würden der Regierung und dem Volke das Ende eines Fadens darreichen, an dem wir uns aus dem Labyrinth der Schulreformvorschläge auf einen gebahnten Weg herausfinden könnten. Mit bitterer Enttäuschung jedoch wurden wir gar bald inne, daß sie nur von und für sich selbst sprechen und für die Schule keinen Wunsch übrig haben. In unsrer rücksichtslos realistischen Zeit erwartet ja niemand die Überschwänglichkeiten des pädagogischen Jahrhunderts, dessen große Männer anbetend vor dem Geheimnis der Kindes- und Jünglingsseele standen und über dem heißen Bemühen, der durch leibliche Mängel gefesselten Psyche die Schwingen zu lösen und ihr den Flug zu den ewigen Höhen zu weisen, sich selbst samt ihrer Leibesnahrung und Notdurft vergaßen, auch wohl den Rock zu bürsten und das Haar zu kämmen versäumten. Heutige preußische Regierungsräte mögen verwundert den Kopf schütteln, wenn sie einmal die mehr apostolisch als büreaukratisch klingenden Ansprachen zu Gesicht bekommen, die ihre Vorgänger nach der Schlacht bei Jena an Schulamtskandidaten richteten, die sich zur Wallfahrt nach Ifferten anschickten. Nein, niemand mutet heute den Lehrern mehr zu, daß sie sich selbst vergessen sollen. Aber neunundzwanzig Wünsche, und kein einziger für die Schule, für die Schüler darunter, das ist selbst in unsrer Zeit geordnetster, d. h. allemal bei der eignen Person anfangender Nächstenliebe entschieden zu wenig. Ich glaube nun allerdings nicht, daß jene Abgeordnetenversammlung die Meinung der Mehrzahl der Lehrer ausgedrückt habe, und finde meine Ansicht in Nr. 41 der Grenz-

boten bestätigt, wo versichert wird, daß die Gymnasiallehrer gar nicht eine neue Gehaltserhöhung verlangen, sondern nur eine Änderung des jetzigen Beförderungssystems wünschen, das die Erreichung der höhern Gehaltsstufen von allerlei Zufälligkeiten abhängig macht. Was ich im folgenden sage, davon können sich also nicht die Gymnasiallehrer im allgemeinen, sondern nur die Verfasser der neunundzwanzig Wünsche getroffen fühlen.

Diese Wünsche beziehen sich teils auf Vorbildung, Prüfung, Anstellung, Beförderung und auf eine Neugestaltung der Aufsichtsbehörden, teils auf Rang, Titel und Gehaltserhöhungen. Die Forderungen der ersten Gruppe lasse ich unberührt, weil ich nicht Lehrer, also auch nicht berechtigt bin, mich in Fachangelegenheiten einzumischen; aber bei den Forderungen der zweiten Gruppe hat jeder Staatsbürger ein Wörtchen mitzusprechen. In Bezug auf Rang und Titel wird gewünscht: „Mit der Zulassung zur Ableistung des Seminarjahres erhalten die Kandidaten den Titel »Schulreferendar,« mit der Erwerbung des Zeugnisses für die Anstellungsfähigkeit den Titel »Schulassessor« und damit den Rang der Räte fünfter Klasse. Mit der Anstellung erwirbt der Angestellte den Titel »Oberlehrer.« Von den Oberlehrern erhält derselbe Prozentsatz wie bei den Richtern unterster Instanz den Rang der Räte vierter Klasse unter Verleihung des Titels »Professor.«"

Das Rang- und Titelwesen hat, wie alles in der Welt, seine zwei Seiten. Die eine ist die orientalische. Im Orient haben Despoten, die in der Unwissenheit, Roheit und Gemeinheit dem letzten ihrer Unterthanen innerlich ganz nahe standen, frühzeitig das Bedürfnis empfunden, einen desto größern äußerlichen Abstand zwischen sich und dem Volke durch eine Abstufung von Hofämtern und das damit verbundene Zeremoniell zu schaffen. In China hat sich dann diese Despotenschöpfung mit der kindischen Eitelkeit auf eine durch Prüfungen zu erweisende tote und völlig unfruchtbare Gelehrsamkeit zu dem genugsam bekannten Mandarinentum verquickt. Hier gilt die menschliche Persönlichkeit nichts mehr; was allein gilt, das sind Rang und Titel, Kostüm und Maske, Knopf und Zopf. Das europäische Leben zeigt von Anfang an den entgegengesetzten Charakterzug. Daß der Mensch nicht seiner äußern Stellung und seines Kleides, sondern seiner Persönlichkeit wegen geschätzt wird, daß jeder im andern vor allem den Menschen sieht, daß sich auch der Vornehmste nicht scheut, vor dem Volke als Mensch zu erscheinen, daß er sich seiner Menschennatur und ihrer Schwächen nicht schämt, das eben ist das Wesen des griechisch-römischen Geistes, des Humanismus. Neben den göttlichen Dulder Odysseus, den König, tritt als ebenbürtiger Charakter der göttliche Sauhirt, auch der große Perikles wird nicht „Herr Geheimer Kriegs-, Finanz- und Steuerrat," sondern „o Perikles" angeredet, und die Haut eines wohlgebildeten kräftigen Leibes ist die einzige Uniform, die imponirt. Von Gelehrteneitelkeit aber ist der echte Humanismus so weit entfernt, daß der

größte Mann des Hellenenvolkes mit dem Bekenntnis vor die Öffentlichkeit tritt: Ich weiß, daß ich nichts weiß, und nicht dieses war es, was ihm den Giftbecher zuzog. Unsre Jugend in eine Gesellschaft einzuführen, wo jeder jeden duzt, und wo weder das Leben noch die Sprache durch geschmacklose Schnörkel verunstaltet wird, ist ein Hauptzweck der Klassikerlektüre. Es wäre thöricht, in der Einimpfung dieses Humanitätsgeistes eine Gefahr für die monarchische Gesinnung zu sehen. Die griechischen Umgangsformen sind in der Zeit der Könige entstanden und haben sich durch die republikanische Periode hindurch bis in das mazedonische Königtum hinein erhalten. Und bei den Römern wurde auch Cäsar nur „o Cäsar" angeredet, und zwar auch vom Sklaven. Denn selbst die Sklaverei hat die humanistische Auffassung des Verhältnisses zwischen Mensch und Mensch eher befestigt als erschüttert. Als eine wirtschaftlich nicht zu entbehrende Einrichtung entstanden, brachte sie ihren juristischen Begriff, nach dem der Sklave als Sache zu behandeln ist, in seiner ganzen Härte eigentlich nur beim Besitzwechsel zur Geltung. Für gewöhnlich stand, wenn wir von den Ausschreitungen des römischen Protzentums absehen, der Sklave dem Freien menschlich nahe. Und ist etwa der Tiroler seinem Kaiser weniger treu, weil er den „Franzl" duzt? Die echte deutsche Art nämlich, die sich nur noch in einigen Hochgebirgen erhalten hat, fällt in diesem Punkte mit der griechisch-römischen zusammen, es ist eben, wie gesagt, die europäische im Gegensatz zur orientalischen.

Nach Europa wurde das orientalische Prunktitelwesen verpflanzt, als ins römische Reich Barbaren einströmten, die zu roh waren, die Notwendigkeit einer Staatsordnung zu begreifen, zu roh auch, den Wert höherer Bildung zu schätzen, denen deshalb die Achtung vor den Vertretern des Staates und der Bildung durch den Glanz von Gold und Edelgestein, durch Vermummung und zwiebelartige Verschachtelung der herrschenden Personen in eine Unzahl kostbarer Gewänder und durch die Zahl der Thronstufen begreiflich gemacht werden mußte, auf denen sie zu den Würdenträgern emporzurutschen hatten. Dazu kam, daß Geistesgröße bei den Herrschern von Byzanz selten wurde, und daß sie daher auch den Gebildeten gegenüber künstlicher Hilfsmittel bedurften, um sich Geltung zu verschaffen. Die römische Kirche verpflanzte diesen byzantinischen Apparat — sehr im Widerspruch mit dem Geiste des Evangeliums, der hierin dem Humanismus verwandt ist, aber allerdings dem Bedürfnis barbarischer Völker entsprechend — ins Abendland, auch weltliche Fürsten — nicht alle — fanden es nützlich, davon Gebrauch zu machen, und schließlich, nachdem die andern Völker ihn wieder abgeschüttelt haben, ist er an uns Deutschen hängen geblieben. Denn nicht echt- und urdeutsche Art ist unser berüchtigtes Titelwesen, sondern durch den jahrhundertelangen Einfluß des römischen Kirchenpomps und durch die eiteln Gewohnheiten der kleinstaatlichen Höfe in der Zeit, wo bei uns die spanische und die französische

Etikette herrschten, ist es uns angedrillt worden, und durch unsre vielfältigen Berührungen mit den Slawen, bei denen die knechtischen Höflichkeitsformen des Orients herrschen, ward uns die Übung erleichtert. Von dieser verdorbenen, nicht von der alten und echten deutschen Art, gilt das, was Kant und Hegel darüber sagen.

Kant schreibt im vierten Bande seiner Werke (Ausgabe von Rosenkranz und Schubert, S. 453 ff.): „Die Empfindung für die Ehre ist am Franzosen Eitelkeit, an dem Spanier Hochmut, an dem Engländer Stolz, an dem Deutschen Hoffart und an dem Holländer Aufgeblasenheit. . . . Der Hoffärtige ist ein Stolzer, der zugleich eitel ist. Es ist nicht nötig, daß ein Hoffärtiger zugleich hochmütig sei, d. i. sich eine übertriebene falsche Einbildung von seinen Vorzügen mache, sondern er kann vielleicht sich nicht höher schätzen, als er wert ist, er hat nur einen falschen Geschmack, diesen seinen Wert äußerlich geltend zu machen. Der Beifall, den er bei andern sucht, besteht in Ehrenbezeigungen. Daher schimmert er gern durch Titel, Ahnenregister und Gepränge. Der Deutsche ist vornehmlich von dieser Schwäche angesteckt. Die Wörter: gnädig, hochgeneigt, hoch- und wohlgeboren und dergleichen Bombast mehr machen seine Sprache steif und ungewandt und verhindern gar sehr die schöne Einfalt, welche andre Völker ihrer Schreibweise geben können. Das Betragen eines Hoffärtigen im Umgang ist Zeremonie.“ Noch schärfer drückt sich Hegel aus (Ausgabe von Marheinecke u. a., Bd. 7, S. 80): „Der Deutschen gedenken die Deutschen gewöhnlich zuletzt. . . . Obgleich ihr politischer Geist, ihre Vaterlandsliebe meistenteils nicht sehr lebendig war, so sind sie doch seit früher[?] Zeit von einem außerordentlichen Verlangen nach der Ehre einer amtlichen Stellung beseelt und der Meinung gewesen, das Amt und der Titel mache den Mann, nach dem Unterschiede des Titels könne die Bedeutsamkeit der Personen und die denselben schuldige Achtung fast in jedem Falle mit vollkommener Sicherheit abgemessen werden, wodurch die Deutschen in eine Lächerlichkeit verfallen sind, die in Europa nur an der Sucht der Spanier nach einer langen Liste von Namen eine Parallele findet.“

Und wie nahe berührt diese Lächerlichkeit den innersten Kern des sittlichen Wesens! Von dem Augenblicke an, wo es Sitte wurde, jeden noch so schurkischen Vornehmen vestra nobilitas und jeden noch so lüderlichen Prälaten vestra sanctitas anzureden, war der europäischen Menschheit der Zwang zur Lüge auferlegt. Und seitdem es Sitte geworden ist, Ämternamen als bloße Titel zu verleihen, wird unser Volk angeleitet, den Schein über das Wesen zu setzen. Luther konnte nur mit Mühe von seinen Freunden dazu gebracht werden, den Kaiser in einem Briefe mit „gnädig“ anzureden, da ihm ja, wie er sagte, Karl V. sehr ungnädig gesinnt sei, er also mit dieser Anrede lügen würde. Diese Wahrhaftigkeit Luthers ist mehr wert und hat mehr gewirkt als seine ganze theologische Gelehrsamkeit.

Und da wollen die Herren Lehrer sich eine Titulatur aufhalsen, deren Falschheit und Widersinn in die Augen springt! Denn zu eines jungen Justizbeamten Obliegenheiten gehört es zwar, zu referiren und beizusitzen, aber nicht zu denen eines jungen Lehrers. Und auch der Oberlehrertitel hat keinen Sinn, wenn es keine Unterlehrer giebt und alle Kollegen ohne Ausnahme Oberlehrer genannt werden. Selbst der Professortitel ist, als bloßer Titel, sprachlich nicht zu rechtfertigen. Werden alle Lehrer höherer Lehranstalten ohne Ausnahme Professoren genannt, wie es früher allgemein üblich war und in Süddeutschland heute noch der Fall ist, dann hat das Wort Sinn, denn es bezeichnet dann den Beruf des akademisch gebildeten Lehrers. Wird aber der Name nur einem Prozentsatze der Lehrer beigelegt, so hat er weder Sinn noch Berechtigung, da ja der neuernannte Professor am Tage nach der Ernennung nichts andres treibt als am Tage vorher, und beide, die „Professoren“ wie die „Oberlehrer,“ gleicherweise ista profitentur. Wenn die Gymnasiallehrer auf den Geist der Klassiker, auf die echte Humanität, auf jene Schönheit der Form, die im treuen Ausdruck eines schönen Inhalts besteht, auf strenge Wahrhaftigkeit, die sich in schlichter, knapper, vollkommen richtiger Sprache äußert, wenn sie darauf verzichten, dann haben die Klassiker keinen Wert mehr. Ist der Kern abhanden gekommen, wozu soll sich dann unsre Jugend noch an der Schale die Zähne ausbeißen? Laßt sie dann lieber Arabisch und Suaheli lernen statt Lateinisch und Griechisch.

Nun hat ja das Rang- und Titelwesen freilich außer der orientalischen Seite noch eine andre: die preußische. Durch Preußen, und durch Preußen allein — denn die deutschen Kleinstaaten haben sich darin wie in andern Stücken erst notgedrungen den preußischen Grundsätzen anbequemt —, hat das deutsche Titelwesen nachträglich eine gewisse Berechtigung erlangt. Indem Preußen nur den Würdigen zu einem Amte beförderte und strenge Pflichterfüllung von ihm verlangte, bewies hier der Amtstitel wirklich schon die Tüchtigkeit des Mannes und wurde demnach zu einer Auszeichnung, die umso höher geschätzt ward, als sie gar oft bei kargem Einkommen neben dem guten Gewissen die einzige Entschädigung für harte Arbeit und schweren Dienst bildete. Aber die Lehrer irren, wenn sie sich einfach als Staatsbeamte betrachten. Freilich sind sie auch Staatsbeamte, aber sie sind nicht bloß das, und die andre Seite ihres Berufes, die pädagogische, ist die höhere. Der eigentliche Staatsbeamte dient unmittelbar dem Staate, nur mittelbar denen, mit denen er zu thun hat, und sehr häufig diesen überhaupt nicht; denn man kann doch nicht gut sagen, daß der Gensdarm dem Strolch, den er einfängt, einen Dienst erweise. Der Lehrer aber dient unmittelbar den Personen, mit denen er zu thun hat, den Schülern, und nur mittelbar dem Staate. Und der erstere Dienst ist wichtiger als der zweite, zugleich auch höher und edler. Denn die Knaben zu guten, tüchtigen und glücklichen Menschen erziehen, das ist doch gewiß mehr,

als dem Staate die erforderliche Anzahl tauglicher subjecta, wie es noch vor achtzig Jahren hieß, für Richter- und Postsekretärstellen zu liefern. Und mit dieser höhern innern Würde des Berufes ist eine Befriedigung verbunden, die dem Juristen, auf den die Herren Lehrer in Verkennung ihrer eignen Würde neidisch zu sein scheinen, versagt bleibt. Im Verwaltungsfache hat es der Jurist mit toten Akten, im Richteramte zwar mit Menschen, aber mit dem Abschaum der Menschheit, und mit den achtungswerten meistens nur in Fällen zu thun, wo sie sich von der unvorteilhaftesten Seite zeigen. Der Lehrer dagegen hat es mit dem edelsten Teile der Menschheit zu thun, mit unverdorbenen, hoffnungsvollen Knaben, an denen er, wenn er sie zu behandeln weiß, seine Freude hat. Auch ist dem Richter und dem Verwaltungsbeamten für seine Thätigkeit kein einzelner Mensch dankbar. Der verurteilte Verbrecher empfindet das Gegenteil von Dank gegen den Strafrichter, und wenn die ehrlichen Leute auch einsichtig genug sind, was nicht immer der Fall ist, den Wert jener Staatseinrichtungen, die Leben und Eigentum schützen, zu würdigen, so fühlen sie sich doch nicht dem einzelnen Beamten verbunden, der sie handhabt. Wer einen Prozeß gewinnt, dankt allenfalls seinem Anwalt, aber nicht dem Richter, den Landrat sieht der Bauer sehr oft nicht als seinen Wohlthäter, sondern als seinen Feind an, und der Regierungsrat ist ein aller Welt gleichgiltiges, in der Unpersönlichkeit seiner kollegialen Amtsthätigkeit verschwindendes Wesen. Man darf es diesen Männern wohl gönnen, daß sie für ihre teils wenig anziehende, teils geradezu unerfreuliche Arbeit durch Rang und Titel einigermaßen entschädigt werden, und daß der Staat den Bürgern durch solche Auszeichnungen sagt: „Keiner von euch ist in der Lage, die Thätigkeit dieses Mannes für das Gemeinwohl abzuschätzen, keiner von euch fühlt sich ihm persönlich verbunden; nun, so erkläre ich euch denn, der Mann hat sich um mich, den Staat, und dadurch auch um euch verdient gemacht, und ihr werdet wohl daran thun, vor ihm den Hut zu ziehen!"

Wie anders steht der Lehrer im Volke da! Ehrfurchtsvoll grüßen ihn die dreihundert oder sechshundert Schüler der Anstalt, an der er wirkt, und deren Eltern, ohne daß es der Vermittlung des Staates bedürfte. Und wie so gar nichts hat damit der Titel zu schaffen! Unser Herr H. war uns Jungen an der höhern Bürgerschule zu L. um Anno 1847 der liebste Lehrer, und er wurde uns um kein Gran lieber, als ihn die hohe Behörde zum „Herrn Konrektor" machte. Ja, das war vor fünfundvierzig Jahren! wird mancher Herr Oberlehrer einwenden. Eben darum hat der Fall umso mehr Beweiskraft; denn der Zug des modernen Lebens geht nicht auf Vermehrung, sondern auf Verminderung des Titelwesens. Der bedeutendste der lebenden englischen Staatsmänner heißt „Herr Gladstone," das französische Staatsoberhaupt heißt „Herr Carnot," und der gebietende Minister Italiens „Herr Crispi"; auch wird niemand zu behaupten wagen, daß Goethe durch die „Exzellenz" und

Bismarck durch die „Durchlaucht" in den Augen der Mit- und Nachwelt größer geworden wären. Wie sehr irren sich die Lehrer zu ihrem Nachteil, wenn sie sich einbilden — manche sind thatsächlich in dieser Einbildung befangen —, das Publikum schätze die hochbetitelten Richter und Verwaltungsbeamten höher als die mangelhaft oder gar nicht betitelten Lehrer! Nicht bloß Ehrfurcht, sondern Furcht vor ihnen herrscht im Publikum! Den Staatsanwalt und den Gerichtspräsidenten fürchtet nur der Verbrecher, den Lehrer aber fürchten auch der Staatsanwalt und der Gerichtspräsident, weil ihrer Söhne Schicksal zu einem großen Teile in des Lehrers Hand ruht. Bedeuten denn diese ungeheuern innern Vorzüge ihres Berufes gar nichts in den Augen der Herren Gymnasiallehrer, daß sie nach so kümmerlichen Surrogaten der innern Befriedigung haschen, wie Rang und Titel sind? Pestalozzi war nur Rat nullter Klasse, als er vom Kaiser von Rußland öffentlich umarmt wurde, und einen gewissenhaften Lehrer würde selbst die Verleihung der Wirklichen Geheimratswürde nicht entschädigen, wenn er sich sagen müßte, daß er seine Schüler übel beraten und mehr als einem das Leben verpfuscht hätte. Oder steckt vielleicht die Frau Lehrerin dahinter? Läßt sie der Glanz der Münchner „Hausbesitzers-, Milchmanns- und Gemischtwarenhändlersgattin" und der „Oberamtskalkulaturassistentensgattin" nicht schlafen?

Wenn aber die Herren Lehrer sagen: Warum sollen denn gerade wir auf Ehre und Geld verzichten und uns mit dem Hinweis auf die Ideale unsers Berufes abspeisen lassen? so antworten wir: Weil ihr eben Lehrer seid! Wer sich die Erziehung der Jugend zu idealer Denkungsart als Lebensberuf wählt, der darf nicht selbst der idealen Denkungsart entbehren. Der Lehrerstand steht in dieser Beziehung dem geistlichen Stande am nächsten. So wenig wir dem geistlichen Stande eine angemessene Dotation mißgönnen, so wenig können wir zugeben, daß es recht sei, wenn er ohne innern Beruf bloß der Versorgung wegen gewählt wird. Übrigens aber ist auch die materielle Lage der Gymnasiallehrer in Preußen zur Zeit nicht derart, daß man vom Abspeisen mit Idealen reden könnte. Vor vierzig Jahren war sie so und in Süddeutschland noch kläglicher; heute ist sie im allgemeinen anständig, und wo ausnahmsweise Not herrscht, da sind die allerdings verbesserungsbedürftige Beförderungsweise und persönliches Mißgeschick daran schuld.

Wenn sich, um dieser Beschwerde noch einige Zeilen zu widmen, die Lehrer mit ihrer Forderung einer abermaligen Gehaltserhöhung auf die Richter berufen, so vergessen sie, daß zu der Zeit, wo die jetzigen Besoldungen festgesetzt wurden, die Richter, und noch mehr die Verwaltungsbeamten, weit länger auf die feste Anstellung zu warten hatten als die Lehrer, weshalb es angemessen erschien, das Anfangsgehalt der Richter mit 800 Thalern um 200 Thaler höher als das der Lehrer anzusetzen. Wenn seitdem der Zufluß zum akademischen Lehrerstande so gestiegen ist, daß auch hier Wartezeiten von

sechs bis zehn Jahren nichts ungewöhnliches mehr sind, so ist das zwar zu bedauern, es beweist aber zugleich, daß eine Gymnasiallehrerstelle auch bei dem gegenwärtigen Einkommen vielen als ein wünschenswertes Lebensziel erscheint. Würde nun die Forderung der Lehrer (Wunsch Nr. 18) erfüllt: „Das Mindest-, Durchschnitts- und Höchstgehalt der Lehrer ist dem der Richter unterster Instanz gleichzustellen," so würde nach jenem bekannten Gesetze, das nun einmal bei der Berufswahl wirksam ist, der noch stärkere Zufluß zum Lehrerstande und die dadurch verursachte Verlängerung der Wartezeit den erlangten Vorteil wahrscheinlich mehr als aufheben. Auf die soziale Seite der Sache will ich heute nicht eingehen; daß dem Wettringen der verschiednen Beamtenklassen um Gehaltserhöhung endlich einmal ein Ziel gesetzt werden muß, sieht ohnehin wohl jeder ohne umständliche Beweisführung ein.



Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart

Von Ernst Groth

6. Octave Feuillet



Nichts ist bezeichnender für das beständige Wachsen der litterarischen Wertschätzung, die der Roman als poetische Gattung in unserm Jahrhundert erfahren hat, als die Thatsache, daß noch vor fünfzig Jahren der bekannte Litterarhistoriker Villemain dem Roman keine rechte Stelle in seinen litterargeschichtlichen Untersuchungen anzuweisen wußte, daß er in einer erklärlichen Anwandlung von Gelehrtendünkel die Leistungen seiner Zeit auf diesem Gebiete übersah und nur die griechischen Romane der alexandrinischen Periode, die Werke eines Achilles Tatius und eines Heliodor der Beachtung und Würdigung für wert hielt. Eine Dichtungsgattung, für die es in der ars poetica keine Gesetze und Regeln gab, konnte auch in den Augen dogmatischer Kunstrichter unmöglich eine Daseinsberechtigung haben.

Diese Mißachtung des modernen Romans dürfte sich ein Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr zu Schulden kommen lassen; denn gerade im Roman hat unsre Zeit die charakteristische Form und das selbständige

Ausdrucksmittel seines litterarischen Lebens gefunden; im Roman hat sich der moderne Geist allmählich das dauerhafteste und beweglichste Fahrzeug geschaffen, um spielend oder kämpfend alle Ströme der menschlichen Kultur zu erforschen und zu beherrschen. Aus dem Roman ist auch ohne die gelehrten Gesetzgeber des Geschmacks eine Schatzkammer geworden, worin unser Jahrhundert den größten Reichtum seiner dichterischen Arbeit, die unvergänglichen Schätze seiner Ideen und seines sittlichen Lebens niedergelegt hat und niederlegt. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts in den Grundzügen fertig sei, sobald man die Geschichte des modernen Romans geschrieben hat. Diese Bemerkung gilt vor allem für Frankreich, denn keine litterarische Schule, von der Romantik bis zum Naturalismus, hat es hier unterlassen, den Roman ganz besonders zu pflegen, ihn nach ihren Kunstformeln umzugestalten und aus ihm das Spiegelbild der wechselnden Lebensanschauung zu machen. Im Roman hatte der dichterische Geist endlich die Freistätte gefunden, wo alle Gewissensfragen der Menschheit, alle Seelenkämpfe zart organisirter Wesen, alle sittlichen und gesellschaftlichen Probleme behandelt und gelöst werden konnten.

Bei diesen innern Vorzügen bedarf es keiner äußern Gründe, um die ungeahnte Machtentfaltung des Romans in unserm Jahrhundert zu erklären. Der Kulturhistoriker wird dieser Gattung seine besondre Aufmerksamkeit zuwenden müssen, denn hier findet er untrügliche Quellen für die Wandlungen des gesellschaftlichen Lebens, der Sitten und des Geschmacks; hier findet er die herrschenden Stimmungen und Anschauungen, die bewegenden Mächte und die charakteristischen Typen jeder Zeit. Es ist sehr lehrreich die Linie zu verfolgen, die der Entwicklungsgang des französischen Romans in unserm Jahrhundert beschreibt. Von der „Hypertrophie des Ich“ bis zur völligen Unterdrückung alles Subjektiven, von der blinden Verinnerlichung bis zur sklavischen Nachahmung der Außenwelt, von den wesenlosen Träumereien und elegischen Bekenntnissen bis zur nüchternen wissenschaftlichen Analyse hat der französische Roman in unserm Jahrhundert alle nur denkbaren Stadien durchlaufen. Philosophie und Geschichte, Religion und Wissenschaft, gesellschaftliche und politische Kämpfe haben den Roman bald nach dieser, bald nach jener Seite gezogen und seine Ausgestaltung in auffallender Weise beeinflußt.

Man pflegt den modernen Roman von Rousseaus La nouvelle Héloïse an zu rechnen. Hier wird zum erstenmale das Hauptmotiv aller Dichtungen, das Verhältnis der Geschlechter, nicht nach der galanten italienischen Manier einer Scudéry oder nach der lüsternen Art eines Lesage geschildert, sondern als eine wichtige, ernsthafte Sache, als eine naturwüchsige Leidenschaft behandelt, vor der alle andern Regungen des menschlichen Herzens schweigen müssen. Hier finden wir zum erstenmale das, was man später mit dem Worte milieu bezeichnet hat; hier sehen wir zum erstenmal eine dramatische Entwick-

lung, in der Neigung und Pflicht, Schuld und Sühne die hauptsächlichsten Rollen spielen. Hier erfahren wir von einem Schriftsteller zum erstenmale Selbstgeschautes und Selbsterlebtes. Der idealistische Roman war in Frankreich mit der neuen Héloïse geschaffen, und Chateaubriand und Frau von Staël erkannten in ihm die vortrefflichste Form für ihre Bestrebungen und Bekenntnisse, für ihren Lyrisme débordant, der aus allen ihren Dichtungen hervorschäumt.

Wie sich Rousseau in seinem Helden Saint-Preux selbst darstellt, so haben sich die Staël in der Corinna und Chateaubriand in René selbst zum Helden der Romane gemacht. Dieser subjektive Zug ist charakteristisch für alle idealistischen Romane. Wir finden ihn bei den Romantikern, bei Viktor Hugo, bei Musset, bei Vigny, bei George Sand und bei dem letzten bedeutenden Vertreter dieser Richtung, bei Octave Feuillet noch ziemlich unverfälscht.

Octave Feuillet hat sich trotz der realistischen und naturalistischen Hochflut fast vier Jahrzehnte lang in der Gunst des Publikums behauptet, und wenn auch der Kreis seiner Anhänger immer mehr zusammenschrumpft, so kann man doch nicht sagen, daß der Rest aus den minder anspruchsvollen Geistern bestehe. Auch jetzt noch ist Octave Feuillet wie vor vierzig Jahren, als zuerst in der Revue des deux mondes seine Scènes, Proverbes und Comédies erschienen, der Liebling der Frauen, allerdings der wenigen, deren Geschmack noch nicht durch die gepfefferte Kost der modernen Richtung abgestumpft ist, und die noch Freude finden an romantischen Verwicklungen, an aristokratischer Gesellschaft, an rätselhaften Männern und Frauen. Wer bei Feuillet alle die Reize sucht, durch die George Sand die Leser zu fesseln weiß, die stürmischen Leidenschaften, die fieberhaften Seelenkämpfe, die sozialen Streitfragen, wer von ihm dieselbe Spannung erwartet, die Balzac durch seine phantastischen Entwürfe, durch seine ungezügelte Einbildungskraft und die sich überstürzenden Vorgänge zu erreichen versteht, der wird freilich von Feuillets Romanen enttäuscht sein. Und doch weiß der Schriftsteller ohne Aufwand von Dialektik, ohne mit philosophischen Gedankengängen zu prunken oder durch überraschende Perspektiven zu blenden, im ruhigen Flusse einer gewählten, maßvollen Sprache wichtige Probleme unsrer Zeit zu behandeln. Feuillets litterarische Arbeitsweise ist in ihrer Richtung nicht dieselbe geblieben. Aus dem Bannkreise der Romantik, die schließlich nur das Unwahrscheinliche für das dichterisch Verwertbare hielt, hat ihn der realistische Strom der fünfziger Jahre sehr bald aufgeschreckt. Diese mächtige, gegen eine veraltete Kunstauffassung gerichtete Reaktion, die die Hirngespinste durch die Thatsachen ersetzen wollte, die lyrischen Ergüsse durch die Erfahrung, die Eingebungen einer intuitiven Kunst durch die Ergebnisse einer beweiskräftigen Kunst konnte nicht ohne Einfluß auf Feuillets Schreibweise bleiben.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß in demselben Jahre 1857, wo Feuillet seinen ersten Roman Le Roman d'un jeune homme pauvre veröffentlichte, der Realismus schon auf allen Gebieten der Litteratur die Oberhand zu gewinnen suchte. Dumas der Jüngere war Herr der Bühne geworden, Baudelaire schrieb seine Fleurs du mal, Taine arbeitete an seinen positivistischen Kritiken, und Flaubert gab den Roman Madame Bovary heraus, der durch die vollständige Neutralität oder Objektivität des Verfassers und durch den Respekt vor den Gesetzen des künstlerischen Stils geradezu epochemachend wirkte und noch heute als das Meisterwerk der realistischen Schule angesehen wird. Bezeichnend ist es für die durch einander flutenden Geschmacksrichtungen unter der Leserwelt jener Zeit, daß Feuillets Roman trotz jener litterarischen Umwälzung einen großen Erfolg errang, obgleich er, ein Ich-Roman in Tagebuchform, alle von den Realisten eifrig bekämpften Eigenschaften aufwies.

Maxime Odiot von Hauterive, der arme Jüngling, ist der Typus eines echten Romanhelden aus der idealistischen Schule. Mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes ausgestattet, vereinigt er außerdem in sich die Merkmale eines vollendeten Edelmannes: vornehmes Wesen, ritterliche Manieren, Uneigennützigkeit, Mut, Ehrgefühl. Und diese Tugenden treten noch deutlicher hervor, als er erfährt, daß ihm sein Vater kein Erbe hinterlassen hat, und daß er arbeiten muß, um sich und seine Schwester zu unterhalten. Er wird unter Annahme eines bürgerlichen Namens Verwalter eines Landgutes und verliebt sich in Marguerite, die Tochter der Besitzerin. Marguerite ist eine herbe Schönheit voll Argwohn gegen die Männer und insbesondre gegen Maxime, von dem sie glaubt, daß er mehr nach ihrem Vermögen als nach ihrer Person trachte. Vergebens giebt der arme Held ihr Beweise seiner Liebe, seines Mutes, seiner Verzweiflung; schließlich schwört er, sich nur dann mit ihr zu vermählen, wenn sie ebenso arm oder ebenso reich wie er selbst sei. Marguerite willigt ein und ist im Begriff ihre Güter einem religiösen Orden zu überlassen, als Gott sei Dank eine alte Tante des Jünglings eine rätselhafte Erbschaft in Spanien macht, aus Freude darüber stirbt und dem glücklichen Helden alles hinterläßt. Der Ausspruch: heureux ceux, qui n'ont pas d'histoire! womit das Tagebuch schließt, paßt nicht recht zu der Geschichte des Helden. Denn das Geschick konnte ihm eigentlich nicht günstiger sein. Er hat nach seiner Meinung eine bewegte Lebensgeschichte gehabt und ist trotzdem glücklich geworden. Der Roman ist nicht frei von Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen, aber die kunstvolle Darstellung, die gewählte Sprache und die vornehme Ruhe sichern ihm noch jetzt den Beifall unbefangener Leser.

Fünf Jahre später erschien Feuillets ebenso idealistisch gehaltener Roman Histoire de Sibylle, worin dasselbe Thema behandelt wird, das neuerdings die englische Schriftstellerin Mrs. Ward in ihrem Buche Robert Elsmere ausgeführt hat: den Seelenkampf eines religiös gläubigen Weibes, das in ihrem

Geliebten einen Skeptiker, einen Freigeist, einen Ungläubigen erkennt. Sibylle, die strenge Katholikin, die sogar ihren eignen Pfarrer zu einem tiefern Glauben zu bekehren weiß, verstößt ihren Geliebten Raoul, weil er es nicht über sich gewinnen kann, in die Messe zu gehen. Raoul verkleidet sich als Maler, um die Kirche in Sibyllens Pfarrdorf auszuschmücken und sich seiner Geliebten wieder zu nähern. Aber auch jetzt vermag seine Liebe noch nichts; eine Vermählung erscheint Sibyllen unmöglich, denn Raoul kann nicht mehr glauben, er kann aber auch nicht heucheln. Sibylle stirbt, und erst der Sterbenden darf Raoul den Brautkuß geben. Es ist kein Wunder, daß dieser Roman von der realistischen Kritik mit lautem Hohngelächter aufgenommen wurde und daß selbst die Feuilletschwärmer den Kopf schüttelten, weil sie dem Schriftsteller auf das religiöse Gebiet nicht zu folgen vermochten. Nur wenige haben sich die Mühe gegeben, die künstlerischen Absichten des Dichters zu erkennen und die psychologische Entwicklung auf ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen. Wo dies aber geschehen ist, da hat man dem Roman vollen Beifall gezollt. So sagt treffend der Philosoph Caro von ihm: „Er ist das Gemälde des Glaubens, eines religiösen Phänomens, das sich in seiner geläutertsten Gestalt einer jungen Seele bemächtigt und alle andern Empfindungen dieser Seele zu seiner Höhe emporhebt. Es schließt weder die menschliche Liebe aus, noch die geheimen Erregungen und Schwächen des Herzens oder die Bestrebungen nach irdischer Glückseligkeit. Es opfert von alledem nichts, aber es ordnet alles den Empfindungen einer höhern Art unter. Es erweckt und unterstützt jene heldenmütige Treue, die sich von der Liebe eine so hohe Vorstellung macht, daß sie die Liebe zurückstößt, wenn sie nicht in Gott ihre ewige Dauer findet. Welche Thorheit und Lächerlichkeit sollte denn hierin liegen? Diese Idee strahlt inmitten der Gemeinheiten und Schändlichkeiten, worin sich der zeitgenössische Roman versenkt hat; in diesem Strome, in diesem Sturzbad einer lärmenden, nichtssagenden, oberflächlichen Litteratur, das Tag für Tag auf uns einbricht, ist man glücklich, unter dem Sande und dem Schlamme einige reine Goldkörner zu finden." Der Philosoph und Akademiker, der seinem Kollegen dieses Lob spendete, fand bei den Gegnern leider wenig Gehör.

Der Gedanke, daß man ohne Religion, ohne kirchliche Gesinnung dem Materialismus, den Leidenschaften und Lastern zum Opfer fallen müsse, erscheint fast in allen Romanen Feuillets, am packendsten in dem vorletzten: La Morte, worin Sabine Tallerant, ein mit positivistischer Philosophie und kirchenfeindlichen Anschauungen großgezogenes Mädchen, die Frau ihres Nachbars vergiftet, um diesen zu heiraten.

Feuillet hat die gesunden Grundsätze der realistischen Kunstauffassung wohl erkannt und auch die Schöpfungen der neuen Schule auf sich einwirken lassen. Flauberts Ausspruch: Toute œuvre est condamnée, où se dévine l'auteur ist auch für Feuillet maßgebend gewesen. Er hat sich mit Flaubert vor Viel-

schreiberei gehütet, seine Kräfte stets zusammengehalten und sie nur dann ausgebeutet, wenn sich ihm ein neues Problem aufdrängte oder ihm für ein altes eine neue Beleuchtung notwendig erschien. Überall zeigt sich in den neuern Romanen eine schärfere Beobachtung, eine knappere Darstellung und eine sichrere Charakterzeichnung. Der Realismus hat bei Feuillet eine aristokratische Form angenommen; seine Romane sind nicht mehr schattenhafte Phantasiegespinste, sondern Studien aus dem Leben der höhern Gesellschaft, études de la vie mondaine. Liebe, Ehre, Adelsstolz, Religion sind die vier Motive, die fast in allen Werken Feuillets die Handlungen und die Katastrophe bestimmen. Die Kämpfe des materiellen Lebens, die großen sozialen Fragen der Gegenwart spielen nur wenig hinein. Seine Gestalten brauchen nicht den rauhen Kampf ums Dasein zu führen; sie stehen in gesellschaftlicher und finanzieller Beziehung so hoch da, daß die trüben Wogen von unten sie gar nicht berühren. Feuillets Kunst besteht vor allem in der Fähigkeit, selbst die maßvollsten, ruhigsten Seelen, deren kalte, nüchterne Lebensauffassung überall betont, deren vornehme Gesinnung niemals verschwiegen wird, nach und nach in einen Zustand zu versetzen, wo sie alle sittlichen Grundsätze und Pflichten vergessen und unter dem Sturm der Leidenschaften zusammenbrechen. Er weiß, daß die Geschichte und das Schicksal des weiblichen Herzens im Grunde weniger durch leidenschaftliche Regungen bestimmt wird, als durch Unthätigkeit, Langeweile, unbewußte Neigungen und Träumereien, durch Mitleid und Eitelkeit. Hier setzt der Schriftsteller ein und führt mit unerbittlicher Logik selbst die sichersten Wesen, die edelsten Geschöpfe ins Verderben.

Seine Frauen und Mädchen haben in ihrem Wesen, ihren Neigungen und Bedürfnissen alle etwas Gemeinsames. Sie verraten nicht wie die Gestalten George Sands ein sanguinisches Temperament, sie sind nicht wie die Frauen Balzacs berechnende Verstandesmenschen, das Gemeinsame in ihnen ist die Nervosität, die Willensschwäche, die unbewußte Sinnlichkeit. Ihr ganzes Handeln hängt von Vorurteilen, von Anwandlungen und Launen ab, sie haben eine geringe Selbsterkenntnis und wenig Verstand, denn sie gehen wie Nachtwandler bis ans Ende ihrer Leidenschaften. Lemaître nennt sie sehr richtig des névropathes décentes et d'une élégance irréprochable. Auffallend ist es, daß bei Feuillet fast überall die Frauen die Verführer sind, und daß sich in der psychologischen Entwicklung fast bei allen drei Stufen nachweisen lassen. Sie zeigen dem Manne gegenüber zuerst eine Art von Abneigung und Furcht, als ahnten sie ungefähr, daß eine nähere Berührung mit ihm gefährlich werden könnte, daß sie durch ihn an Leib und Seele Schaden nehmen werden. Dann entbrennt in ihnen ein unbestimmtes Verlangen, genährt durch Eitelkeit, Neugierde und Sinnlichkeit, und sie versuchen alle Mittel der Koketterie. Endlich kommt das dritte Stadium, das entweder in der völligen, stürmischen Hingebung oder in Verzweiflung und Selbstmord endigt.

So entwickelt sich die Handlung in La petite comtesse, so in Julia de Trécœur und in La Morte, so in Monsieur de Camors und vor allem in dem neuesten Roman Honneur d'artiste. Wie Feuillet in Histoire de Sibylle und in La Morte religiöse Motive hineinspielen läßt, so behandelt er in den beiden zuletzt genannten Romanen den Wert des modernen Ehrbegriffs, und zwar des falschen Ehrbegriffs, der Ersatz bieten soll für alle andern verloren gegangenen sittlichen Grundsätze im Gegensatz zu dem wahren, der ohne religiöse Denkungsart, ohne gesteigertes Pflichtgefühl, ohne sittliche Lebensweise und ehrenhafte Gesinnung unmöglich ist. Der Edelmann mit falschem Ehrbegriff darf alles thun; er darf prassen und schlemmen, er darf Verkehr mit feilen Frauenzimmern unterhalten, er darf den Freund hintergehen, betrügen, verraten, er darf selbst die Frau seines Freundes verführen, er darf handeln wie ein Feigling — aber er darf sich niemals Feigling nennen lassen; darauf kommt alles an! Geschieht das doch, und noch obendrein von einer Frau, an der er nicht Rache nehmen kann, so ist es mit seiner Ehre aus, und er geht elend zu Grunde, wie Louis de Camors.

Feuillet sucht die Ansicht zu verfechten, daß dieser moderne Ehrbegriff, der auf einer stumpfsinnigen materialistischen Weltanschauung, auf Egoismus und nichtigen Äußerlichkeiten beruhe, völlig haltlos sei, vor allem haltlos in unserm Zeitalter mit seinen verwickelten Ansprüchen und Kämpfen, mit seinen unzähligen Versuchungen und gefährlichen Übeln; er sucht nachzuweisen, daß dieser konventionelle und fadenscheinige Ehrbegriff für unsre Zeit ein ganz unzuverlässiger Wegweiser sei, daß er nicht die geringste Schutzwehr gegen aufsteigende unehrenhafte Gelüste, gegen anstürmende Leidenschaften und sittenlose Lebensführung zu bieten vermöge.

Louis de Camors hat von seinem leichtsinnigen Vater weiter nichts geerbt als ein Testament, worin der alte Aristokrat die Quintessenz seines Lebens niedergelegt hat. Das Schriftstück ist auch kulturgeschichtlich zu merkwürdig, als daß wir nicht einige Stellen daraus anführen sollten. „Mein Sohn, schreibt der Vater, das Leben langweilt mich, ich verlasse es. Ich sterbe im Glauben an mein Jahrhundert. Ich glaube an die unerschaffene, fruchtbare, ewige Materie — das ist die letzte Religion der Menschheit. Sie hat etwas Trauriges, sie macht den Menschen einsam; aber sie hat auch etwas Großartiges, denn sie macht ihn frei, sie macht ihn zum Gott. Was kann ein Mensch unsrer Zeit sein, der den Verstand und die Willenskraft besitzt, sein Leben nach jenem Glauben einzurichten? Der Materialismus ist nur für Dummköpfe und Schwächlinge eine brutale Lehre. Gewiß, ich lese in seinem Kodex nichts von den Vorschriften einer landläufigen Moral, nichts davon, was unsre Väter Tugend nannten, aber ich lese darin ein großes Wort, das viele andre aufwiegt: die Ehre, d. h. die Achtung vor sich selbst. Es ist klar, daß ein Materialist kein Heiliger sein kann; aber er kann ein Edelmann sein,

und das ist gewiß etwas. Du hast glückliche Gaben, mein Sohn; es giebt nur eine Pflicht für dich in der Welt, deine Gaben in vollem Maße auszubilden und sie in vollem Maße zu genießen. Benutze die Weiber ohne Gewissensbisse zur Kurzweil und die Männer zur Freude, aber thue nichts Niedriges. Habe keine Freunde! Der altgewordene Cäsar hatte einen Freund, und das war Brutus. Die Verachtung der Menschen ist der Anfang der Weisheit. Ärgere dich nicht, lache wenig, weine niemals — lebe wohl!"

Man muß eingestehen, daß die Lebensphilosophie, zu der dieser moderne Edelmann gelangt ist, ehe er sich eine Kugel vor den Kopf schießt, nicht klarer und verblüffender dargestellt werden kann. Man muß weiter zugeben, daß diese zerfressene Rittergestalt nicht ein Hirngespinst des Schriftstellers ist, daß derartige Modelle auch außerhalb Frankreichs zu finden sind, aber man wird stark bezweifeln müssen, daß ein Mensch, der dem rohen Materialismus verfallen ist, der keinen andern Gott als sein Ich kennt, der seine Mitmenschen gerade gut genug für seine persönliche Unterhaltung findet, der bei allen Handlungen keine sittlichen Grundsätze kennt, sondern nur seinen zweifelhaften, auf Selbstsucht und Selbstvergötterung ruhenden Ehrbegriff, daß dieser Mensch alles andre sein kann und sein darf, nur kein Edelmann. Wenn der französische Adel anfängt, nach den Grundsätzen des alten Camors zu leben, wenn er aufhört, unter Hintansetzung der eignen Person und der eignen Interessen für die idealen Güter der Nation einzutreten, sie zu erhalten und zu mehren, so haben die Umsturzparteien Recht, ihn aus dem Lande zu jagen. Das ist gar keine Frage.

Wie weit Louis de Camors mit den Grundsätzen seines wunderlichen Ehrbegriffes kommt, ist schon angedeutet worden. Er verführt die Frau seines besten Jugendfreundes, des Ingenieurs Lescandes, eines thätigen und biedern Menschen, und treibt sie in den Tod. Er wird aus seiner Geldbedrängnis durch seinen edelmütigen Verwandten, den General de Campvallon, gehoben und macht aus Dankbarkeit die junge leichtsinnige Frau des Generals zu seiner Geliebten. Um jeden Verdacht zu beseitigen, zwingt sie ihn, das liebenswürdige, unschuldige Fräulein von Tècle zu heiraten, die seine Treulosigkeit bald erkennt und, weil sie ihn wirklich liebt, unsäglich zu leiden hat. Auch der General überrascht die Schuldigen und stirbt vom Schlage getroffen. In Camors' Frau entsteht immer deutlicher der Verdacht, man wolle auch sie beseitigen. Eines Abends begleitet er sie auf einem Spaziergange; der Weg führt sie über eine schmale Brücke; er ergreift ihren Arm, um sie zu unterstützen, sie aber reißt sich entsetzt los, schleudert ihm das Wort lâche entgegen und stürzt atemlos fort. Camors' Ehre ist beschimpft, er ist ein gebrochener Mann und stirbt.

Die Kritik hat diesen Roman, obwohl darin der Einfluß des Realismus zum erstenmale unverkennbar hervortritt, heftig angegriffen, und doch finden

wir hier, sobald wir die Absicht des Verfassers verstanden haben, eine solche Folgerichtigkeit, eine so fesselnde Entwicklung der Handlungen, eine so wirkungsvolle und dabei zarte Darstellung der Leidenschaften, eine solche Fülle überraschender Szenen, fein erdachter Abwechslungen und Sprachschönheiten, daß wir nicht anstehen, Monsieur de Camors nicht allein für Feuillets besten Roman, sondern für eins der besten Werke aus der idealistischen Schule zu erklären. Wir entschuldigen den Helden nicht, der durch den Mangel an sittlichen Grundsätzen sein Leben und das vieler edeln Menschen zerstört; aber wir fühlen diesem vom falschen Ehrbegriff geleiteten Edelmann lebhaft nach. Welche Verwirrung das unselige Testament des Vaters in diesem Menschen hervorgerufen hat, ersehen wir am besten aus einer Szene, worin er der soeben von ihm verführten Frau seines Freundes Lescandes Moral predigt, einer Szene, in der sich die ganze dramatische Kraft des Verfassers offenbart. „Nachdem ich dir großes Leid zugefügt habe, sagt er zu ihr, giebt es einen Dienst, nur einen, den ich dir erweisen kann, und ich erweise ihn dir — ich sage dir die Wahrheit! Die Frauen, die fallen — merke wohl —, haben keine schärfern Richter als ihre Mitschuldigen. Und was willst du nun, daß ich von dir denke? Ich kenne deinen Gatten seit meiner Kindheit — zu seinem Unglück und zu meiner Schande! Es giebt in seinen Adern keinen Blutstropfen, der nicht dir gehörte; es giebt kein Tagewerk, keine Nachtwache, die er nicht deinetwegen thäte. Dein ganzes Wohlbefinden ruht auf seinem Opfermut. Alle deine Freuden sind die Frucht seiner Mühen — das ist er, er für dich! — Und ich? Du hast mein Bild in einem Journal gesehen, du hast mich an deinem Fenster vorbeireiten sehen — nichts mehr, wirklich — und das ist genug, und du lieferst mir in einer Minute sein und dein ganzes Leben aus, sein ganzes Glück, seine ganze Ehre und deine dazu! So ists — jeder Taugenichts, jeder Wüstling von meinem Schlage, der deine Eitelkeit, deine Schwachheit wie ich mißbraucht und dann zu dir sagt, er habe Achtung vor dir, der lügt!“

In seinem jüngst erschienenen Roman Honneur d'artiste (Paris, Calmann Levy, 1890) hat Feuillet das Problem der Ehre noch von einer andern Seite beleuchtet. Der Marquis von Pierrepont, der von seinem Vater als Erbteil nur eine jährliche Rente von fünfzehntausend Franks erhalten hat, ist das Muster eines vollendeten Kavaliers. Er liebt die Frauen, den Sport und die Kunst und hat das Glück, in dem Maler Jacques Fabrice ein bedeutendes Genie zu entdecken. Er hebt ihn aus seinen dürftigen Verhältnissen heraus und legt den Grund zu der beständig wachsenden Berühmtheit des Künstlers. Der Marquis reicht selbstverständlich mit seiner Rente nicht und sieht sich daher gezwungen, um die Gunst seiner reichen Tante, der Baronin von Montauron, zu buhlen. Diese hat, trotz ihres geizigen Wesens, eine entfernte Verwandte, Beatrice von Sordonne, ins Haus genommen, bemerkt aber mit

Unwillen, daß der wenig bemittelte Neffe sich für die noch ärmere Waise zu erwärmen scheint. Da sie noch viele Jahre zu leben gedenkt, so kann sie den Gedanken an eine gefährliche Verbindung zwischen beiden nicht ertragen. Sie droht dem Neffen mit Enterbung und nimmt der eingeschüchterten Beatrice das Versprechen ab, jeden Antrag des Neffen zurückzuweisen. Das thut sie denn auch. Der Marquis fügt sich, aber sein ganzer Groll bricht hervor, als er erfährt, daß sein Freund Fabrice, der Beatrice im Malen unterrichtet, von ihr das Jawort erhalten hat. Auch die Baronin ist über diesen wenig aristokratischen Schritt Beatrices nicht sehr erfreut. „Niemand — sagt sie zu Fabrice — liebt und schätzt mehr als wir die Dichter und die Künstler. Wir schmücken mit ihnen gern unsre Tische, sie sind das Interesse und die Annehmlichkeit unsrer Salons, aber — wir heiraten sie nicht!"

Dennoch vermählen sich Beatrice und Fabrice. Da erscheint der Marquis wieder; die Tante ist gestorben und hat ihm das ungeheuere Vermögen hinterlassen. Er führt ein wüstes verschwenderisches Leben, er sinkt in seinen Genüssen immer tiefer und erweckt in Beatricen zuerst Abscheu, dann aber Mitleid und das ganze Aufwallen der Jugendliebe, als sie erfährt, daß er ihretwegen ein verlorener Mensch geworden sei. Nach einer Reihe von Mißverständnissen sinkt sie dem Marquis in die Arme, fortgerissen und betäubt von einem jener leidenschaftlichen Ausbrüche, vor denen die Ehre des Mannes und die Scham des Weibes in einem Augenblicke dahinsterben: Après la faute tout est perdu excepté l'amour.

Fabrice erfährt die Untreue seiner Frau; er spielt mit Pierrepont ums Leben. Der Künstler verliert, und obgleich eine Wandlung in Beatrice vor sich geht, obgleich Fabrice ein Kind hat, für das er leben könnte, obgleich Pierrepont ihm das Wort zurückgiebt, erschießt sich der unglückliche Künstler nach der festgesetzten Frist. „Beatrice — schreibt er vor seinem Tode —, ich wollte dir das ersparen, aber ich habe gefürchtet, schwach zu werden. Ja, ich glaube, daß sich dein Herz endlich mir geöffnet hat, ich glaube, daß du mich liebst. Aber würdest du mich morgen lieben, mich, der ich von der Gnade des Menschen leben soll, der mich tötlich beleidigt hat? Ich glaube es nicht und sterbe."

Man legt den Roman mit geteilten Empfindungen aus der Hand. War es wirklich notwendig, daß dieser geniale Künstler, dieser edle Charakter, dieser völlig unschuldige Mensch zu Grunde ging, nur um seine Ehre zu retten? Wenn er von seinem Weibe, das nicht die geringste Rücksicht auf ihn nimmt, das keine Spur von Pflichtgefühl kennt, schmählich hintergangen wird, wenn er sieht, wie sich dieses Wesen, das ihm heilig war, aus freien Stücken einem Lüstling in die Arme wirft, so ist es ganz unmännliche Schwäche, darüber sentimental zu werden, anstatt das Weib mit all seiner aristokratischen Feinthuerei rücksichtslos aus dem Hause zu jagen. Aber wunderbarerweise hat

nach dem Urteile der Gesellschaft nicht sie seine Ehre verletzt, sondern der Verführer. Wäre dieser ein Mensch ohne gesellschaftliche Stellung gewesen, so wäre Fabricens Ehre nicht gekränkt worden. Er hätte seiner Entrüstung vielleicht mit der Reitpeitsche Luft gemacht, und alles wäre in den Augen der Gesellschaft gut gewesen; aber Pierrepont war ein Kavalier, ein Aristokrat, ein Edelmann. Ein Edelmann? Ist der noch ein Edelmann zu nennen, der es mit seiner Ehre vereinbaren kann, einen vornehm denkenden Freund zu betrügen und trotz der begangenen Niederträchtigkeit ihm gegenüber die Rolle eines aufrichtigen Freundes weiterzuspielen? Sinkt der Edelmann nicht in demselben Augenblicke hinab zum Lump? Diesem Menschen noch die Möglichkeit geben, zu triumphiren und über das Leben des schmählich Betrogenen mit Selbstgerechtigkeit zu bestimmen, das heißt denn doch die Furcht vor dem Hergebrachten und vor dem beschränkten Urteil der Gesellschaft zu weit treiben. Konnte Fabrice den Gedanken an die doppelte Treulosigkeit seines Weibes und seines Freundes nicht ertragen, so hätte er besser gethan, sich zu töten, ohne auf ein amerikanisches Duell einzugehen. Es ist schade, daß Feuillet diese Erwägungen nicht angestellt hat und in das alte Fahrwasser der romantischen Erzählungen geraten ist; er hätte damit Fragen berührt, die gerade unsre Zeit in hohem Maße beschäftigen.

Die Charaktere sind auch in diesem Roman vortrefflich gezeichnet. Da ist die Frau von Montauron, die von der französischen Revolution sagt, sie habe dem Adel alles rauben können, nur nicht den Atavismus, und die noch immer der Ansicht ist, daß sich die Anschauungen seit Ludwig XIV. nicht verändert hätten; da ist ferner Gustave Calvat, der Typus des modernen Malers mit seinen verworrenen Kunstbegriffen, seiner Halbbildung, seiner Unzufriedenheit und Geschwätzigkeit, der das Heil der modernen Malerei von der Rückkehr zum vierzehnten Jahrhundert erwartet, zu Cimabue, Giotto und Perugino, und der schließlich bei den Impressionisten landet; da ist der Baron Jules Grèbe, die Blüte der modernen Jugend, der sich selbst Fin de siècle nennt, und dessen Zeichnung für unsre Zeit so charakteristisch ist, daß wir noch kurz auf ihn eingehen müssen. Er ist als einziger Sohn von seiner Mutter gründlich verdorben worden. Mit Liebe hat sie über seine ersten Ausschweifungen gelächelt und mit Zärtlichkeit darüber gewacht, bis er zu einem ganz unerträglichen Burschen herangewachsen ist. Um in der Gesellschaft das Übergewicht und die erste Rolle zu behaupten, an die er in seiner Familie gewöhnt gewesen ist, hat er sich ein Auftreten und eine Haltung ausgesucht, die jedes andre Verdienst überflüssig machen. Er hat nichts besseres gefunden, als alle Welt in Erstaunen zu setzen oder vielmehr, wie er selbst sagt, seine Zeitgenossen durch das Herauskehren cynischer Verdorbenheit „platt zu drücken," d'épater ses contemporains. Einige aus Darwin aufgelesene Brocken, vermischt mit konfusem Zeug aus Schopenhauer, haben ihm seine wüste Theorie von dem

sittlichen Nihilismus geliefert, den er beständig zur Schau trägt. In Bezug auf Litteratur, Kunst, Politik, aber vor allem in Bezug auf Moral erklärt er sich für durch und durch skeptisch, gründlich enttäuscht, blasirt, angeekelt von dem alten Zauber, ausgemergelt, abgewirtschaftet bis aufs Mark, décadent jusqu'aux moelles, sogar zerlaufend und bis zu dem Punkte zerlaufend — à ce point déliquescent, daß man, wie er stolz sagt, bald gezwungen sein würde, ihn mit einem Löffel zusammenzustreichen. Ein herrliches Bild! Zum Lachen ist die Szene, wie Fin de siècle in der Hochzeitsnacht seine junge Gattin allein läßt, um mit diesem Hauptspaß, den er sich schon Wochen lang vorgenommen hat, seine Freunde völlig „platt zu drücken.“ Er will gerade diese Nacht bei seiner Maitresse zubringen, entfernt sich, besinnt sich aber doch noch und kommt ziemlich kleinlaut nach einer Weile wieder zurück. Er geht durch alle Zimmer, er stutzt, seine Frau ist nicht da! Er sucht überall, fragt die Bedienten, fährt in der Nacht zu allen Bekannten — die junge Baronin ist nicht zu finden. Endlich frühmorgens erscheint sie.

Wahrhaftig, das ist ein bischen stark! rief der Baron ihr entgegen.

Nicht wahr? sagte Marianne.

Aber ich habe doch nur einen Scherz machen wollen!

Ich auch, erwiderte die junge Frau.

Für wen hältst du mich eigentlich? sagte er vor Wut stotternd.

Ich halte dich für einen armen Jungen, der wie ein aus dem Grabe geholter aussieht. Lege dich schlafen, mein Freund, glaube mir! — Geh, geh!

Sie zeigte ihm die Thür und er ging hinaus, denn er war einfach — épaté!

Mein Lieber, sagte er einige Tage später in vertraulichem Tone zum Marquis Pierrepont, du kannst beurteilen, ob ich Fin de siècle bin, weißt du, meine Frau — ist es noch mehr!

Du setzest mich in Erstaunen, Julius! antwortete Pierrepont, der am besten wußte, bei wem Marianne in jener Nacht geblieben war.

Im Vergleich zu der Art unsrer Naturalisten weiß Feuillet derartige verfängliche Szenen mit einer Zurückhaltung zu schildern, daß man keinen Anstand zu nehmen braucht, seine Romane auch Frauen in die Hand zu geben. Für einen achtundsiebzigjährigen Schriftsteller, wie Octave Feuillet, ist der Roman Honneur d'artiste eine bewunderungswürdige Leistung. Möge es nicht seine letzte sein.

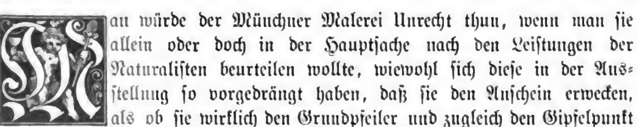




Die Kunstausstellungen in München und Dresden

Von Adolf Rosenberg

2



Man würde der Münchner Malerei Unrecht thun, wenn man sie allein oder doch in der Hauptsache nach den Leistungen der Naturalisten beurteilen wollte, wiewohl sich diese in der Ausstellung so vorgedrängt haben, daß sie den Anschein erwecken, als ob sie wirklich den Grundpfeiler und zugleich den Gipfelpunkt des Münchner Kunstlebens bildeten. Eine Ausstellung, von der sich Männer wie die Maler Defregger, Lenbach, F. A. Kaulbach, W. Lindenschmit, Löfftz, Grützner und die Bildhauer Rümann und Eberle fern gehalten haben, ist überhaupt nicht in der Lage, ein annähernd richtiges Bild von der gegenwärtigen Leistungsfähigkeit der Münchner Kunst zu geben. Wir wissen nicht, ob Zufall oder Absicht der Grund dieser Zurückhaltung ist; aber die Thatsache bleibt bestehen, daß eine Münchner Ausstellung unvollständig ist, in der Männer fehlen, die man in erster Reihe nennt, wenn man auswärts von Münchner Kunst spricht. Sieht man von diesen Lücken ab, so macht man im übrigen fast durchweg erfreuliche Beobachtungen, deren wertvollste zunächst die ist, daß die Künstler, die am meisten zu einer gedeihlichen Entwicklung der neueren Malerei in München beigetragen und ihren Ruf außerhalb der bairischen Hauptstadt begründet haben und aufrecht halten, sich durch die „neue Kunst“ an ihren Grundanschauungen und an ihrem Stil nicht nur nicht irre machen lassen, sondern zum Teil sogar ihre Kräfte zu höherem Fluge angespannt haben. Wilhelm Diez, der Reformator des Kolorits in der Münchner Schule, hat in einem dramatisch höchst bewegten Genrebilde aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges: marodirende Reiter, die vor einem Haufen verfolgender Bauern glücklich über einen Fluß entkommen sind, mit sorgsamer Zeichnung und Modellirung einen Reichtum der Farbe verbunden, der in vollem Gegensatz zu der Manier seiner grauen Periode steht, und dabei einen Humor entfaltet, der um so erfrischender wirkt, je seltener er in der einst humorvollsten aller Malerschulen wird. Joseph Brandt, auch das Haupt einer blühenden Schule, deren Zöglinge meist aus slawischen Ländern kommen, hat eine ähnliche vorteilhafte

Wandlung durchgemacht. Sowohl der Zug polnischer Kosaken, die unter dem Gesange eines Siegesliedes durch die grüne Steppe reiten, als die Verteidigung eines Gehöftes durch polnische Krieger, die schnell ihre Pferde bergen, um von den Dächern der Schuppen auf die Belagerer schießen zu können, sind zu reichster farbiger Wirkung ausgebildet, deren volle Akkorde nicht durch ein Übermaß von grauen Mitteltönen herabgestimmt werden. Claus Meyer hat sogar einen Stoff behandelt, der weitab von seinen gewohnten Motiven, holländischen Innenräumen mit Figuren aus dem siebzehnten Jahrhundert oder aus der Gegenwart, liegt. Wir blicken in einen kahlen, unwirtlichen, gefängnisartigen Raum, dessen Halbdunkel durch eine auf einem Stuhl stehende brennende Laterne erhellt wird, die ihre Strahlen auf einen an der Wand sitzenden Mann wirft, sodaß sein Schatten in riesiger Vergrößerung an der Wand sichtbar wird. Mit weit geöffneten Augen blickt er in banger, peinvoller Erwartung vor sich hin. Das Schicksal, das seiner harrt, ist kein angenehmes, und ein Entrinnen aus seiner gefährlichen Lage ist unmöglich, denn an der Thür halten zwei Ulanen Wacht, die ihre Augen unverrückt auf den gefangenen Spion richten. Wie auf den Bildern Pieter de Hoochs, nach dessen Kunst sich Claus Meyer meist gebildet hat, blickt man durch die geöffnete Thür in ein zweites, völlig erhelltes Gemach, in dem Offiziere anscheinend mit der Prüfung der dem Spion abgenommenen Papiere beschäftigt sind. Wie der Künstler in der Erfindung und Darstellung des Vorgangs über die bloße Existenzmalerei hinausgegangen ist, hat er auch auf die billigen koloristischen Wirkungen mit farbenreichen Trachten und von oben einfallendem Licht verzichtet. In dem Augenblick, wo er bereits der Gefahr nahe war, sich in gedankenlose Kostümmalerei, in die virtuose Spielerei der Kleinmalerei zu verlieren, hat er einen neuen Weg eingeschlagen und die Charakteristik der Köpfe zu einer früher nie erreichten Kraft und Tiefe gebracht, ohne darüber etwas von seinem großen Geschick in der koloristischen Durchbildung des Helldunkels einzubüßen.

Nach dem Beispiele Defreggers hat auch Mathias Schmid einmal ein Motiv aus den Befreiungskriegen der Tiroler behandelt, freilich in seiner elegischen, jeder dramatischen Bewegung abgeneigten Art und ohne sich an einen bestimmten geschichtlichen Vorgang anzulehnen. Auf einem Bergrücken haben sich Bauern in einem einsamen Gehöft festgesetzt, von dem sie auf die Feinde im Thal herabschießen, die ihrerseits fleißig zu antworten scheinen. Eine ihrer Kugeln hat eines der beiden Mädchen tötlich getroffen, die sich im Vordergrunde in den Schutz eines hochragenden Bildstocks geflüchtet haben. In dieser rührenden Gruppe ist die Tragik des Zufalls schlicht und ohne falsches Pathos zu einem tief ergreifenden Ausdruck gelangt.

Eines der beweglichsten und vielseitigsten Talente der Münchner Schule ist Albert Keller, der zwar schon seit einem Jahrzehnt unter dem Einflusse der Franzosen arbeitet, ihnen aber nur ihre technischen Kunstgriffe ablernt,

ohne ihre naturalistischen und impressionistischen Thorheiten mitzumachen. Im vorigen Jahre schien es freilich, als wäre der ernsthafte Maler, der die Auferweckung einer Toten durch Jesus geschaffen hat, in den Ausschreitungen der Pariser Modemalerei aufgegangen. Seine Bildnisse vornehmer Damen waren mit einem Aufwande des raffinirtesten Toilettenluxus umgeben, über dem die Charakteristik der Köpfe, die Wiedergabe geistigen Lebens, seelischen Empfindens gänzlich und die Richtigkeit der Zeichnung und Modellirung mehr als billig vernachlässigt worden waren. Von diesen Eigenschaften, die im vorigen Jahre der Zuerkennung einer ersten Medaille nicht hinderlich waren, haben die neuesten Bilder Kellers keine an sich. Gegenwärtig beschäftigen ihn die Phantasien der Toilettenkünstler nicht mehr oder doch nicht so sehr wie die Versuche, den seltsamsten und den für die malerische Darstellung schwierigsten Lichtwirkungen mit den trotz rastloser Bemühungen immer noch nicht zu genügender Geschmeidigkeit ausgebildeten Mitteln der malerischen Technik beizukommen. Auf dem einen der von diesen Bestrebungen zeugenden Bilder hat er die Übergabe der ausgegrabenen Leiche des „ersten Grenadiers" Latour d'Auvergne an den französischen Kommissar auf dem Kirchhofe von Oberhausen in Gegenwart der bairischen Leichenparade dargestellt. Das Bild wäre nicht über die Bedeutung der Illustration eines merkwürdigen Vorganges hinausgekommen, wenn der Künstler nicht Veranlassung gehabt hätte, eine eigenartige Stimmung der Atmosphäre zur Grundlage einer interessanten koloristischen Aufgabe zu machen. Nach einem starken Regengusse oder nach dichtem, feuchtem Nebel ist die durchbrechende Sonne eben so wirksam geworden, daß sie den Nebel zerstreut hat, ohne eine völlige Klarheit zu erreichen. Trotz der hellen Beleuchtung sind die Figuren des Vorder- und Mittelgrundes, die für die Begleitung des Sarges bestimmten Soldaten mit brennenden Kerzen, die Träger, die sich anschicken, den Sarg auf die Bahre zu heben, und die bairischen Offiziere von einem grauen Dunst umflossen, der die Lokalfarben dämpft und die Umrisse in weiche, unbestimmte Linien auflöst. Ein andres Bild Kellers zeigt eine Gesellschaft eleganter Herren und Damen nach einem Diner, während man den Kaffee reicht. Hier hat sich der Künstler darin gefallen, die Wirkung des von den Kandelabern der Tafel ausstrahlenden Kerzenlichtes auf die weißen Tischtücher, auf die Toilette der Damen, auf Gesichter und entblößte Nacken wiederzugeben. Es ist eine Aufgabe, die in neuerer Zeit seit Menzels Vorgang die Maler häufig beschäftigt hat, ohne daß es einem gelungen wäre, die Illusion eines brennenden Lichtes bis zur wirklichen Täuschung hervorzurufen. Im Gegenteil, je mehr die malerische Technik nach allen Richtungen fortschreitet, desto mehr überzeugt sie sich von der Unmöglichkeit der malerischen Darstellung einer Kerzenflamme, und man begreift immer mehr, wie klug die alten Maler waren, indem sie bei ihren Bildern, auf denen sie Beleuchtungskunststücke machten, die Lichtquellen verbargen und sich mit der Wiedergabe

der Wirkungen begnügten. Es ist nicht widersinnig, wenn wir sagen, daß die Kunst, je näher sie der Natur kommt, desto eher einsehen lernt, daß sie die Natur niemals erreichen wird, weil die schöpferische Thätigkeit der einen mit Mitteln arbeitet, die von der nachbildenden Thätigkeit der andern grundverschieden sind. Albert Keller hat in der Darstellung seiner Mittagsmahlzeit bei Abendbeleuchtung alle Mittel entfaltet, über die die Technik zur Zeit verfügt, und er hat damit alle seine Vorgänger übertroffen. Aber auch er hat uns nicht überzeugen können, daß seine Kerzen wirklich brännten, und damit ist, was wir wohl aufrecht erhalten dürfen, so lange man noch mit den gegenwärtig bekannten Farben und Malmitteln arbeitet, der Wirklichkeitsdrang der Gegenwart bis zu der Schranke gekommen, über die er nicht hinaus kann.

Ein tieferes Verständnis für die Grenzen der Malerei hat Joseph Block, ein Schüler Piglheins, in seiner Charakterstudie „Der verlorene Sohn" gezeigt. Das Bild zeigt eine Unterredung zwischen Vater und Sohn in dem vornehm ausgestatteten Arbeitszimmer des Vaters zur Abendzeit. Man sieht die Lichtträger nicht; aber die beiden Köpfe der Figuren und ihre nächste Umgebung spiegeln die Wirkung mit vollkommener Deutlichkeit wieder, ohne daß der tiefe Eindruck der ernsten Szene durch eine technische Unzulänglichkeit gestört wäre.

Mancher Leser, der gern erfahren möchte, von welchen Gedanken eigentlich die moderne Kunst, soweit sie sich nach einer solchen internationalen Ausstellung beurteilen läßt, vorzugsweise beherrscht wird, nimmt vielleicht Anstoß daran, daß ich zu lange bei der Charakteristik technischer Verfahren und Kunstgriffe verweile. Aber die Fortschritte, oder richtiger gesagt die Bewegungen, die in der Kunst unsrer Zeit wahrnehmbar sind, bestehen ausschließlich in der Weiterentwicklung der Technik. Ungeduldige Sanguiniker, grundsätzliche Pessimisten und philosophisch geschulte, besonnene Geister sind bisweilen in der Meinung zusammengetroffen, daß jede Zeit und jedes Volk die Politik und die Monarchen haben, die sie verdienen. Mag dieser Gedanke begründet sein oder nicht — man kann ihn mit gleichem Rechte auch auf die Kunst ausdehnen. Die Kunst hat denselben Weg genommen, den alle übrigen Träger, Förderungsmittel und Erscheinungsformen der modernen Kultur eingeschlagen haben. Nach der in der Geschichte beispiellosen Sammlung aller vaterländischen Kräfte, nach der nationalen Erregung von 1870, die, wie wir längst eingesehen haben, mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen war, erwartete man besonders von der Kunst und der Litteratur einen neuen Aufschwung, eine von der schöpferischen Phantasie beflügelte Erhebung zu einem neuen Kunstideal. Aber der naturwissenschaftliche, analytische Geist unsers Zeitalters war schon zu sehr erstarkt, als daß ihn die Ereignisse von 1870 und 1871 in seiner weiteren Entwicklung hätten aufhalten können. Dieser analytische Geist, der unablässig sucht und versucht, der in atemloser Hast aufbaut und wieder zerstört, der die

eine seiner Erfindungen immer durch die folgende übertrumpft, er beherrscht unser gesamtes geistiges Leben. Die Kunst allein ist, wenn sie sich als gleichberechtigte Macht neben den andern erhalten will, nicht imstande, gegen diese Bestrebungen ein wirksames Gegenwicht zu bilden, wie sehr man ihr auch als der Hüterin und Priesterin des Ideals ins Gewissen redet. Sie schwimmt lustig in dem allgemeinen Strome mit, und ihre Jünger wollen es auch nicht anders, in der großen Mehrzahl wenigstens. Einer ist leichten Sinns vorangegangen, andre sind ihm nachgegangen, die Zahl der Sucher und Forscher nach neuen Darstellungsmitteln hat sich von Jahr zu Jahr vergrößert, und heute wandelt die große Masse auf einer gemeinsamen Heerstraße. Eine Geschichte der Kunst, die sich mit den letzten zwanzig Jahren beschäftigt, eine Charakteristik der Kunst des Jahres 1890 hat demnach nichts von neuen Gedanken, sondern nur, aber dafür recht vieles, von neuen Erfindungen, von technischen Fortschritten, von dem Ineinandergreifen verschiedner Künste, von der Vermischung der überlieferten Stile zu melden.

Aber wenn auch eine oder zwei Schwalben keinen Sommer machen, so scheint sich doch wenigstens auf einem Gebiete der Malerei — soweit München in Betracht kommt — ein Umschwung vorzubereiten, eine Reaktion gegen die einseitige Ausbildung der formalen Seiten eines Kunstwerkes zum Nachteile seines geistigen Inhalts. Nachdem die Geschichtsmalerei der Pilotyschen Richtung noch vor dem Tode ihres Begründers erloschen war, hatte man eine Zeit lang Ursache, zu glauben, daß die Geschichtsmalerei im großen Stil überhaupt eine abgethane Sache sei, ein Standpunkt, zu dem man nicht wieder zurückkehren würde, zumal da die kulturgeschichtlichen Genrebilder eines Diez und seiner Schule, eines F. A. Kaulbach, eines J. Brandt in der That den Charakter einer geschichtlichen Periode viel treuer und wahrer wiederspiegelten als die anspruchsvollen Staatsaktionen Pilotys und der Seinigen. In dem Grade aber, wie die technische Geschicklichkeit in der Nachahmung des ganzen kulturgeschichtlichen Apparats an Waffen, Trachten, Innenräumen, Geräten u. s. w. zunahm, trat auch der Mangel an schöpferischer Phantasie immer deutlicher zu Tage. Die namenlosen Vertreter aller Perioden der Weltgeschichte, die sich am Ende durch nichts weiter interessant zu machen wußten als durch ihre mehr oder weniger glänzenden Trachten und durch ihre fremdartigen Erscheinungen, haben nachgerade ihren Beruf, der malerischen Technik weiterzuhelfen, erfüllt, und die Phantasie, die so lange feiernd zugesehen hatte, als die Maler in der täuschenden Wiedergabe von Harnischen, Lederkollern, Atlaswämsern und seidnen Rokokofräcken das höchste Ziel ihres Strebens sahen, fängt wieder an, ihre Schwingen zu regen. Sie nimmt freilich noch keinen hohen Flug, aber sie knüpft wenigstens da an, wo die Historienmalerei alten Stils aufgehört hatte. Sie erprobt sich aber nur an den alten Stoffen, der Stil, in dem sie ihre Gedanken zum Ausdruck bringt, ist ein neuer geworden.

Es sind in erster Linie zwei große, figurenreiche Gemälde, die meine Beobachtungen und Hoffnungen unterstützen: die Demütigung Heinrichs IV. vor Gregor im Schloßhofe zu Canossa von Otto Friedrich und Alarichs Begräbnis im Bette des Busento von dem in der Münchner Schule gebildeten Tiroler Alois Delug. Friedrich hat einen Stoff behandelt, der bei den Geschichtsmalern der ältern Düsseldorfer Schule besonders beliebt war. Aber der Münchner Künstler hat ebensowenig von dem hohlen theatralischen Pathos der Düsseldorfer angenommen, wie er etwas von dem leeren Prunk zur Schau stellt, den Piloty und seine Schüler bei solchen Gelegenheiten zu entfalten liebten. Bei absichtlicher Einfachheit des malerischen Vortrags, der sich nirgends aufdringlich macht oder für sich allein zu wirken sucht, hat er den Nachdruck auf die Charakteristik der Hauptfiguren gelegt. Aus dem Antlitz des siegreichen Papstes leuchtet dämonische Freude; aber die Befriedigung ist doch noch nicht so groß, daß sie den unauslöschlichen Haß unterdrücken könnte, der in den Mienen Gregors bei dem Anblick des gedemütigten Gegners neben jener Grundstimmung gewaltsam hervorbricht. Und der rothaarige, steifnackige Germane, der im härenen Gewande barhäuptig und mit bloßen Füßen unten im Schnee steht, ist ebenso stark im Hassen. Hier lag die Versuchung zu dem empfindsamen Pathos der Bühne sehr nahe. Aber der Künstler ist ihr aus dem Wege gegangen. Ein Gefühl der Rührung oder des Mitleids bleibt dem Beschauer fremd; er gewinnt die Überzeugung, daß dieser Mann nur dem Drucke augenblicklicher Notwendigkeit gehorcht, daß sein Stolz und seine Widerstandskraft nicht gebrochen sind, und daß er sein Haupt, das auch jetzt nur leicht gesenkt ist, wieder trotzigen Mutes erheben wird, sobald er sich dem Arme des mächtigen Feindes entzogen hat.

Das Begräbnis Alarichs imponirt ebenso sehr durch die Kühnheit der Erfindung wie durch die großartige Energie der Darstellung. Die phantastische Beleuchtung durch grellen Fackelschein und die Romantik des Vorgangs brachten auch hier die Gefahr eines opernhaften Effekts, eines lebenden Bildes bei elektrischem Lichte mit sich. Aber alles auf diesem Bilde ist von Leben und Wahrheit durchdrungen, nichts ist konventionell, gemacht und ausgeklügelt. Man sieht die Helden eines barbarischen Zeitalters, die vor keinem noch so gigantischen Unternehmen zurückschreckten, leibhaftig vor sich, die Trabanten des Größten unter ihnen, dem sie ein Grab gerüstet haben, das eben seinen Bewohner empfängt. Hünenhafte Gestalten zerren mit vollem Kraftaufwande das sich heftig sträubende, mit Todesangst dem Abgrund entgegenstarrende Roß, auf dem der Leichnam des Gothenkönigs festgebunden ist, in die geheimnisvolle, von roter Fackelglut unheimlich beleuchtete Tiefe. Aus der Grabeskluft strecken sich Hände dem Rosse entgegen, um es vollends hinabzuziehen, und hinter ihm folgen Krieger mit Bannern und Feldzeichen und langbärtige Barden, um dem toten Führer das letzte Geleit zu geben. Der Maler des Bildes hat zum

erstenmale auf der vorjährigen Münchner Ausstellung durch eine Episode aus dem letzten Leidensgange Christi „Die heiligen Frauen erwarten in einer Felsennische den Zug mit dem kreuztragenden Heiland“ Aufmerksamkeit erregt. Er scheint erst am Beginn seiner Laufbahn zu stehen, hat aber bereits in jenem Bilde eine vollkommen reife und sichere Fähigkeit gezeigt, die sich nun auf dem Begräbnis Alarichs zu einer den schwierigsten Aufgaben gewachsenen Meisterschaft gesteigert hat.

Wir sind wohl berechtigt, den Tiroler Delug zu den Künstlern germanischer Abstammung zu zählen und das, was er für eine kraftvolle Wiederbelebung der Geschichtsmalerei gethan hat, der deutschen Kunst zu gute zu schreiben. Im allgemeinen macht man aber die Beobachtung, daß der Sinn für Geschichtsmalerei, besonders die Liebe für die eigne vaterländische Geschichte unter den slawischen und magyarischen Künstlern viel stärker entwickelt ist als unter den germanischen. Während in Ungarn, Böhmen und Polen Künstler, die Stoffe aus der vaterländischen Geschichte behandeln, gleichviel ob in patriotischem Dithyrambenstil oder mit realistischer Wahrheitsliebe, hoch gepriesen und durch Preise und Ankäufe ermuntert werden, wird in Deutschland der Sinn für diese Art der Geschichtsmalerei von einem großen Teile der Presse systematisch abgestumpft. Was jedem Ungarn, Polen und Böhmen zum Ruhme angerechnet wird, wird in Deutschland als unwürdiger Chauvinismus verrufen, und dank dieser Leisetreterei, dieser beständigen Niederhaltung des Nationalitätsprinzips, dieser fast an Kriecherei streifenden Rücksichtnahme auf andre Nationen, die durchaus nicht gleiches mit gleichem vergelten, ist es dahin gekommen, daß auf einer so großen Kunstausstellung wie der Münchner nicht ein einziges, irgendwie aus der Masse hervorragendes Kunstwerk an den Krieg und seine Helden erinnert, die vor zwanzig Jahren Deutschland einig, groß und gefürchtet gemacht haben. Nur Arthur Kampfs „Nacht vom 13. zum 14. März 1888 im Dom zu Berlin“ gemahnt daran, daß das Zeitalter Kaiser Wilhelms I. mit ihm zu Grabe gegangen ist.

Aber auch in diesem trüben Bilde fehlt es nicht an einem tröstlichen, erhebenden Zuge, der uns mit dem Glauben an die unzerstörbare Gesundheit unsrer Volkskraft erfüllt. Während der Naturalismus in Kunst und Litteratur die Wurzeln des deutschen Geistes zu untergraben sucht, sind in München zwei Künstler herangewachsen, die uns in ernsten, tief ergreifenden Bildern wieder jene Zeit vor Augen führen, wo der deutsche Volksgeist seine höchste, bisher noch nicht wieder übertroffene Kraftprobe gewagt und bestanden hat. Schon seit mehreren Jahren haben sich der jetzt in Stuttgart lebende, aber vorzugsweise in München gebildete Robert Haug und der noch gegenwärtig in München thätige Carl Marr, ein Deutsch-Amerikaner und Schüler von G. Max und Lindenschmit, der Darstellung von Episodien aus der Zeit der tiefsten Schmach vor dem Befreiungskriege von 1813 und aus diesem selbst zugewendet, und in

diesem Jahre hat Robert Haug für ein solches Bild eine Medaille erster Klasse erhalten, worauf wir nur insofern einen Wert legen, als eine derartige Auszeichnung immerhin dazu beiträgt, das Bild der allgemeinen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Es stellt dar, wie ein junger Lützower Offizier, der im Begriff steht, zu seiner Truppe zu eilen, zur Abendzeit am Rande eines beschneiten Waldes von seiner Geliebten Abschied nimmt. Kein heldenhaftes Pathos, keine thränenreiche Empfindsamkeit, überhaupt keine Szene, sondern nur ein Augenblick stillen Zauderns vor dem letzten Entschluß, dessen unerschütterliche Festigkeit gewissermaßen durch die schlanke und doch kraftvolle, nervige Gestalt des jungen Offiziers versinnlicht wird. Die trübe, bleigraue Stimmung der Abenddämmerung spiegelt den Gemütszustand der beiden Scheidenden wieder und ist zugleich bezeichnend für die drückende Atmosphäre, die damals auf Deutschland lastete und seine Zukunft in einen ungewissen Nebel hüllte. Während uns dieses Bild schon an den Anfang der Befreiungsthat führt, läßt uns Carl Marr einen Blick in das tiefe Elend des Jahres 1806 thun. Wir sehen das Wohngemach einer Familie, deren weibliches Haupt, von tiefem Kummer gebeugt, mit einem kranken Kinde auf- und abschreitet. Ein zweites Kind spielt in glücklicher Sorglosigkeit auf dem Fußboden, und zwei andre Mitglieder der Familie halten sich in scheuer Zurückgezogenheit am Fenster auf. Denn den ganzen mittlern Raum des Zimmers hat die französische Einquartierung eingenommen, Offiziere, die sich an einem Tische, unbekümmert um den Jammer um sie herum, mit Kartenspiel unterhalten. Auch diese Erinnerung ist ohne jedes demonstrative Pathos vorgetragen, sie will nur durch ihren gewichtigen Inhalt wirken, der mit durchaus absichtsloser Naivität erzählt ist. Auch ich will den Künstlern nicht die Absicht einer Mahnung unterlegen, die sie vielleicht gar nicht gehabt haben. Aber ob Absicht oder Zufall — es ist jedenfalls in hohem Grade beachtenswert, daß wir so eindringlich und beredt an eine Zeit der ärgsten Zerrüttung unsers Staatswesens gerade jetzt erinnert werden, wo wir der errungenen Güter so sicher zu sein glauben wie nie zuvor.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die polnische Frage. Einen deutschen Politiker, der für die Wiederherstellung des polnischen Reiches schwärmte, giebt es wohl kaum mehr, seitdem Gottfried Kinkel gestorben ist. Die Polen selbst haben unermüdlich den Beweis geführt, daß Art nicht von Art läßt, daß sie die Nationalfehler, denen sie ihr Unglück zu danken haben, nicht einmal erkennen, geschweige denn abzulegen bemüht sind. Verschiedne mehr oder minder treffliche Eigenschaften, die man ritterliche zu nennen pflegt, sind den Enkeln der vielgefeierten Helden erhalten; daß aber auch sie selten zum Heile des Landes angewandt werden, daß, was in Posen und Galizien besser geworden ist, von den „Unterdrückern der polnischen Freiheit" gegen den Widerstand der herrschenden Klasse durchgesetzt werden mußte, daß die Unduldsamkeit gegen Nichtpolen und Nichtkatholiken, sobald sich ihr Gelegenheit dazu bietet, ungeschwächt zu Tage tritt, daß eine verständige Wirtschaft noch immer zu den Ausnahmen gehört, und daß demnach die Polen mit der Unabhängigkeit heute ebenso wenig anzufangen wissen würden, wie in den frühern Jahrhunderten, das hat endlich jedermann begriffen. Trotzdem sind wir keineswegs sicher vor Rückfällen in die einstige Sentimentalität. So gut der Unsinn von der Versöhnung der Franzosen und Beseitigung aller Kriegsgefahr durch Rückgabe der Reichslande immer wiedergekäut werden kann, ebenso gut kann die Wiederaufrichtung Polens als eines Stoßballs zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland abermals zum Schlagwort für gedankenlose Zeitungsleser werden. Bismarck hat alle diese Verhältnisse wiederholt in unübertrefflicher Weise dargelegt (u. a. im Reichstage am 18. März 1867, am 1. April 1871 und am 28. Januar 1886), allein auch von den besten, wichtigsten Reden bleiben ja in der Regel nur geflügelte Worte, meistens entstellt, im Gedächtnis haften!

Deshalb war es durchaus kein überflüssiges Unternehmen, in gemeinverständlicher Darstellung zu zeigen, wie Polen untergegangen ist, warum es untergehen mußte und weshalb es keine Zukunft als selbständiges Staatswesen hat. Dies hat ein Ungenannter gethan in der Schrift: „Die polnische Frage. Historische Beiträge zu ihrer Lösung" (Breslau, L. Freund). Daß er sich als einen „Eingeweihten" bezeichnet, könnte zu irrigen Voraussetzungen verleiten; und erinnern wir uns dabei mancher Stileigentümlichkeiten („ein aus Wahlen hervorzugehender Landtag," „in den ausgestreuten Endpunkten, in Posen, in Podolien u. s. w.," „er war den Wünschen gewärtig" u. dergl.), so möchten wir vermuten, des Verfassers Muttersprache sei nicht das Deutsche, und er habe mit jenem Ausdrucke nur andeuten wollen, daß er seinen Gegenstand kenne (die wiederholte Betonung der „idealen Hochherzigkeit" Alexanders I. giebt vielleicht einen weitern Fingerzeig). Denn er enthüllt uns nicht bisher unbekannte Dinge, sondern hat, wie es scheint, nur gedruckte Quellen benutzt, die auch andern, die sich ernstlich mit der Geschichte des Landes befassen wollen, zugänglich sein würden. Allein wie selten hält man bei der Besprechung einer Frage in der Presse oder auf der Rednerbühne ein gründliches Studium für notwendig, und nun gar im gewöhnlichen Leben! Sehr vielen Lesern wird ein großer Teil des Inhaltes der Schrift völlig neu sein.

Sie beginnt mit der Zeit nach dem Tode Johann Sobieskis, des angeblichen Befreiers von Wien, der doch zum Entsatz der Stadt nur ein Hilfskorps stellte, und zwar im eigensten Interesse seines Landes. Bekanntlich ist von polnischer Seite aus dieser Hilfsleistung fort und fort Kapital geschlagen worden, und noch bis in die neueste Zeit blieb die Undankbarkeit des von den Polen geretteten Österreichs, das nachmals in die Teilung des Landes willigte, ein beliebtes Motiv auch für deutsche Poeten; in der That leistete die polnische Reiterei durch ihre Tapferkeit gute Dienste, wäre aber ohne die Deutschen von den Türken vernichtet worden. Die Ränke gegen Johanns Sohn hatten schon bei des Erstern Lebzeiten begonnen, denn ein erbliches, machtvolles Königtum würde sich mit der polnischen Freiheit nicht vertragen haben, d. h. mit der Unabhängigkeit eines Dutzend reicher Familien, von denen jede ihren Anhang von kleinem Adel hatte. Die freie Wahl des neuen Königs ging in der herkömmlichen Weise vor sich. Da der Bewerber um den Thron vor allen Dingen imstande sein mußte, große Summen zur Bezahlung des rückständigen Soldes des Heeres und zur Gewinnung von Anhängern aufzuwenden, blieben bald nur Prinz Conti und August der Starke übrig. Jeder wurde „mit Majorität“ gewählt unter Anwendung der üblichen konstitutionellen Mittel, wie Bestechung, Bedrohung, Vergewaltigung. „Schlagt jeden tot, der noch Widerspruch erhebt!“ schrie der Bischof von Kujawien in der Johanniskirche zu Warschau, als einzelne das Zeugnis des Protestanten Flemming für die guten Eigenschaften und Absichten des Kurfürsten nicht gelten lassen wollten; wenn irgendwo, hatten in dem ein Jahrhundert früher fast ganz protestantischen Polen die Jesuiten gründliche Arbeit gemacht, die bis auf den heutigen Tag unheilvoll nachwirkt. Wie dann das sächsische Geld Abfall in den Reihen der französischen Partei erzeugte, in Krakau in aller Hast eine Krönungskomödie mit Umgehung einer Reihe der wichtigsten Vorschriften aufgeführt wurde, viele Magnaten unbedenklich Geld von beiden gewählten Königen annahmen, Conti mit einer Flotte vor Danzig erschien, aber nicht in die Stadt gelassen wurde und es bald geraten fand, ungekrönt wieder abzusegeln, das alles erzählt der Verfasser umständlich und nicht ohne Humor.

Aber auch nach Contis Abzug war Friedrich August noch keineswegs als König allgemein anerkannt, geschweige denn, daß Ruhe und Sicherheit in das Land zurückgekehrt wären. Der offene Kampf dauerte namentlich in Litauen fort, zwischen den Truppen des Großkronfeldherrn Sapieha und seines sich zur Partei des Kurfürsten haltenden Unterfeldherrn Oginski wurden förmliche Schlachten geschlagen, in deren einer zweitausend Mann geblieben sein sollen. Die deutschen und die polnischen Soldaten mußten getrennt werden, weil der Nationalhaß der letztern bei jeder Begegnung aufloderte, und nächtliche Überfälle der Deutschen durch die Schlachta kamen fortwährend vor. Erst 1699, fast drei Jahre nach Johann Sobieskis Tode, konnten auf einem neuen Landtage die Wahlakten gesetzmäßig vollzogen werden, bis dahin wurde der Kurfürst nicht als König anerkannt, durfte er die höchsten Ämter nicht besetzen, herrschte allgemeiner Gerichtsstillstand, thatsächlich Anarchie. Und mit Recht fragt der Verfasser am Schlusse dieses Kapitels: „War dieses Polen ein Staat?“

Er erzählt dann die Tragödie von Thorn als ein „Stück polnischer Toleranz.“ Das Blutgericht von 1724, ein würdiges Seitenstück zu den mit einem Schein von Gesetzlichkeit verübten Schandthaten der spanischen Inquisition und der französischen Revolutionstribunale, ist im allgemeinen wohlbekannt. Aber nützen kann es immer, ins Gedächtnis zu rufen, was den Vorwand dazu geliefert hatte. Bei

einer Prozession, die die Katholiken Thorns ungesetzlicherweise öffentlich abhielten, kam es durch das Verlangen eines Jesuitenschülers, die zuschauende Menge solle niederknieen, und die von seinen Kommilitonen gegen die protestantische Jugend verübten Thätlichkeiten zur Einmischung der Stadtwache, Verhaftung der Rädelsführer, und als diese mit Gewalt befreit werden sollten, zur Erstürmung des Jesuitenkollegiums durch den Pöbel. Deswegen wurden in dem zu Warschau geführten Prozeß, für den nicht einmal der Stadtverwaltung ein Verteidiger bewilligt worden war, nicht nur die zwölf angeblichen Anführer des Aufstandes, protestantische Handwerker, sondern auch die beiden Stadtpräsidenten (weil sie dem Auflauf nicht beizeiten gesteuert hätten), zum Tode verurteilt, ihr Vermögen eingezogen, andre mit Gefängnis und Geldstrafe belegt, die evangelischen Geistlichen ausgewiesen, die Marienkirche und das lutherische Gymnasium dem Bernhardinerorden übergeben, bestimmt, daß in Zukunft in Thorn nur eine höhere Schule, und zwar katholischen Charakters, bestehen, die Hälfte des Magistrats mit Katholiken, alle Offiziersstellen der Stadtmiliz mit katholischen Polen besetzt, die geistliche Bücherzensur eingeführt werden solle. Es ist von Interesse, daß die drei spätern Teilungsmächte sich für eine Revision des Prozesses verwandten, die Gewalthaber jedoch die Urteile ungesäumt vollstrecken ließen. An dieses Blatt aus ihrer Geschichte wollen die Polen von heute nicht erinnert sein, wenn sie über Bedrückung ihrer Kirche und Nationalität Klage führen.

Wir haben nicht nötig, die Zeit der tiefsten Erniedrigung unter den beiden Stanislaus, Lesczynski und Poniatowski, ausführlich zu behandeln. Daß die Teilung ein Akt der Notwehr war, und daß die Polen selbst das Ausland zur Einmischung in ihre Angelegenheiten ermuntert hatten, das leugnen nur noch politische Schwachköpfe. Hatte doch schon August III. unter dem Schutze russischer und österreichischer Waffen die ihm von Lesczynski streitig gemachte Krone errungen. Wohl aber verdienen die verschiednen Schriftstellern entlehnten Schilderungen des Reichtums, der Macht und der schlechten Wirtschaft der großen Herren, des durch Rzewuskis Roman „Der Fürst Meinliebchen“ in weitern Kreisen bekannt gewordenen Fürsten Karl Radziwill, der Potocki, Czartoryski u. s. w. nachgelesen zu werden. Und ganz passend zieht der Verfasser einen Abschnitt heran aus des der Moskauer Partei so verhaßten Grafen Peter Walujew Roman „Lorin.“ Ein Herrensitz von bedeutendem Umfange, mit Säulengängen und Flügelbauten versehen, von Treibhäusern und andern Bauten umgeben, wird so beschrieben: Zerbrochene Fensterscheiben in dem obern Stockwerk des einen Flügels, sämtliche Dächer ohne ihre ursprüngliche Farbe, von den Treibhäusern nur noch die Außenwände vorhanden, die Bretterzäune zur Seite geneigt und lückenhaft, während Grooms Vollblutpferde umherführen und Diener in voller Livree den Gebieter erwarten. Daran knüpft Walujew folgende Betrachtungen: „Unsre adlichen Landsitze! Auch wo sie noch nicht an fremde Zuzügler käuflich übergegangen oder Schulden halber unter den Hammer gekommen sind — giebt es da wohl noch viele, die der Sohn oder der Enkel nicht hätte verfallen lassen, oder die, wenn sie auch nicht geradezu verfallen, doch nur in dem einen Punkte in dem Zustande erhalten wären, wie sie in den Händen des Vaters oder Großvaters gewesen sind? Einen starken Anteil an diesem allgemeinen Verfall hat ja zweifelsohne das unselige Erbrecht, das die Teilung der Familiengüter unter die Erben gebietet oder zuläßt. Aber auch ohne den Einfluß der Erbteilungen sind es wohl hauptsächlich angeborene Rasseneigenschaften oder Stammesgewohnheiten, die jede neugeborene Generation reizen oder anstacheln, sich neue Lebenswege und Wohnstätten zu suchen und dasjenige wenig in Ehren zu

halten, was ihr aus der Vergangenheit überkommen ist. In unserm Blute liegt die Neigung zur Veränderung und zum unruhigen Wechsel. Unser Blut liebt es durchaus nicht, sich an die heimische Scholle zu binden und das arbeitsam zu pflegen und fortzubilden, was uns von unsern Voreltern hinterlassen und vermacht ist. Der alte Nomadengeist des ewigen Wechselns, Wiederumstoßens und Zerstörens flüstert uns auch heute noch von Zeit zu Zeit die Worte des Wanderliedes ins Ohr: Nur wo du nicht bist, da wohnt das Glück.“ Schließlich wird noch der Mangel ernster Beschäftigung überhaupt und des Interesses an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes angeklagt. Was aber der Russe von seinen Landsleuten sagt, das paßte und paßt vollauf auch auf die polnischen Nachbarn.

Und noch andre könnten sich die Worte Capefigues gesagt sein lassen, wo er von dem Anteil Lesczynskis an dem Schicksal Polens spricht (Louis XV. et la société du XVIII. siècle I. 214): „Seit Karl XII. Stanislaus Lesczynski aus der Mitte der polnischen Nation auf den Thron gehoben hatte, schien der Bürgerkrieg nicht mehr ruhen zu wollen. Dazu mußte die herrschende unheilvolle Wahnvorstellung von dem Begriffe der bürgerlichen Freiheit den Staat auflösen. Nach dem verunglückten zweiten Versuche mit Stanislaus Lescynski war eigentlich Polen schon verloren. Der Todesengel hatte diesen Staaskörper schon mit seinem Stabe berührt, und er lebte im Grunde nur noch durch Galvanismus. Gott bewahre ein Volk vor dem System einer ewig wogenden Ungebundenheit, vor ewigen Wahlen und Wahltagen und Parteischlachten!“

Von der tragikomischen Episode des Ansuchens der Polen, Jean Jacques Rousseau möge ihnen die Grundzüge einer Verfassung entwerfen, geht es rasch dem Ende zu. Den Beschluß der Schrift macht ein Abschnitt: „Was haben die Polen von der Zukunft zu erwarten?“ Die Frage wird durch die Geschichte der von Alexander II. angestellten Versöhnungsversuche beantwortet. Sonach erscheint der Zusatz auf dem Titelblatte, der von einer Lösung der polnischen Frage spricht, als unpassend. Es giebt keine polnische Frage mehr, die Polen müssen sich entschließen, Preußen, Österreicher oder Russen zu werden, und da sie zu dieser Einsicht (mit wenigen Ausnahmen) nicht kommen wollen, so bleibt den drei Staaten nichts andres übrig, als mit allen Kräften in ihren polnischen Provinzen die nichtpolnischen Elemente zu stärken und zu befestigen.

Zum Berliner Lessingdenkmal. Endlich hat Berlin seinen Lessing; nicht weit vom Goethe steht er, wie jener, umrahmt von den Eichen und Erlen des Tiergartens. Sechs Stufen erheben einen gedrungenen Sockel von quadratischem Grundriß, den an den Kanten vier nach unten stark ausladende Voluten stützen; die untern drei Stufen von grauem, das übrige von rotem Granit. Darüber nun, in glänzend weißem Marmor das Standbild des denkfreudigsten Dichters, wiederum gedrungen, starkbeinig, starkschultrig, breit und voll die Brust, der Nacken kurz; die rechte Hand in die Hüfte gestemmt, sodaß der zurückgeschlagene Schoß des Gehrocks den Schenkel sehen läßt in allen seinen Prachten, die linke mit einem Finger in ein geschlossenes Buch gesteckt; das Haupt mit seiner knochigen Stirn und dem festen, feinen Mund wie aus Kernholz geschnitten, der scharfe, helle Blick nach rechts gewandt, wie denn auch die Gestalt rechts ausgeschritten ist — ein ganzer Mann, ein völlig glaubhafter Lessing! Auch die Freundesbildnisse, die auf goldenen Schilden den Raum zwischen den Voluten füllen und durch ihren lichten Schimmer die Schwere des Unterbaues mildern, sind scharf und fein gehalten: hier die kindlich-adlichen Züge Ewalds von Kleist, hier der obergescheite Nikolai und

hier der in all seiner Häßlichkeit schöne Kopf von Moses Mendelssohn (den Schild der Vorderseite bedecken — gotische Runen, die Gotthold Ephraim Lessing zu bedeuten scheinen). Bis dahin alles hocherfreulich!

Der Schiller von Reinhold Begas schlug bisher alle seine Genossen, trotz mancher Widerlichkeiten im einzelnen, durch seine überaus glückliche Silhouette: wie eine Flamme schießt des Dichters verklärte Gestalt aus dem niedrig gehaltenen Unterbau hervor. Fritz Schapers Goethe, im Aufbau fade, giebt doch eine Persönlichkeit von unbedingt sieghaftem Zauber. Und mit beiden hat Otto Lessings Lessing den Vergleich wahrlich nicht zu scheuen. Doch was wir jetzt noch zu melden haben, ist entsetzlich.

Schillers vier Frauen, wie das Volk spricht, und die drei allegorischen Gruppen am Goethedenkmal sind mehr oder minder reizlos: die einen wissen von Goethe wenig, die andern von Schiller nichts, rein nichts. Zu Lessings Füßen sind zwei Burschen hingelümmelt, von denen der eine ein Straßenjunge, der andre brustkrank ist. Der Straßenjunge schwingt in maßlos übermütiger Geberde (heiliger Laokoon!) eine Geißel, das heißt eine richtige Knute, mit der Linken hat er jemandem ein Löwenfell weggerissen, man sieht wohl, wem. Der Brustkranke räkelt „ekstatisch faul" über einer Tafel, die ein Dutzend holpriger Verse aus Nathan trägt; in der Rechten hält er schlaff empor eine Schale mit Brennstoff, in der Linken einen Zweig, Ölzweig vielleicht, neben ihm liegen Leier und Lorbeerkranz — nun deute das einer! Wären die Verse nicht „Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach," ich wette, niemand verfiele auf die — Humanität! Ein denkender Freund, mit dem ich vergeblich Klarheit suchend vor dem sonst so klaren Kunstwerke stand, äußerte die Vermutung: Der Künstler hat hier die Schwächlichkeit des Humanitätsgedankens anschaulich machen wollen. Ich füge hinzu: Und dort das Knabenhafte einer als Sport getriebenen Polemik.

Noch ein Nachwort zur Berliner Lessingfeier. — Fas est et ab hoste discere. In der ultramontanen „Germania" fanden wir kürzlich ein Wort, das uns gefiel. Anläßlich der Enthüllung des Lessingdenkmals führte sie aus, daß die Verehrung, die Lessing gezollt wird, bei einem großen Teile des deutschen Volkes auf falscher Schätzung beruhe; die Lobpreisungen gälten in neun von zehn Fällen — die ausgezeichnete Weiherede des Professor Erich Schmidt bildete diesmal den zehnten Fall — dem Dichter des Nathan, während man seine Dramaturgie und seinen Laokoon für veraltet erkläre. So ist es! Und es ist wahrlich Zeit, daß es anders werde! Die kritischen, ästhetischen und Streitschriften Lessings sind von unvergänglichem Werte und werden, wenn auch im einzelnen hie und da der Berichtigung bedürftig, niemals veralten; der Nathan hingegen ist eine Sammlung wunderschöner Stellen zu einem verkehrten Zwecke. Würden wenigstens die drei christlichen Konfessionen unter dem Sinnbilde der drei Ringe dargestellt, so könnte man sich die Tendenz gefallen lassen, aber daß wir heute noch den Koran und den Talmud dem Evangelium für gleichwertig achten sollen, das ist eine starke Zumutung. Und wenn sie noch als gleichwertig erschienen! Es giebt ohne Zweifel sehr viele brave Juden und Türken und sehr viele schlechte Christen, aber daß im ganzen neben „Unsre Lait" und den Buschiris die Christenheit die Rolle spielte, wie der Templer und der Patriarch neben Nathan und Saladin, ist denn doch glücklicherweise nicht wahr. Lessing hatte ja seine Freude an seinem Moses und seinen — Ärger? — doch wohl eigentlich nicht, sondern mehr Spaß mit dem Hauptpastor, aber nicht alle Juden sind Mendelssohns, und nicht alle Christen sind

Götzes. Lessing mochte in den Verhältnissen seiner Zeit die Aufforderung finden, sich der bedrückten Juden anzunehmen, und im Eifer für die Gerechtigkeit die Lichter und Schatten ein wenig stärker auftragen, als eigentlich mit seiner strengen Wahrheitsliebe vereinbar war; heute bedürfen die Juden des Schutzes nicht mehr, eher wir. Lessing mochte es noch für nötig erachten, Toleranz zu predigen; wir kennen besseres: die Anerkennung der relativen Berechtigung aller Überzeugungen, und wenn mitunter noch eine Überzeugung in die Lage kommt, um ein wenig Duldung bitten zu müssen, so ist es gewöhnlich eine christliche. Wenn irgend etwas in Lessings Werken verfehlt oder bestenfalls veraltet genannt werden muß, so ist es die Tendenz des Nathan.

Der Beißzügel. Wie ein Gutsbesitzer erzählt, hat ihn sein Kutscher gefragt, weshalb eigentlich die vornehmen Leute das Fahrrad „Beißzügel" nännten? Die Anekdote beleuchtet recht hübsch die Schrulle, ein Ding, für das es mehr als einen guten deutschen Namen giebt, nicht nur mit dem lateinisch-griechisch-englischen bicycle zu belegen, sondern dieses Wort auch noch mehr oder weniger englisch auszusprechen. Aber diese Schrulle ist entschieden „zeitgemäß." Heutzutage muß alles zum „Sport" gemacht werden, d. h. zur Narrethei, süddeutsch zum Fexentum. Skat mag ein sehr unterhaltendes Spiel sein, und wir gönnen es von Herzen allen, die nötig haben, die Zeit totzuschlagen. Unangenehm wird es schon, wenn auf der Eisenbahn unsre Nachbarn sofort ein Plaid über die Kniee breiten und ein Spiel beginnen. Lächerlich aber machen sich die guten Deutschen vor der ganzen übrigen Welt mit ihren Skatzeitungen und Skatkongressen. Und nun vollends das Nachäffen der englischen Gebräuche und Trachten! Rudern ist gewiß eine gesunde Bewegung, der die Jugend sich stets und überall hingegeben hat, aber es genügte nicht, bei solcher Arbeit den Rock auszuziehen und die Weste aufzuknöpfen: der Ruderer muß gestreift sein wie ein Zebra und auf dem Kopf eine hellgraue Helmmütze tragen, die sich besonders gut macht, wenn er entschieden blond ist. Tausende, die sonst jahraus jahrein auf dem Komtorbock reiten, finden plötzlich ihre Anwesenheit auf dem „Turf" höchst notwendig, werfen mit starten und Handikap u. s. w. um sich, begaffen die Pferde, die sie nicht beurteilen können, verwetten ihr sauer verdientes Geld und bringen allerdings den Trost mit nach Hause, daß sie sich — um die Hebung der Pferdezucht verdient gemacht haben. Andre besteigen selbst, freilich nicht ein Pferd, aber doch den „Beißzügel," den man nicht anzukaufen braucht, da Fabrikanten ein gutes Geschäft mit dem Verleihen machen. Auch die Herren Beißzügler halten natürlich, oder vielmehr „naturgemäß," Kongresse ab und erscheinen dabei ebenso naturgemäß in einer eignen Tracht, die sie leider der Gefahr aussetzt, für Lakaien angesehen zu werden. Der besondre Anzug ist wohl für manchen die Hauptsache. Selbstverständlich giebt es auch eigne „Organe" für die Beißzügelei, und ein solches erteilt auf mehrern Spalten Auskunft, wie sich die Radfahrerin „normal" anzuziehen habe; von Hemd und Strumpf angefangen bis zur Jockeymütze (in der bekanntlich junge Mädchen un—widerstehlich aussehen) wird nichts vergessen, und alles mit einem feierlichen Ernst abgehandelt, der urkomisch sein würde, wenn die ganze Sache nicht ihre widerliche Seite hätte. Wer jemals in England den Anblick von zwei oder mehr Paaren auf solchem Fuhrwerk strampelnder Mädchenbeine genossen hat, wird der Behauptung beistimmen, daß es kaum etwas Ungraziöseres und Unweiblicheres geben kann, gleichviel ob die Beine mit schwarzen oder andersgefärbten Strümpfen bekleidet sind. Und ohne Zweifel haben die Ärzte Recht, die eine unablässige heftige Bewegung nur der Beine, während

der übrige Körper ruht, für das Gegenteil von zuträglich erklären. Endlich machen sich die Radfahrer nur zu oft sehr lästig. Ein großer Teil dieser Brüderschaft scheint aus jungen Leuten zu bestehen, die tagsüber an ein Schreibpult oder einen Ladentisch gefesselt sind; da sausen denn in Dämmerung und Dunkelheit die „Stahlräder" lautlos auf den ungepflasterten Wegen einher, Spaziergänger gefährdend, Frauen und Kinder erschreckend. Mindestens müßte, so lange das Gehen noch nicht völlig abgekommen ist, den Radfahrern auferlegt werden, Glöckchen, die durch ununterbrochenes Läuten ihr Nahen ankündigen, und mit Anbruch der Dunkelheit Laternen anzubringen, wie jedes andre Fuhrwerk. Wir waren neulich in einer mitteldeutschen Stadt Zeuge, wie ein Arbeiter, der einem Wagen ausweichen mußte, in der Dunkelheit bei einem Haar unter ein Fahrrad geraten wäre, und noch angeschnauzt wurde, weil er das (kaum hörbare kurze) Glockenzeichen nicht beachtet habe. Der Betroffene begnügte sich mit einer derben Antwort, bei einer weniger verträglichen Bevölkerung würde der kühne Reiter wahrscheinlich unsanft von seinem erhabenen Sitze entfernt worden sein.

Wir sind keine Schwarzseher, überschätzen nicht die Gefahr, die in dem sich heute so vielfältig breitmachenden Geckentum, das auch in der sogenannten naturalistischen Litteratur eine große Rolle spielt, unzweifelhaft steckt. Wir erinnern uns, daß in einer Zeit, wo Uhland seine Gedichte als eine zu geringe Gabe für das Vaterland, dem so herrlich große Opfer dargebracht worden, ansah, Offiziere sich schnürten und wattirten, ein Modeherr sich nicht ohne jou-jou sehen lassen konnte und Clauren der gelesenste Schriftsteller war. Doch besteht ein Unterschied zwischen damals und jetzt. Damals konnte die Welt glauben, sie dürfe nach einem Vierteljahrhundert der furchtbarsten Erschütterungen, Kriege und Nöte sich in voller Sorglosigkeit einer endlosen Friedenszeit erfreuen. So gut wird es der Gegenwart nicht, und anderseits besser. Nach den großen Kämpfen und politischen Erfolgen stehen wir den schwersten innern Fragen gegenüber, ohne doch die Gewähr der Sicherheit von außen zu haben; dagegen ist jeder Kraft vergönnt, sich zu bethätigen, ist wie nie zuvor der Anteil an den edelsten Genüssen ermöglicht. Da muß es doch mit Trauer erfüllen, daß so viel Zeit und — Ernst an Nichtigkeiten verschwendet, und die Freiheit nicht allein zu politischen Gaukeleien, sondern auch zur Einrichtung eines förmlichen Kultus der Roheit mißbraucht wird.



Litteratur

Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen von Handel und Gewerbe. Nr. 23. Berlin, Norddeutsche Buchdruckerei und Verlagsanstalt

Das vorliegende Heft enthält die Verhandlungen und Beschlüsse der achten Kommission des Reichstages über den Gesetzentwurf, der die Abänderung der Gewerbeordnung betrifft, und die Reichstagsbeschlüsse zu dem Gesetz über die Gewerbegerichte, sowie eine kurze Anzeige der „deutschen Levantelinie in Hamburg." Die Mitglieder des Vereins hegen bekanntlich ernste Bedenken gegen die beabsichtigte

Änderung der Gewerbeordnung, da sie in ihr eine Beeinträchtigung des freien Arbeitsvertrages zu Ungunsten der Arbeitgeber sehen, und sie sprechen in der Einleitung diese Bedenken mit dem Hinweis auf die neuesten Vorgänge in England, in denen sich ein Geist der Disziplinlosigkeit, der Auflehnung und Meuterei offenbare, mit kräftigen Worten aus.

Asiatische Handlungskompagnien Friedrichs des Großen. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Seehandels und Aktienwesens. Von **Viktor Ring**, Richter am Amtsgericht I zu Berlin. Berlin, Karl Heymann, 1890

Von den Koloniegründungen des Großen Kurfürsten ist in den letzten Jahren oft genug die Rede gewesen. Viktor Ring füllt die Lücke zwischen damals und heute einigermaßen aus, indem er die überseeischen Unternehmungen Friedrichs des Großen darstellt, gestützt auf Aktenstücke des Staatsarchivs zu Berlin und des Stadtarchivs zu Emden, die wörtlich mitgeteilt werden. Die Einleitung enthält eine kurze Rechtfertigung des auf den nationalen Egoismus gegründeten Merkantilsystems, das der große König mit aller Entschiedenheit befolgte. Nach verschiednen Anläufen kam es 1750 und 1751 zur Gründung einer asiatischen und einer bengalischen Handlungskompagnie zu Emden, die leider beide nach kurzem Bestande wieder eingingen. Auch ein Wiederbelebungsversuch im Jahre 1782 hatte nur geringen Erfolg. Die Unternehmungen scheiterten an der Ungunst der Zeiten. Preußen war durch den siebenjährigen Krieg in Anspruch genommen, die Hafenstadt Emden zu weit entfernt vom Mittelpunkte des Staates, die Unternehmer meist unfähig, zum Teil ausländische Spekulanten, und die Seemächte, England und Holland, arbeiteten aus allen Kräften dagegen. Die Verfassung jener Kompagnie ist der unsrer heutigen Aktiengesellschaften merkwürdig ähnlich. „Wenigstens — sagt der Verfasser im Vorwort — wird ein künftiges Buch über deutsches Aktienrecht neben der ältern Handlungskompagnie Hollands, Englands und Frankreichs fortab (sic) auch derjenigen des Vaterlandes gedenken und von der Meinung zurückkommen können, als sei die theoretische Durchbildung des deutschen Aktienwesens ein Erzeugnis neuester Zeit." Der Verfasser druckt auch die interessanten „Vorschläge eines Patrioten" ab „wegen Errichtung eines Etablissements auf der Küste von Afrika" zum Aufnehmen der Handlung und zu Kultivirung solcher Gewächse, welche bishero aus Ost- und West-Indien, aus der zweiten Hand erkaufft werden müssen." Der Patriot — es ist der Regierungspräsident von Derschau in Aurich — meint: „Man kann wohl mit Grund sagen, daß bey jetziger Situation der Sache die Königl. Preuß. Staaten fast zu spät auf den Schauplatz der Seehandlung auftreten würden, indem sie die vortheilhaftesten Handlungsplätze in allen 3 Welttheilen schon von andern occupiret finden." So geschrieben Anno 1762! Also damals schon „fast zu spät!" Was sollen wir Heutigen erst sagen?



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Das allgemeine Wahlrecht

(Schluß)



Am 14. März begannen in Berlin die Unruhen, die, täglich wachsend, den König am 18. veranlaßten, den Vereinigten Landtag schon auf den 2. April zu berufen, die Preßfreiheit zu bewilligen und eine Umgestaltung der preußischen und der deutschen Verfassung in Aussicht zu stellen. Der Jubel, womit die vor dem Schloß versammelte Menge diese Zusagen aufnahm, wurde jedoch auf eine verhängnisvolle Weise unterbrochen; es kam zu einem neuen, erbitterten Kampfe zwischen Soldaten und Bürgern, der infolge der Schwäche des Königs ein unerwartetes Ende nahm: die siegreichen Truppen zogen sich zurück und überließen der Menge die Herrschaft in den Straßen. Diese Zaghaftigkeit des Königs mußte über den Gang der nächsten Ereignisse entscheiden. Denn jetzt gaben auch die, die bis dahin einer maßvollen Reform das Wort geredet hatten, den verlassenen Posten auf. Als Beispiel dieses in weiten Kreisen sich vollziehenden Umschwunges mag die Kölnische Zeitung dienen, die bis zum 18. März mit Nachdruck für den Ausbau der Verfassung auf den bestehenden Grundlagen eingetreten war. „In dem Wunsche, heftigern Erschütterungen zuvorzukommen," empfahl sie nunmehr das allgemeine Wahlrecht.

Am 24. März versammelten sich im Rathause zu Köln die Vertreter von achtzehn rheinischen Städten, darunter manche, die in frühern Beschlüssen einen gemäßigten Standpunkt eingenommen hatten. Aus ihrer Beratung ging eine Adresse an den König hervor, worin eine Volksvertretung gefordert wurde, „frei gewählt vom Volke aus dem Volke, ohne Rücksicht auf die bisherige oder eine andre Einteilung in Stände, mit möglichst niedrigem Zensus für die aktive Wahlfähigkeit, ohne Zensus für die passive." Jener möglichst niedrige Zensus war jedoch einigen der Vertreter schon zu viel, und der Gemeinderat

von Köln sprach sich noch an demselben Tage in einer außerordentlichen Sitzung dafür aus, „daß die Urwahlen zur Wahl der Volksvertretung, die über die künftige Verfassung zu beraten habe, nach dem allgemeinen Wahlrecht ohne Rücksicht auf einen Zensus und unter Zuziehung aller unbescholtenen Bürger von einundzwanzig Jahren“ stattfinden möchten.

Einige Tage vorher hatten der Magistrat und die Stadtverordneten von Breslau dem König die Bitte vorgetragen, „das Wahlgesetz über die Urwahlen zur konstituirenden Volksvertretung sofort und ohne Beirat des Vereinigten Landtages zu erlassen.“ Hierauf antwortete der König am 22. März: „Nachdem Ich eine konstitutionelle Verfassung auf den breitesten Grundlagen verheißen habe, ist es Mein Wille, ein volkstümliches Wahlgesetz zu erlassen ... und dieses Gesetz vorher dem Vereinigten Landtag vorzulegen, dessen schleunige Berufung Ich nach allen bisher Mir zugegangenen Anträgen für den allgemeinen Wunsch des Landes halten muß.“ Mit diesem Bescheide waren die Antragsteller nicht zufrieden, und da sie wußten, daß es gegenüber einem kräftig geäußerten „Wunsche“ des Volkes an der höchsten Stelle keinen Widerstand mehr gab, so gingen sie dazu über, in der Tagespresse „das gesamte Land dringend aufzufordern, durch schleunige am Thron niederzulegende Erklärungen“ ihren Antrag zu unterstützen. Aber diesmal hielt die Regierung an ihrem Entschlusse fest und überreichte dem am 2. April eröffneten Landtag den „Entwurf eines Wahlgesetzes für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung.“ Dieser Entwurf erlitt im Landtage einige Abänderungen und wurde alsdann am 8. April als Gesetz veröffentlicht. Die wichtigsten Bestimmungen desselben waren folgende: „§ 1. Jeder Preuße, welcher das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet und nicht den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte infolge rechtskräftigen richterlichen Erkenntnisses verloren hat, ist in der Gemeinde, worin er seit sechs Monaten seinen Wohnsitz oder Aufenthalt hat, stimmberechtigter Urwähler, insofern er nicht aus öffentlichen Mitteln Armenunterstützung bezieht. § 4. Die Wahl der Wahlmänner erfolgt durch Stimmzettel. § 5. Jeder Preuße, der das dreißigste Lebensjahr vollendet und den Vollbesitz der bürgerlichen Rechte nicht verwirkt hat, ist im ganzen Bereich des Staates zum Abgeordneten wählbar.“

Dieses neue preußische Wahlgesetz ließ, von der abweichenden Festsetzung der Altersgrenze abgesehen, die Bestimmungen der französischen Konstitution vom Jahre 1791 in wesentlichen Punkten hinter sich zurück, denn es hob den dort verlangten niedrigen Zensus auf und gestand auch den Dienstboten das Wahlrecht zu, sodaß es nach dieser Richtung sogar die Konventswahlen überholte. Allerdings hatte der ursprüngliche Entwurf der Regierung die Klasse der unselbständigen Bürger, die „in einem dienenden Verhältnis Lohn und Kost beziehen,“ ausschließen wollen, aber der Landtag hielt es für zeitgemäß, die darauf bezüglichen Worte des § 1 zu streichen.

Das Gesetz vom 8. April bezeichnet in der Geschichte der preußischen Wahlgesetzgebung bereits den Höhepunkt, von dem es erst langsam, dann schnell wieder bergab ging. Nachdem auf Grund jenes Gesetzes die Ernennung der Wahlmänner am 1. Mai, die der Abgeordneten am 8. stattgefunden hatte, wurde „die Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Verfassung" auf den 22. nach Berlin berufen. Aber die Erwartungen, die man auf sie gesetzt hatte, sollten sich nicht erfüllen, und am 5. Dezember löste die Regierung die Versammlung auf, um eine Verfassung zu „oktroyiren." Am folgenden Tage erschien das zu dieser Verfassung gehörige Wahlgesetz, das sich dadurch von seinem Vorgänger unterschied, daß es die unselbständigen Klassen, d. h. die Dienstboten, von den Wahlen ausschloß. Im übrigen blieben die Vorschriften des frühern Gesetzes noch bestehen, obwohl für die gleichzeitig in Aussicht genommene Erste Kammer von den Wählern außer der Vollendung des dreißigsten Lebensjahres ein Zensus von 8 Thalern oder ein Grundbesitz im Werte von 5000 Thalern oder ein nachweisbares Jahreseinkommen von 500 Thalern gefordert wurde.

Schon am 27. April 1849 erfolgte die Auflösung oder Vertagung der auf Grund dieses Gesetzes gebildeten und am 26. Februar eröffneten Kammern; darauf erschien am 30. Mai abermals ein „oktroyirtes" Wahlgesetz, das von den Grundsätzen seiner beiden Vorgänger wesentliche Teile über Bord geworfen hatte: an die Stelle der geheimen Abstimmung trat die öffentliche, und außerdem sollten die Urwähler auf Grund der von ihnen entrichteten Staatssteuern in drei Klassen eingeteilt werden. Die nach diesen Bestimmungen gewählten Kammern traten am 7. August 1849 zusammen und vereinbarten mit der Regierung die Verfassungsurkunde, die am 31. Januar 1850 als Staatsgrundgesetz erschien. § 70 desselben lautet: „Jeder Preuße, welcher das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat und in der Gemeinde, in welcher er seinen Wohnsitz hat, die Befähigung zu den Gemeindewahlen besitzt, ist stimmberechtigter Wähler." Hierdurch erlitt das allgemeine Wahlrecht einen empfindlichen Stoß, insofern eine große Anzahl von Personen, die nicht zu den „unselbständigen" Klassen gehörten, von den Wahlen ferngehalten wurde. Zu diesem Stoße fügte der folgende Paragraph einen noch schwereren hinzu: „Die Urwähler werden nach Maßgabe der von ihnen zu entrichtenden direkten Staatssteuern in drei Abteilungen geteilt, und zwar in der Art, daß auf jede Abteilung ein Drittel der Gesamtsumme der Steuerbeträge aller Urwähler fällt. . . . Jede Abteilung wählt besonders und zwar ein Drittel der zu wählenden Wahlmänner."

Damit ist für Preußen die Geschichte des Wahlrechtes einstweilen zu Ende; der Grundsatz des allgemeinen Wahlrechtes war unterlegen, aber der Staat selbst siegreich aus den Gefahren der Revolution hervorgegangen. Im Reiche nahmen die Dinge den umgekehrten Weg.

Am 5. März 1848 versammelten sich in Heidelberg Männer aus ver-

schiedenen deutschen Staaten und faßten den Beschluß, ihre Regierungen „auf das dringendste anzugehen, sobald als möglich das gesamte deutsche Vaterland mit dem kräftigen Schutzwall einer Volksvertretung zu umgeben." Zugleich verabredete man, dahin zu wirken, daß eine größere Anzahl von Männern des allgemeinen Vertrauens aus allen deutschen Stämmen zusammentrete, um jene Angelegenheit zu beraten und den Regierungen ihre Mitwirkung anzubieten. Sieben Männer sollten hinsichtlich der Wahl und Einrichtung eines deutschen Parlaments Vorschläge machen und die Einladungen zu der neuen Versammlung aufs schleunigste besorgen. Dieser am 30. März zu Frankfurt a. M. eröffneten Versammlung legte der erwähnte Ausschuß ein Programm vor, das unter anderm eine Volksvertretung, hervorgehend aus Urwahlen im Maßstabe von 1 : 70000, in Aussicht nahm. Am 1. April fand die Beratung über die Wahlen zum konstituirenden Parlament statt und führte zu dem Beschluß, „daß im allgemeinen mit Vorbehalt der Festsetzung der einzelnen Prinzipien die genauere Bestimmung des Wahlmodus den Bundesstaaten zu überlassen sei." Als ein solches Prinzip aber, das allgemein bindend sein sollte, wurde die Forderung aufgestellt, daß jeder selbständige und großjährige Bürger ohne Unterschied des Standes, Vermögens oder Glaubens wahlberechtigt und wählbar sei.

Unterdessen hatte sich auch der Bundestag, um nicht ganz in Vergessenheit zu geraten, herbeigelassen, in dieser Sache etwas zu thun. Am 30. März forderte er die Regierungen auf, „in ihren dem deutschen Staatensystem angehörigen Provinzen auf verfassungsmäßig bestehendem oder sofort einzuführendem Wege Wahlen von Nationalvertretern anzuordnen." Infolge dessen befahl der König von Preußen am 3. April dem Vereinigten Landtag, die zu der Frankfurter Versammlung abzuordnenden Vertreter zu ernennen, und am 6. vollzogen die Stände die Wahlen. Aber an demselben Tage erhob sich gegen dieses Vorgehen der preußischen Regierung ein lauter Widerspruch. Eine Versammlung zu Köln beschloß eine Adresse, die in scharfen Worten die Aufhebung der Verordnung vom 3. April und eine andre Grundlage für die Parlamentswahlen verlangte. Auch das Vorparlament verwahrte sich am 7. April gegen das in Preußen beabsichtigte Verfahren und richtete an die Regierungen ein Schreiben, das mit den Worten schloß: „Die süddeutschen und gewiß auch ein Teil der norddeutschen Staaten senden Männer, welche das Volk gewählt hat. Diese werden nie und nimmer mit Abgeordneten, die von den Ständekammern gewählt sind, sich vereinigen können. Lediglich von Männern des Volkes sind Beschlüsse zu erwarten, die dem Volke genügen. . . . Der unterzeichnete Ausschuß fordert daher alle Regierungen auf: die Wahl der Abgeordneten zu der konstituirenden Nationalversammlung sofort nach Maßgabe der anliegenden Beschlüsse anzuordnen und uns in kürzester Frist mitzuteilen, daß diese Anordnung geschehen ist."

Das wirkte. Schon am folgenden Tage faßte der Bundestag einen neuen Beschluß, der sich den am 1. April vom Vorparlament aufgestellten Prinzipien anbequemte und der preußischen Regierung einen leidlich ehrenvollen Rückzug ermöglichte. Daß man diesen antrat, meldete schon am 9. eine Depesche des Ministers Camphausen, und am 10. wurde dem Vereinigten Landtag die Eröffnung, daß die Regierung auf die Abordnung der von ihm gewählten verzichte.

Das aus allgemeinen, aber mittelbaren Wahlen hervorgegangene Parlament trat am 18. Mai in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. zusammen. In seiner 170. Sitzung am 15. Februar 1849 begann es die Beratung über den vom Verfassungsausschuß vorgelegten Entwurf eines Reichswahlgesetzes, dessen erste Paragraphen wider alles Erwarten folgenden Wortlaut hatten: „§ 1. Wähler ist jeder selbständige, unbescholtene Deutsche, welcher das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt hat. § 2. Als nicht selbständig, also von der Berechtigung zum Wählen ausgeschlossen, sollen angesehen werden: 1. Personen, welche unter Vormundschaft oder Kuratel stehen oder über deren Vermögen Konkurs- oder Fallitzustand gerichtlich eröffnet ist; 2. Personen, welche eine Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln beziehen; 3. Dienstboten; 4. Handwerksgehilfen und Fabrikarbeiter; 5. Tagelöhner."

Diese Vorschläge machen uns neugierig, die Gründe kennen zu lernen, durch die sich die Kommission in ihren Beratungen hatte bestimmen lassen. Der Kommissionsbericht sagt darüber folgendes: „Die Mehrheit des Verfassungsausschusses war darin einig, daß bei direkter Wahl eine Beschränkung des allgemeinen Stimmrechtes notwendig sei. Keine Staatsordnung, möge sie sein, welche sie wolle, wird bestehen, wenn die Entscheidung aller politischen Fragen in die Hände der großen Masse gelegt wird, die sich nur zu oft willenlos leiten läßt. Der Forderung des allgemeinen Stimmrechtes hat sich die Beschränkung, welche in dem Begriff der Selbständigkeit enthalten ist, auf deutschem Boden an vielen Orten sogleich entgegengestellt. Das vor allem scheint dem deutschen Sinn auch in der Zeit der ersten unruhigen Bewegung widerstrebt zu haben, daß der abhängige, in allen seinen Lebensverhältnissen auf eine andre Persönlichkeit hingewiesene Mann dem selbständigen, für sich stehenden und für sich thätigen gleichgestellt werde. Es ist gesagt worden, daß die Ausschließung dieser Bevölkerung sie in einen gefährlichen Gegensatz zu der übrigen Gesellschaft setze, daß man nicht auf diese Weise ein politisches Proletariat schaffen möge, daß es vielmehr darauf ankomme, den sogenannten vierten Stand in die staatliche Ordnung aufzunehmen. Allein diese Grundsätze beweisen durchaus nicht, daß jetzt der großen unselbständigen Masse der überwiegende Einfluß auf die Bildung der Volksvertretung und damit auf die ganze Gestaltung des Staatslebens eingeräumt werden dürfe; sie können nur dahin führen, daß man sich mehr und mehr damit beschäftigt, ihre Zustände zu regeln. Es hieße der sozialen Reform, mit welcher die Zeit sich trägt, wesentlich

vorgreifen, wenn jeder sonstigen Veränderung die Erteilung des höchsten politischen Rechtes vorangehen sollte. Soll die junge Freiheit feste Wurzeln schlagen, und soll ein gesundes Staatsleben auf den neugelegten Grundlagen erwachsen, so sind einschränkende Bestimmungen notwendig zu treffen."

Diesem Bedenken gaben andre Mitglieder der Kommission nicht Raum, sondern verlangten die Beseitigung der durch das Wort „selbständig" in § 1 bewirkten Beschränkung. Die Rednerliste zeigte mehr als dreißig Redner gegen den Entwurf und nur neun dafür. Da unsre Darstellung nicht über Gebühr anschwellen darf, so muß sie sich auf wenige Angaben beschränken.

Die Verhandlungen über die beiden Paragraphen kamen in der 174. Sitzung zum Abschluß, nachdem die verschiednen Meinungen mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf einander gestoßen waren. Wie sehr die Ansichten in diesem Punkte aus einander strebten, beweist die Thatsache, daß nicht weniger als siebzig Verbesserungsvorschläge gemacht wurden. Die Verteidiger des Entwurfes stützten sich wesentlich auf die schon im Kommissionsbericht enthaltenen Erwägungen, während die Gegner der Kommission den Vorwurf machten, die „Grundsätze des Jahres 1848 verraten und die unveräußerlichen, angebornen Rechte des Volkes vergewaltigt zu haben."

Die Schlußabstimmung hatte das überraschende Ergebnis, daß das Wort „selbständig" im § 1 des Kommissionsentwurfes mit 422 gegen 21 Stimmen beseitigt wurde; damit war zugleich die im § 2 beantragte Ausschließung der Dienstboten, Handwerksgehilfen, Fabrikarbeiter und Tagelöhner verworfen. Zuletzt wurden die beiden Paragraphen in folgender Fassung angenommen: § 1. Wähler ist jeder unbescholtene Deutsche, welcher das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hat. § 2. Von der Berechtigung zum Wählen sind ausgeschlossen: 1. Personen, welche unter Vormundschaft oder Kuratel stehen; 2. Personen, über deren Vermögen u. s. w. und 3. Personen, welche eine Armenunterstützung u. s. w.

Diese Beschlüsse sind, wie wir später sehen werden, für das deutsche Volk verhängnisvoll geworden, wenn sie auch vorläufig wie alles, was man in Frankfurt beschlossen hatte, nur auf dem Papier standen. Umso nachdrücklicher erhebe ich die Behauptung, daß die Mehrheit des Frankfurter Parlaments den Grundsatz des allgemeinen Wahlrechtes für gefährlich und verwerflich ansah und nur dadurch der Minderheit einen Scheinsieg ermöglichte, daß sie sich über die Frage, wie die Beschränkung geschehen sollte, nicht zu einigen wußte. Ich habe nunmehr diese Behauptung zu beweisen.

Der Abgeordnete Hofmann hatte während der Beratung den Antrag eingebracht: „Wähler ist jeder unbescholtene Deutsche, welcher das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hat, entweder Grundbesitz oder eignen Haushalt hat, oder endlich Staats-, Kirchen- oder Gemeindediener ist." Für diesen Antrag ergaben sich 209, gegen ihn 239 Stimmen, sodaß ihm an der Mehr-

heit nur 16 Stimmen fehlten. Nun zeigt aber die Durchmusterung des Abstimmungsverzeichnisses, daß sich unter den 239 Gegnern des Antrages mehr als 16 befanden, von denen es gleichsam urkundlich feststeht, daß sie die Ausdehnung des Wahlrechtes in der Form der endgiltigen Beschlüsse entschieden mißbilligten. Die Abgeordneten von Keller, Schreiber, Deiters, Eisenmann, Fischer, Kohlparzer, Höfken, Wiest, Frisch, Renger, Prinzinger, Quesar, Weiß, Kagenbauer, Biedermann, Göden, Schreiner, Pfeiffer u. a. haben während der Verhandlung Anträge gestellt oder unterstützt, die auf eine Einschränkung des Wahlrechtes durch Zensus oder Grundbesitz hinzielten; trotzdem stimmten sie mit der Mehrheit, welche den Antrag Hofmanns zu Falle brachte! Übrigens scheint mir das Ergebnis der Abstimmung, das die Meinung der Mehrheit nicht zum Ausdruck gelangen ließ, zum großen Teil durch eine ungeschickte und verkehrte Fragestellung verschuldet worden zu sein. Aber wie dem auch sein mag, jedenfalls läßt sich nicht an der Thatsache rütteln, daß die Frankfurter Nationalversammlung in ihrer Mehrheit den Grundsatz des unbeschränkten Wahlrechtes nicht anerkannt hat, eine Thatsache, die deshalb umso schwerer wiegt, weil jene Versammlung mit der Verwerfung dieses Grundsatzes zugleich die Grundlage, auf der sie selbst entstanden war, erschüttern mußte.

Mit der Veröffentlichung der Reichsverfassung schien das allgemeine Wahlrecht glücklich unter Dach gebracht. Aber das deutsche Staatsgebäude stand nach wie vor in trümmerhafter Zerklüftung. Freilich war es ein großes Glück, daß unzählige Männer die nationale Einheit im Traume als nahe vollendet geschaut hatten; aber die Erinnerung daran hat später denen, die den Bau nach einem neuen Plane zu vollenden kamen, das Werk nicht wenig erschwert. Wohl uns, daß sie festen Sinnes den eignen Weg gegangen sind, ohne auf die vielen zu hören, die von der Ausführung der Frankfurter Pläne allein ein gutes Ende hofften!

In einem Punkte dagegen, wo man es nicht erwartet hätte, entschloß sich der große Baumeister der Jahre 1866, 1870 und 1871, den Entwurf des Frankfurter Parlaments, wenn auch nicht unbesehen, zu benutzen: das allgemeine Wahlrecht, das in Preußen längst ohne Sang und Klang in die Grube gefahren war, wurde von den Toten auferweckt. Um diese Thatsache zu verstehen, müssen wir uns einige Ereignisse vergegenwärtigen.

Nachdem Friedrich Wilhelm IV. die ihm von der Frankfurter Versammlung angebotene Kaiserkrone ausgeschlagen hatte, ließ er durch seinen Minister von Radowitz die am 19. März 1848 verheißene Bundesreform auf einem andern Wege, durch Verhandlungen mit den Fürsten, versuchen. In dem Verfassungsentwurfe, den der Minister aufstellte, war zwar ein Parlament vorgesehen, aber das Wahlrecht dazu nahm die in Preußen „oktroyirten" Bestimmungen zum Vorbild und hatte demgemäß mit den in Frankfurt gefaßten

Beschlüssen nichts gemein. Auf Grund dieses beschränkten Wahlrechtes fanden am 31. Januar 1850 in einer Anzahl deutscher Staaten die Wahlen zum sogenannten Erfurter Reichstage statt, der am 23. April die ihm vorgelegte Reichsverfassung — mit den erwähnten Wahlbeschränkungen — annahm.

Aber auch diese Verfassung war totgeboren, und die Tage von Warschau und Olmütz fügten zum Unglück noch die Schmach hinzu. Im übrigen Deutschland bildete sich die Anschauung, daß die preußische Monarchie der Führung der Nation nicht gewachsen sei; immer geringer wurde die Zahl der Freunde, immer größer der Widerwille gegen den „freiheitbedrohenden, ländergierigen“ Hohenzollernstaat. Die bald nach dem Thronwechsel zwischen der Regierung und der Volksvertretung beginnende Spannung und vollends die infolge dessen ergangene Berufung Bismarcks mußte allen Uneingeweihten als der Anfang einer starken Reaktion erscheinen. Man erinnerte sich der Haltung des Abgeordneten von Bismarck und lebte der Überzeugung, daß der Minister seit jenen Jahren wenig gelernt und nichts vergessen habe.

So trat der größte Teil der Nation dem Manne entgegen, in dessen Plan schon damals ein aus unmittelbarer Volkswahl hervorgegangenes Parlament eine der Hauptstützen der künftigen Einheit bildete. Denn das war die Forderung, mit der er im Januar 1863 den von Österreich und Sachsen empfohlenen Delegationsvorschlag über- und niedertrumpfte, jenen Vorschlag, der die deutsche Nationalversammlung aus Abordnungen der einzelnen Landeskammern zusammenflicken wollte. Die Beweggründe, die Bismarck zu der Befürwortung einer allgemeinen Volksvertretung veranlaßten, sind an erster Stelle in Erwägungen der Aktionspolitik zu suchen, die er zur Lösung der deutschen Frage und zur Abrechnung mit Österreich eingeschlagen hatte. Im Beginn des Jahres 1866 soll er dem König geradezu den Rat gegeben haben, gegen Österreich die Bundesgenossenschaft des deutschen Volkes zu suchen und zu diesem Zwecke die Reichsverfassung des Jahres 1849 als sein Programm zu verkündigen. Diesen kühnen Gedanken brachte er am 9. April in einem wichtigen Punkte zur Ausführung, indem er beim Bundestage den Antrag stellte, auf Grund allgemeiner Wahlen ein deutsches Parlament zur Mitwirkung an einer neuen Bundesverfassung zu berufen.

Vergegenwärtigen wir uns die Feindseligkeit, mit der eine Anzahl deutscher Höfe die Unionsbestrebungen Preußens verfolgte, so können wir nicht umhin, einen Plan zu bewundern, der den Bau der Einheit in seinem tiefsten Grunde, in dem Bewußtsein des Volkes zu festigen suchte. Von diesem Standpunkt aus bedarf Bismarcks Forderung eines aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Parlaments keiner Rechtfertigung. Aber allgemeine und unbeschränkte Wahlen sind nicht durchaus dasselbe, und die Ziele, die durch ein

aus allgemeinen Wahlen hervorgehendes Parlament erreicht werden konnten, setzen nicht notwendig ein unbeschränktes Wahlrecht voraus. Die Regierung erklärte am 11. Mai durch ihren Gesandten in Frankfurt: „Bezüglich der Berufung des Parlaments soll für das aktive Wahlrecht das Prinzip direkter Wahlen und des allgemeinen Stimmrechtes maßgebend sein, . . . bezüglich des passiven Wahlrechtes erwartet Preußen die Vorschläge des Ausschusses, bezeichnet aber schon jetzt die darauf bezüglichen Bestimmungen des Reichswahlgesetzes vom Jahre 1849 für sich als annehmbar." Diese Äußerung verrät, daß die preußische Regierung damals noch über die Ausdehnung des Wahlrechtes schwankte und zugleich dem Reichswahlgesetze des Jahres 1849 einen großen Einfluß auf ihre Entschließungen gestattete.

Die von der Regierung in dieser Frage angenommene Haltung läßt sich auch später beobachten. Am 18. August 1866 schloß Preußen mit der Mehrzahl der norddeutschen Staaten einen Bündnisvertrag, worin festgesetzt wurde, daß die verbündeten Regierungen gleichzeitig mit Preußen „die auf Grund des Reichswahlgesetzes vom Jahre 1849 vorzunehmenden Wahlen" anordnen sollten. Und am 12. September erklärte Bismarck im preußischen Abgeordnetenhause, daß „die Regierung sich nur wegen des Bündnisvertrages vom 18. August so genau an das Reichswahlgesetz angeschlossen und dabei manches übernommen habe, worauf sie von Hause aus nicht verfallen sein würde." Wiederholt bat er die Abgeordneten, an dem Wortlaute des vorgeschlagenen Entwurfes nichts zu ändern, weil dadurch dem Verbündungswerk neue Schwierigkeiten erwachsen würden. So fand das unbeschränkte Wahlrecht keinen wesentlichen Widerspruch, zumal da die Regierung bei den Kommissionsverhandlungen erklärt hatte, daß durch das ad hoc zu erlassende Wahlgesetz die Prinzipien des Wahlrechtes in keiner Weise entschieden sein sollten. Diese folgenschwere Entscheidung fiel erst am 28. März 1867 im Norddeutschen Reichstage.

Hier hat es an wohlmeinenden und eindringlichen Warnungen nicht gefehlt. Unter den Abgeordneten, die die von der Regierung vorgeschlagene Unbeschränktheit des Wahlrechtes bekämpften, thaten sich namentlich von Below und von Sybel hervor. Auch Windthorst zeigte wenig Sympathie für das allgemeine Wahlrecht, dessen Gefahren man nach seiner Ansicht mit der Öffentlichkeit der Abstimmung begegnen müsse: „denn wenn die sozialen und sonstigen Verhältnisse diese noch nicht erlauben, so erlauben sie auch noch nicht, den Leuten das allgemeine und direkte Wahlrecht in die Hand zu geben." Während der Verhandlung ergriff auch Bismarck das Wort, um die uns bekannte Stellung der verbündeten Regierungen nochmals darzulegen: „Das allgemeine Wahlrecht ist uns gewissermaßen als ein Erbteil der deutschen Einheitsbestrebungen überkommen; wir haben es in der Reichsverfassung gehabt, wie sie in Frankfurt entworfen wurde; wir haben es 1863 den damaligen

Bestrebungen Österreichs entgegengesetzt. Es hat ja gewiß eine große Anzahl von Mängeln, die machen, daß auch dieses Wahlgesetz die besonnene und berechtigte Meinung eines Volkes nicht vollständig photographirt und en miniature wiedergiebt, und die verbündeten Regierungen hängen an diesem Wahlgesetze nicht in dem Maße, daß sie nicht jedes andre acceptiren sollten, dessen Vorzüge vor diesem ihnen nachgewiesen werden." Gegen die Empfehlung, die dem Grundsatz des unbeschränkten Wahlrechtes aus diesem Munde zuteil wurde, vermochten die Befürchtungen seiner Gegner nicht durchzudringen, und zuletzt wurde der betreffende Artikel in folgender Fassung angenommen: „Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor, welche bis zum Erlaß eines Reichswahlgesetzes nach Maßgabe des Gesetzes zu erfolgen haben, auf Grund dessen der erste Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt worden ist."

Das hier in Aussicht gestellte Wahlgesetz wurde am 31. Mai 1869 verkündigt; es hat den Grundsatz des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes bestehen lassen und ist später auf Grund der mit Baiern, Württemberg, Baden und Hessen getroffenen Vereinbarungen als Reichsgesetz in Kraft getreten. Als solches bildet es die notwendige Ergänzung des Artikels 20 der Reichsverfassung, der seitdem mit inhaltschwerer Kürze also lautet: Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor.

Die bisherige Untersuchung hat die Thatsache ergeben, daß die preußische Regierung vorwiegend aus Erwägungen der auswärtigen Politik das Reichswahlgesetz des Jahres 1849 aufgenommen hat. Da wir uns aber des seltsamen Zufalles erinnern, der in Frankfurt dem Grundsatze des unbeschränkten Wahlrechts zum Siege verhalf, so vermag uns die geschichtliche Berechtigung des Artikels 20 der Reichsverfassung nur wenig Vertrauen einzuflößen. Umso mehr erscheint es am Platze, ihn auf seinen innern Wert zu prüfen.

Eine der höchsten Aufgaben, die der in vernünftiger Weise eingerichtete Staat zu lösen hat, ist die Wohlfahrt seiner Bürger, insofern diese durch staatliche Einrichtungen und Gesetze gefördert werden kann. Weil sich aber in den entwickelten Staaten der Gegenwart das Volk durch gewählte Vertreter an der Gesetzgebung beteiligt, so hängt die Güte der Gesetze zum großen Teil davon ab, ob sich die Wahl der Gesetzgeber auf die Tüchtigen und Weisen lenkt, ein Satz, den man ebenso selbstverständlich finden wird, wie den, daß die Auswahl nur dann gut sein kann, wenn sie von denen vollzogen wird, die dazu befähigt sind. Diese Fähigkeit beruht aber offenbar auf zwei Voraussetzungen: auf dem Verständnis der vom Staate zu lösenden Aufgaben und auf der Charakterstärke, durch selbstsüchtige Beweggründe unbeirrt einen geeigneten Vertreter auszuwählen.

Zu den unveräußerlichen Rechten, die alle Bürger ohne Unterschied gegenüber dem Staate haben, gehört an erster Stelle dieses, durch gute Gesetze regiert zu werden. Wer das zugiebt, und wer möchte das nicht? muß notwendig den Grundsatz des allgemeinen und unbeschränkten Wahlrechtes als irrig verwerfen. Denn weil gute Gesetze nur dann zustande kommen, wenn die Wahl der Gesetzgeber durch die dazu befähigten vorgenommen wird, und weil diese Fähigkeit auf Einsicht und Gewissenhaftigkeit beruht, so wäre der Satz von dem allgemeinen und unbeschränkten Wahlrecht offenbar gleichbedeutend mit einem zweiten, der allen Menschen einen ausgiebigen, der Größe der Aufgabe angemessenen Besitz von Einsicht und Gewissenhaftigkeit beilegt, eine Behauptung, zu der sich in dieser Fassung schwerlich ein Gleichheitsapostel versteigen möchte.

Schon das Wort „Wahlrecht" erscheint mir insofern übel gewählt, als es die Gefahr nahelegt, die Dinge in einer falschen Beleuchtung zu betrachten. Ich bin weit davon entfernt, als Sprachverbesserer auftreten zu wollen; aber daß es ein Wort giebt, das den hier obwaltenden Verhältnissen ein schärferes und ehrlicheres Gepräge aufdrücken würde, mag der Leser aus folgender Erwägung entnehmen. Die Verteidiger des allgemeinen Wahlrechts lieben es, auf die allgemeine Wehrpflicht hinzuweisen und diese als einen Hauptbeweisgrund für jenes zu bezeichnen. Wie aber steht es damit in Wirklichkeit? Wohl hat jeder Deutsche nach dem Gesetz die Pflicht, zu dienen, jedoch die Militärbehörde würde sich bestens bedanken, wenn jemand auf den Einfall käme, aus dieser Pflicht ein Recht herzuleiten. Es gilt vielmehr als selbstverständlich, daß eine Musterung stattfindet, und daß man die jungen Männer, die als untauglich befunden werden, zurückweist. Ist nun etwa die Aufgabe, den Volksvertreter zu ernennen, der dazu beitragen soll, das Vaterland durch gute Gesetze im Innern zu stärken, weniger verantwortlich als die, es nach außen zu schützen? Mir wenigstens will es scheinen, als ob beide Aufgaben in so hohem Grade bedeutungsvoll wären, daß es schwer sein dürfte, zu entscheiden, welche die größere Verantwortung in sich trägt. In Betreff der Fähigkeiten aber verhält es sich so: zu beiden Aufgaben gehört, um sie gut zu lösen, ein großes Maß von Vaterlandsliebe, Selbstverleugnung und Charakterstärke; während aber die Diensttauglichkeit an erster Stelle von einem gesunden und kräftigen Körper abhängt, setzt die Wahlfähigkeit vor allem andern einen gesunden und gereiften Verstand voraus.

Die Militärbehörde ist in der glücklichen Lage, daß sie wegen der verhältnismäßig geringen Zahl der Dienstpflichtigen und wegen der Beschaffenheit der an dem Körper haftenden Tauglichkeitsmerkmale bei jedem Einzelnen eine Prüfung vornehmen kann. Dagegen läßt sich die Auslese der Wahlfähigen schon deshalb nicht im einzelnen vornehmen, weil deren Musterung sich auf solche Eigenschaften erstrecken müßte, für die sich eine „allgemeine Prüfungs-

ordnung" schlechterdings nicht erfinden läßt. Es bleibt also nur die Möglichkeit, die Auslese der Wahlfähigen nach Klassen vorzunehmen, ein Verfahren, das natürlich hinsichtlich des Ergebnisses die Genauigkeit einer Einzelmusterung niemals erreichen wird. Man hat es aber auch bei der gegenwärtigen Einrichtung schon zur Anwendung gebracht. So sind z. B. im § 2 des Reichswahlgesetzes alle Personen des Soldatenstandes, so lange sie sich bei der Fahne befinden, als zeitlich wahluntauglich erklärt, und eine dauernde Untauglichkeit ist bekanntlich über die ganze bessere Hälfte der Menschheit, über die Frauen ausgesprochen. Und das doch offenbar aus keinem andern Grunde, als weil ihr besondrer Beruf es mit sich bringt, daß sie sich in der Mehrzahl um politische Dinge nicht kümmern und im eignen Urteil nur einen schwachen Widerstand gegen fremde Einwirkungen finden würden. Auch die unter Kuratel stehenden, die falliten und die durch öffentliche Armenpflege unterstützten Personen bilden Klassen, die als wahluntauglich bezeichnet werden; im übrigen aber hat sich das Gesetz auf eine Musterung nicht eingelassen und ist so zu dem Schlusse gelangt, daß es jedem fünfundzwanzigjährigen Bürger ohne weiteres die Fähigkeit zuerkannte, sich durch die Wahlen an der Gesetzgebung zu beteiligen.

Ein Staatsmann, der sich zu dem Grundsatze des allgemeinen und unbeschränkten Wahlrechtes bekennt, befindet sich, wie mir scheint, in einem der folgenden Fälle. Entweder irrt er hinsichtlich der zu Grunde liegenden Begriffe, indem er Recht und Pflicht nicht unterscheidet, oder er giebt sich über die Folgen jenes Grundsatzes einer optimistischen Auffassung hin, oder endlich er glaubt durch ihn Vorteile erreichen zu können, die seine Nachteile überwiegen. Es liegt klar am Tage, daß der Artikel 20 der Reichsverfassung einem Zusammentreffen des zweiten und dritten Falles seinen Ursprung zu danken hat. Bismarck glaubte durch die Annahme des Reichswahlgesetzes vom Jahre 1849 die widerstrebende Gesinnung der deutschen Bevölkerung außerhalb Preußens zu versöhnen und zugleich dem Einheitsbau eine feste Grundlage gegenüber den Sonderinteressen der Fürsten zu schaffen. Das erste dieser Ziele liegt heute hinter uns, und das zweite jedenfalls nicht mehr in der alten Weise vor uns. Denn Bismarck hat selbst einmal vor mehreren Jahren die Äußerung gethan, daß die nationale Einheit ihre festeste Stütze, anders als früher, in der bundestreuen Gesinnung der Fürsten habe. Dieses Geständnis ist deshalb von besonderm Gewicht, weil es erkennen läßt, daß dem leitenden Staatsmanne, der an erster Stelle die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes durchgesetzt hatte, ein Zweifel an seinem frühern Optimismus aufgestiegen war.

Welcher Art aber sind die Erfahrungen, die das deutsche Reich in einer fast zwanzigjährigen Entwicklung mit seinem Wahlgesetz gemacht hat?

1871	waren	unter	4126000	Stimmenden	124000	Sozialdemokraten
1874	„	„	5190000	„	352000	„
1877	„	„	5401000	„	493000	„
1878	„	„	5760000	„	437000	„
1881	„	„	5097000	„	312000	„
1884	„	„	5663000	„	550000	„
1887	„	„	7540000	„	763000	„
1890	„	„	7228000	„	1427000	„

Diese Zahlen bekunden das unaufhaltsame Vordringen einer unheilbringenden Bewegung; sie bezeugen die Thatsache, daß von der Gesamtheit der Wähler nahezu ein Fünftel bereit sind, an ihrem Teile auf den Umsturz der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung hinzuarbeiten! Die Irrlehre von dem unbeschränkten Wahlrecht hat es verschuldet, daß Deutschland mehr als andre Staaten von dieser Bewegung bedroht wird, denn durch dieses Wahlrecht wurde, wie Ludwig Bamberger einmal treffend gesagt hat, für den eine Prämie ausgesetzt, der durch die größten Verheißungen und gröbsten Verführungen die urteilslosen Massen für sich gewinnen würde. Das allgemeine und unbeschränkte Wahlrecht hat die Führer gleichsam von selbst in die Agitation hineingetrieben und sie ihnen auf jede Weise erleichtert; es hat ihnen ermöglicht, die verstreuten Truppen zu einer Armee zu sammeln, die heute die furchtbare Zahl von anderthalb Millionen beinahe erreicht hat. Und diese Armee folgt willenlos dem Zeichen ihrer Führer, die von Zeit zu Zeit, bei den wiederkehrenden Reichstagswahlen, eine Heerschau halten und mit steigender Zuversicht die Stunde des Kampfes erwägen.

Wer gegenüber solchen Wahrnehmungen an seinem Optimismus festhält, dem ist nicht zu helfen. Aber er verdient nicht mehr die Entschuldigung, die jene Männer beanspruchen dürfen, die vor einigen Jahrzehnten des Glaubens waren, daß man ohne allzugroße Nachteile allen Bürgern ohne weiteres die Wahlfähigkeit zusprechen dürfe. Schlimme Zeichen verkünden, daß unserm Staatsschiff eine verderbenschwangere Wolke entgegenzieht; und dennoch sehen wir Steuerleute und Passagiere, die sich gebärden, als ob jene Wolke sich verziehen oder statt Feuer und Vernichtung einen leichten Regen herabsenden würde.

Männer aller Parteien sollten sich vereinigen, um den falschen Wegweiser zu beseitigen, der den Staat einem gefährlichen Abgrund entgegenführt. Wohl wird mancher den Vorwurf scheuen, einen Angriff auf die Freiheit zu begehen, aber dieser Vorwurf ist unbegründet, weil das Recht, das hier bedroht sein soll, doch nur ein Scheinrecht ist. Wir halten es für unsre Pflicht, dem Kinde und dem Rasenden eine gefährliche Waffe zu entziehen: fort also auch mit dem Bedenken, einer leidenschaftlichen, urteilslosen Masse ein falsches Recht zu nehmen, dessen Besitz sie selbst und die ganze Nation mit Verderben bedroht!

Die Leser, die nunmehr einen schweren Ansturm gegen das bestehende Wahlgesetz erwarten, werden sich vermutlich enttäuscht fühlen. Doch kann es sich nach den bisherigen Ausführungen für uns nur darum handeln, eine Einschränkung, nicht die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechtes zu erstreben, mit andern Worten: nur die Elemente fern zu halten, die man mit ziemlicher Gewißheit als wahluntauglich bezeichnen kann. Von diesem Gesichtspunkte aus empfehle ich folgende Sätze: 1. Im deutschen Reiche besteht die allgemeine Wahlpflicht; von dieser Pflicht kann nur in besondern Fällen entbunden werden. 2. Wahlpflichtig ist jeder Deutsche, der das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat und entweder in der Erfüllung seiner Militärpflicht mindestens ein Jahr lang gedient hat oder ein Jahreseinkommen von tausend Mark besitzt oder statt dessen sich als Eigentümer oder Pächter eines Grundstückes im Werte von etwa dreihundert Mark ausweist. 3. Von der Ausübung der Wahlpflicht sind ausgeschlossen: a) die Personen des Soldatenstandes, so lange sie sich bei der Fahne befinden, b) diejenigen unter 2 bezeichneten Personen, die unter Vormundschaft oder Kuratel stehen oder durch rechtskräftiges Erkenntnis die staatsbürgerlichen Rechte verloren haben.

In diesen Sätzen verlangen besonders zwei Punkte eine Begründung, der Zensus und die Wahlpflicht. Ich will mit dem Zensus beginnen. Der Leser erinnert sich, daß als die erste Voraussetzung der Wahlfähigkeit eine gewisse Einsicht und Charakterstärke bezeichnet worden ist. Daraus ergiebt sich die Verkehrtheit einer Verfassung, die das Wahlrecht einer Anzahl von Bürgern deshalb erteilt, weil sie einen bestimmten Steuersatz entrichten. Etwas andres bedeutet es, wenn man den steuerzahlenden Bürgern das Wahlrecht zuspricht, weil man von der Voraussetzung ausgeht, daß sie auf Grund ihrer Vermögenslage mit einiger Wahrscheinlichkeit die Bedingungen der Wahlfähigkeit besitzen. Doch ist ein solcher Maßstab durchaus unzuverlässig und trüglich, und wenn vollends mit seiner Hilfe, wie es in Preußen geschieht, die Bevölkerung in Bürger einer ersten, zweiten und dritten Klasse eingeteilt wird, wobei der Zufall einen Mann, der in der dritten Abteilung stimmt, einige Straßen weiter mit demselben Steuersatz in die erste versetzen kann, so erscheint das Verdikt Bismarcks, der in der denkwürdigen Sitzung am 28. März 1867 das preußische Wahlgesetz als „das widersinnigste und elendeste von allen“ bezeichnete, durchaus begründet.

Derartige Erwägungen stehen nur scheinbar im Widerspruch mit dem vorgeschlagenen Zensus. Denn daß ich mit diesem nicht etwa die Dürftigkeit an und für sich von den Wahlen fernzuhalten gedenke, ergiebt sich aus dem andern Vorschlage, der allen denen, die ihrer Dienstpflicht genügt haben, ohne weiteres die Wahlfähigkeit beilegt. Natürlich nicht etwa aus dem Grunde, weil sie für den geleisteten Dienst einen gewissen Gegenanspruch erheben könnten, sondern nur deshalb, weil sie in jener Hochschule des Gehorsams in der großen Mehr-

zahl ihren Charakter festigen und ein Verständnis für die Aufgaben des Staates gewinnen werden. Zu jenem Zensusvorschlag führte mich lediglich die Überzeugung, daß alle die, welche die aufgestellten Bedingungen nicht erfüllen, bis zu einem solchen Grade in der Sorge um ihre körperliche Existenz aufgehen, daß es ihnen unmöglich sein muß, ihre Gedanken auch nur flüchtig auf die Interessen und Bedürfnisse des Staates zu lenken oder gar sich zum Verständnis seiner wahren Aufgaben zu erheben. Mit dem Ausschluß dieser Personen aber wäre der sozialdemokratischen Agitation ein weites und ergiebiges Gebiet entzogen.

Was nun die Forderung der Wahlpflicht betrifft, so wiederhole ich zu deren Begründung den Satz, daß die Aufgabe, den Gesetzgeber zu ernennen, der das Vaterland gegen innere Gefahren zu schützen hat, an Bedeutung und Verantwortlichkeit hinter keiner andern Bürgerpflicht zurücksteht. Man betrachtet es ja auch jetzt schon als die Pflicht eines gebildeten und gewissenhaften Mannes, daß er sein Wahlrecht ausübe. Aber wie steht es damit in der Wirklichkeit? Die Statistik der letzten Reichstagswahlen zeigt, daß von zehn Millionen Wahlberechtigten nahezu drei Millionen nicht an der Stimmurne erschienen sind! Natürlich waren unter diesen drei Millionen viele durch Krankheit oder ein andres Hindernis ferngehalten, aber es läßt sich nicht bezweifeln, daß nach Abzug aller Entschuldigten noch eine ungeheure Zahl von solchen übrig bleibt, die aus Gleichgiltigkeit oder Bequemlichkeit zu Hause blieben. In Anbetracht dieser Thatsache erscheint die Frage berechtigt, ob nicht Gründe vorhanden sind, jene anerkannte sittliche Verpflichtung in eine gesetzliche zu verwandeln.

In der Beantwortung dieser Frage will ich zunächst die Einwände, die sich gegen die Wahlpflicht machen lassen, einer Prüfung unterziehen. Der Einwurf, daß sie einen Eingriff in die persönliche Freiheit bedeute, zerfällt in sich selbst, weil nach der bisherigen Erörterung von einem Rechte oder einer Freiheit in diesem Falle überhaupt nicht die Rede sein kann. Zudem würden ja nur die Gleichgiltigen und Bequemen den Zwang empfinden, und auf diese Rücksicht nehmen zu wollen, wäre eine schlecht angebrachte Höflichkeit. Dagegen würde man mit einer gewissen Berechtigung behaupten können, daß die Bürger, die kein Interesse an den politischen Dingen nehmen und deshalb ihr Stimmrecht nicht ausüben, von vornherein in die Klasse der Wahlunfähigen zu rechnen seien. Dem gegenüber aber wolle man bedenken, daß gerade das Bewußtsein der Wahlpflicht jene Schläfer aufrütteln muß, sodaß wir uns dem Ideal jenes griechischen Weisen nähern würden, der in allen wichtigen Staatsfragen von jedem Bürger eine entschiedene Parteinahme verlangte.

Ein andrer Einwurf könnte aus den Schwierigkeiten entnommen werden, die sich der praktischen Durchführung der Wahlpflicht entgegenstellen würden. Faßt man diese aber näher ins Auge, so werden sie nicht als unüberwindlich

erscheinen. Man lasse die bisherigen Bestimmungen über die Aufstellung der Wahllisten und über die Bildung der Wahlvorstände bestehen; bei diesen Vorständen müßten sich die, die am Wahltage zu erscheinen verhindert sind, schriftlich entschuldigen oder durch einen Wähler ihres Bezirkes entschuldigen lassen. Wer ohne eine solche Entschuldigung ausbleibt, wird aufgeschrieben; als Strafe aber würde sich am zweckmäßigsten eine Beschränkung oder der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf eine bestimmte Zeitdauer, etwa bis zu den nächsten Reichstagswahlen, empfehlen. Die Arbeit, die aus einem solchen Verfahren den einzelnen Wahlvorständen erwachsen würde, dürfte schwerlich zu Bedenken Anlaß geben, zumal da die Zahl der Ausbleibenden nach der Einführung der Wahlpflicht ohne Zweifel auf einen geringen Prozentsatz zurückgehen würde.

Gegenüber jenen Einwänden stehen schwerwiegende Gründe, die eine gesetzliche Wahlpflicht befürworten. Außer der Thatsache, daß sie allein den zu Grunde liegenden Verhältnissen entspricht, ist an erster Stelle das gesteigerte Bewußtsein der Verantwortlichkeit zu betonen, das sie in der Nation erzeugen würde. Der Staat würde sich an den Wahltagen dem Volke in seiner ernsten Hoheit offenbaren und unwillkürlich die Mehrzahl der Wähler an die Bedeutung des Augenblickes erinnern. Ferner würde das Urteil, das ein so an die Urne berufenes Volk fällt, an Wucht und Schwere gewinnen. Die Vorstellung, daß ein Parlament thatsächlich aus den Wahlen der gesamten Nation hervorgegangen sei, muß dessen Ansehen in den Augen des Volkes und der Regierung erhöhen, und namentlich die letztere sollte jede Einrichtung mit Freuden begrüßen, die ihr gestattet, die Volksstimmung in möglichster Genauigkeit zu erkennen.*)

Wiederholt ist in den letzten Wochen der Mahnruf ertönt, daß sich das Bürgertum sammeln und im Angesicht der innern Gefahren seine ganze Kraft zusammenraffen solle. Aber diese Rufe werden im Winde verhallen, so lange nicht das Bewußtsein einer gemeinsamen und heiligen Pflicht in andrer Weise als bisher die Nation durchdringt. Dieses Bewußtsein zu wecken, giebt es ein zaubergewaltiges Wort, die Losung auf dem Schiffe, das einem drohenden Sturm entgegenfährt: Alle Mann an Bord!

Köln — Johannes Kreutzer

*) Auf eine weitere Ausführung und Begründung der oben aufgestellten Sätze mußte ich hier verzichten, doch hoffe ich dies sowie eine Prüfung der in der letzten Zeit veröffentlichten Ansichten und Vorschläge an einer andern Stelle nachholen zu können.





Lothar Buchers englische Erfahrungen

Wenn man Poschingers neuestes Buch „Ein Achtundvierziger“ liest, das Lothar Buchers Leben behandelt, so fällt einem unwillkürlich der Ausspruch eines zeitgenössischen Politikers ein: Es müßte eigentlich jeder, der in öffentlichen, vaterländischen Dingen reden wollte, fünf Jahre im Auslande gelebt haben. Bucher hat zwölf Jahre Exil in London verlebt, was er da gelernt hat, ist ihm und Deutschland zu gute gekommen. Wahrscheinlich wäre er, der seit 1864 die „rechte Hand“ Bismarcks gewesen ist, dies nicht geworden ohne die Erfahrungen, die er im Auslande gesammelt hatte. Der Aufenthalt da ist ihm die Lehrzeit für die große Politik geworden, die er mitzumachen berufen war. Nachdem er, als Steuerverweigerer verurteilt, flüchtig geworden war, weil er „keinen Nutzen davon absah, erst die Bekanntschaft einer Kasematte zu machen und sich dann den voraussichtlichen Polizeiquälereien durch Auswanderung zu entziehen,“ war es für ihn als Bewunderer des englischen Selfgovernment nur natürlich, daß er sich für seinen künftigen Aufenthalt London aussuchte, wo so viele politische Flüchtlinge aus Deutschland und Ungarn sich als in dem gepriesenen Orte der Freiheit zusammenfanden. Noch in seiner letzten Abgeordnetenhausrede vom 26. April 1849, der bedeutendsten und gewaltigsten, die der jugendliche Abgeordnete gehalten hat (es handelte sich um den Antrag Waldecks, das Ministerium aufzufordern, den seit dem 12. November 1848 über Berlin und dessen zweimeiligen Umkreis verhängten Belagerungszustand wieder aufzuheben), hatte Bucher gegenüber dem Justizminister die Worte des englischen Juristen Blackstone angeführt: „Die Engländer haben das Recht, ungesetzlichen Maßregeln der Regierung Widerstand entgegenzusetzen, zunächst dadurch, daß sie die Sache vor dem Gericht zur Entscheidung durch Urteil und Recht bringen; wenn ihnen dieser Weg versagt wird, oder wenn er nicht zum Ziele führt, dadurch, daß sie die Sache vor das Parlament und den König bringen; und wenn das nichts hilft, durch die Waffen, die jeder freie Mann zu führen berechtigt ist.“ Bucher wollte damals diese Berechtigung des „freien Mannes“ als Motto auf das Bürgerwehrgesetz schreiben. Daß diese ganze Zeit jetzt, soweit sich nicht die Geschichte mit ihr beschäftigen muß, „in der Lethe stillen Strom“ hinabgesunken ist, ist für alle, Beteiligte und Unbeteiligte, gut. Was sich zur Verteidigung der Mitglieder jener Versammlung sagen läßt und zur

Verteidigung derer, die die Proklamation vom 18. November 1848 erließen, die mit den Worten schließt: „So haben wir das letzte parlamentarische Mittel erschöpft. An dem Volke ist es, unsre Beschlüsse auszuführen," das hat Poschinger gegeben, wenn er sagt: „Wenn sie [die Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses von 1848] am 9. November auseinander gegangen wären, wenn sie nicht dem Volke Gelegenheit gegeben hätten, zu zeigen, wie weit es mit dem Berge von Zustimmungsadressen Ernst war, so würde man ihnen damals und wahrscheinlich auf alle Zeit die Schuld beigemessen haben für den Inhalt der folgenden Jahre, an den auch andre Leute als ehemalige Demokraten nicht gern zurückdenken."

Von viel größerm Interesse aber, als diese Zeiten für die Erinnerung wieder aufleben zu lassen, ist es, zu sehen, welchen Prozeß ein Mann von der feinen Beobachtungsgabe und dem starken Wahrheits- und Unabhängigkeitssinn Buchers durchmacht in seinem Urteil über die nach ihrer eignen Ansicht „zivilisirteste Nation der Welt," wie sich die Engländer gern nennen, und wie wir Deutschen so lange und stets zu unserm Schaden dem beizupflichten so bereit gewesen sind. Wie gesagt, Bucher kam als Verehrer der englischen Erbweisheit in London an. In diesem Sinne schrieb er auch anfangs seine Korrespondenzen nach Deutschland, besonders an die Nationalzeitung. Aber je mehr seine Erfahrung, die aus eignem Sehen der Dinge hervorging, zunahm, je mehr er Verbindungen bekam, die ihm in die Karten zu sehen erlaubten, desto mehr machte er sich von den aus der Heimat mitgebrachten Vorstellungen frei, und desto kritischer wurde seine Stellung zu dem Inhalte der englischen Zeitungen. Merkwürdig nur und ein Zeichen, wie wenig geschult unsre heimischen Vertreter der öffentlichen Meinung waren, Buchers Berichte erfuhren keinen Widerspruch in Deutschland, so lange er an seinen falschen Vorstellungen von der englischen Freiheit und Tüchtigkeit festhielt; sobald er aber nicht mehr von dem falschen Glanze geblendet wurde und sich nicht mehr durch die modischen Stichwörter verwirren ließ, von da an begann auch der Widerspruch gegen seine Korrespondenzen in Deutschland und vor allem bei den frühern Freunden, die selbst im Laufe der Jahre nichts gelernt hatten und nun mit dem Vorwurf mangelnder Charakterfestigkeit kamen, „weil man, wie Bucher im »Parlamentarismus, wie er ist,« sagte, bei dem Maße von Kenntnissen, das man sich bis zu einem bestimmten Kalendertag erworben hat, und bei den darauf beruhenden Urteilen nicht fest verbleiben will." Die frühern Freunde verwandelten sich in Feinde. Bucher ließ sich aber dadurch nicht abhalten, mit aller Schärfe die Mängel und Gebrechen, die ihm im englischen Volks- und Staatsleben entgegentraten, zu enthüllen.

Und so sehen wir nun, wie Bucher, der als Freihändler nach England gekommen war, anfängt, das auf Adam Smith gebaute Manchestertum als eine große Verirrung, wo nicht als einen großen Humbug zu erkennen. Er

spottet über die „neue Mär (der »Nichtsalsfreihändler«), daß der Staat abgeschafft und durch eine auf Freiwilligkeit gegründete Gesellschaft ersetzt werden soll." Über die englischen Zeitungen und ihr Lesepublikum, das beides er zur Genüge hatte kennen lernen, meint er im Anfange des Jahres 1855, wenn man die Geschichte der ersteren schreiben könnte, so würde ein großer Teil des Publikums ebenso über ein solches Werk ergrimmen, wie der südfranzösische Bauer, wenn ihm das Kunststück gezeigt würde, mit dem der Herr Pfarrer das Heiligenbild blinzeln läßt. Denn das englische Publikum habe das Bedürfnis, ein solches Numen zu haben, wie eine Zeitung, von der die Leser weder Eigentümer, noch Redakteur, noch Mitarbeiter kennten. Es steht also bei den Engländern gerade so, nur noch etwas in verstärktem Maße, wie bei jedem andern zeitungslesenden Publikum, das meist in der Zeitung sein Numen sieht. Indessen, und das erkennt man gerade auch aus Buchers Darstellungen, der Engländer hat vor andern Völkern darin fürs Geschäft vieles voraus, daß er zu dieser seiner Zeitungsgottheit keine mystische Stellung einnimmt, in der er sich andachtsvoll versenkt, sondern er fragt darnach, ob die Gottheit auch für seinen Vorteil sorgt; denn jeder Durchschnittsengländer hat etwas von den Quäkern, von denen Bucher sagt: „In der Woche hauen sie den Nachbar übers Ohr, und Sonntags danken sie Gott, daß er ihre ausgezeichnete Frömmigkeit so ausgezeichnet segnet." Dieser quäkerische Charakter kommt dem englischen Volke aber auf dem politischen Felde insofern zu gute, als er zu Kompromissen geneigt macht, aus denen sowohl die englische Staatsverfassung, als auch die Kirchenverfassung besteht. Für die Logik mag ein solcher aus Kompromissen bestehender Zustand nicht annehmbar sein, für das Gedeihen eines Landes aber ist ers. Es war eine wichtige Einsicht, die Bucher in England gelernt hatte, wenn er bereits im Jahre 1853 schrieb: „Ein befriedigender Zustand erfordert Kompromisse, Vergleiche. Ich weiß, daß das in den Augen der Entschiednen eine große Ketzerei ist, aber ich weiß auch, daß nichts bequemer ist, als solche Entschiedenheit. Das Einzelwesen muß fortwährend Kompromisse machen zwischen dem Geist, der stets thätig sein, und dem Körper, der stets faulenzen möchte. Wie kann es im Gemeinwesen anders sein? Die englische Geschichte ist eine Reihe von Kompromissen." Was für die Logik der bloße Unverstand ist, ist darum für das Leben eines Volkes oft das Richtigste, weil es das ist, wobei die Freiheit und die Wohlfahrt des Gemeinwesens gedeiht. Am sprechendsten zeigt das der englische Protestantismus, von dem Bucher sehr richtig urteilt, daß er eine Mischung von Offenbarung, Parlamentsakten und Kabinetsordren sei. „Aber diese Widersinnigkeit ist sein Vorzug; sie bürgt dafür, daß die Kritik nie ausgehen kann, und seine Feindschaft mit Rom erhält die Wunde eines Konflikts zwischen zwei Autoritäten offen. Wenn diese Fontanelle sich je schließen könnte, so müßte die Kultur sterben." Auch hier also, auf dem kirchlichen Gebiete, lernte

Bucher in England das, was er später, als er Bismarck seine Kraft widmete, so heilsam verwerten konnte, und was besonders Bismarcks innere Politik selbst so heilsam machte, den Weg des Kompromisses. Bucher hebt aber ausdrücklich hervor, was die Voraussetzung für jeden Kompromiß sein muß, den ein Staatsmann eingehen darf; denn nicht, daß mit jeder kulturschädlichen Einrichtung ein Vergleich einzugehen sei, sondern „die Legitimation muß zuerst geprüft, das Forum von allen Gespenstern, Narren und Übelthätern geräumt und nur mit berechtigten Parteien verhandelt werden."

Und zu dieser staatsmännischen Einsicht lernte Bucher bei seinem unfreiwilligen Aufenthalt in England noch etwas weiteres, daß nämlich ein Staatsmann in der auswärtigen Politik schlechterdings auf nichts andres zu sehen hat, als auf den Vorteil seines Staates, und nicht auf sogenannte solidarische Interessen oder auf das vermeintliche Recht, was andern Staaten für die Befolgung ihrer Politik zustehe, und was dergleichen Verwirrungen sind. „Englands auswärtige Politik wird von nichts anderm diktirt, sagt Bucher, als von dem Vorteil und von dem, was die Regierung für ihren Vorteil hält. Und das ist vollkommen in der Ordnung; die Politiker, die von Uneigennützigkeit, Weltbeglückung und dergleichen reden, sind entweder konfuse Köpfe oder Heuchler." Bucher lernte jetzt aus nächster Nähe kennen, wie England selbst am wenigsten nach dem Rechte der andern fragt, und konnte nur englische Unverschämtheit in der Verschiebung geschichtlicher Thatsachen sehen, wenn Cobden im Unterhause sagte, es gebe kein Beispiel von einem Kriege zwischen zwei großen Völkern ohne vorherige Kriegserklärung. „Gerade England, sagt Bucher, ist seit alter Zeit dafür berüchtigt, daß es erst angreift, namentlich Schiffe und Kaufmannsgüter wegnimmt und dann eine Kriegserklärung macht, oder auch Festungen zusammenschießt, Flotten in den Grund bohrt und dabei versichert, daß es durchaus nicht die Absicht habe, Krieg zu führen." Allerdings darf von vornherein für England die Überlegenheit nicht zweifelhaft sein, wenn es sich auf mehr als einen bloßen Konflikt mit Worten einlassen soll. Eine Macht wie Rußland weiß das, und gerade Englands schwächliche Haltung gegenüber dem Vorrücken Rußlands gegen die Türkei im Jahre 1853 brachte Bucher zuerst zu seiner veränderten Stellung in der Beurteilung des englischen Volks- und Staatslebens. Zu der Behauptung der Engländer, daß England immer „großmütig den Schwachen geholfen" habe, bemerkt Bucher, „England hat seit 1815 Algier bombardirt, die Schlacht bei Navarino mitgemacht, zwei Kriege in Syrien geführt, die holländischen Häfen blockirt, zwei Kriege in Afghanistan geführt, zwei gegen Birma, zwei gegen die Kaffern, einen gegen China, die unaufhörlichen Scharmützel und Annexionen in Indien nicht gerechnet. Ist das Friede, ist das Parteinahme für den Schwächeren?" Es war im Jahre 1854, als Bucher so schrieb. Heute könnte zu der Parteinahme für den Schwächeren noch manches schöne Stückchen angeführt werden; braucht man

doch nur an Alexandrien, an Transvaal, an das Verfahren gegen Portugal oder gegen unsern Landsmann Dr. Peters zu denken. Und dabei ist es ganz einerlei, wer in England an der Spitze der Geschäfte steht; „John Bull, sagt Bucher, zieht nur einen andern Rock an, wenn er das Ministerium wechselt, die Funktionen seines Organismus werden nicht alterirt.“ Dem Engländer ist es von seinem kaufmännisch geschäftlichen, manchesterlichen Standpunkt aus ganz gleichgiltig, unter welchem politischen System sich diese Geschäfte abwickeln, wenn sie nur blühen. So hatte die Manchesterpartei, und dazu gehört in Geschäftssachen bei weitem der größte Teil des englischen Volkes, damals, in den fünfziger Jahren, eine stille Liebe zu Napoleon und fand auch den Absolutismus ganz annehmbar. „Die Männer von Manchester haben für alle Dinge unter dem Monde nur einen Gesichtspunkt, den kaufmännisch geschäftlichen, den doppelten italienischen.“

Was auf die Sympathien dieser mit Nachtmützen, Schweineborsten und russischen Talg handelnden Gentlemen, auf die unsre Liberalen so große Stücke hielten und unsre Fortschrittler noch halten, zu geben ist, das hat bereits damals Bucher gut erkannt, wenn er im Jahre 1855 schrieb: „Um die Sympathien, die in den Massen existiren, für sich ausbeuten zu können, mußten sie (die manchesternen Liberalen) für das Ringen und Kämpfen auf dem Festlande eine gewisse Teilnahme zeigen, und dazu suchten sie sich die Polen und die Ungarn aus, weil sie darauf rechneten, daß die Teilnahme für diese Völker nie auf eine praktische Probe würde gestellt werden.“ Auch den Grund, warum die Engländer den Freihandel hochhalten, freilich immer, was wohl im Auge zu behalten ist, mit zähem Festhalten an Zöllen und Verbrauchssteuern, die mindestens das Doppelte auf den Kopf der Bevölkerung mehr betragen, als bei uns (24,9 Mark gegen 11,74 im Jahre 1889), giebt Bucher mit den Worten an: „England hat den Vorzug seines (aus allen Ländern zusammengeschleppten) enormen Kapitals, und dessen ist Mr. Cobden sich sehr wohl bewußt, wenn er den foreigners Freihandel predigt.“ An Mr. Cobden selbst bemerkt er eine sehr „schöne Mischung von Katechismus und Einmaleins,“ eine wie wir hinzufügen, in England sehr beliebte Mischung. Es kommt das wohl daher, daß sich dabei die wahre Natur der Dinge am besten verschleiern läßt; denn „je länger man England studirt, desto mehr kommt man zu der Ansicht, daß trotz all der Öffentlichkeit, all des Redens, Druckens und Lesens, die Wahrheit hier mehr verschleiert ist, als anderswo.“ Eine Folge dieser Verschleierung ist es, daß, wie Bucher sagt, fast alles in England seine doppelte Geschichte hat, „eine, die von den Dächern gepredigt, gedruckt, der Nachwelt überliefert wird .... und eine andre, die, wenigen bekannt, zuweilen später ans Licht kommt, vielleicht ganz verloren geht und wahr ist.“ Diese Heuchelei, der englische cant, über den der Engländer Whitman so wahrheitsgetreu in seinem Buche Conventional cant geschrieben hat, giebt sich nun einen ganz

besondern Ausdruck in ihrer Sonntagsfeier, von der Bucher einige charakteristische Beispiele zum besten giebt. So verbietet z. B. das Gesetz am Sonntag jede Musik, außer der geistlichen. „Wie hilft sich das Bedürfnis?“ fragt Bucher, und läßt die Antwort selbst durch einen Engländer, durch Mr. Wright geben, der bekundet: „An Sonntagen ist in den Wirtshäusern Musik und zwar geistliche. Ich habe selbst die Doxologie »Lobt Gott, den Geber alles Guten« und »Vor Jehovas furchtbarem Thron« singen hören. Ich habe das von jungen Burschen, fast noch Knaben, singen hören, die Pfeife im Munde und ein Mädchen, fast noch Kind, im Arme.“ In den Musikhallen Liverpools und andrer Städte sind jeden Sonntag ähnliche Szenen zu sehen. Bucher zitirt weiter Mr. Francis, der Sonntag Abend von einer größtenteils betrunkenen Gesellschaft den hundertsten Psalm, das Halleluja u. s. w. vortragen hörte: „Der Orgelspieler rauchte seine Pfeife, und die Gesellschaft stimmte ein »Wir sind das Volk des Herrn.«“

Das alles gehörte zu den Beobachtungen, die bei Bucher allmählich eine Wandlung in seinen Ansichten über das englische Volk hervorbrachten und die ihm seine vom Festlande mitgebrachte Theorie über die englische Politik gründlich benahmen. In der Heimat wollte man sich aber die Illusionen über englische Vorzüglichkeit nicht stören lassen. Bucher erzählt aus eigner Erfahrung, wenn er sagt: „Was dem Beobachter englischer Zustände vom Festlande her entgegengehalten wird, sind Urteile, abstrakte Sätze, Wörter, Gefühle. Er berichtet über ein Meeting, auf dem sich in aller Naivität die krasseste Selbstsucht kund gethan — aber »das englische Volk ist hochherzig,« antwortet man ihm. Er beobachtet, daß gewisse Vorgänge oder Einrichtungen von hohem, allgemeinem Interesse außerhalb eines gefeiten Zirkels ganz unbekannt sind — das Festland schüttelt den Kopf und sagt: Öffentlichkeit, Preßfreiheit, Verantwortlichkeit, Parlamentarismus!“ Als Bucher so an die Stelle der Theorie die Erfahrung treten ließ, war er, wie gesagt, in den Augen des echten deutschen Liberalen seinen Grundsätzen untreu geworden. Dem illusionsfähigen liberalen Manne ging es wider den Strich, wenn es so sein sollte, wie Bucher sagte, daß die Masse des englischen Volkes die fremden Völker nur fürchte oder verachte. „Sie hat, schrieb Bucher schon 1851 zur Zeit der ersten Weltausstellung in London, gegen den Halbbruder von der andern Seite des Wassers (Nordamerika) das Gefühl der Furcht, gegen alle andern Völker das Gefühl der Verachtung.“ Namentlich gelte das von Deutschland. Der Krämer blicke mit Verachtung auf die Deutschen und erkläre ihr geistiges Leben und Schaffen für eitel Träumerei.

Wenn es heute anders geworden ist, so wissen wir, wem wir das zu verdanken haben. Es war ein großes Glück, daß sich Bismarck um die „mythologischen Vorstellungen“ unsrer Anglomanen von dem englischen Staatswesen nicht kümmerte und Lothar Bucher ins Auswärtige Amt berief.



Bebels Bäcker-Enquete



Der Reichstagsabgeordnete August Bebel hat im Spätherbst 1889 bei 5000 deutschen Bäckereien eine Umfrage nach der Lage der Arbeiter in diesem Gewerbe veranstaltet und das Ergebnis seiner Umfrage jüngst in einer Broschüre veröffentlicht.*) Diese Broschüre hat in der nichtsozialdemokratischen Presse nicht die genügende Beachtung gefunden. Die meisten Zeitungen haben sie einfach tot geschwiegen, andre haben sich mit der Bemerkung abgefunden: „Was kann von Bebel Gutes kommen?“ und die wenigen, die überhaupt auf Bebels Arbeit eingegangen sind, haben sie als nicht beweiskräftig hingestellt. Denn was könne eine Privatenquete beweisen, die sich an 5000 der vorhandenen 88000 Bäckereibetriebe in Deutschland gewendet und nur für 745 Betriebe eine Antwort erhalten habe?

Wir halten diesen scheinbar wissenschaftlichen Einwand für unzutreffend, ganz abgesehen davon, daß er gegen jede Privatenquete vorgebracht werden könnte, auch gegen solche, deren Ergebnisse widerspruchslos hingenommen worden sind. Denn dies unterscheidet doch die Enquete von der statistischen Beobachtung, daß sie sich nicht an die Gesamtheiten, sondern nur an Minderheiten wenden kann. Und daß bei Privatenqueten diese Minderheiten noch kleiner sein müssen als bei amtlichen Untersuchungen, liegt doch auf der Hand. Bebel ist aber als Veranstalter und Bearbeiter seiner Bäckerenquete allen wissenschaftlichen Anforderungen gerecht geworden, die an Enqueten gestellt werden können. Er teilt seinen Fragebogen mit, schildert Umfang und Art des gewonnenen Materials, führt es im Original und im einzelnen vor, zunächst ohne es durch Ableitungen und Durchschnittsberechnungen zu verblassen, und ist endlich sich des bedingten Wertes seiner Schrift nicht nur bewußt, sondern weist auf Lücken und Mängel seines Materials und seiner Beweisführung ausdrücklich und deutlich hin, indem er u. a. sagt: „Überhaupt betrachten wir diese Veröffentlichung nur als eine Anregung zu weiterer gründlicherer und

---

*) Zur Lage der Arbeiter in den Bäckereien. Von August Bebel. Stuttgart, 1890. 184 Seiten. 1 Mark.

zwar amtlicher Untersuchung; keineswegs soll damit ein voll abgeschlossenes Gemälde von Zuständen in der Bäckerei gegeben worden sein."

Wenn man aber den typischen Charakter der eingegangenen Antworten selbst bemängeln wollte, indem man vermutete, die 745 Berichterstatter wären wahrscheinlich die Vertreter der 745 schlechtesten Betriebe, jedenfalls aber Sozialdemokraten, die nur grau in grau zu malen verstünden, so zeigen die wörtlich mitgeteilten Berichte in ihrer großen Mannichfaltigkeit der gefällten Urteile das Gegenteil. Den Verfasser aber etwa der Fälschung des Materials zu zeihen, dafür liegt weder Veranlassung noch Berechtigung vor, ganz abgesehen davon, daß überall da, wo eine Kontrole möglich ist, so z. B. in Bezug auf die Angaben über die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter im Bäckereigewerbe, diese Kontrole die Wahrheit der gemachten Mitteilungen durchaus bestätigt. Ja wir dürfen dem Verfasser sogar glauben, wenn er behauptet, daß er nichts Günstiges verschwiegen, dagegen allzu schroffe Urteile über ungünstige Verhältnisse vielfach unterdrückt habe. Somit würde eigentlich den Gegnern die Pflicht der Beweisführung obliegen, daß die Verhältnisse im Bäckereigewerbe im wesentlichen andre seien, als es die Enquete erscheinen läßt.

Welcher Art sind nun diese Verhältnisse? Bebel kommt zu dem Schluß, die Bäckerei sei eines der menschenverwüstendsten Gewerbe, die es überhaupt gebe, sie wirke im höchsten Grade korrumpirend und degenerirend auf ihre Arbeiter ein, und in wenigen Jahrzehnten würde in der Bäckerei kein Arbeiterstamm mehr vorhanden sein, wenn ihr nicht beständig, und namentlich aus der Landbevölkerung, eine Menge frischer Kräfte und frisches Blut zugeführt würden.

Diese Behauptung ist in der That glaubhaft, wenn man an Bebels Material sieht, wie, wenn auch durchaus nicht in allen, aber doch in vielen Bäckereibetrieben die Arbeitszeit, insbesondre die Nachtarbeit, die Sonntagsarbeit und die Lehrlingsarbeit unmäßig ausgedehnt wird, und unter welch ungünstigen Bedingungen die Bäcker leben, insbesondre wohnen und schlafen müssen.

Die regelmäßige Arbeitszeit beträgt in 63,2 Prozent der beobachteten Betriebe vierzehn Stunden und länger täglich, die Sonntagsarbeit fehlt nur in 2,8 Prozent und beträgt in 20,6 Prozent der Betriebe sechzehn Stunden und mehr. Abgesehen von den jüdischen Betrieben, die sich auch auf diesem Gebiete in Bezug auf Sonn- und Festtagsfeier von den christlichen vorteilhaft auszeichnen, giebt es nur in wenigen Betrieben eine nennenswerte Zahl ganzer Ruhetage, in vielen überhaupt während des ganzen Jahres keinen Ruhetag.

Die in Überzahl gezüchteten Lehrlinge müssen vielfach noch länger arbeiten als die Gesellen, werden zu allen möglichen Nebenarbeiten verwendet und für

ihr Fach ungenügend ausgebildet. Die Arbeitsräume sind vielfach unsauber und ungesund, ganz besonders traurig ist es aber um die Schlafstätten bestellt. Abgesehen von der Unzulänglichkeit der Schlafzeit und des Schlafraumes, müssen in vielen Gegenden sich mehrere Personen in ein Bett teilen, derart, daß eine die andre in der Benutzung des Bettes ablöst, sodaß das eine Bett Tag und Nacht besetzt ist, abwechselnd von Gesellen, Lehrlingen, Hausknechten und sogar Dienstmädchen. Die Bettwäsche wird oft halbe Jahre nicht gewechselt, und die Verteilung der Handtücher ist mehr als kärglich. Auf die mitgeteilten Unsauberkeiten im Betriebe selbst wollen wir mit Rücksicht auf den Appetit unsrer Leser und Leserinnen nicht eingehen.

Über die außerordentlich ungleichen Abstufungen der Lohnsätze werden zwar auch Mitteilungen gemacht, erklärlicherweise aber auf die Lohnsätze nicht das Hauptgewicht gelegt, da der Bäckergehilfe wie der Bäckerlehrling bei dem Meister wohnt und ganz oder teilweise verköstigt wird, sodaß die Lohnsätze erst durch genaueste Angaben über Umfang und Güte der Verköstigung, Wäsche u. s. w. verständlich werden könnten.

Jedenfalls sind die von Bebel gemachten Mitteilungen über die Lage der Arbeiter in den Bäckereien lehrreich für alle die, die sich mit sozialer Pathologie beschäftigen oder doch, wie die Beamten der Wohlfahrtspolizei, beschäftigen sollten.

Erklärlicherweise ist aber unser Interesse, die wir nicht auf sozialdemokratischem Standpunkte stehen, noch größer an dem, was Bebel auf das Thatsächliche an Forderungen gründet. Zu unsrer eignen Überraschung müssen wir da bekennen, daß jeder staatskonservative Sozialpolitiker unsrer Ansicht nach jeder Forderung Bebels beitreten könnte. Ja noch mehr. In dem ganzen betrachtenden Teile seiner Broschüre, der Einleitung und der Schlußbetrachtung, giebt es keine zehn Sätze, die wir nicht mit gutem Gewissen unterschreiben könnten.

Von den in sozialdemokratischen Versammlungen üblichen Phrasen findet sich hier kein Wort. Weder wird die jetzige Gesellschaftsordnung für unfähig erklärt, die geschilderten Mißstände zu beseitigen, noch wird der bisherigen Reformgesetzgebung jede Wirkung abgesprochen. Im Gegenteil: Bebel wendet sich mit seinen Forderungen an die jetzige Gesetzgebung unsers jetzigen deutschen Reiches und erwartet von dieser nicht nur Linderung der sozialen Schäden, sondern er erkennt auch die Wirksamkeit der bisherigen Sozialgesetzgebung teils ausdrücklich, teils stillschweigend an. Ob alles dies bloß „Taktik“ oder Berechnung ist, oder innere Überzeugung, kann uns zunächst gleichgiltig sein. Dagegen ist es nicht ohne Bedeutung, daß einer der hervorragendsten Führer der Sozialdemokratie in dieser Weise Stellung nimmt oder wenn man will, gegenüber den „Jungen“ Stellung zu nehmen wagt. Die Sache ist wichtig genug, um uns noch etwas ausführlicher damit zu beschäftigen.

Zunächst sind Bebels reformatorische Forderungen schon deshalb maßvoll, weil sie ausführbar sind, und ausführbar sind sie, weil sie durchaus nicht über das in zahlreichen gut geleiteten Bäckereibetrieben bereits vorhandene und gewährte hinausgehen. Bebel führt unter den Nummern 405, 597, 598 selbst solche Betriebe auf, die er als „ideale Bäckerwerkstätten" anerkennt, und er schließt sich der Meinung eines Einzelberichterstatters an, der meint, daß solche Werkstätten zeigen, „daß, wenn der gute Wille des Unternehmers vorhanden ist, sehr viel für das Wohlbefinden der Arbeiter gethan werden kann."

Es ist in der That nicht abzusehen, warum, wenn viele Betriebe gute Bezahlung, gute Kost, gute Wohnung und reinliche Verhältnisse bieten können, warum dann konkurrirende Betriebe nur bei geringern Leistungen bestehen zu können glauben. Insbesondre fragt man sich, warum der Lehrling in dem einen Betriebe länger als der Geselle arbeiten muß, während in einem andern Betriebe man ihn kürzere Zeit, besonders bei Nacht, arbeiten läßt, als den Gesellen. Warum muß in vielen Betrieben über sechzehn, ja bis zwanzig Stunden gearbeitet werden, während andre mit zwölf, ja sogar mit neun Stunden täglicher Arbeitszeit auskommen? Warum können die einen Bäckereien bis zu sechzig Ruhetagen das Jahr gewähren, während andre zahllose im ganzen Jahre nicht einen einzigen freien Tag kennen? Die eine Meisterin giebt jedem ihrer Gesellen ein eignes Bett, allmonatlich frische Wäsche und wöchentlich zwei Handtücher, während eine andre genug zu thun glaubt, wenn drei Personen auf ein Bett kommen, aller neun Monate die Wäsche gewechselt wird und sieben Personen wöchentlich auf zwei Handtücher (in einer Bäckerei!) angewiesen sind. Also es geht, wenn man nur will. Gewiß sind weitergehende Wohlfahrtseinrichtungen, als Badeeinrichtungen, Ferien u. s. w., wie Bebel mit Recht bemerkt, nur bei größern Betrieben möglich. Aber er hat ebenfalls Recht, wenn er den kleinen Betrieben, die das Einfachste nicht zu leisten vermögen, auch die Daseinsberechtigung abspricht.

Wenn es aber nun gut gehen könnte, warum geht es denn nicht überall gut? In sozialdemokratischen Versammlungen pflegt diese Frage dahin beantwortet zu werden, daß bei der kapitalistischen Produktion und den Gesinnungen der herrschenden Klasse eine Besserung nicht möglich sei. Bebel aber bekennt, was ja an sich nicht neu ist, daß die frühern Arbeiter, wenn sie sich zu Unternehmern hinaufarbeiten, oft die schlimmsten „Arbeitgeber" sind. „In keinem Gewerbe, die Fleischerei vielleicht ausgenommen, spielt das emporgekommene, oft der notwendigen Bildung ermangelnde Protzentum eine solche Rolle, wie in der Bäckereiunternehmerschaft."

Und wenn es sich nun endlich um die wichtigste Frage, die der Heilung und Beseitigung der dargelegten Mißstände, handelt, dann ist es bemerkenswert, daß Bebel kein Wort von der Notwendigkeit des Zusammenbruchs der jetzigen Wirtschaftsordnung sagt, daß er vielmehr alle diese Mängel innerhalb unsrer

jetzigen Wirtschafts- und Staatsordnung für heilbar hält. Auch legt er ein verhältnismäßig geringes Gewicht auf die Selbsthilfe und die gewerkschaftliche Organisation. Und wir können auch hierin ihm beipflichten. Denn weshalb erst alle Kräfte des Egoismus auf beiden Seiten entfesseln, warum erst einen Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiderseitigen Organisationen in Szene setzen, um nach Erschöpfung aller Kräfte zum Friedensschluß gezwungen zu werden — wenn man die Sache einfacher und bequemer haben kann?

Bebel wendet sich in erster Linie an den heutigen Staat: „Da muß die Gesetzgebung eingreifen." Er erkennt die guten Wirkungen der bisherigen Sozialgesetzgebung an, indem er z. B. von der Verordnung des Bundesrates vom 9. Mai 1888 zur Regelung der Arbeitsbedingungen in den Zigarrenfabriken bekennt: „Diese Verordnung war unzweifelhaft sehr notwendig, und ihre wohlthätige Wirkung wird heute überall anerkannt." Demgemäß wünscht er auch für das Bäckereigewerbe die Festsetzung einer bestimmten täglichen Arbeitszeit und das Verbot der Sonntagsarbeit und der Nachtarbeit auf dem Wege des Gesetzes ausgesprochen zu sehen.

Nebenbei bemerkt, würde es in der That vielleicht recht empfehlenswert sein, nach englischer Art die Verhältnisse der einzelnen Gewerbe durch Spezialgesetze zu regeln, statt in der Novelle zur Gewerbeordnung zahllose allgemeine Bestimmungen zu treffen und dann gegenüber den Besonderheiten der Gewerbe die Regel durch zahlreiche Ausnahmen zu durchbrechen. Die englischen Vorbilder sind ja heute ebenso beliebt, wie zu der Zeit, wo man die allein seligmachenden Theorien des Parlamentarismus und des Freihandels aus England verschrieb.

Freilich kommt alles darauf an, in wessen Hände man die Ausführung der Gesetze legt. Und da kann man es Bebel nicht verdenken, wenn er den Versuch der Gewerbeordnungsnovelle, die gewerberätliche Aufsicht der Betriebe ihrer Mitglieder den Innungen einzuräumen, statt den Fabrikinspektoren, abfällig beurteilt. „Entschlösse man sich, in den verschiednen Richtungen mit Nachdruck vorzugehen, so würden binnen wenigen Jahren im Bäckereigewerbe Zustände herrschen, die sehr weit von den heutigen verschieden sind, aber den Interessen der Arbeiter wie des Publikums in hohem Maße gerecht würden und sicher nicht zum Schaden der Unternehmer ausschlügen. Bis jetzt haben noch alle Reformen in den sozialen Verhältnissen eines Gewerbes dasselbe nur gehoben und nie geschädigt."

Warum sollte Bebel vergeblich an die heutige Gesetzgebung appelliren? Wenn er darauf verzichtet, die Phrasen von sozialer Revolution in die That umzusetzen, wenn er sich mit Reformen begnügt, dann wird er uns alle bereit finden, bereit, auch die Schäden unsrer Wirtschaft zu heilen, die ein Bebel aufgedeckt hat. Mag er seine Enquete sine ira et studio veranstaltet haben oder nicht — wir nehmen sie so!

Auch den Mahnruf wollen wir von Bebel hinnehmen und beherzigen, mit dem er seine Broschüre schließt: „Es wird Zeit, daß das Bürgertum nachholt, was es versäumte und ohne Schädigung seiner Existenz als herrschende Klasse gewähren kann, will es das Schicksal der Feudalmacht nicht baldigst teilen."



Die Unteroffizierprämien



Ueber die Frage, woraus sich der Arbeitsstoff der nächsten Reichstagssession zusammensetzen werde, sind schon die verschiedensten Vermutungen laut geworden. Wenn hier ihrer Reihe noch eine hinzugefügt wird, so geschieht das nicht, um einfach mehr Wasser in das Meer der Gerüchte zu gießen, sondern weil die Wichtigkeit der zu erwartenden Vorlage derart ist, daß sie die gründlichste Betrachtung verdient, ihrer mindestens in demselben Maße wert ist, wie die vor einiger Zeit an dieser Stelle besprochene Erhöhung der Offiziersgehalte in den niederen Stellen.

Die Unteroffiziervorlage, denn diese meine ich, ist uns ein alter Bekannter. Jedermann wird sich entsinnen, daß die Heeresverwaltung im vorigen Jahre die Bewilligung von Prämien für solche Unteroffiziere forderte, die sich zum Weiterdienen über die gesetzliche Dienstzeit hinaus verpflichten, oder wie der Kunstausdruck lautet, kapituliren. Die Vorlage wurde damals nicht nur nicht angenommen, sondern kurz beiseite geschoben, ein Schicksal, das sie ohne Zweifel nicht verdient.

Warum sind die Prämien gewünscht worden? Doch nur, weil man ohne sie den Ersatz unsers Unteroffizierkorps in Zukunft nicht mehr für gesichert hält, weil man einen Unteroffiziermangel befürchtet. Ja wenn man bedenkt, daß jetzt schon viele Kompagnien u. s. w. der unter verhältnismäßig angenehmen Verhältnissen im Innern des Reiches zwischen Weichsel und Rhein stehenden Truppenteile in ihrem magern Etat von vierzehn bis fünfzehn Unteroffizieren zwei, drei und mehr Fehlstellen aufweisen, so ist man sogar vielleicht zu der Behauptung berechtigt, wir befänden uns bereits mitten in einer Zeit des Unteroffiziermangels.

Und welche Nachteile würde dies haben? höre ich fragen, das Wohl und Wehe unsers Heeres hängt doch schließlich nicht an den Unteroffizieren? Nun, die Nachteile liegen für den Kundigen auf der Hand. Sie sind in der That groß und so gefährlich, daß sie allerdings den stolzen Bau unsers Heeres ins Wanken bringen könnten.

Die nächste Folge eines Mangels an Unteroffizieren ist die geradezu unleidliche Behinderung eines geordneten Betriebes des sogenannten innern Dienstes und die Erschwerung der Einzelausbildung des Mannes. Die Rekruten, die wir bekommen, sind keine Engel, sondern Menschen, und zwar meist Menschen von nicht übermäßig hohem Bildungsgrade und in dem glücklichen Alter von zwanzig bis vierundzwanzig Jahren, wo der Drang nach Bethätigung der jugendlichen Kraft in allen möglichen Allotria eine recht große Bedeutung hat. Dazu kommt, daß die Rekruten das lernen sollen, was sich am schwersten lernt: den stummen und doch verständigen Gehorsam. Dieser ist ihnen nur durch planmäßige Erziehung einzuimpfen, das lehrt die Erfahrung jeden Tag, und planmäßig erzogen können die Leute nur werden, wenn sich die erziehende Einwirkung ununterbrochen geltend macht. Zu diesem Zwecke haben wir ältere charakterfeste Unteroffiziere nötig, die in steter Berührung mit ihren Untergebenen imstande sind, sie in die rechten Bahnen zu führen. Mannschaften der ältern Jahrgänge hierzu zu verwenden, wäre gänzlich verfehlt. Sie genießen, natürlich von einzelnen Ausnahmen abgesehen, niemals die Autorität bei ihren Kameraden, die erforderlich ist, um diese im Zaume zu halten. Wir dürften in diesem Falle sicher sein, die Disziplin in unsrer Armee sich in kurzer Zeit gewaltig lockern und anderseits die Strafregister auf eine gewaltige Höhe steigen zu sehen. Ebensowenig können aber auch Offiziere hier für die fehlenden Unteroffiziere einspringen, schon deshalb nicht, weil unsre Offiziersetats bekanntlich so gering bemessen sind, daß von den vorhandenen Offizieren kaum der eigentliche Offizierdienst gethan werden kann. Und auch wenn dies nicht der Fall wäre, würde man den in Rede stehenden Dienst nicht ohne weiteres auf die Schultern der Offiziere abwälzen dürfen, da der Offizier nicht gezwungen werden kann, mit den Untergebenen dauernd zusammen zu wohnen, was für den Erzieher in diesem Sinne durchaus erforderlich ist.

Ganz ähnlich liegt die Sache hinsichtlich der Einzelausbildung. Nur der verständige, erfahrene Berufsunteroffizier, dem ein ganz beschränkter Wirkungskreis überwiesen ist, vermag jedem einzelnen seiner Leute die peinliche genaue Schulung angedeihen zu lassen, auf die wir mit Erfolg die Fortbildung gründen können. Weder der ältere Soldat noch der Offizier ist imstande, hier den Unteroffizier zu ersetzen. Mag der ältere Soldat noch so eifrig sein, gewöhnlich fehlt ihm die unentbehrliche Erfahrung, und deshalb der Einfluß und das Ansehen; mag der Offizier noch so viel arbeiten, er hat doch nicht die Zeit, jeden einzelnen der ihm unmittelbar unterstellten Leute gründlich durchzuarbeiten. Man macht sich ja im gewöhnlichen Leben kaum einen Begriff, um welche ungeheure Arbeit es sich hier handelt. Ich will gar nicht von der Exerzierausbildung mit und ohne Gewehr, dem Schießen, Turnen u. s. w. reden, ich will nur an die Gewehrreinigung, an die Instandhaltung der Kleidungsstücke und Waffen, an die Kasernen-, Stuben- und Schrankordnung u. s. w. erinnern.

Das sind ohne Zweifel alles Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten, die für den Soldaten von dem allerhöchsten Werte sind. Werden sie nicht mit genauester Sorgfalt beobachtet, so wird auch im großen bald die Pflicht verletzt. Deshalb halten wir so fest daran. Unser Heer soll nicht eine Einrichtung sein, wo dem Soldaten die Kunst, die Mitmenschen hinzuschlachten, in elegantester Form beigebracht wird, sondern eine Volksschule in der wahrsten Bedeutung des Worts. Zur Volksschule gehören aber Volksschullehrer, und das sind bei uns die Unteroffiziere. Haben wir sie nicht in ausreichender Zahl, so kann die Volksschule ihre segensreiche Wirkung nicht entfalten.

Damit sind jedoch die bösen Folgen des Unteroffiziermangels noch keineswegs erschöpft. Alle die aufgezählten Nachteile fallen bei einer Mobilmachung doppelt schwer ins Gewicht. Die Neuformationen bedürfen dringend des festen Rahmens, den das ihnen vom stehenden Heere zum Teil überlassene Berufsunteroffizierkorps liefert, die Ersatztruppen sollen und können fast nur Berufsunteroffiziere gebrauchen. Was bleibt da für die Feldtruppen übrig, wenn das stehende Heer schon im Frieden an Unteroffizieren Mangel leidet? Nichts, und doch können gewisse Posten bei der Feldkompagnie eigentlich nur von Berufsunteroffizieren ausgefüllt werden, und doch können unendlich viele bei der Mobilmachung nötig werdende Kommandos, Transporte u. s. w. nur von Berufsunteroffizieren geführt werden. Daneben ist es gewiß wünschenswert, daß den ins Feld rückenden Truppen, auch abgesehen von den für die besondern Aufgaben bestimmten Unteroffizieren, noch einige erfahrene Leute verbleiben, die das feste Gerüst abgeben, in das die neu eingezogenen Reservisten eingefügt werden. Man unterschätze den Wert der praktisch durchgebildeten Berufsunteroffiziere im Felde ja nicht. Wie das Offizierkorps das Rückgrat, so bilden sie den übrigen Knochenbau des gewaltigen Körpers, den wir das deutsche Heer nennen. Die Gefahr liegt sehr nahe, daß ohne diesen Knochenbau der Körper an Elastizität und Widerstandskraft einbüßt.

Der letzte und vielleicht schlimmste Nachteil des Unteroffiziermangels ist endlich die durch ihn mit unausbleiblicher Sicherheit veranlaßte Ermattung und Entmutigung des Offizierkorps. Die Offiziere sollen frisch in die höhern Stellen einrücken, frisch aber können sie nur bleiben, wenn man ihnen nicht den Dienst der Unteroffiziere aufbürdet. Das geschieht aber, sobald ein Mangel an Unteroffizieren fühlbar wird, unter allen Umständen, mögen die Kompagniechefs und die höhern Vorgesetzten noch so gute Vorsätze haben. Wie soll man sich denn auch helfen? Gethan muß der Dienst werden, darüber ist nicht zu streiten, und hat man keine Unteroffiziere, so hilft man sich eben durch Mehrbelastung der jüngern Offiziere. Ein sophistischer Kompagniechef tröstet sich wohl gar mit dem Gemeinplatz, es sei recht gut, wenn der junge Leutnant in die Geheimnisse des Kompagnielebens eindringe, er gebe dann später einen um so bessern Kompagnieführer ab. Nichts ist falscher als diese Schluß-

folgerung. Das, was der Leutnant für sein späteres Amt braucht, lernt er in den fünfzehn Jahren seiner Leutnantszeit gründlich genug; was darüber ist, das ist vom Übel. Denn genau in demselben Maße, wie man ihn dauernd zwingt, subalterne Dienstverrichtungen zu versehen, sinkt seine dienstliche Stufe, verliert er die Lust, die Fähigkeit und die Zeit, sich wissenschaftlich fortzubilden, während doch die wissenschaftliche Fortbildung ein unumgängliches Erfordernis für jeden Offizier ist, der seinen Posten ausfüllen soll. Leider ist schon der gewöhnliche Offiziersdienst heutzutage so anstrengend, daß es überhaupt nur den glücklicher angelegten Naturen gelingt, sich von seinem ermüdenden Einfluß frei zu halten; aber auch deren Zahl würde unter ungünstigeren Verhältnissen noch mehr zusammenschrumpfen.

Es ist also kein Zweifel, daß der Unteroffiziermangel eine ernste Gefahr für das Heer bedeutet. Wie aber ist ihm vorzubeugen? Am sichersten gewiß durch Beseitigung der ihn hervorrufenden Ursachen. Sie können aber zweierlei Art sein. Entweder hat sich die Lage der Unteroffiziere gegen früher verschlechtert, sodaß die Volkskreise, aus denen der Ersatz bisher hervorging, keine Veranlassung mehr haben, diese Stellung zu erstreben, oder — die Gesinnung der erwähnten Kreise hat sich geändert, sodaß ihnen die Verhältnisse nicht mehr genügen.

Das erste kann nicht der Fall sein; im Gegenteil, es geschieht für die Unteroffiziere jetzt ganz gewiß mehr als vorher. Nie sind so viel Unteroffiziere in guten Zivilanstellungen untergebracht worden, nie hat man so viel durch Einrichtung von Unteroffizierkasinos, -Lesezimmern, -Speiseanstalten, -Wohnungen für sie gesorgt wie gegenwärtig. Auch der Umstand, daß der Sold der Unteroffiziere nicht im Verhältnis zu den verteuerten Lebensbedürfnissen gestiegen ist, dürfte keinen großen Einfluß ausüben. Leben doch die Unteroffiziere, wenigstens die Mehrzahl der Unverheirateten, in Umständen, die sie nicht allzu viel von diesem freilich nicht zu leugnenden Übelstande verspüren lassen. Wohnung, Beköstigung und Bekleidung wird ihnen unter ganz denselben Bedingungen geliefert als vor zehn oder zwanzig Jahren.

So bleibt als Hauptursache des Mangels an Unteroffizieren nur die Änderung der Gesinnung in den Volksschichten, aus denen sie bisher hervorgingen, und dies ist in der That nicht schwer nachzuweisen. Nicht bloß in dieser Beziehung, sondern in vielen andern noch läßt sich erkennen, daß der militärische Sinn unserm Volke mehr und mehr zu schwinden droht. Immer höher steigt die Sucht nach schrankenlosem materiellen Genuß, immer seltener wird die Hingebung an strenge, uneigennützige Pflichterfüllung. Daß dem Unteroffizier später eine ehrenvolle Stellung im bürgerlichen Leben winkt, ist der heutigen Jugend gleichgiltig. Sie will möglichst früh und möglichst ausgiebig genießen, alle Beschränkungen des Genusses sind ihr ein Greuel, sie erscheinen ihr im militärischen Leben umso unerträglicher, als dort nicht einmal klingender Lohn sie mildert.

Hier müßte daher die Abhilfe einsetzen. Man schlage doch nicht immer kleinliche Mittel vor; weder eine Verwendung der ältern Mannschaften noch eine weitere Heranziehung von Offizieren zum Unteroffiziersdienst kann etwas nützen. Im Gegenteil, beides kann nur schaden. Eine Belebung und Stärkung des militärischen Geistes im Volke kann allein wirkliche Besserung bringen, sie sollte mit allen Mitteln angestrebt werden. Freilich wird es nicht leicht sein, sie durchzuführen. Man müßte aber doch an dem gesunden Kern, der in unserm Volke steckt, ganz verzweifeln, wenn man annehmen wollte, sie sei unmöglich. Ohne Zweifel erfordert sie aber Zeit, viel Zeit, und — wir haben keine Zeit zu verlieren. Die ernsten Fragen, in denen es sich um die Kräftigung unsrer Wehrmacht handelt, dulden keinen Aufschub. Darum thut die Heeresverwaltung recht, wenn sie Prämien für die Berufsunteroffiziere verlangt. Sie weiß, daß dieses Mittel für die nächste Zeit einen zahlreicheren Ersatz bringen wird. Selbstverständlich müssen Maßregeln in dem oben angedeuteten Sinne folgen. Sie sind ja auch von dem aus dem Amte geschiedenen Kriegsminister wie von dem Reichskanzler bereits angedeutet worden.

Hoffentlich werden die Volksvertreter die Unteroffiziervorlage, wenn sie ihnen, wie anzunehmen ist, noch einmal unterbreitet werden sollte, mit günstigeren Augen betrachten als in der vergangnen Session. Hängt doch von dieser Vorlage schließlich auch die vom Reichstage und von der Regierung gewünschte Organisationsänderung und -Erweiterung wesentlich ab, denn ohne ein ausreichendes Unteroffizierkorps können wir an einschneidende Reformen auf militärischem Gebiete nicht denken.

Berlin — Hans Idel



Die Rembrandt-Ausstellung im Berliner Kupferstichkabinet

1



Ein „Deutscher" hat jüngst in einer nun bereits in zwanzigster Auflage vorliegenden Schrift mit einem erstaunlichen Aufwand von sittlicher Entrüstung und geschmacklosen, aber klangvollen Redensarten die völlige Verrottung unsrer heutigen deutschen Bildung und Gesittung darzulegen sich bemüht und als Ausgangs- und Richtpunkt für eine zukunftsreiche Reform Rembrandt, den Künstler und Menschen, bezeichnet. Daß man aus der anonymen Schrift „Rembrandt

als Erzieher" einen Rückschluß auf die Reformbedürftigkeit unsrer Bildung ziehen kann, soll nicht bestritten werden; was wir aber von Rembrandt lernen können, wollen wir lieber bei ihm selbst als bei jenem namenlosen Kommentator suchen, bei dessen Darstellung man die nicht eben angenehme Empfindung hat, als habe sich hier die moderne Bildung übernommen und erbreche sich in einem wüsten Gedankenbrei. Was Rembrandt wohl zu diesem seltsamen Propheten gesagt haben würde? Als ihm sein Schüler Hoogstraaten einst mit derlei Fragen nach dem Wie und Warum lästig fiel, antwortete er ihm etwas barsch: Schikt u daernae, dat gy't geene gy alreets weet, wel leert in't werk stellen, zo zult gy de verborgentheden, daer gy nu na vraegt, ijts genoeg ontdekt zien.*) (Trachtet nur darnach, ein Werk zu schaffen aus dem Wenigen, das ihr allbereits wißt, und die Geheimnisse, nach denen ihr jetzt fragt, werden sich euch offenbaren!).

So wollen denn auch wir uns lieber an die Werke halten als an die Gedanken, und da wir es leider Rembrandt mit Radirnadel und Pinsel nicht nachthun können, wollen wir wenigstens mit rechtem Lerneifer seinen Schöpfungen nachgehen und sie für unsre Geistesbildung in Thaten umzusetzen versuchen. Discendo docebimus!

Eine vortreffliche Einführung in das lebendige Studium des großen holländischen Meisters bietet uns die im Berliner Kupferstichkabinet veranstaltete Ausstellung seiner Radirungen in chronologischer Anordnung. Freilich, keine andre Erscheinung wirkt so wie die Rembrandts gewissermaßen von vornherein als vollendete Thatsache auf uns, aber eben deshalb ist es der Mühe wert, zu untersuchen, wann und wie sich diese Erscheinung von dem Hintergrunde ablöst, auf dem der Historiker sie zu betrachten verpflichtet ist. Keine Kunst wurzelt unmittelbarer und tiefer im Volksleben, als die holländische des siebzehnten Jahrhunderts; und niemand hat in diese Kunst mehr von seinem eignen innersten Wesen hineingetragen als Rembrandt. Daher das doppelte historische und psychologische Interesse, das wir an seinen Schöpfungen nehmen. Seine Radirungen insbesondre gewähren uns nächst seinen Handzeichnungen den unmittelbarsten Einblick in das Seelenleben des Künstlers, da diese leichte bewegliche Technik jeder Regung und jedem Einfall der Phantasie nachgiebt, ja zum Festhalten auch der flüchtigsten künstlerischen Gedanken förmlich auffordert.

Die schon von der ersten Ausstellung her uns bekannte „technische Ecke" des Oberlichtraumes neben dem Studiensaal des Berliner Kupferstichkabinets lädt uns auch diesmal zur Betrachtung des technischen Verfahrens der Radirung ein. Da sehen wir fein säuberlich unter Glas und Rahmen die Kupferplatte

*) Hoogstraaten, Inleyding tot de hooge Schoole der Schilderkonst. Rotterdam, 1678. S. 13.

mit dem schwarzen Ätzgrund (einer Mischung aus Mastix, Wachs und Asphalt) überzogen und in diesen die Zeichnung mit der Radirnadel, die völlig wie eine Feder gehandhabt wird, eingeritzt; die so vorbereitete Platte wird nun ringsum mit einem Wachsrande umgeben und dann mit aufgegossener Salpeter- oder Salzsäure geätzt, derart, daß sich diese Säure an den Stellen in das Kupfer einfrißt, die durch die Radirnadel vom Ätzgrunde befreit sind, und sie vertieft. Nachdem dieses Verfahren in verschiednen Graden wiederholt ist, wobei man sich zur Überarbeitung auch noch des Schabers und der kalten Nadel (Schneidenadel, pointe seche) bedient, wird die Platte mit Terpentin abgewaschen und dann durch Einschwärzen der vertieften Linien zum eigentlichen Abdruck vorbereitet. Fast jeder Radirer nimmt aber von der Platte in ihren verschiednen Zuständen vor der endgiltigen Vollendung einige Abdrücke, sogenannte Probeabdrücke, fügt auch oft während und nach den ersten Abzügen Arbeiten in der Platte hinzu, und diese durch ihre Zuthaten oder Veränderungen unterschiednen Abdrücke nennt man Plattenzustände oder Etats, ein Ausdruck, der uns gerade bei den Radirungen Rembrandts oft begegnet, wo wir erste, zweite, dritte Etats u. s. f. unterscheiden und den frühern, da sie die Arbeiten in größter Frische und Schärfe zeigen, meist eine höhere Wertschätzung angedeihen lassen. Den Einwand, daß der Künstler selbst doch wohl mit dem ersten Zustande der Platte nicht zufrieden gewesen sein könne, wenn er ihn veränderte und verbesserte, läßt der Kupferstichkenner nicht gelten, auch darin spricht es sich aus, daß man gerade in den Radirungen den unmittelbaren, von keiner Reflexion getrübten Ausdruck der künstlerischen Empfindung schätzt. Fühlt man doch bei Rembrandt fast das Zittern der Erregung, die Stimmung und die Plötzlichkeit des künstlerischen Schaffensaktes aus diesen nervösen griffonnements der Radirnadel heraus, und dieses Nachempfinden schafft nicht zum wenigsten den unbeschreiblichen Reiz, den seine Schöpfungen auf uns ausüben, die eine ganze Welt reichsten und zartesten Innenlebens von dem rohen, gefühllosen Naturalismus unsrer Tage trennt.

Schon seine frühesten Radirversuche bestätigen das eben gesagte. Rembrandt war einundzwanzig Jahre alt, als er 1627 seine ersten bezeichneten Bilder malte; aus dem folgenden Jahre, 1628, sind seine frühesten Radirungen datirt. Wie wir erst durch die neuesten Urkundenfunde des leider zu früh verstorbenen Direktors des Amsterdamer Kupferstichkabinets de Vries mit voller Sicherheit wissen, wurde Rembrandt Harmensz van Rijn am 15. Juli 1606 geboren. Mit vierzehn Jahren bezog er die Hochschule seiner Vaterstadt Leyden, um sich den gelehrten Studien zu widmen; neben diesen trieb er aber schon damals im Atelier des Jakob van Swanenburg auch die Malerei, die ihn so fesselte, daß er die Hochschule verließ, um in Amsterdam bei Peter Lastman, einem in Italien von Adam Elsheimer beeinflußten Meister, seine künstlerische Ausbildung zu vollenden. Nach einem halbjährigen Aufent-

halt in Amsterdam 1623 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, blieb er hier ansässig, bis er 1631 endgiltig nach der damals zu höchster Macht und Blüte sich entfaltenden Stadt an der Amstel übersiedelte. Dieses Jahr bezeichnet zwar einen wichtigen Einschnitt in seiner künstlerischen Entwicklung, doch müssen wir die ersten Amsterdamer Jahre, etwa bis zum Jahre 1636, noch in seine „Sturm- und Drangperiode“ hineinziehen.

Mit Recht schließt sich auch die chronologische Gliederung der Berliner Ausstellung derjenigen an, die seit Bodes Studien zur Geschichte der holländischen Malerei*) Allgemeingut der Forschung geworden ist. Seit Bodes Untersuchungen hat gerade auch das Bild, das wir von der Jugendentwicklung des Meisters hatten, erst feste Umrisse und lebendige Farben bekommen, und es ist wohl kein Zweifel, daß sich Bode bei der Aufhellung der Jugendzeit Rembrandts von den Ergebnissen hat leiten lassen, die die chronologische Betrachtung der Radirungen zu Tage gefördert hatte. Im Jahre 1877 wurde nämlich zum erstenmal im Burlington Fine arts Club zu London der Versuch gemacht, die Radirungen Rembrandts nach ihrer Zeitfolge geordnet dem Publikum in einer Ausstellung vorzuführen, während sie bekanntlich in den Sammlungsmappen nach der Nummerfolge der beschreibenden Verzeichnisse, d. h. nach den Gegenständen der Darstellungen angeordnet sind. Wie fruchtbar diese erste und, soviel wir wissen, einzige Vorläuferin unsrer Berliner Ausstellung auf die Rembrandtlitteratur gewirkt hat, weiß jeder, der die einschlägigen Veröffentlichungen Seymour Hadens und Middletons mit den ältern Arbeiten eines Wilson und Charles Blanc vergleicht. Die vielen Streitpunkte, die auch heute noch namentlich in Betreff der Echtheitsfrage einer großen Anzahl Rembrandtscher Radirungen bestehen, können wir an dieser Stelle begreiflicherweise nicht ins einzelne hinein verfolgen; es genügt, um den Abstand der Parteien anzudeuten, die Angabe, daß der französische Radirer Legros von den 363 Blättern, die Dutuits großer Katalog beschreibt, mit Sicherheit nur 71 als echt anerkennen will. Suchen wir bei unsrer Betrachtung das Urteil von derartigen vertrauensseligen wie hyperkritischen Neigungen möglichst fernzuhalten. Wie schon erwähnt, trägt die älteste datirte Radirung Rembrandts die Jahreszahl 1628. Sie stellt der Tradition nach die Mutter des Künstlers dar: einen runzeligen Frauenkopf mit gekniffenen Augen und Lippen und jener vornehmen Gelassenheit des Ausdrucks, die das Ergebnis reicher Lebenserfahrung ist. Ob die Dargestellte wirklich als die damals erst am Ende der fünfziger Jahre stehende Mutter des Künstlers anzusehen ist, muß dahingestellt bleiben. Es ist begreiflich, daß man bei einem Genie wie Rembrandt gewissermaßen die persönliche Bekanntschaft seiner Mutter machen wollte: Cherchez la mère! Sehr viele unter sich übrigens verschiedne

*) Bode, Studien zur Geschichte der holländischen Malerei. Braunschweig, 1883. Seite 357 ff.: Rembrandts künstlerischer Entwicklungsgang in seinen Gemälden.

Bilder und Radirungen sind daher auf den Namen der Neeltge Gerrit, der ehrsamen Gattin des Leydener Müllers Harmen Gerrit getauft worden, auch das prächtige Porträt, das wir nicht weit von unsrer besprochenen Radirung erblicken. Sicherer als bei dieser sind wir in Bezug auf die Person des Dargestellten bei einer Reihe von Studienköpfen, die die nächsten untern Rahmen füllen: es sind Selbstporträts des Meisters in größter Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, der Stimmung und des Kostüms. Leider fehlt in unsrer Ausstellung das geniale, auch technisch durch die Benutzung einer zweispitzigen Radirnadel interessante große Jugendporträt, das nur in zwei Exemplaren in Amsterdam und London bekannt ist. Dieses früheste unter seinen Selbstbildnissen, deren er nicht weniger als 34 radirt und nahezu 50 gemalt hat, steht auch den Gemälden im Haag und im Germanischen Museum am nächsten und bietet für die Bestimmung andrer einen willkommenen Anhaltepunkt. Denn nur schwer kann man aus diesen merkwürdig verzerrten Zügen immer denselben lebhaften Jünglingskopf herauserkennen. Fesselnd ist es, die nervöse Hast in dem Suchen nach geistigen wie technischen Wirkungen zu beobachten, die auch die Behandlung des Haares mit in die Ausdrucksmittel hineinzieht. Schmerz, Zorn, Entsetzen neben ausgelassener Lustigkeit und nachdenklichem Brüten, kurz die ganze Stufenleiter menschlicher Stimmungen und Seelenzustände begegnet uns in diesen frühen Studien, die eben mehr als solche, denn als eigentliche Bildnisse aufgefaßt werden wollen. Wie er so an seinem eignen Kopf studirte, sehen wir ihn auch sich die Modelle von der Straße holen, wie jenen prächtigen Alten mit weißem Bart, der uns auch in seinen Ölgemälden wiederholt begegnet, oder den Dickkopf, dem man den Namen homme faisant la moue gegeben hat, während diese wulstigen Negerlippen doch nur eins der vielen Mittel sind, mit denen der Künstler hier Eigennutz, Beschränktheit und Rücksichtslosigkeit in so überzeugender Weise ausgedrückt hat, daß man versucht wäre, eine freie Erfindung anzunehmen. Der Umstand, daß Rembrandts Schüler Jan van Livens dasselbe Modell für eine seiner Bildnisradirungen benutzt hat, stößt aber eine solche Vermutung um, legt vielmehr die andre nahe, daß wir es im ersten Zustande der Platte mit einer Arbeit des Schülers zu thun haben, die im zweiten von der Hand des Meisters, und zwar mit dem Grabstichel geretuckerdt, d. h. retouchirt wurde; denn thatsächlich erhält der Kopf erst durch die Strichlagen dieses zweiten Zustandes Leben und Kraft des Ausdruckes. Neben diesem Bemühen des jugendlichen Künstlers, in der Schilderung des Gemütslebens möglichst tief vorzudringen, zeigen seine frühen Radirungen auch seine Vorliebe für fremdartige, namentlich orientalische Typen und Kostüme. Bot ihm doch der Ghetto und die „Buitenkant," der alte Hafenquai der mächtigen Handelsstadt, reiche Gelegenheit zu solchen Beobachtungen. Der Amsterdamer Jude des siebzehnten Jahrhunderts ist durch Rembrandts Kunst geradezu mit einem Glorienschein umgeben worden. Es wandelten

damals aber auch ehrwürdige Gestalten an den Grachten der Amstelstadt umher; so der prächtige Alte mit der Pelzmütze oder der oft von dem Meister und seinen Schülern als Modell benutzte Orientale mit dem kurzen struppigen Bart. Auch unter den Frauengestalten wählt der Künstler sich meist alte aus, wie die köstlich beobachtete Schläferin, die über dem Buch, in dem sie gelesen hat, eingenickt ist. Daneben eine Unzahl von Bettlern und Straßenfiguren, von denen die Ausstellung nur eine bescheidne Auswahl bietet. Nicht weniger als vier verschiedne Zustände zählt man von dem kleinen blöden Bettlerkopf mit der Plattnase und der hohen Pelzmütze; immer wieder feilt der Künstler an dem so unscheinbaren und doch so scharf charakterisirten Kopfe. Fast scheint es, wenn wir diese Einzelstudien der ersten Jugendzeit überblicken, als bildeten sie alle nur Vorstufen, als fehlte es dem Künstler noch an der Kraft zu einer großen geschlossenen Komposition.

Wie eine plötzliche Offenbarung treten uns da die Leistungen des Jahres 1633 entgegen: der gute Samariter und die Auferweckung des Lazarus. Es ist begreiflich, daß Kenner vor diesem plötzlichen Umschlag in der künstlerischen Auffassung stutzten, zumal da sich auch in technischer Beziehung nicht alles glatt mit den vorhergehenden Leistungen vereinigen läßt. Dazu kommt, daß die Kompositionsmotive dieser beiden Radirungen trotz der Bezeichnung Rembrandt inventor nicht Rembrandt allein angehören: den barmherzigen Samariter kennen wir aus einer Radirung des Jan van de Velde, die Auferweckung des Lazarus aus einem Gemälde des de Wedt in Darmstadt. Ich glaube, man wird hier die Sonde der Kritik sehr tief einzulegen haben, ehe man zu einem endgiltigen Urteil über die Echtheit oder Unechtheit beider Blätter kommen kann. Einzelheiten, wie der gänzlich mißglückte rechte Vorderfuß des Pferdes, von dem ein Diener des Samariters seinen kranken Pflegling hebt, werden sicherlich auch dem Laien Bedenken erregen über die Eigenhändigkeit dieser Arbeiten, die von Seymour Haden und Gonse lebhaft bestritten wird. Ein Vergleich des barmherzigen Samariters mit den sicher echten Arbeiten Rembrandts in der nächsten Umgebung, den sogenannten „kleinen" Jüngern zu Emaus vom Jahre 1634 oder der entzückenden kleinen „Flucht nach Ägypten" aus demselben Jahre, sowie der Vierge au linge spricht auch nicht gerade zu Gunsten der angezweifelten großen Kompositionen. Doch überlassen wir diesen Streit den Kennern und freuen uns an der trotzdem noch recht bedeutenden Zahl unbezweifelbarer Schöpfungen des Meisters. Im Gegensatz zu dem Reichtum früherer Jahre zählen wir allerdings 1633 nur elf Radirungen, was wohl mit daraus zu erklären ist, daß Rembrandt gerade in dieser Zeit in Amsterdam als Bildnismaler überreich beschäftigt war, wie uns die vielen, aber ungleichen Gemälde aus dieser Zeit beweisen. Bei diesen Versuchen, die sich anfangs noch stark an seinen berühmten Meister Thomas de Keyser anlehnen, sehen wir ihn allmählich zu immer größerer Selbständigkeit

fortschreiten, und die radirten Porträts des Jahres 1634, unter denen wir nur das liebenswürdigste unter all seinen Selbstporträts, den sogenannten Rembrandt aux trois moustaches und den Rembrandt mit dem Türkensäbel sowie das frühere Bildnis des protestantischen Predigers Jan Sylvius hervorheben wollen, beweisen das zur Genüge. Dieser ernste, in sich gekehrte und doch, wie wir auf seinem spätern Bilde erkennen und in der Unterschrift desselben lesen, redegewaltige Geistliche war wahrscheinlich der Vormund der Saskia von Ulenburg aus Leeuwarden, die Rembrandt in demselben Jahre, 1634, als Gattin heimführte. Auch dieser wichtige Lebensschritt kündigt sich in seinen Radirungen an. Das feine Gesicht der Braut mit dem lebhaft leuchtenden Blicke begegnet uns in einer kleinen Radirung, im Verlobungsjahre von dem glücklichen Bräutigam entworfen; in breitrandigem Hut, auf den linken Arm gestützt, begegnet sie uns in demselben Jahre (trotz der zweifelerregenden, wahrscheinlich späteren Inschrift) in der entzückenden kleinen Silberstiftzeichnung, die zu den Perlen des Berliner Kupferstichkabinets gehört und in der letzten Ausstellung holländischer Handzeichnungen einen verdienten Ehrenplatz einnahm. Aber selbst bei diesem doch gewiß in erster Linie persönlich ihn fesselnden Gegenstande treten seine künstlerischen Interessen in den Vordergrund. Wie er in seinem eignen Spiegelbilde die Anregung zu künstlerischen und psychologischen Studien fand, wie er sich in den verschiedensten Seelenzuständen, in den absonderlichsten Kostümen bald als Ritter, bald als Orientale mit dem Auge des Künstlers beobachtete und mit Radirnadel oder Pinsel die Ergebnisse solcher Beobachtungen festzuhalten liebte, so muß auch seine Gattin ihm in sein Atelier folgen, und doppelt eifrig war er bei der Sache, wenn es galt, ihr Antlitz, ihre Gestalt in den Rahmen irgend einer seiner künstlerischen Unternehmungen einzufügen. Bald begegnet sie uns mit lang herabwallendem Haar, festlich geschmückt, wie in den zahlreichen Darstellungen, die man ohne sichern Grund als „Judenbraut" bezeichnet, bald in andern historischen Kompositionen, selbst in der bedenklichen Situation der Susanna im Bade.

Von den drei Radirungen, die unter der Bezeichnung „Judenbraut" bekannt sind, geht jedenfalls die zarte kleine Studie, die man mit gleich großem Recht oder vielmehr Unrecht auch „Heilige Katharina" getauft hat, auf Porträtskizzen der Saskia zurück, während in der letzten Ausführung dieses Vorwurfs ihre Züge nur leise anklingen. Die letztgenannte auffallend emsig durchgeführte Radirung zeigt in dem ausgestellten dritten Zustande deutlich, daß die ursprüngliche Klarheit und Durchsichtigkeit der leicht angelegten Schattenpartien, wie sie uns der äußerst seltene erste Zustand zeigt, unter der bessernden Hand des Künstlers verloren gehen kann, und der Sammler Recht hat, auf erste Zustände zu fahnden.

Die bedeutendste Leistung aus der Jugendzeit des Künstlers bleibt aber die „Verkündigung an die Hirten," ein Blatt von so gewaltiger Kraft des

Ausdrucks, daß daneben fast alle andern bisher betrachteten Schöpfungen verblassen. Am Abhang eines mit Palmen und wildem Gestrüpp bestandenen Hügels haben sich Hirten bei ihren Hürden zum Schlaf niedergelegt; schwarzes Gewölk bedeckt den Nachthimmel. Da bricht plötzlich aus den zusammengeballten Wolkenmassen ein überirdisches Leuchten hervor; erschreckt fährt Vieh und Mensch empor, die jäh aufgescheuchten Rinder suchen in gewaltigen Sätzen das Weite, einer der Hirten entflieht ebenfalls, während ein andrer gebannt von der himmlischen Erscheinung in die Kniee sinkt, ein dritter sich geblendet abwendet. Aus der Höhle im Hintergrunde eilen, geweckt von dem Aufruhr, noch andre Gestalten herbei: Was ist geschehen? Auf dem Saum einer Wolke tritt, umflutet von den blendenden Lichtstrahlen, in denen sich eine wirbelnde Engelsschar wie Mücken ums Lampenlicht tummelt, in langwallendem weißen Gewande eine Engelsgestalt hervor, mit unnachahmlich hoheitsvoller Geberde die frohe Botschaft verkündend: „Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr, in der Stadt Davids!“ Dies Blatt verkündet zuerst mit unwiderleglicher Beweiskraft, daß in Rembrandt einer der gewaltigsten Dichter zu uns redet, der mit Zauberkraft auch den nüchternsten Sinn in seine Gedankenkreise zu bannen und zur Höhe seiner Auffassung emporzuziehen weiß.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Schulreform. Die Sturmflut der Reformgedanken und Reformbroschüren scheint angesichts der mündlichen Verhandlungen, die in Berlin gepflogen werden sollen, noch immer zu wachsen. Und in der That ist das, was Preußen etwa infolge der bevorstehenden Konferenz an seinen höhern Schulen ändern wird, nicht bloß für Preußen von der größten Wichtigkeit, sondern es hat auch Bedeutung für die andern deutschen Länder, wenn auch gesetzlich die Schule nicht Reichssache, sondern Landesangelegenheit ist. Baiern und Baden haben ja schon im Frühling dieses Jahres in parlamentarischen Verhandlungen nach mehreren Seiten hin den weitreichenden Einfluß der preußischen Reformbestrebungen anerkannt. Über die Personen, die Preußen zu den Konferenzen zu berufen im Begriff ist, beobachtet man mit gutem Grunde eine völlige Schweigsamkeit; jeder einzelne Name kann Gegenstand einer neuen unerwarteten Entschließung werden. Sicher wird man ganz verschiedne Lebensstellungen zur Kritik des bestehenden höhern Schulwesens herbeiziehen. Wie man den Kranken über das, was er an seinem leidenden Körper empfindet, gern ausfragt, aber weder seine Theorien noch auch seine Meinungen über die besten Heilmittel gegen sein Leiden hoch anschlägt,

so wird man es auch hier thun, wie wir hoffen. Der Begriff des Sachverständigen läßt sich so wenig in der Erziehung, wie in der Heilkunst umgehen. Das eine nur macht die Erziehung noch schwieriger, daß es sich hier auch um die historisch-politische Tradition handelt, die in dem Schulwesen vorliegt und die nur der Radikalismus gering schätzt. Man kann sie allerdings auch überschätzen und allzu konservativ für das Bestehende kämpfen. Dies thut in sehr interessanter Weise Professor Adolf Lasson in Berlin in seiner Schrift: Sint ut sunt (Berlin, Walter und Apolant), „Für das alte Gymnasium wider die Neuerer." Er giebt wohl zu verstehen, daß ihm hie und da noch ein Wunsch bleibt den alten Schulen gegenüber, aber es ist verhältnismäßig so wenig und so nebensächlich, daß er es schon aus taktischen Gründen gar nicht erwähnt. Eine Stelle wird besonders anstößig, vielleicht auch spaßhaft erscheinen (S. 41), wo er über die Phrasen des lateinischen Schüleraufsatzes spricht: „Wer nicht Phrasen machen gelernt hat, wird niemals von der Phrasenmacherei sich befreien können, und über den wird die Phrase, die andre machen, viel leichter ihre Gewalt behaupten. Die Phrase ist das edle Vorrecht der Jugendlichkeit, und man soll es der Jugend nicht verkümmern. Man muß dieses Stadium geistiger Entwicklung hinter sich gelegt haben, um davon frei zu werden." Lasson hat Anspruch darauf, daß wir seinen Worten den besten Sinn abzugewinnen suchen. Das Wort „Phrase" hat für den Philologen einen ganz harmlosen Sinn, und es wird jedem aus Nägelsbachs Stilistik noch erinnerlich sein, welches Bildungsmittel in stilistischen Vergleichungen vorliegt. Die Erfahrung zeigt übrigens, daß Primaner der besten Art, die ihre deutschen Arbeiten zu großer Befriedigung machten, in den lateinischen Aufsätzen gern der rhetorischen Anlage der lateinischen Sprache folgten. Ein solcher Schüler lernte zu gleicher Zeit den Anfang von Schleiermachers „Reden über die Religion" auswendig, so sehr hatte er für eigentümliche Redeformen Interesse gewonnen. Das ist doch ein nicht unwichtiges Ergebnis der Schulung. Aber daß der lateinische Aufsatz dem „allgemeinen Unwillen" bald erliegen wird, ist auch wohl Lasson nicht zweifelhaft. Vielleicht kommt er später einmal wieder zu Ehren, aber für jetzt unterliegt er dem Fatum, das seine „kräftigen Irrtümer" durchsetzt. Es ist ganz thöricht, sich darüber zu beschweren.

Es war ferner auffallend, daß die Schrift Güßfeldts: „Erziehung der deutschen Jugend" so lange glimpflich besprochen wurde; sogar Schreyer (Schulpforta) widmet ihr einen wohlwollenden Anhang. Nun aber begegnet sie großer Feindschaft. Einmal vonseiten des Professors de Lagarde in Göttingen, eines unsrer größten Gelehrten und ehemaligen Gymnasiallehrers, der etwas darauf hält, originale Ansichten zu haben. Selbst der Stil seines Gegners mißfällt ihm vom Standpunkte der Logik. Sodann zeigt ein aktiver Schulmann, Gymnasialdirektor Conradt in Greifenberg, in seinem Schriftchen: „Dilettantentum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserm höhern Schulwesen" (Wiesbaden, Kunze), was Güßfeldts Schrift wert ist, d. h. wie sie ein Beispiel von dem Dilettantentum ist, das sich um die Sache selbst nie ernstlich gekümmert hat. Das wird denn in vorzüglicher, frischer Darstellung überzeugend ausgeführt und nachgewiesen, wie der Herr Kritiker weder die schon acht Jahre alten Ministerialverfügungen, noch die heutigen Zustände kennt, nicht einmal die heutigen Einrichtungen für Gesundheitspflege. Die letzte Abteilung der Conradtschen Schrift ist äußerst praktisch und bespricht die Gehaltsverhältnisse der Lehrer, verglichen mit denen in andern Fächern und bei den Subalternen. Diese Angelegenheit, die recht übel steht, verdient eine baldige Reform, aber für einen weitern Leserkreis bietet sie keine Handhabe. Gerade der

Schulmann, dieser vielgerühmte „preußische Oberlehrer," bringt sie ungern und nur notgedrungen zur Sprache, weil er den Wunsch hat, daß die wirtschaftliche Seite seines Berufslebens gegen die ideale in den Hintergrund trete. Es werden sich schon Männer finden, die sich seiner ähnlich annehmen, wie sich die juristischen Parlamentarier ihrer Kollegen angenommen haben.

Ein wenig bedeutendes Schriftchen ist der erweiterte Vortrag: „Schule und Kulturentwicklung" von Oberlehrer Friedrich Pietzker zu Nordhausen. In der Vorrede wird zwar gesagt, daß der großartige Titel auf die Schrift nicht passe, aber er wird doch beibehalten. Natürlich fehlt auch die Beleidigung nicht, daß die alte Schule „sich in der starren Festhaltung abgelebter Formen gefällt." Noch weniger bietet die Broschüre des Konrektors Professors Dr. L. R. Schulze: „Vergleich der Bildungsmittel des humanistischen Gymnasiums und des Realgymnasiums." Ganz die alten Argumente, daß die beiden Arten der Gymnasien gleichgestellt werden müssen, nur mit etwas mehr Wohlwollen gegen die alten Gymnasien, als es ihnen meist auf Realschulmännerversammlungen zuteil wird.

Mit der Schulreform steht in einiger Verbindung das Schriftchen von H. Raydt (Mathematiker): „Mehr Erziehung für die deutsche Jugend" (Hannover). Der Verfasser hat sich um Betonung der körperlichen Übungen unsrer Jugend Verdienste erworben. Und so sollte auch der Titel dieser Schrift eigentlich lauten: „Ein zweites Wort für die Turnspiele." Ob die Schulen zur gymnasialen oder realen Klasse zählen und was sie sonst behandeln, tritt dem Verfasser zurück hinter der Frage, ob die Schulen ihren Zöglingen den Charakter des Gentleman mitgeben. Der Charakter und der Geist des Lehrers ist ihm die Hauptsache, die Schulen sollen daher in höherm Maße Erziehungsanstalten werden. Anstatt nun zu erörtern, daß der gesamte Unterricht so geartet sein müsse, daß er erziehend wirke, denkt der Verfasser an die körperliche, vom Lehrer geleitete Übung neben dem Unterricht, wodurch er sich die Sache doch allzu leicht macht. Aber er vertritt seine Sache mit Kenntnis und Wärme, sodaß man ihm gern folgt.

Die Frage, ob Lateinisch und Griechisch in Wegfall kommen sollen, wird in einer Broschüre*) eines „Laien," der Oberstleutnant a. D. ist, einer Erörterung unterzogen, die für die beiden neunjährigen Anstalten, Gymnasien und lateinlose Realanstalten, und ihre gesonderte Existenz ausfällt, nicht für ihre Gleichheit. Denn das Gymnasium soll zur Universität vorbereiten, die Realschule für die technische Hochschule. Die Realschulmänner werden darin nur einen Rückfall in die Wieseschen Realschulen von 1859 sehen, in eine Form, die der Urheber und die Gesetzgebung in Preußen verlassen hat, um den Realschülern, die Lateinisch gelernt haben, auch für die philosophische Fakultät den Zugang zu eröffnen. Es wird nicht angehen, diesen Schritt wieder zurückzunehmen, bis alle Welt einmal einsieht, daß die Maßregel unpraktisch war. Vorläufig ist das nicht zu erwarten. Im Gegenteil drängt alles auf Ausdehnung der Rechte der realistischen Abiturienten.

Der Historiker Treitschke hat jüngst dem Abdruck seiner schulpolitischen Aufsätze (aus dem Januar 1883) einen neuen Anhang zugegeben, der in vieler Beziehung in die Reformlitteratur gehört. Er findet das Nebeneinanderbestehen von Gymnasium und realistischem Unterricht notwendig und sieht sie als Vorbildungsanstalten für die bekannten, ganz verschiednen Hochschulen an, ohne aus der Verschiedenheit eine Spaltung der Nation zu besorgen. Die Gelehrtenschulen haben nach ihm mit allen ihren unleugbaren Mängeln doch bewiesen, daß sie ihrem Berufe noch heute ent-

*) Fort mit Griechisch und Latein? Von einem Laien. Karlsruhe, Reiff. 31 S

sprechen. „Lebende Sprachen können den klassischen Unterricht unmöglich ersetzen, auch die Muttersprache allein bietet keinen Ersatz für die klassische Bildung, der wissenschaftliche Unterricht in der Muttersprache setzt schon voraus, daß die Schüler eine andre Sprache kennen. Nicht durch einen radikalen Umsturz ihres Lehrplanes, sondern durch festern Anschluß an die Universitäten können unsre Gymnasien wieder gesunden, sie bieten nicht Unterricht für jedermann." Von den Schulen will er manche notwendige Dinge, wie Verfassungskunde, Volkswirtschaft fernhalten, weil die Universität erst in der Lage sei, diesen Unterricht zu erteilen. Die Mathematik, Chemie u. s. w. auf den Schulen noch mehr zu betreiben — es sei denn fakultativ in einer Selekta — hält er für verkehrt, wenn dann der ohnehin beschränkte Unterricht in den klassischen Sprachen noch mehr verstümmelt werden müßte. Dieser Unterricht scheint ihm durch die formalistisch-philologische Behandlung, die nach seiner Meinung noch immer herrscht, am meisten geschädigt zu werden. Wir glauben aus langer Erfahrung sagen zu können, daß die Lehrer der Gymnasien, besonders in den griechischen Autoren, aber auch in den lateinischen, doch immer mehr die einseitig grammatische Behandlung aufgegeben haben und ohne die Schatten der antiken Lebensanschauung zu leugnen, doch den Geist ewiger Jugend, der uns in ihnen entgegentritt, herauszufinden wissen. Daß es stets auch Lehrer geben wird, die am „Staube kleben," wird, wenn man sich unter Juristen und Theologen, wie sie sind, bewegt hat, nichts Auffallendes sein. Und daß es dem besten Lehrer nicht gelingt, alle Primaner zu einer innern Freude an den großen Geistern des Altertums mit fortzureißen, sollte die am wenigsten überraschen, die immer von dem Ballast sprechen, den staatliche Einrichtungen den höhern Schulen aufzwingen.

Ein Urteil über Gottfried Keller. In Nr. 35 der „Gegenwart" findet sich ein Aufsatz über Gottfried Keller von Herrn Jakob Mähly (Professor in Basel), der sich die Aufgabe stellt, nicht das Lob des Dichters zu verkünden, sondern auf seine Mängel und Schwächen hinzuweisen, was bisher noch kaum geschehen sei. Es hätte dieser Versicherung des Verfassers nicht bedurft, denn freilich sieht man dem Aufsatze sofort an, daß Kellers Lob darin nicht gesungen wird, zugleich aber auch, daß der „Kritiker" am liebsten kein gutes Haar an seinem Sezirobjekt lassen möchte, wenn es nur anginge. Ganz ist das nun freilich nicht möglich, selbst Mähly ist an der Klippe gescheitert, daß Keller als „Dichter in engerm Sinne" groß ist, obwohl er auch hier an ihm auszusetzen findet.

Wir glauben nicht, daß der Dichter einer Verteidigung gegenüber einem solchen Angriff, wie ihn Herr Mähly auf ihn versucht hat, bedürfe. Aber es ist nicht gut, ganz zu schweigen, zumal wenn es sich um allgemeine Grundsätze der Beurteilung handelt, und eben die sind es, die in dem Mählyschen Aufsatz Anlaß zu schweren Bedenken geben. Wir lesen am Schlusse: Keller habe die Frauen, die bei uns und anderswo, wenn auch nicht über den Wert, so doch über die Popularität eines Dichters entschieden, nicht für sich gewonnen und werde sie schwerlich jemals gewinnen.*) Seiner Unpopularität sei aber zuzuschreiben, daß die Gesamt-

*) Wir hatten bei dieser Behauptung Mählys die Frage auf der Zunge: Welche Frauen denn? Kann eine Sorte von Frauen, die unfähig ist, Kellers Dichtungen Geschmack abzugewinnen, den Erfolg von Erscheinungen der schönen Litteratur bestimmen? Wir kennen andre Frauen, und unsre Ritterlichkeit veranlaßte uns, wegen der uns sehr unwahrscheinlich klingenden Behauptung, daß die Gesamtausgabe von Kellers Schriften Mißerfolg gehabt habe, bei dem Verleger deswegen anzufragen. Er schreibt uns: „Die Äußerung des Herrn Mähly, daß die Gesamtausgabe der Werke Kellers eine geringe Verbreitung gefunden habe,

ausgabe der Werke Kellers einen (buchhändlerischen) Mißerfolg gehabt habe. Bei diesem merkwürdigen Urteil muß ein besonnener Leser stutzig werden. Da Mähly weiß, daß die Frauen nicht über den Wert eines Dichters entscheiden können, so wird er doch auch wissen, daß Wert und Popularität bei einem Dichter nie gleichen Schritt halten, ja meist im umgekehrten Verhältnis stehen. Oder ist etwa Goethe „populär,“ oder gar Homer und Dante? oder ist es Cervantes, Kellers Liebling? Oder giebt umgekehrt die Popularität mancher unsrer Modedichter einen Maßstab ab für ihren Wert? Einer unsrer angesehensten Kritiker, Heinrich Bulthaupt, nannte den Neßler-Kultus eine der größten Blamagen des (nun vergangenen) Jahrzehntes. Dennoch, die Frauen haben für Neßler geschwärmt und schwärmen noch für ihn, während ein wirklich musikkundiger Mensch die Zumutung, Neßler für einen bedeutenden Komponisten zu halten, jedenfalls als eine Beleidigung empfinden muß. Wir glauben auch, daß der Mißerfolg der Gesamtausgabe Kellers teilweise mit seiner „Unpopularität“ zu erklären sei, teilweise aber doch sicher auch daraus, daß Kellers Verehrer seine Werke besitzen — sie sind doch einzeln immerhin ganz leidlich verkauft worden — und nur wenige mit Glücksgütern ausreichend gesegnet sind, sich daneben die (übrigens etwas nachlässig gedruckte) Gesamtausgabe anzuschaffen. Die Zeit wird auch für Kellers Werke kommen, nämlich wenn sie „frei,“ d. h. billig sein werden und das Urteil einsichtiger Litterarhistoriker und Laien durchgedrungen sein wird, daß Keller ein Klassiker unsers Volkes sei so gut wie Schiller und Goethe. Freilich ob er dann mehr gelesen werden wird, wer will das wissen? Stehen doch auch Schillers und Goethes Werke meist arg verstäubt auf den Bücherbrettern ihrer Besitzer.

Wir müssen doch glauben, daß die Frauen es Herrn Mähly angethan haben mit ihrem Urteil, wenigstens vermögen wir uns eine ganze Reihe seiner Äußerungen nicht anders zu erklären. Dem „Tanzlegendchen“ macht er zum Vorwurf, daß die allerhöchste Trinität darin unter langsam hinhallendem Donnerschlag die neun Musen zum christlichen Himmel hinaustreibe. Wenn man nichts Besseres mit ihr anzufangen wisse, solle man sie lieber ganz aus dem Spiele lassen. So könnte eine Frau urteilen, allenfalls auch ein Pietist, und dem letztern wird doch Mähly so wenig wie der erstern ein richtiges Urteil zugestehen. Wenn man weiß, wie tief Keller in religiösen Dingen fühlt — und um das zu erfahren, braucht man nur den „Grünen Heinrich“ zu lesen —, so wird man sich dadurch nicht irre machen lassen, daß Herr Mähly aus den „Legenden“ überhaupt den Eindruck empfangen zu haben scheint, daß ihnen die Achtung vor dem Heiligen fehle. Was er im übrigen gegen die Behandlung der Legenden vorbringt, beweist nur, daß er einen Vergleich der Vorlagen Kellers mit seiner Dichtung nie angestellt hat, also

ja der Mißerfolg derselben nicht mehr bemäntelt werden könne, habe ich seiner Zeit kennen gelernt. Irgend eine Gegenäußerung zu thun, fand ich nicht Anlaß. Auf Ihre freundliche Frage aber nehme ich keinen Anstand Ihnen der Wahrheit gemäß mitzuteilen, daß die Verbreitung der Werke Kellers in der Gesamtausgabe sehr ansehnlich ist und meine Erwartungen bedeutend übertroffen hat. Diesen guten, nach meiner Ansicht sehr guten Erfolg werden Ihnen die Buchhandlungen, vor allen die schweizerischen, bestätigen müssen. Die Mitteilung von Zahlen verbietet sich, dagegen interessirt es Sie vielleicht zu erfahren, daß ich die erste Auflage, die selbstverständlich eine starke Auflage war, während des Erscheinens absetzte, daß ich noch im vorigen Jahre (der letzte Band erschien Anfang November vorigen Jahres), zwei Neudrucke der zehn Bände veranstaltete, und daß ich gegenwärtig wiederum einen Neudruck bei der anhaltenden erfreulichen Nachfrage und Verbreitung veranstalten muß. Ich bin nicht gewöhnt, stark aufzutragen oder gar zu renommiren, ich kann nur einfach den sehr guten Erfolg, die starke Verbreitung der Gesamtausgabe konstatiren, und glaube, daß, trotz des relativen Begriffs, jeder Verleger diese Erklärung getrost abgeben würde und könnte.

nicht weiß, in welch entzückend anmutiger Weise der allerdings oft „heikle“ Stoff dieser alten Geschichten vom Meister umgeformt worden ist. Oder hat Mähly einmal den „schlimmheiligen Vitalis“ — und das ist doch eigentlich die bedenklichste dieser Legenden, wenn man denn durchaus prüde sein will — beim Metaphrasten gelesen? Es ist der Mühe wert, hier zu vergleichen.

Der „Grüne Heinrich“ findet vollends keine Gnade vor den Augen des strengen Richters. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Recht haben, die meinen, daß Keller nicht wohl daran gethan habe, den „Roman“ umzuarbeiten und damit abzuschwächen. Mähly wird der andern Ansicht sein, aber offenbar hat er auch an der neuen Gestalt nichts zu loben gefunden. Bei dem, was er über das Werk zu sagen weiß, muß es einem schwül werden. Da heißt es zuerst: Die maßlosen Exkurse über Willensfreiheit, römisches Recht, Glaube, Katechismus und Konfirmation, Pädagogik, Schauspielerei, bis herunter zur Revalenta Arabica, wegen deren der Dichter selber mitten in seinem Roman sich zu entschuldigen gedrungen fühlt, könnten nur dann in Kauf genommen werden, wenn er uns wenigstens für seinen Heinrich zu erwärmen vermöchte. Man gestatte die Bemerkung, daß hier ein Vergleich mit „Dichtung und Wahrheit“ — ich nenne absichtlich die „Wanderjahre“ nicht — sehr nahe liegt. Oder finden sich dort nicht ebenso „maßlose Exkurse“? Und sind sie etwa so besonders viel „interessanter“ — für Frauen —, als die im „Grünen Heinrich“? Wer sagt denn, daß dieses Werk ein „Roman“ sei, mehr als es „Dichtung und Wahrheit“ ist? Und selbst, wenn es ein Roman wäre, ist denn ein guter Roman nur um der „Geschichte“ willen da? Das können doch nur Frauen, und Gott sei Dank! selbst die nicht alle sagen. Behandeln die Kellerschen Exkurse nicht gerade die Gegenstände, denen alle gebildeten Menschen tiefe Teilnahme zuwenden, und behandeln sie sie nicht in einer Weise, daß selbst jemand, der anders über die höchsten Fragen denkt wie Keller, daraus unendliche Anregung empfangen kann? Oder wie denkt Herr Mähly von Goethes Exkurs über die katholischen Sakramente? Aber es ist ja nicht das allein, die Gestalt des Grünen Heinrichs selbst ist Mähly unsympathisch, dieser „noch unter dem Tiefstand einer problematischen Natur wandelnde Knabe Heinrich, welcher lügt, stiehlt, verleumdet und sich beständig hart an der Grenze bewegt, wo der ordentliche Mensch aufhört und der Lump beginnt, der diese Grenze sogar ziemlich oft und ziemlich weit überspringt.“ Armer Keller! Hättest du gedacht, daß man deine Herzensbekenntnisse so gröblich entstellen würde, nun — du hättest sie am Ende doch gemacht! Er „stiehlt, lügt und verleumdet“! Aber dieser „Heinrich“ ist ein von ganz Deutschland — Verzeihung, nicht von Herrn Mähly und den Frauen — hochverehrter, großer Dichter geworden, und mit seinem Stehlen, Lügen und Verleumden war es kaum so schlimm, daß andre ein Recht hätten, sich in die Brust zu werfen und darüber abzuurteilen. Hätte Herr Mähly auch die Gewissensbisse empfunden, die Gottfried Keller, wollte sagen der „Grüne Heinrich“ empfand, als er sein Darlehen von dem armen Römer zurückforderte? In einer der hübschen Erzählungen von Heinrich Seidel — sie würden Herrn Mähly schwerlich tief genug sein — heißt es von ähnlichem Lügen, wie es der „Grüne Heinrich“ betrieb: „Diese Erscheinung, welcher man nicht allzu selten im Leben begegnet, scheint mir ein mißgeleiteter Dichtungstrieb zu sein; vielleicht wäre unser Mann — Hans Hinderlich heißt er — bei seiner stets regen Erfindungsgabe durch eine andre und bessere Erziehung ein großer Poet geworden und hätte auf dem Gebiet der schönen Lüge, die wieder zur Wahrheit wird, Beträchtliches geleistet.“ Das dünkt mich ein gerechtes, echtes Urteil.

Man müßte jeden einzelnen Satz des Mählyschen Aufsatzes durchnehmen, um zu zeigen, wie wenig dem Verfasser ansteht, über Keller zu urteilen. Wir dürfen die Leser damit nicht ermüden. Nur darauf wollen wir noch hinweisen, daß er für Kellers Humor — er sagt es selbst — gar keinen Sinn besitzt und also eben darum besser thäte, darüber zu schweigen. Aber bis zu welchen Kleinlichkeiten verirrt sich der „Kritiker." Das „Verlorene Lachen" könnte ebenso gut das „Wiedergewonnene Lachen" heißen. Wie herzlich würde Keller gelacht haben über diese große Entdeckung! Und nun gar der „gelehrt litterarische" Titel: „Romeo und Julie auf dem Lande," wie regt er Mähly auf! Wir fragen jeden, der diese Novelle gelesen hat — das ist natürlich die Voraussetzung, denn erst der Inhalt erklärt den Titel, wie immer —, ob er diese Überschrift „unpassend" finde? Der Schwank „Schmied seines Glückes" ist „schon darum verfehlt, weil er auf völlig unsittlicher Grundlage sich aufbaut." So reden Frauen und Pietisten! Daß der Humor hier völlig unter dem Pantoffel der Madame Langeweile stehen soll, ist ein Urteil, das auf Rechnung der schon erwähnten Abneigung Herrn Mählys gegen Kellers Humor kommt. Fast sollte man meinen: seiner Abneigung gegen den Humor überhaupt. Wenigstens wenn er es für das Ideal des Humors halten sollte, daß er „nach der hohen Schule zugeritten" sei, so scheint ihm selbst der Humor gänzlich abzugehen. Wir andern haben es immer für das Kennzeichen echten Humors gehalten, daß er „kalte mutwillige Seiten- und Quersprünge" macht und sich auf allen — darum noch nicht ungeeigneten — Plätzen herumtummelt. Endlich ist noch zu erwähnen, daß Herrn Mähly die ganze Struktur in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" — nicht „Gemißbrauchten," wie Mähly schreibt — ungesund und das Gefühl verletzend erscheint. Doch nicht wegen des allerliebsten, harmlosen Briefwechsels, an dem doch selbst schon so manche Frau, der anstößige Verhältnisse ein Greuel sind, ihre Freude gehabt hat?

Damit können wir schließen. Unsre großen Dichter stehen zu hoch, als daß wir sie in den Weihrauchnebel der Unfehlbarkeit zu hüllen brauchten, auch bei Keller fällt das keinem Menschen ein, aber Herr Jakob Mähly steht jedenfalls nicht hoch genug, um an ihnen herumzumäkeln. G K

Französische Urteilslosigkeit. Man kann es den Franzosen zugeben, daß sie mehr und mehr versuchen, in die Eigentümlichkeiten und Vorzüge deutschen Lebens und deutschen Geistes einzudringen und sie besser würdigen zu lernen; es mag selbst auf streng fachwissenschaftlichem Gebiete fortdauernd, ja seit 1870 noch wachsend Berührung und Austausch zwischen hüben und drüben stattfinden; trotzdem stößt man bei den sogenannten Gebildeten unter ihnen auf eine Unkenntnis deutscher Verhältnisse, eine Unfähigkeit — wenn nicht Widerwilligkeit! — solche zu begreifen, die manchmal staunenswert ist. Die übrigens ausgezeichnet geleitete und gerade für die besten Leserkreise bestimmte (legitimistische) Monatsschrift Frankreichs, der in Paris erscheinende Correspondant liefert hin und wieder schlagende Beispiele dafür. So auch jetzt wieder in ihrem von einem gewissen Ch. Savy geschriebenen Artikel über den Sozialismus in Deutschland.

Es ist bekannt, daß man sich in Frankreich im allgemeinen den Grundzügen der deutschen Sozialpolitik abweisend und mißbilligend gegenüberstellt. Die soziale Gefahr soll dort geringer sein, weil sich die Besitzverhältnisse durch bessere Mischung des kleinen und großen mit dem mittlern Vermögen gesunder gestalteten. Auch erwartet man nichts von der durch unsre Reichsversicherungsgesetzgebung gewollten Fürsorge des Kapitals für die Arbeiter und der erzwungenen Selbsthilfe der

Arbeiter, weil man meint, alles der vernünftigen Entwicklung der Dinge aus sich selber heraus überlassen zu dürfen. So weist man denn auch Deutschland mit Genugthuung auf ein Beispiel im eignen Lande hin, auf das Aufblühen und die segensreiche Wirksamkeit der Reiffeisenschen Genossenschaften, die es allerdings von jeher verstanden haben, sich jeder büreaukratischen oder überhaupt staatlichen Beeinflussung und Reglementirung zu entziehen. Die Befürchtung einer absorption de l'individu par l'état, vor der Edmond Villey 1882 in seinem preisgekrönten Werke „Die Aufgabe des Staates" so nachdrücklich warnte, mag bei solchen Anschauungen der Franzosen eine unbewußte Rolle spielen; nach den dortigen politischen Erfahrungen auch wohl nicht mit Unrecht.

Ch. Savy ist offenbar bemüht, seinen Lesern eine ernsthafte, tiefergehende Studie zu bieten. Aber trotz des mancherlei Anregenden, das sein Aufsatz bringt — welch auffällige Unkenntnis in Dingen, welche Mißverständnisse und fehlgreifenden Urteile! Eine bessere deutsche Zeitschrift dürfte so etwas ihren Lesern nicht bieten.

Savy schickt seiner Studie ein Verzeichnis der hervorragendsten, den Sozialismus behandelnden Schriften voraus. Der Beneidenswerte hat geglaubt, er brauche — außer den Arbeiten von Laveleye und Grad —, nur folgende Bücher durchzulesen: Adler, Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung; Dr. Josef Jörg, Geschichte der sozialpolitischen Partei in Deutschland; Lassalle, Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch; Schäffle (den er fortwährend Schöffle nennt), Die Quintessenz, und Marx, Das Kapital! Nicht einmal die verschiednen Begriffe, die gerade in Deutschland mit dem Worte Sozialismus verbunden werden, hat er sich klar gemacht; kein Wunder, daß er u. a. zu folgenden Sätzen gelangt: Der Rücktritt des Reichskanzlers Fürsten Bismarck sei lediglich ein Sieg der sozialdemokratischen Partei; genau so, wie jener früher schon im Kulturkampfe vom Zentrum entwaffnet worden sei. Die Gründung des deutschen Reiches sei eine zwar ferner liegende Förderung, aber doch immer eine Förderung des Sozialismus. Denn das Reich, weit davon entfernt, die erhofften Freiheiten zu gewähren und die soziale Lage der Armen zu bessern, sei noch „autoritärer," [?] als die frühern kleinen Staaten. Wo die Auswanderung in Deutschland am lebhaftesten sei, wachse der Sozialismus ebenso rasch, wie in seinen Hauptbollwerken Berlin und Sachsen. Und dafür wird von Savy — kaum glaublich! — als Beweis Hamburg angeführt! Daß Hamburg ein Hauptauswanderungshafen ist, scheint dem französischen Gelehrten unbekannt geblieben zu sein.

Savy meint auch, in Frankreich arbeite sich häufig genug der Arbeiter zu Wohlstand und Reichtum empor; dem deutschen Proletarier gelinge das nur selten, und zwar, weil in Deutschland die Konkurrenz größer sei, die Hilfsquellen des Landes und der Unternehmungsgeist geringer.

Nach Erlaß des Sozialistengesetzes bediene sich, erzählt er seinen Lesern, die deutsche Sozialdemokratie an Stelle der verbotenen „Assoziation" der réunion, „le Verein" genannt, einer Vereinigung von vier oder fünf Personen bei Bier und Zigarren — eine sachlich sehr richtige, aber sprachlich desto schiefere Bemerkung.

Der Aufsatz schließt mit folgendem wuchtigen Satze: „Die Politik des Herrn von Bismarck hat in Europa eine verwüstende Wirkung gehabt, sie kann für Deutschland nicht schöpferisch sein. Die Zukunft der kaiserlichen Gewalt hängt weniger von ihren unmittelbaren Bestrebungen, das Los des Volkes zu bessern, ab, als von dem größern oder geringern Gewicht, das sie auf die Wechselbeziehung zwischen ihrer innern und ihrer äußern Politik legt; auch die nächste Zukunft des Sozialismus hängt davon ab."

Savy hat übrigens bei seiner Arbeit in der deutschen Geschichte bis zu den Freiheitskriegen und bis auf die Burschenschaft (erläutert als association des étudiants!) zurückgehen zu müssen geglaubt. Indem er das Auf und Nieder der liberalen und der demokratischen Gedanken verfolgt, kommt er auch auf Herwegh und dessen Schrift „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" zu sprechen, und übersetzt dieses Vingt et un arcs de Suisse. So weiß er denn auch jetzt von einem schöngeistigen und allgemein geschätzten Werke des sozialistischen Dichters Tröger: „Deutsche Kunst in Bild und Lied" — l'art plastique et la chanson en Allemagne [!] — zu berichten.

Nach Anführung solcher seltsamen Schnitzer möchten wir aber doch noch sagen, daß sich in dem Savyschen Aufsatze auch eine Reihe recht guter Gedanken finden. Wir rechnen dazu, daß er mit Schäffle darin übereinstimmt, der Sozialismus sei ein Wirtschaftssystem, wie es nicht feindlicher gegen die Uebermacht der Finanzwelt und insbesondre der Juden erdacht werden könne.

Litteratur

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von **Conrad** und **Loening** in Halle, **Elster** in Breslau und **Lexis** in Göttingen. Erster Band: Abbau — Autorrecht. Jena, G. Fischer, 1890

Ein Unternehmen, das wir sowohl wegen seiner Notwendigkeit als im Hinblick auf die Namen seiner Herausgeber von vornherein willkommen heißen, und das unsre günstigen Voraussetzungen durch seinen ersten Band (1046 Seiten stark) dermaßen bestätigt, daß wir es unbedenklich empfehlen zu dürfen glauben. Es ist aber bis jetzt auch einzig in seiner Art, indem es dadurch, daß die Herausgeber sich die Grenzen ihrer ganzen Aufgabe enger als ihre Vorgänger auf diesem Gebiete steckten, Raum gewonnen hat für eine ausführlichere und gründlichere Behandlung der einzelnen Gegenstände, die ihm nach dieser Beschränkung verblieben. Bei der fortdauernd gewachsenen Bedeutung der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Fragen ist das Bedürfnis nach einem Nachschlagewerke, das über die bei deren Beantwortung nötigen Kenntnisse hinreichend Auskunft erteilt, geradezu dringend geworden; denn die bis jetzt noch im Gebrauch befindlichen ältern Staatslexika entsprechen diesem Bedürfnisse nicht in genügendem Maße, weil sie ein weiteres Gebiet ins Auge gefaßt hatten und infolge dessen über die Dinge, von denen die Gegenwart vorzugsweise bewegt wird und über die jeder gewissenhafte Zeitungsleser beinahe täglich Belehrung verlangt, sich kurz zu fassen gezwungen waren. In Mohls Encyklopädie werden zu den Staatswissenschaften gerechnet: allgemeine Staatslehre, öffentliches Recht, Verfassungsrecht, Verwaltungs- und Völkerrecht, ferner Staatssittenlehre, Staatskunst oder Politik, Staatsgeschichte und Statistik. Auch die neuern Werke über Staats- und Verwaltungsrecht entsprechen dem erwähnten Bedürfnisse wenig, da sie auf wesentlich juristischem Standpunkte stehen und die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wissenschaften nur insofern berücksichtigen, als dies bei der Darlegung des öffentlichen Rechtes geboten erscheint. Unser „Handwörterbuch" schlägt andre Wege ein, es will nach dem heutigen Stande unsers Wissens und mit Berücksichtigung der Anforderungen der Praxis die Staatswissenschaften im engern Sinne behandeln und namentlich alle Fragen und Ergebnisse der Volkswirtschaftslehre, der Gesellschaftslehre, der Wirtschafts- und Sozialpolitik, der Finanzwissenschaft und der Statistik so gründlich, als es bei encyklopädischer Darstellung möglich ist, erörtern. Die oben angeführten, in Mohls Werke einbezogenen Wissens-

zweige werden in dem unsrigen entweder gar nicht oder nur in zweiter Reihe und in ihrer Beziehung zum Hauptinhalte besprochen. Das Verwaltungsrecht wird lediglich als Rechtsgrundlage der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung mit berücksichtigt. Das formale Verwaltungsrecht, das Verfassungs- und Völkerrecht, die Politik, wie Mohl den Begriff versteht, desgleichen die Staatengeschichte bleiben vollständig ausgeschlossen, und die Statistik ist nur als methodische Hilfswissenschaft angesehen und wird nur benutzt, um durch das von ihr gebotene reiche zahlenmäßige Material eine möglichst genaue Übersicht über die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Thatsachen zu gewinnen.

Das Unternehmen folgt zwar selbstverständlich der auf seinem Gebiete vorherrschenden Zeitströmung, dient aber keiner Partei, es geht namentlich nicht von abstrakt freihändlerischen Grundsätzen aus, sondern will in wissenschaftlicher Betrachtung der konkreten Thatsachen die Lösung der schwebenden Fragen suchen. Sehr ausführlich berücksichtigt es die wirtschaftliche Gesetzgebung in Deutschland und den übrigen Hauptstaaten, aber nicht zum Zwecke einer juristischen Systematik, sondern im Anschluß an die Untersuchung der wichtigen Frage, was die Schranken und die Erfolge der staatlichen Einwirkung auf das wirtschaftliche Leben sind — eine Prüfung, die sich natürlich nicht bloß auf die Gegenwart erstrecken kann, sondern auf die Vergangenheit zurückgreifen muß. Da die Hauptgegenstände des Handwörterbuchs in längern, sehr übersichtlich gehaltenen Aufsätzen behandelt werden, so ist für viele Einzelheiten desselben Gegenstandes bei dem betreffenden Stichworte nur ein Hinweis auf die Stelle des Hauptartikels für genügend erachtet worden. Außerdem aber dienen kurze zusammenfassende Artikel als Einleitung für die Behandlung größerer Gebiete, da hier der innere Zusammenhang der unter besondern Stichwörtern dargestellten Teile des gesamten Stoffes hervortritt. Bei jedem Abschnitte ist die darauf bezügliche Litteratur möglichst vollständig angegeben, sodaß Vergleichung und weitere Belehrung ermöglicht ist.

Das Werk beruht durchweg auf wissenschaftlichem Grunde, aber auch die praktische Brauchbarkeit hat den Herausgebern und ihren zahlreichen Mitarbeitern offenbar lebhaft vor Augen gestanden, und so werden auch viele Männer der Praxis: Verwaltungsbeamte höherer Klasse, Reichs- und Landtagsabgeordnete, Anwälte, Publizisten, Landwirte und Kaufleute, die Anspruch erheben, in den obengenannten Fächern unterrichtet zu sein und mit teilnehmendem Blicke der Entwicklung des öffentlichen Lebens folgen, es mit Freude begrüßen. Es wird in fünf bis sechs Bänden erscheinen, die 300 bis 350 Bogen Lexikonformat umfassen und zu Ende des Jahres 1892 vollständig vorliegen sollen. Ein Werk von gleicher Natur und gleichem Umfang gab es bis jetzt weder in der deutschen noch in der fremden Litteratur. Das „Handwörterbuch der Volkswirtschaftslehre“ von Rentzsch und Guillaumins Dictionnaire de l'Économie politique haben allerdings in der Abgrenzung ihres Inhalts einige Ähnlichkeit mit dem vorliegenden Werke, können aber hinsichtlich ihres Umfanges nicht damit verglichen werden, und das unter der Leitung Leon Says erscheinende Dictionnaire des Finances macht sich auch mit mancherlei andern Dingen als dem staatlichen Finanzwesen zu thun, verfolgt aber im Vergleich mit unserm „Handwörterbuche“ ein sehr beschränktes Programm. Wir fügen endlich noch hinzu, daß das abgeschlossene Werk von Zeit zu Zeit durch Ergänzungshefte vervollständigt, berichtigt und so vor dem Veralten bewahrt werden soll, und weisen auf die große Anzahl von Männern der Praxis hin, die das Mitarbeiterverzeichnis aufzählt, auch darauf, daß unter jedem Artikel der Name des Verfassers steht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der Parteitag in Halle



Nach Beendigung des sozialdemokratischen Parteitages in Halle hat sich die Presse in ihren Rückblicken darauf im allgemeinen außerordentlich trüben Betrachtungen hingegeben. Ausgehend namentlich von den Liebknechtschen Ausführungen über das Parteiprogramm, die sich allerdings, soweit sie die Zukunftsideen der Partei erörtern, ebenso sehr durch ihren umstürzlerischen Charakter, wie durch ihre Plattheit und Gedankenarmut auszeichnen, hat man gefragt, was von einer Partei zu hoffen sei, deren Programm sich aus einer Anzahl unfruchtbarer, revolutionärer Phrasen zusammensetze, und deren Führer die ganze Unreife der Halbbildung zeigten, und wie man erwarten könne, daß aus einem Nichts jemals etwas Verständiges werde.

Wir glauben, daß diese Erörterung, wie wir sie in verschiednen der angesehensten Blätter gelesen haben, die Summe der aus dem Parteitage zu ziehenden Lehren nicht richtig ziehe. Dem Tieferblickenden kann es nicht entgehen, daß auch der Hallische Parteitag eine Bestätigung der Ansicht enthält, die die ersten Anzeichen einer Wendung zum Bessern zu erkennen glaubt.

Offenbar hat nach dem Willen der Parteileitung und der mit ihr übereinstimmenden, überwiegenden Mehrheit der Abgeordneten der Schwerpunkt gar nicht in den Beratungen über das materielle Programm gelegen. Fast widerwillig ist man an dessen Besprechung gegangen. Gleich zu Anfang seiner Rede verwahrt sich der Referent, Herr Liebknecht, ausdrücklich dagegen, daß er eine „Programmrede" halten wolle, er wolle nur „über das Programm sprechen," und schließlich kommt er, nachdem er verschiedne Punkte bezeichnet hat, in denen, nach seiner Meinung, das Programm veraltet sei, doch zu dem Schlusse, daß zunächst am besten alles beim Alten bleibe. „Es ist nicht zu

leugnen — so führt er aus —, daß das Programm Mängel hat, allein es ist die alte Parteifahne, die uns zum Siege geführt hat, deshalb wollen wir es in Ehren halten.“ Diesen Ausführungen schließt sich der Parteitag an und beschließt, für diesmal keine Veränderung des Programms eintreten zu lassen, da es sich vortrefflich bewährt habe, aber den Parteivorstand zu beauftragen, dem nächsten Parteitage den Entwurf eines veränderten Programms vorzulegen.

Schon hieraus erkennt man deutlich, welcher Geist es ist, der die Beratungen beherrscht. Es ist der Geist der Opportunität, der vermehrten Rücksichtnahme auf die praktischen Aufgaben der Gegenwart, von denen am Vorabende der Zusammenkunft das amtliche Organ der Parteileitung gesagt hatte, daß nur der utopische Sozialist sie über der Zukunft vergesse. Und diese Tendenz läßt sich durch alle Beratungen bis ins einzelne verfolgen; sie tritt gleichmäßig hervor in sozialen wie in politischen Fragen. Was die erstern anlangt, so ist von größter Bedeutung die veränderte Stellung der Partei zum „ehernen Lohngesetz.“ Als der Vertreter der „Jungen,“ Werner, unter Hinweis auf dieses Gesetz behauptete, daß eine Besserung der Lage der Arbeiter auf dem Boden der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung nicht erreicht werden könne, erhob sich Herr Bebel zu scharfer Entgegnung und erklärte, daß es ein solches Gesetz überhaupt nicht gebe, und daß die Partei sich freuen müsse, daß ein in nationalökonomischen Dingen so unwissender Mann, wie Werner, nicht in den Reichstag gekommen sei, und völlig in Übereinstimmung hiermit sagte Herr Liebknecht, daß Lassalle zwar mit großem Glück das „eherne Lohngesetz“ als Agitationsmittel verwandt habe, daß die Wissenschaft aber längst erwiesen habe, daß dies Gesetz nicht vorhanden sei, es werde demnächst aus dem Parteiprogramm zu streichen sein.

Welch ungeheurer Umschwung! Die alte Theorie, die notwendig zur Revolution führen mußte, wird verworfen, es wird offen anerkannt, daß auch im heutigen Staate eine Besserung der Lage der Arbeiter über das „Existenzminimum“ hinaus eintreten könne, und damit gelangt man mit Notwendigkeit dazu, sein Augenmerk zunächst auf die Besserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, auf die Steigerung des Arbeiterschutzes zu richten, sich zur Teilnahme an der sozialreformatorischen Gesetzgebung verpflichtet zu halten, während man die Durchführung des sozialistischen Güterverteilungsideals der Zukunft überläßt.

In gleicher Weise verwirft die Partei die Ansicht der Radikalen, die da meinten, daß die „Fachsimpelei“ die Gesamtheit der Arbeiter von ihren großen Zukunftsaufgaben abhalte, und die deshalb eine politische Organisation fordere. „Die Genossen vergessen, daß durch die fachgewerkschaftliche Organisation uns eine große Anzahl von Arbeitern zugeführt worden ist, die einer politischen Organisation nicht beigetreten wären. Das Hemd ist dem Menschen näher

als der Rock." (Worte des Referenten für Streiks, Boykotts u. s. w.) Ebenso verhält man sich aber auch gegenüber den eigentlich politischen Fragen. Die Teilnahme an den Wahlen der Einzellandtage wird beschlossen, so grundsätzlich man auch jedes beschränkte Wahlrecht verwirft, und man erklärt sich zur Mitwirkung an allen Fragen der Gesetzgebung bereit, ja Herr Bebel will sogar, was Werner besonders tadelnswert findet, einer Anleihe für Beschaffung dunkler Uniformen zustimmen, um den Krieg zu vermenschlichen.

Religion und Monarchie sind natürlich im sozialdemokratischen Zukunftsstaate abgeschafft. Aber aus Rücksicht auf die gewonnenen und noch zu gewinnenden Bevölkerungsteile hütet man sich, Forderungen in der Richtung auf diese Endziele aufzustellen, zur Agitation gegen Thron und Altar aufzufordern. Das sind Zukunftsgedanken, deren Durchführung nur der Zeit überlassen zu werden braucht. „Die gesamte Religionsfrage, so äußert sich ein Berliner Abgeordneter, ist eine Frage der Taktik." „Wenn wir die Geschäfte der Freireligiösen besorgen, dann werden wir von der Landbevölkerung aus ihren Versammlungen hinausgeprügelt werden," fügt Herr Molkenbuhr hinzu.

Wir wollen nicht weiter ins Einzelne gehen, wollen uns mit den gegebenen, nach unsrer Meinung die Sache scharf kennzeichnenden Beispielen begnügen und schließlich nur noch das kräftige Wort hinzusetzen, mit dem Herr Liebknecht auf eine Rede Werners den Anarchismus verurteilt hat: „Man wirft uns vor, sagt er, daß wir zu langsam vorgingen. Das heißt: die Partei ist vernünftig. Wer mit dem Kopfe durch die Wand will, rennt sich den Kopf ein. Vergessen wir nicht, daß uns noch immer achtzig Prozent der Bevölkerung gegenüberstehen. Wollten wir in solchem Falle den Anarchisten folgen und Gewalt anwenden, dann würde man uns einfach ins Zuchthaus, mit noch größerm Rechte ins Irrenhaus sperren."

Man hat gesagt, das sei alles eitel Heuchelei und Verstellung, lediglich darauf berechnet, die unverständigen Leute zu beruhigen, die sich von der Sozialdemokratie hätten einfangen lassen oder im Begriffe seien, von ihr eingefangen zu werden. Nun, seien die Motive, welche sie wollen, die Thatsache steht fest — und das ist von einer gar nicht hoch genug anzuschlagenden Wichtigkeit —, daß die Parteileitung und, nach dem Parteitag in Halle zu schließen, mit ihr das Gros der Partei in bewußtem Gegensatze zu den Bestrebungen der radikalen Umstürzler angefangen hat, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen, ein stärkeres Gewicht auf die praktischen und unmittelbaren Ziele der Gegenwart zu legen und die Zukunftsgedanken vorläufig zurücktreten zu lassen, daß sie sich bereit erklärt zur Mitarbeit an der Gesetzgebung des bestehenden Staates, und daß sie den Gedanken an gewaltsamen Umsturz mit dem schärfsten Nachdrucke zurückweist. Wenn dies aus Opportunitätsgründen und aus Rücksichten der Taktik geschehen ist, so ändert das nichts an der Thatsache, daß es geschehen ist.

Es wäre zu viel verlangt, wenn man von der Sozialdemokratie fordern wollte, sie solle von heute auf morgen ihre Zukunftsgedanken abschwören und das Parteiprogramm, die „bewährte Fahne, unter der wir die Siege erfochten haben," zerreißen. In dieser Weise vollzieht sich eine Veränderung nicht, durch die aus einer utopischen Umsturzpartei eine positive Reformpartei wird. Sie vollzieht sich vielmehr so, daß zunächst auf dem Gebiete der Taktik eine Änderung eintritt, daß man sich aus Rücksicht auf das praktisch erreichbare hinsichtlich des Fernerliegenden Beschränkungen auferlegt und die Durchführung der Zukunftspläne von der Zeit erwartet. Wer einmal so weit, wie die gegenwärtigen Führer der Sozialdemokratie, den Bedürfnissen des Lebens und dem bestehenden Staate Rechnung trägt, der ist nicht mehr weit von dem Augenblick entfernt, wo er in logischer Weiterentwicklung des einmal gefaßten Gedankens die Zukunftspläne ganz auf sich beruhen läßt und sich ausschließlich der Gegenwart widmet, zumal wenn er, wie Herr Liebknecht, selbst einräumen muß, daß er gar nicht angeben kann, wie der sozialdemokratische Zukunfsstaat aussehen werde.

Es ist zu hoffen, daß die Bedeutung des Umschwunges, der sich innerhalb der Sozialdemokratie hinsichtlich ihrer Kampfesweise und ihrer Stellung zum heutigen Staate vollzogen hat, von allen denen begriffen werde, die auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung stehen, und daß diese Erkenntnis zu einer ehrlichen Probe führen werde, ob nicht die Sozialdemokratie schon jetzt geeignet sei zu praktischer Mitarbeit auf der Grundlage der Gleichberechtigung. Lasse man sich nicht beirren durch den Wust unreifer Zukunftsideen; er kann uns zwar im ersten Augenblick abschrecken, aber doch schließlich nicht die Erkenntnis der entscheidenden Thatsache verhindern, daß die Partei sich selbst zu dieser Probe erbietet, daß sie die allmähliche Entwicklung der Vernichtung alles Bestehenden vorzieht.

Wird der Versuch gemacht, dann müßte es wunderbar zugehen, wenn nicht die Sozialdemokratie entweder mehr und mehr im Drange der alltäglichen Geschäfte die Zukunftsträume vergäße, oder, falls sie doch nicht zu träumen unterlassen könnte, das Vertrauen der großen Masse von einfachen, aber im Grunde verständig denkenden Männern verlöre, denen allein, wie sie dies selbst am besten weiß, sie ihre Stellung verdankt. Nicht zum geringsten Teile sind wir, die Gebildeten, dafür verantwortlich, wie sich die Zukunft gestalten, und ob der Zustand dauern wird, der vom Standpunkte unbelehrbarer Revolutionäre aus die „Versumpfung" der sozialdemokratischen Partei genannt wird, den aber alle, die den Frieden, die Ordnung und ihr Vaterland lieben, immer deutlicher als das erkennen werden, was er in Wahrheit ist: als einen bedeutsamen Fortschritt zum sozialen Frieden.



Der deutsche Klassiker des Sozialismus

1



enn die Frage nach dem Ursprunge der Welt in 5000 Jahren ihrer Lösung nicht einen Schritt näher rückt, so ist darob niemand zu tadeln, denn es ist niemand dabei gewesen, und auch die Menschen, die nach weitern 5000 Jahren leben werden, werden sich wegen der Befriedigung ihrer Neugier in dieser Hinsicht aufs Jenseits vertrösten müssen. Wenn aber in dem Streit über die Natur des Kapitals und des Einkommens eine Ansicht, deren Falschheit nachgewiesen worden ist, auch nur fünf Jahre lang weiter behauptet wird, so verdient das den schärfsten Tadel, denn diese Dinge liegen im Bereich unsrer Erfahrung, wir haben täglich damit zu thun, und falsche Begriffe davon richten großen Schaden an.

Die freisinnige Presse beschäftigt sich seit dem 1. Oktober viel mit der Widerlegung des Sozialismus, tritt aber dabei immer nur auf den zwei Beweisführungen herum, deren Wertlosigkeit Rodbertus längst nachgewiesen hat. Die eine begegnete uns dieser Tage in folgender Form. Das Einkommen aller Privatpersonen in Preußen beträgt zusammen 8424 Millionen Mark. Auf die zehn Millionen Haushaltungsvorstände gleichmäßig verteilt, würde es für jeden 842 Mark jährlich ergeben, also nur unbedeutend mehr und stellenweise sogar weniger, als jetzt der Arbeiter bezieht. Und darum Räuber und Mörder und Umsturz der Ordnung! Darauf kann der demagogische Sozialist antworten: „Verehrtester Eugen Richter, wie dankbar bin ich dir, daß du das Wasser so schön auf meine Mühle leitest! Berechne dir gefälligst, was nach Abzug der Ausgaben für Wohnung, Feuerung, Kleidung, Licht, Wäsche und andre unumgängliche Dinge bei 842 Mark Einkommen für Nahrung übrig bleibt, und du wirst finden, daß es höchstens Zuchthausportionen sind (dreißig Pfennige auf den Kopf und Tag), falls die Familie fünf und mehr Köpfe zählt. Rechne dir dann weiter aus, wie klein und schlecht die Portionen der einen Hälfte des Volkes in Wirklichkeit erst sein müssen, da ihr ja von jenen 842 Mark so viel entzogen wird, daß daraus die anständigen, die großen und größten Einkommen gebildet werden können, und sage dann selbst, ob zu erwarten ist, daß diese Hälfte des Volkes zufrieden sein werde. Wolltest du uns das Wasser ab-

graben, so mußtest du vor allem nachweisen, daß die zur Steuererhebung vorgenommenen Einschätzungen hinter der Wirklichkeit weit zurückbleiben, daß wir Deutschen viel reicher sind, als die nachsichtigen oder schwachsichtigen Einschätzungskommissionen uns erscheinen lassen, und daß auch ohne Beraubung der Reichen die ärmern Familien durchschnittlich mehr als 842 Mark einnehmen." Der wissenschaftliche Sozialist aber wird sagen: „Das ists ja eben, was wir an der jetzigen Einrichtung tadeln, daß unter ihrer Herrschaft, mit jenem Franzosen zu reden, bei gleicher Verteilung des Nationaleinkommens jeder Franzose eben nur ein Lump sein würde. Daß diese Einrichtung einzelne Leute sehr reich werden läßt, dagegen hätten wir nicht das geringste einzuwenden, wenn sie nicht die Nationen im ganzen arm machte. Bei der gegenwärtigen Vollkommenheit der Arbeitswerkzeuge muß die Menschheit imstande sein, mit mäßiger Arbeit einen solchen Reichtum an Gütern herzustellen, daß nicht allein jeder, der arbeitet, samt Weib und Kind mit allem Nötigen und einigem Angenehmen versorgt wird, sondern auch noch dieselbe und eine größere Masse von Luxusgegenständen, als jetzt für die übrig bleibt, die durch Glück, Geschick oder Verdienst über die Masse emporgehoben werden, und hätte die Masse jenes Nötige zur Genüge, so würde sie den Hervorragenden dieses Mehr nicht mißgönnen, und es würde keinem Menschen einfallen, sozialistische Systeme auszudifteln. Da nun aber trotz reichlich vorhandner Bedingungen die notwendige Gütermasse nicht hervorgebracht wird, so sind wir berechtigt, die gegenwärtige Einrichtung der Gütererzeugung für fehlerhaft zu halten. Sie macht den Eindruck eines Hauswesens, worin sechs liebliche Töchter blühen, und nicht bloß blühen, sondern von früh bis abends alle Hände voll zu thun haben, trotzdem aber nichts fertig bringen, sodaß ihre zwölfhändige Geschäftigkeit nicht imstande ist, dem Papa zur richtigen Zeit auf den richtig gedeckten Tisch ein richtiges Mittagessen zu setzen und ihm die zerrissenen Strümpfe anzustricken. Entscheide doch selbst, lieber Eugen, ob es mehr zum Totlachen oder mehr zum Weinen ist, wenn die böhmischen Fabrikanten ihre Leinwand nicht los werden, die Arbeiter aber, die diese Leinwand herstellen, kein Hemd unterm Rocke haben, und sage, ob nicht ein Leiter des Gewerbewesens, der die Sache absichtlich so eingerichtet hätte, unbedingt ins Narrenhaus gesperrt werden müßte. Bei so bewandten Umständen wird es wohl nicht bloß erlaubt, sondern Pflicht sein, nachzusehen, wo eigentlich der Fehler steckt, und über eine bessere Einrichtung nachzudenken. Die Kritik der bestehenden Einrichtung zusammen mit den Entwürfen einer neuen macht eben den Sozialismus aus. Daß unter seinen Entwürfen sich schon ein ausführbarer befände, oder daß die Gütererzeugung und -Verteilung überhaupt einmal nach einem vorbedachten Plane werde umgestaltet werden können, das ist ja damit noch nicht gesagt."

Die zweite Art von Beweisführung der kapitalistischen Schule dreht sich um die wunderliche Vorstellung, daß das Kapital durch seine Verstaatlichung

vernichtet werde. Wir fanden sie dieser Tage wieder in einem Artikel der „Freisinnigen Zeitung," den vollständig zu zerpflücken, so angenehm es auch wäre, doch zu viel Raum beanspruchen würde, aus dem wir aber wenigstens etliche Sätze zu einiger Beleuchtung herausheben wollen. „Das vorhandene Kapital kann man durch einen brutalen Gewaltakt allerdings seinen Eigentümern konfiszieren und zum Staatseigentum erklären, nicht aber kann neues Kapital durch einen formalen Akt geschaffen werden." Als ob durch die Verstaatlichung der bebauten Äcker auch nur eine Drainage rückgängig gemacht, durch Verstaatlichung der Fabriken auch nur ein Ziegel ausgebrochen oder ein Dampfkolben zerbrochen würde, sodaß diese Dinge wieder hergestellt werden müßten! Als ob bei der Verstaatlichung der Privatbahnen in Preußen auch nur eine Schwelle oder Schiene verloren gegangen wäre! Als ob bei einer Verstaatlichung der Bergwerke, die voriges Jahr nach dem großen Ausstande von vielen konservativen Politikern gefordert wurde, auch nur ein Stollen einfallen würde! „Dieses [das Kapital] muß erst [von neuem wiederum? das meint Richter doch wohl] produzirt und erspart werden." Unsinn, doppelter Unsinn! Das Kapital ist da und bleibt nach der Besitzübertragung, was es vorher war. Vermehrt aber wird es auch in Zukunft auf keine andre Weise, als wie es geschaffen ist, nämlich durch Arbeit, durch nichts als durch Arbeit; nicht durch „produziren," sofern das was andres bedeuten soll als arbeiten, und noch weit weniger durch Sparen; denn kein Verschwender verspeist Kapitalgüter: Fruchtäcker, Pflüge, Eisenbahnschienen, Dampfkolben, Ziegelsteine und Brettnägel, sodaß diese Dinge vor der Verschwendung durch Sparen gerettet werden müßten. Was der Verschwender verzehrt, das sind eben zum Verzehren bestimmte Güter, und je mehr davon vertilgt werden, desto besser ist es für die Produzenten, desto mehr werden sie in den Stand gesetzt, ihre Anlagen zu erweitern, d. h. ihr Kapital zu vergrößern, desto stärker wächst das Nationalkapital, gleichviel, ob der Staat oder die Gesamtheit der Privaten Besitzer davon ist. Verzehrt werden nicht Stücke des Kapitals, sondern Bestandteile des Einkommens; Nahrungs- und Genußmittel gehören nicht zum Kapital, sondern zum Einkommen. Was im sozialistischen Staate das Kapital gefährden könnte, das wäre der Wegfall des zur Arbeit treibenden Stachels der Not. Weil unser Volk noch nicht reif genug sei, ohne diesen Stachel zu arbeiten, meint Rodbertus, darum sei die Zeit für den sozialistischen Staat noch nicht gekommen.

Was Richter mit dem neuzuschaffenden Kapital eigentlich meint, würden wir gar nicht zu erraten vermögen, wenn er es nicht an einem Beispiele einigermaßen veranschaulichte. „Der preußische Staatshaushaltsetat hat für 1890/91 einmalige Ausgaben vorgesehen zur Ergänzung und Vervollkommnung des Staatseisenbahnnetzes im Betrage von 200 Millionen Mark. Die dazu erforderlichen Geldmittel sollen durch Anleihe aufgebracht werden. Diese Auf-

bringungsart ist im sozialistischen Staate nicht möglich, dieser müßte also, um den Bedürfnissen der Bahnverwaltung zu genügen, jeder der zehn Millionen Haushaltungen von ihrem auf 842 Mark berechneten Normaleinkommen zwanzig Mark abziehen." Ja muß denn der preußische Staatsbürger in alle Ewigkeit auf dem Einkommen von 842 Mark angenagelt bleiben? Das Ziel der Sozialisten ist ja eben Erhöhung der Produktion und hieraus erfolgende Einkommenvermehrung! Wenn nun im Sozialistenstaate selbst der Ärmste jährlich so viel Güter bezieht, als man heute für 2000 Mark bekommt, so fällt ihm der Abzug einer zwanzig Mark werten Gütermenge schon weniger schwer. Der Ärmste, sagen wir, denn nach Sozialisten wie Rodbertus, Schäffle und Hertzka — wie sich Bebel die Sache denkt, wissen wir nicht — bleibt im sozialistischen Staate das Privateigentum, das Erbrecht und darum auch der Vermögensunterschied bestehen, und daher würden die Ärmern im vorliegenden Falle auch gar nicht einmal zwanzig Mark zu tragen brauchen. Nur das Kapitaleigentum geht an den Staat oder an eine andre größere Gesamtheit von Produzenten über; das Eigentum an seinem Arbeitsprodukt, an seinem ehrlichen Erwerb, der gegenwärtig keinem sicher ist, soll dort im Gegenteil erst gesichert werden. Und dann: sind denn die Pyramiden, die höchst vollkommnen Kanalnetze des alten Ägyptens und Babyloniens und die Römerstraßen mit Anleihen oder auf Aktien gebaut worden? Der Einwand, daß man damals Sklaven verwendete, würde nichts zu bedeuten haben, weil jene Sklaven gerade so gut genährt werden mußten, wie unsre heutigen Erd- und Eisenarbeiter. Haben doch beim Bau der großen Pyramide die Arbeiter für sechs bis neun Millionen Mark Rettiche, Zwiebeln und Knoblauch verzehrt, was den guten Herodot zu dem Ausrufe veranlaßte: „Was muß da erst drauf gegangen sein für Eisen zum Werkzeuge, für die eigentliche Kost und die Kleidung der Arbeiter!" Wie frühere Geschlechter zur Schaffung einer großartigen Kultur unsrer heutigen Finanzkünste nicht bedurft haben, so werden auch spätere wieder einmal ohne sie fertig werden. Diese Finanzkünste haben ja ihre Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, und gegenwärtig beherrschen sie die Produktion dermaßen, daß nur ein Narr daran denken könnte, sie plötzlich abschütteln zu wollen; aber der volkswirtschaftlichen Weisheit letzter Schluß wird die von den Freisinnigen zärtlich geliebte Börse nicht sein.

Wer heute, nach Rodbertus, noch das Kapital mit dem Kapitalbesitz verwechselt, wie die „Freisinnige Zeitung," der ist so wenig zu entschuldigen, wie etwa ein Chemiker, der nach Lavoisier noch die Verbrennung mit dem Entweichen des Phlogiston erklären wollte. Aber freilich, welcher anständige Mensch mag mit Rodbertus zu thun haben? War er doch Sozialist, und Sozialist und Sozialdemokrat ist ein und dasselbe Ding. Wir aber, die anständigen Leute, sind nicht Sozialdemokraten, sondern entweder konservativ, oder nationalliberal, oder „deutschfreisinnig," oder fromme, gläubige Katho-

liken, und namentlich wenn wir letzteres sind, müssen wir den Sozialismus für eine Ausgeburt der Hölle halten. Das giebt eine schöne Gelegenheit zur Gesellschaftsrettung ab und erhöht sowohl den Glanz des heiligen Vaters, wie es den Zentrumsorganen ihre durch das Ende der Kirchenverfolgung lau gewordenen Abonnenten wieder sichert. In Deutschland, und wohl auch in den andern Ländern des Kontinents, wird nämlich jede Ansicht als Parteisache behandelt. Jede Partei aber liest nur ihr „Organ," und wehe diesem Organ, wenn es sich einmal untersteht, außer der Parteimeinung auch andern Meinungen Raum zu geben! Jeder Abonnent sieht das als eine persönliche Beleidigung an. So singt jede Partei jahraus jahrein ohne Rücksicht auf die andern ihre eintönige Melodie herunter, was keine Symphonie, sondern eine greuliche Katzenmusik ergiebt, und wobei, weil kein Meinungsaustausch stattfindet, sondern nur Monologe gehalten werden, die Lösung der brennenden Fragen keinen Schritt vorwärts rückt. In England ist das anders. Dort wird wirklich diskutirt, sowohl in Versammlungen wie in der Presse. Manche Zeitschriften, wie das Nineteenth Century, laden die Häupter der entgegengesetzten Parteien ausdrücklich zur Mitarbeit ein. Jeder vermag des Gegners Ansicht anzuhören, ohne daß er Kopf- und Leibweh davon bekommt, und nachdem man die Sache hin und her besprochen hat, gelangt man auch, sofern es sich nur nicht gerade um Irland handelt, zu einer Verständigung. Seitdem das Nopopery geschrei aufgehört hat, hegt man keinerlei abergläubische Voreingenommenheit gegen irgend eine Ansicht mehr; am wenigsten gegen den Sozialismus. Kirchenzeitungen bringen Beiträge von Sozialisten, und auf dem Kongreß der Staatskirche zu Hull sagte am 1. Oktober der Bischof von Durham, an dem Worte Sozialismus dürfe niemand Anstoß nehmen; es bedeute weiter nichts, als daß man die Produktion jetzt einmal vom Standpunkte der Gesamtheit anzusehen beginne, während man sie lange genug lediglich für ein Privatgeschäft und als Sache der freien Konkurrenz angesehen habe.

Wenn die Ansicht, daß bei uns in Deutschland die freie öffentliche Diskussion nicht ungefährlich sei, einen Schein von Berechtigung hat, so kommt das daher, weil wir, dieses Volk der Denker und der Theoretiker, noch gar nicht einmal wissen, was eine Theorie ist. In England weiß jedermann bis zum Straßenkehrer herab, daß eine Theorie eine Theorie, d. h. eine Ansicht von einer Sache ist, der andre Ansichten zur Seite und gegenüberstehen, und daß nach dieser Ansicht das eine, nach der andern Ansicht ein andres an der fraglichen Sache gebessert werden kann, und niemand verfällt auf den verrückten Gedanken, die vielseitige Wirklichkeit in eine ihrer Natur nach einseitige Theorie pressen, gewissermaßen aus der dreidimensionalen Körperwelt ein Flächenornament machen zu wollen. Der Deutsche aber bildet sich ein, wenn er eine Theorie gefunden hat, so müsse er sofort die ganze Wirklichkeit darnach umgestalten, und er setzt dieselbe Verrücktheit bei jedem andern Menschen voraus,

daher er denn, wenn sein Gegenpart im Gespräch den Begriff des Privateigentums zu erörtern anfängt, sofort nach Uhr und Geldbeutel greift, um sie vor dem Kerl, der doch nur ein Spitzbube sein könne, zu sichern. Wenn so der Hochgebildete der Theorie die Macht beimißt, ihre augenblickliche Ausführung zu erzwingen, dann dürfte man sich freilich nicht wundern, wenn der Fabrikarbeiter die Lehren des Sozialismus als eine Aufforderung zum Müßiggang und zum Stehlen mißverstünde.

Der Eigentumsbegriff ist so wenig wie irgend ein andrer fertig vom Himmel gefallen, sondern entwickelt worden, und er erleidet beständige Wandlungen. Daß sehr reiche Leute einer Erörterung dieses Begriffes abgeneigt sind, kann nicht Wunder nehmen; denn sie fürchten, daß ein Wandel des Begriffes einen Wandel der Lage zur Folge haben könnte, und es ist kein Wandel denkbar, der ihre Lage noch verbessern, wohl aber so mancher, der sie verschlechtern könnte. Sehr reiche Leute sind daher immer hyperkonservativ, mögen sie sich in der Politik auch liberal oder freisinnig nennen. Dagegen ist es unbegreiflich und unverantwortlich, wenn sich der gebildete Mittelstand gegen eine solche Erörterung sträubt. Welcher Mann von ein- bis dreitausend Thalern Einkommen sieht nicht trotz aller Opfer, die er für seine Kinder bringt, mit Bangen in deren Zukunft? Vor sechzig Jahren konnte ein gebildeter Mann, ohne den Vorwurf der Gewissenlosigkeit fürchten zu müssen, seinen Jungen mit einem Thaler in die weite Welt schicken, weil wirklich jeder, der nur arbeiten wollte, sich durchschlug. Mußte der Bursche vielleicht auch, ehe er festen Fuß faßte, manchmal monatelang fechten gehen, das vernichtete nicht, wie heute, seine Existenz, das hatte nicht seine Ausstoßung aus der bürgerlichen Gesellschaft, seine Ächtung zur Folge. Wer in dieser stetig zunehmenden Erschwerung des Fortkommens nicht die Aufforderung sieht, die Grundlagen unsrer Gesellschaftseinrichtungen auf ihre Haltbarkeit, Berechtigung und Vernünftigkeit hin zu prüfen, der ist nicht bloß leichtsinnig und gedankenlos, sondern, wenn er selbst Kinder hat, gewissenlos.

Noch unverständlicher ist die ablehnende Haltung mancher Männer der Wissenschaft, denen doch die Wandlungen des Eigentumsbegriffes bis in die neueste Zeit herein nicht unbekannt sein können. Wo wäre das preußische Heer, wo wären die musterhaften preußischen Finanzen, wo wäre Preußen selbst, wenn seine Könige nicht den Eigentumsbegriff der Junker, die den Bauernacker samt dem Bauer für ihr rechtmäßiges und unantastbares Eigentum ansahen, einer gründlichen Korrektur unterworfen hätten? Anders als aus Vorurteil läßt es sich doch nicht erklären, wenn ein Handbüchlein der Nationalökonomie, das seiner Handlichkeit wegen wahrscheinlich sehr verbreitet ist (den Verfasser nennen wir nicht, weil wir ihn im übrigen hochschätzen), Rodbertus mit folgendem Sätzchen abschlachtet: „Sein Sozialismus besteht hauptsächlich in dem Wahne, nach einigen hundert Jahren werde das Kapital- und Grund-

eigentum abgeschafft werden." Daß Rodbertus den Begriff und die Entstehung des Kapitals, sowie die Entstehung der verschiednen Arten von Rente in völlig befriedigender Weise erklärt und über eine Menge wichtiger volkswirtschaftlicher Einzelfragen Licht verbreitet hat, davon kein Wort. Der Leser erfährt nichts als jenen angeblichen „Wahn," den man übrigens aus des Rodbertus Büchern herausstreichen kann, ohne ihren Wert zu mindern. So ist der schöne Zweck erreicht! Wem wird es einfallen, Bücher zu lesen, die nichts enthalten, als einen Wahn, einen verrückten Zukunftstraum! Und so ist die deutsche Nation glücklich um einen ihrer tiefsten und edelsten Denker, um ihren größten Volkswirtschaftslehrer betrogen! Den „Ricardo des ökonomischen Sozialismus" nennt ihn Adolf Wagner und sagt im Vorwort zu des Rodbertus nach seinem Tode herausgegebenen Werke „Das Kapital": „Rodbertus zeigt hier eine Kraft des abstrakten Denkens, wie sie nur den größten Meistern eigen ist. Er schließt sich an diese an und tritt wohl auf dem Gebiete der Nationalökonomie an ihre Spitze." In der That wüßten wir nicht, wer ihm von deutschen Nationalökonomen vorangestellt werden könnte. Als Verfasser eines alle Zweige der Volkswirtschaft umfassenden Lehrbuchs und durch die Fülle des darin und in seinen andern Schriften niedergelegten Wissensstoffs behauptet zwar Roscher unzweifelhaft die erste Stelle, aber er hat nicht durch bahnbrechende neue Ideen den Gesichtskreis seiner Wissenschaft erweitert, sondern sich nur als zuverlässigen Führer auf dem bisher erschlossenen Gebiete bewährt und dieses durch die Entdeckung vieler Thatsachen und durch lichtvolle Erörterungen bereichert. Des Rodbertus Größe erkennt er an. In seiner Geschichte der Nationalökonomik sucht er ihm zwar einige Irrtümer nachzuweisen, schließt aber seine Kritik mit den Worten: „Indessen wird das alles dann überwogen durch eine Menge höchst gründlicher und geistreicher Forschungen, zumal aus der römischen Kaiserzeit, deren Ideengehalt nicht selten bis in die Tiefe reicht, wo die allgemeinen Fragen der Volkswirtschaft und des Volkslebens wurzeln."

Da sich Rodbertus fast stets in mathematisch strengen Beweisführungen bewegt, seine Schriften sich daher nicht eben leicht lesen, so glauben wir denen, die die neue Ausgabe seines zweiten und dritten sozialen Briefes an Kirchmann zu studiren gedenken, einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie durch einen Abriß seiner Rententheorie ein wenig vorbereiten. Der Raumersparnis wegen sagen wir nichts von den Theorien Ricardos und Kirchmanns, von denen er ausgeht, und erwähnen mit Beziehung auf das Äußere der neuen Ausgabe nur das eine, daß der Herausgeber den Text des Meisters sehr pietätvoll und mit philologischer Genauigkeit behandelt hat.*)

*) Zur Beleuchtung der sozialen Frage. Teil 1. Unveränderter Abdruck meines zweiten und dritten sozialen Briefes an v. Kirchmann, enthaltend einen kompendiösen Abriß meines staatswirtschaftlichen Systems, nebst einer Widerlegung der Ricardoschen und Ausführung einer neuen Grundrententheorie. Von Dr. Carl Rodbertus-Jagetzow. Zweite Auflage, herausgegeben von Moritz Wirth. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1890.

2

„Boden, Kapital und das unmittelbare materielle Arbeitsprodukt — sagt Rodbertus — durften und dürfen auch niemals dem Arbeiter zu eigen gehören, mindestens nicht, wenn die Teilung der Arbeit entstehen, bestehen, sich entwickeln, erweitern und damit über die Gesellschaft das Füllhorn ihrer wunderbaren Schätze soll ausgießen können.“ Man vergegenwärtige sich nur, wie viel Arbeiter verschiedner Berufsarten bei Herstellung einer Stecknadel zusammenwirken und frage sich, wie sie es anstellen sollten, ihre Ansprüche an die Nadel zu berechnen. Nur auf der Stufe des Jägerlebens fällt der Besitzer mit dem Arbeiter zusammen. Dem Jäger gehört der Bogen wie das Wild, das er damit erlegt. Der Bogen, den er sich schnitzt, bildet sein Kapital; die Jagdbeute, sein Arbeitsprodukt, bildet sein Einkommen. Auf dieser Stufe ist Sklaverei noch nicht möglich. Ließe der Herr den Sklaven mit jagen, so würde das die Freiheit bedeuten; legte er ihn in Fesseln, so müßte er, der Herr, ihn mit seiner Arbeit ernähren, es bleibt also nichts übrig, als den überwundenen Gegner zu töten.

Mit dem Ackerbau beginnt die Arbeitsteilung und hört die Möglichkeit auf, daß jeder Arbeiter selbst Eigentümer seiner Produktionsmittel und Produkte sei. Der Herr des Grundstückes, wie immer er in dessen Besitz gelangt sein mag, läßt es zuerst durch seine Weiber und Kinder, dann durch seine Sklaven bestellen. Einen vom Grundbesitz getrennten Kapitalbesitz giebt es anfänglich noch nicht, die Gütererzeugung vollzieht sich in der Form der Naturalwirtschaft. Der Besitzer läßt nicht allein das Holz zu seinem Hause und seinen Gerätschaften fällen, sondern er läßt auch durch einige seiner Sklaven das Haus bauen und durch andre die Geräte und Werkzeuge anfertigen. Er läßt nicht allein Getreide bauen, sondern auch das Getreide zu Mehl mahlen und aus dem Mehle Brot backen. Er läßt nicht allein Schafe züchten, auf deren Fellen ihm Wolle wächst, sondern auch diese Wolle zu Gewändern verarbeiten. Weder sein Vermögen noch sein Einkommen wird nach Geld geschätzt, weil kein Tausch vorkommt, demnach kein Tauschwert als Maßstab entsteht. Von einem Betriebskapital zur Ergänzung der Werkzeuge und Löhnung der Arbeiter ist keine Rede, denn von außen kommt nichts in die Wirtschaft hinein. Die Arbeiter empfangen nicht Geldlohn, den sie in die Stadt tragen könnten, um dort damit zu kaufen, was sie brauchen, sondern sie werden mit den Gütern gespeist und gekleidet, die auf dem Grundstücke gewachsen oder aus darauf gewachsenem Rohstoff bereitet sind. Ein Teil ihrer Arbeitskraft und der gewachsenen Rohstoffe wird zur Ergänzung, Wiederherstellung und Vermehrung der Werkzeuge und Lagerräume, zur Verbesserung und Erweiterung des Anbaues, also zur Kapitalbildung verwendet. Brächten nun die Sklaven mit ihrer Arbeit nicht mehr hervor, als sie zur Fristung ihres eignen Lebens brauchen, so müßte der Herr verhungern und hätte nichts

von seinem Besitz. Sie bringen aber bedeutend mehr hervor, so viel, daß der Herr nicht allein gut und reichlich essen und trinken, sich warm und prachtvoll kleiden kann und ein schönes, mit bequemen Gerätschaften ausgestattetes Haus erhält, sondern auch noch vielerlei Bequemlichkeiten, wie die persönliche Bedienung und die Beförderung von einem Orte zum andern durch Pferde, Wagen oder Tragsessel genießt. Die Gesamtheit dieser Güter, deren er sich erfreuen kann, weil sie nach Abzug des Unterhalts der Sklaven und des Kapitalersatzes oder der Neuanlage übrig bleiben, bildet sein Einkommen; das ist die Rente, die ihm sein Grundstück abwirft, die er bezieht, bloß weil er Besitzer ist. Sie ist lediglich das Erzeugnis der Arbeit seiner Sklaven, er aber betrachtet sie als den Ertrag seines Vermögens, und er ist dazu formell berechtigt, weil die Arbeiter selbst einen Bestandteil dieses Vermögens bilden. Kapital ist der Teil seines Vermögens, der aus Bodenkulturen, Gebäuden, Werkzeugen und Vieh besteht, im Sinne von vorgethaner Arbeit; aber in dem jetzt gebräuchlichsten Sinne, als Betriebskapital, ist keins vorhanden, weil ja, wie gesagt, von außen nichts in die Wirtschaft hineinkommt. Daß vielleicht schon einige überflüssige Rohprodukte und Fabrikate auf einem auswärtigen Markte verkauft und für das daraus gelöste Geld einige Dinge eingekauft werden, die dem Besitzer daheim nicht wachsen, berührt die Wirtschaft nicht. Weil kein Betriebskapital, so ist auch noch kein Zins vorhanden, denn solcher kann nur nach dem Gewinn berechnet werden, den das Kapital abwirft. Wo bei Naturalwirtschaft ein Zins von Gelddarlehen vorkommt, da ist er Wucherzins, d. h. seine Höhe wird nicht nach dem Gewinn berechnet, den der Gläubiger durch Anlage des Kapitals im Gewerbe erzielen könnte, sondern nach dem Grade der Not, die den Schuldner zwingt, Geld aufzunehmen. So faßt selbst Aristoteles noch den Zins auf. (Und auf dessen Auffassung ist das kanonische Zinsverbot, das auch Luther noch verteidigte, wohl mehr als auf das Neue Testament zurückzuführen.)

Betriebskapital entsteht, sobald sich die Fabrikation von der Landwirtschaft trennt, weil der Fabrikant das Rohmaterial und die Werkzeuge kaufen und den Arbeitern Lohn gewähren muß, schon ehe ihm die Fabrikation etwas einträgt. Mit der Scheidung der Fabrikation von der Landwirtschaft tritt zugleich eine Verzweigung der Fabrikation in viele Gewerbe ein. Denn während dem Landwirt vielerlei Rohstoffe zuwachsen, die er auf seinem geräumigen Grundstück auch gleich verarbeiten lassen kann, muß sich der Fabrikant, der die Rohstoffe zu kaufen und nur einen beschränkten Raum zur Verfügung hat, auf die Verarbeitung eines einzelnen Rohstoffes, und zwar auf einen einzelnen Produktionsabschnitt dieser Verarbeitung beschränken; er ist entweder Müller oder Bäcker, Gerber oder Schuster, Brettschneider oder Tischler. Je einseitiger seine Produktion ist, desto weniger Gebrauchswert hat sein Produkt für ihn selbst, desto weniger kann er es auch zur Ergänzung seiner Werk-

zeuge und zum Unterhalt seiner Arbeiter verwenden. Er muß es auf den Markt schicken und zu Geld machen und mit diesem Gelde die Arbeiter ablohnen, neue Werkzeuge einkaufen und die zur Befriedigung seiner persönlichen Bedürfnisse dienenden Güter erwerben. Der Gebrauchswert des Produkts tritt für den Produzenten hinter dem Tauschwerte zurück. Der Erlös teilt sich in die Betriebskosten, zu denen der Arbeitslohn gerechnet wird, und in den Kapitalgewinn; er ist aber wiederum, wie vorhin der Ertrag des Landgutes, lediglich Erzeugnis der Arbeiter. Man darf sich, sagt Rodbertus, nicht der Vorstellung hingeben, daß es nun, wo das Produkt überall in der Tauschwertsform auftritt, eines Wertzuschlages bedürfe, um Rente, Grundrente oder Kapitalzins, zu gewähren, daß es um die Rente teurer verkauft werden müsse, und daß es, wenn es keinen Kapitalgewinn abzuwerfen brauchte, um so viel wohlfeiler werden könnte. Nicht durch einen Preiszuschlag wird die Rente erzielt, sondern durch einen Abzug vom Arbeitslohn, dadurch, daß die Arbeiter gezwungen werden, einen Teil des von ihnen hervorgebrachten Wertes dem Fabrikanten abzutreten.

Auf wie vielfältige Weise die Landwirtschaft in das kapitalistische Getriebe hineingezogen wird, mögen sich die Leser selbst vergegenwärtigen. Hier genügt es zu bemerken: nach Scheidung der Fabrikation von der Landwirtschaft erlangen auch die Erzeugnisse der Landwirtschaft und die Landgüter selbst Tauschwert, gehört zum Erwerb und zur Bewirtschaftung eines Landgutes Kauf- und Betriebskapital, geraten Landwirtschaft und Fabrikation in eine viel und fein verzweigte Abhängigkeit von einander und verschmelzen die Einzelwirtschaften der vorigen Periode zur Volkswirtschaft, zu einem untrennbaren mit dem Nationalkapital arbeitenden Ganzen. Diese Abhängigkeit jedes einzelnen Arbeiters von unzähligen, ihm meist unbekannten und fern wohnenden Mitarbeitern macht es eben, wie schon bemerkt wurde, unmöglich, daß er zugleich Besitzer seiner Arbeitsmittel und seines unmittelbaren Erzeugnisses sei. Das Vernünftige wäre nach Rodbertus, daß sich diese Güter überhaupt nicht im Privatbesitz befänden, sondern, wie sie nur in der geordneten Gemeinschaft, im Staate erzeugt werden können, so auch der Gemeinschaft, dem Staate gehörten.

So lange nun dieses Vernünftige nicht verwirklicht werden kann, bleibt es dabei, daß vom Ertrage der Nationalarbeit nicht allein die Kapitalergänzung, sondern auch noch Grundrente und Kapitalzins nebst Unternehmergewinn abgezogen werden, und nur der Rest den Arbeitern verbleibt. „Das Vermögen aber, das selbst nur Arbeitsprodukt, und zwar das Produkt der Arbeit andrer als seiner Besitzer ist, nimmt in diesem Zustande immer mehr die bewegliche Geldform an, in der der Besitzer es irgendwo »anzulegen« sorgen muß. Die Rente nimmt daher immer mehr die Scheingestalt eines Erwerbes oder Produkts des Vermögensbesitzers an (indem beide, Kapital und Einkommen, als gleichartige Dinge, als Geld erscheinen, sodaß Geld Geld zu erzeugen scheint, und

Einkommen nur als der Ertrag von Geldkapital möglich erscheint), und zwar umso mehr, als jetzt mit dem überall vortretenden Tauschwert ein gleichnamiger Maßstab gegeben ist, um das Verhältnis jenes »Ertrages« zum Vermögen auszudrücken." Bekanntlich drückt man es nicht als Bruch aus: als ein Zwanzigstel etwa, sondern man sagt fünf vom Hundert. Ganz ebenso drückt der Grundbesitzer den Zinsenbetrag seines Betriebskapitals aus. Und zwar richtet sich der Zinsfuß des ländlichen Betriebskapitals nach dem des gewerblichen. Endlich wird auch die Grundrente, die nicht mit den Zinsen des landwirtschaftlichen Betriebskapitals verwechselt werden darf, in Prozenten ausgedrückt. Aber während in der Fabrikation die Zinsen nach dem Kapital berechnet werden, indem man nachsieht, den wievielten Teil von diesem sie ausmachen, wird umgekehrt der Tauschwert des landwirtschaftlichen Urkapitals, des ursprünglich kostenlosen Bodens, erst aus der Grundrente gefunden, indem man deren Betrag für einen Morgen je nach dem landesüblichen Zinsfuß mit 20 oder 25 oder $33^1/_3$ multiplizirt. Der Beweis dafür, daß nicht etwa bloß, wie Ricardo meint, auf dem bessern Boden, sondern unter allen Umständen Grundrente übrig bleibt, bildet den am schwersten verständlichen, am meisten angefochtenen und wohl auch anfechtbarsten Teil des dritten Briefes an Kirchmann. Der Beweis stützt sich vorzugsweise auf den Umstand, daß der Grundbesitzer nicht, wie der Fabrikant, Geld auf Rohstoffe auszulegen braucht. Anstatt darauf einzugehen, wollen wir lieber einen einzelnen Fall anführen, wo über den Kapitalzins hinaus Rente übrigbleibt, einen Fall, den Rodbertus aus der Geschichte seiner eignen Gutswirtschaft zu einem andern Zweck erzählt. Die Kosten der Drainirung eines Teiles seiner Feldmark wurden vollständig durch den Erwerb von 120 Morgen neuen Ackers gedeckt, die er durch Zuschüttung der Gräben des alten Entwässerungssystems gewann. Er hatte also die Drainirung der schon vorhandnen 880 Morgen umsonst, und der Mehrertrag, den sie seitdem abwarfen, verursachte ihm keinen Pfennig Betriebskosten. Hier haben wir also ein Einkommen, das offenbar nicht als Kapitalzins angesehen werden kann, sondern dem Besitzer des Grundstücks lediglich darum zufällt, weil er Besitzer ist.

Rodbertus bestreitet natürlich dem Besitzer nicht den Anspruch auf Entschädigung seiner persönlichen Leistungen als Mitarbeiter oder Leiter seiner Wirtschaft. Daß aber die Rente etwas andres ist als diese Entschädigung, sieht man deutlich bei der Pacht- und bei der Kapitalanlage in den Unternehmungen andrer. Denken wir uns, daß die Ahnen eines Gutsherrn ihr Gut vor Jahrhunderten verpachtet hätten, so würde die Familie Geschlecht für Geschlecht die stetig steigende Rente bezogen haben ohne andre Mühewaltung, als daß das Familienhaupt von Zeit zu Zeit einen neuen Pachtkontrakt unterschrieben hätte. Dem Hausbesitzer in der Großstadt fällt lediglich durch die fortwährende Steigerung des Grundstückwertes alljährlich eine Rentenzulage

in die Tasche, ohne daß er einen Finger zu rühren braucht. Bei der Kapitalanlage in den Unternehmungen andrer beschränkt sich die Arbeit des Kapitalisten auf das Eintreiben der Zinsen oder das Kouponabschneiden. Den Unternehmern (Gutspächtern oder geldaufnehmenden Fabrikanten) gegenüber begehen Gutsherrn und Kapitalisten kein Unrecht, wenn sie Pacht oder Zins fordern; „das Unrecht, das man im Zinsenbezuge zu finden glaubt und konsequent auch im Pachtbezuge finden müßte, liegt nicht in der Teilung der an den Arbeitern gemachten Beute, sondern in der Erbeutung selbst." Das Steigen und Fallen der einzelnen Teile, in die das Nationalprodukt zerfällt, vollzieht sich nun nach folgenden Gesetzen. Wird die Arbeit produktiver, d. h. wird mit weniger Arbeit dasselbe Produkt oder mit derselben Arbeit mehr Produkt hergestellt als früher, so können die Anteile aller Beteiligten, also Bodenrente, Kapitalzins, Unternehmergewinn und Arbeitslohn zugleich steigen. Für gewöhnlich ist dies jedoch nicht der Fall, sondern der Arbeitslohn bleibt, wenn er auch vielleicht nominell steigt, seinem Tauschwert nach auf derselben Stufe oder sinkt wohl gar. Denn da bei Aufhebung der Sklaverei die Arbeiter alle Arbeitsmittel im Besitz von Grundherren und Kapitalisten finden, von deren Erlaubnis es abhängt, ob sie arbeiten dürfen oder nicht, da sie demnach ihre Arbeitskraft, d. h. sich selbst, als Ware anbieten müssen, und mit jeder Volksvermehrung die Notwendigkeit, diese ihre einzige Ware loszuschlagen, immer dringender wird, während die Gutsherrn und Kapitalisten gewöhnlich warten können, so sind sie nicht in der Lage, eine der Vermehrung des Produkts entsprechende Erhöhung ihres Anteils durchzusetzen. Die Erhöhung der Produktion kommt demnach lediglich den Besitzern zu gute. Selbstverständlich wird durch jede Erhöhung des Arbeitslohnes die Rente verringert, und umgekehrt. Dasselbe ereignet sich dann bei der Teilung der Rente zwischen Grundherrn und Kapitalisten, indem eines jeden Anteil beim Steigen des Anteils des andern fällt und beim Fallen steigt. Während jedoch das Steigen des Kapitalzinses an allerlei Umständen sehr bald seine Grenzen findet, ist dem Steigen der Grundrente keine Grenze gesteckt; sie steigt mit dem Wachstum der Bevölkerung, d. h. des Bedürfnisses an Wohnplätzen und Nahrungsmitteln, und kann bis ins Unendliche gehen. (Ob dieser Behauptung mögen unsre Agrarier den Rodbertus wohl für verrückt halten. Allein die heutige Not der Landwirtschaft rührt nicht vom Fallen der Grundrente her, wie schon die Thatsache beweist, daß sich um jedes Fleckchen Pachtacker die Anwohnenden reißen, sondern von der Verschuldung, d. h. von dem Umstande, daß viele Grundbesitzer — gar nicht mehr Besitzer sind. Daß die Grundrente ins Unendliche steigen könne, glauben wir allerdings auch nicht, weil die Bevölkerung, wenn sie unverhältnismäßig zahlreich geworden ist, stehen bleibt oder wohl auch zurückgeht, und weil ihr Bedürfnis teilweise durch Einfuhr von Vieh und Getreide aus dem Auslande befriedigt wird.)

Den Kern dieser Rententheorie bildet also der Satz, daß alle Rente, d. h. jedes Einkommen, das dem Besitzer von Grundstücken oder Geldkapital lediglich darum zufließt, weil er Besitzer ist, nur durch Verkürzung des den Arbeitern gebührenden Anteils an der Nationalproduktion gewonnen wird, daß sie Ertrag der Arbeit andrer ist. „Es grenzt an Lächerlichkeit — sagt Rodbertus —, wenn Herr Thiers die großen Vermögen der Gegenwart nur aus dem Unterschiede der individuellen Arbeitsfertigkeit in Verbindung mit dem Erbrecht erklären will. Ich halte das Erbrecht für ein gerade so wohl begründetes Recht als das Eigentum, und das Eigentum für so wohlbegründet, als überhaupt nur ein Rechtsbegriff sein kann, aber wäre es nicht der Gesellschaft begegnet, daß der Eigentumsbegriff fortwährend falsches Maß und Gewicht mit sich geführt hätte, so würde wahrscheinlich keine noch so große Verschiedenheit individueller Arbeit, auch bei den glücklichsten Zufällen des Erbrechtes, haben hinreichen können, die heutigen großen Privatvermögen aufzuhäufen. . . . Meine Theorie beweist, daß jene Lobredner der heutigen Eigentumsverhältnisse, die sich doch wieder nicht entbrechen können, das Eigentum auf die Arbeit zu gründen, mit ihrem eignen Prinzip im vollständigsten Widerspruche stehen. Sie beweist, daß die heutigen Eigentumsverhältnisse gerade auf einer allgemeinen Verletzung dieses Prinzips beruhen, und daß jene großen individuellen Vermögen, die sich heute in der Gesellschaft aufhäufen, nicht etwa aus einer Verschiedenheit der produktiven Fähigkeiten, der allerdings von Rechts wegen verschiedne Eigentumslose zufallen, noch aus dem Erbrecht, das gleichfalls von Rechts wegen so heilig ist als das Eigentum selbst, entspringen, sondern aus historischen Thatsachen, die in immer größerm Maße jeder Arbeit einen Teil ihres Produkts entziehen, und also auch mit jedem neugebornen Arbeiter den schon von Alters her sich in der Gesellschaft anhäufenden Raub vergrößern. So scheint mir diese Theorie die Unklarheit und die Verirrungen der französischen Sozialisten zu vermeiden und den Grundsatz »Das Eigentum ist Diebstahl« in den richtigern umzukehren: »Das Eigentum ist vor Diebstahl zu behüten.«“

Daß die stetige Verminderung der Quote (des verhältnismäßigen Anteils) der Arbeiter am Nationalprodukt bei steigender Produktivität uns schon mit dem Pauperismus heimsuchen muß, ehe dessen natürliche Ursache, die Übervölkerung, eintritt, ist klar. Aber auch die Plage der sogenannten Überproduktion und der daraus folgenden Geschäftsstockungen oder Handelskrisen erklärt sich nun leicht. Über den Marktwert der Waren, von dem der Gewinn des Fabrikanten abhängt, entscheidet bei der jetzigen Ordnung oder Unordnung nicht das Bedürfnis, sondern die Kaufkraft der Massen; diese aber bleibt klein, weil der Arbeitslohn niedrig bleibt. Die Kaufkraft des Arbeiters wieder richtet sich nicht nach dem Werte seiner Leistung, sondern nach dem Anteil, der ihm von diesem Werte gelassen wird. Und so versperren sich die Grund- und die

Kapitalbesitzer selbst den Absatz, indem sie die Kaufkraft des Volkes nicht steigen lassen. Obwohl nun diese Theorie eigentlich die Verstaatlichung des Grund- und des Kapitalbesitzes fordern würde, ist Rodbertus doch weit davon entfernt, diese Forderung zu stellen. „Für Sie — so redet er Herrn von Kirchmann am Schlusse an — ist die Hungersnot der arbeitenden Klassen fast eine natürliche Schickung, der im letzten Grunde so wenig abzuhelfen ist, daß sie vielmehr schließlich die ganze Gesellschaft ereilen muß. Für mich ist sie nur die Folge einer Unerfahrenheit der Gesellschaft, die gegenwärtig noch nicht versteht, die immer reichlichere Wohlstandsquelle, die sie in ihrer Arbeit besitzt, auch zum Segen ihrer bedürftigen Regionen strömen zu lassen. Nach Ihnen kann es kein Mittel zur Linderung dieser Not geben, als die Aufhebung und Verteilung der Grundrente, d. h. die Aufhebung des Grundeigentums; und auch dies Mittel könnte vorläufig nur die arbeitenden Klassen, aber immer nicht zuletzt die ganze Gesellschaft vor der Steigerung des Elends behüten. Nach mir braucht der gegenwärtigen Grundrente nichts genommen zu werden; es sind nur Maßregeln nötig, um den wachsenden Strom des gesellschaftlichen Reichtums zu verhindern, sich auch noch ferner ausschließlich in die Rente zu ergießen.“ Rodbertus leugnet nicht, daß er die Idee einer Behörde hege, „die das ganze Kapital und den ganzen Grund und Boden verwaltet, die Kapitalien austhut, die Rohstoffe zur Fabrikation austeilt, die Produkte sich zurückliefern läßt und in Warenhäusern verwahrt, wo sie die Arbeiter gegen das Zettelgeld kaufen können, das ihnen für die an den Produkten geleistete Arbeit von der Behörde erteilt [wird] und [das] in Stunden der Arbeit abgemessen ist.“ (In seinem vierten Briefe an Kirchmann hat er diese Idee weiter ausgesponnen.) Rodbertus ist in der That der Meinung, daß eine Organisation aufgefunden werden könnte, die das Grund- und Kapitaleigentum entbehrlich zu machen und doch zugleich das auf sein wahres Prinzip zurückgeführte Eigentum heilig zu halten vermöchte. „Aber — sagt er — ich bin weit davon entfernt, eine solche Organisation schon der Gegenwart vorzuschlagen. Ich glaube allerdings nicht an die absolute Notwendigkeit des Grund- und Kapitaleigentums, wohl aber an seine relative, für die heutige Zeit. Ich glaube, daß zwar schon die Wissenschaft die staatswirtschaftlichen Funktionen des rentirenden Eigentums zu ersetzen verstünde, aber ich glaube nicht, daß der freie Wille der Gesellschaft heute stark genug ist, um auch den Zwang zur Arbeit, den jene Institution [das rentirende Eigentum] außerdem noch übt, schon unnötig zu machen. Und Arbeit, werden Sie mir Recht geben, ist das Prinzip des gesellschaftlichen Fortschritts, ist der Initialbuchstabe jeglichen Reichtums und jeglicher Zivilisation. Ich glaube also, um mich kurz auszudrücken, nicht, daß die Gesellschaft ihren Weg durch die Wüste schon beendigt hat, daß ihre sittliche Kraft schon groß genug ist, um das gelobte Land der Erlösung vom Grund- und Kapitaleigentum durch freie Arbeit erwerben und behaupten zu können.“

3

Es könnte sein, daß das gelobte Land überhaupt nicht im Diesseits läge; daß, wenn es gelänge, die Massennot und das Massenelend zu bannen und die große Mehrheit der Menschen auf wenige Augenblicke in einen behaglichen Zustand zu versetzen, die sofort eintretende Verweichlichung sie durch Sünden und Laster aller Art ins alte Elend zurückstoßen würde. Es könnte auch sein, daß die planmäßige Produktion und Güterverteilung unter Staatsleitung, wie sie Rodbertus in dem vierten sozialen Briefe an Kirchmann darstellt, Übelstände erzeugten, schlimmer als die der jetzigen Kapitalsherrschaft. Doch diese Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten thun dem Werte seiner Rententheorie keinen Eintrag. Theorien sind ja, wie gesagt, überhaupt nicht dazu da, verwirklicht zu werden, sondern sie sollen nur dazu dienen, die Fehler eines bestehenden Zustandes erkennbar und hierdurch ihre Abstellung zum Teil möglich zu machen. Wie die Theorie des Rodbertus nutzbar gemacht werden könnte, soll an ein paar Fällen gezeigt werden.

Auf die Gefahr der Auflösung des Volkes in eine kleine Anzahl von Milliardären und ein nach Millionen zählendes Lumpengesindel wird von Zeit zu Zeit hingewiesen. Optimisten und — Interessirte suchen uns zwar durch Ziffertabellen zu beschwichtigen, die den zunehmenden Volkswohlstand und namentlich die angebliche Kräftigung des Mittelstandes mit rosigem Lichtglanz übergießen. Aber wer in die Wohnungen der Armen zu blicken Gelegenheit hat, wer die Köpfe der Armen an seinem Wohnorte zählt, wer den Familientisch des Kleinhandwerkers untersucht, auf den machen diese Beleuchtungskünste keinen Eindruck. Rodbertus weist nun nach, daß dieser Pauperismus schon vor seiner natürlichen Ursache, der Übervölkerung, eintreten müsse, wenn durch den Boden- und Kapitalbesitz dem Arbeiter ein Teil seines Verdienstes entzogen wird, daß und warum die dem Arbeiter zufallende Quote des Nationaleinkommens stetig kleiner werden müsse, und daß, wenn diesem Prozeß nicht durch gesetzliche Vorkehrungen Einhalt gethan wird, endlich einmal ein Zeitpunkt eintreten müsse, wo die Besitzlosen (ein paar hundert Mark Sparkassenkapital sind nicht als Besitz zu rechnen) so zahlreich sein werden, daß sie sich die Herrschaft der wenigen Nabobs nicht länger gefallen zu lassen brauchen.

Es ist ein Glück, daß Jagetzow nicht in einem der fruchtbareren Kreise Mittel- oder Niederschlesiens liegt. In diesem Falle wäre nämlich Rodbertus wahrscheinlich nicht auf seine Rententheorie verfallen. Hier hätte er vorzugsweise Bauern vor Augen gehabt, die Besitzer und Arbeiter in einer Person sind, sodaß Rente und Arbeitslohn in dieselbe Tasche fließen. In der Gegend Pommerns, wo er schrieb, herrscht der Großgrundbesitz vor, und die Scheidung des Arbeitserzeugnisses in Rente und Arbeitslohn tritt da so deutlich an den Tag, wie in einer Steinkohlengrube, deren geschwärzte Arbeiter dem Besitzer sein ländliches Schloß und seinen Palast in der Residenz schaffen. Hätte aber

Rodbertus nicht in Pommern seine Theorie entdeckt, so würde es nach hundert Jahren vielleicht in Schlesien aussehen wie jetzt in Pommern. Da sie jedoch zum Glück entdeckt ist, so werden die Berufenen hoffentlich dem drohenden Unheil vorbeugen. Heute rufen die Schwärmer für den Fortschritt des Kapitalismus: Das Handwerk ist tot! Und morgen werden sie den ländlichen Kleinbetrieb für „unrentabel“ und daher „irrationell“ und nicht mehr lebensfähig erklären. Alle aber, die, von Rodbertus erleuchtet, das Ende deutlich vor Augen sehen, zu dem jener Fortschritt mit unerbittlicher Folgerichtigkeit führt, werden entgegnen: Das darf nicht sein! Sie werden die Bemühungen der Handwerker aufmuntern, durch genossenschaftliche Benutzung kleiner Maschinen einen Teil des aus Großkapital verlornen Bodens zurückzuerobern; sie werden sich nach Kolonialland umsehen, auf dem Bauernsöhne ohne Belastung des väterlichen Gutes versorgt werden können, sie werden die Frage aufwerfen, ob der Staat ruhig zusehen dürfe, wie großstädtische Warenhäuser die kleinstädtischen Handwerker und Kleinhändler vollends zu Grunde richten und deren Vermögen den Großfabrikanten und Großhändlern zuführen, zumal da die Teilnehmer solcher Konsumvereine nicht einen Pfennig sparen, den sie nicht ebenfalls sparen könnten, wenn sie sich beim Handwerker und Kaufmann ihres Wohnortes den Zwang zur Barzahlung freiwillig auflegen wollten.

Ferner: der falsche Kapitalbegriff, den Rodbertus zerstört hat, verleitet zu falscher Schätzung des Nationalvermögens und zu einer falschen, die sozialen Nöte verschlimmernden Finanzwirtschaft; sein richtiger Kapitalbegriff lehrt diese Fehler vermeiden. Jene Nationalökonomie, die sich immer noch als die allein wissenschaftliche geberdet, wird nicht müde, die durch Sparen aufgehäuften Reichtümer der Nation zu preisen. In den Preis der durch Arbeit geschaffenen: der wohl angebauten Gefilde, der sorgfältig gepflegten Wein- und Obstgärten, der schönen bequemen Wohnhäuser, der Fabriken, der Grubenschachte, der Bahn- und Kanalnetze, der Lokomotiven, der Wagen, der Schiffe stimmen wir ein. Aber die Lobpreisung des nur zum kleinsten Teile durch Sparen aufgehäuften Geldkapitals — die Herren Vanderbuilt und Baron Hirsch kennen kräftigere Mittelchen, die weit rascher zum Ziele führen als das Sparen — beruht auf ganz irrigen Vorstellungen. Die Lobpreisung würde allenfalls berechtigt sein, wenn unser nationales Geldkapital aus lauter Gold und Silber oder ausschließlich aus Schuldverschreibungen fremder Völker bestünde; denn obwohl man Gold nicht essen und mit Papier sich nicht kleiden kann, würden wir doch in diesen zwei Arten von Zahlungsanweisungen das Mittel besitzen, andre Nationen zur Lieferung der Gebrauchsgüter, die wir wünschen, zu zwingen, sie zu zwingen, daß sie für uns arbeiteten. Nun aber besteht unser Geldkapital nur zum kleinsten Teile in Edelmetall, zu einem etwas größern in ausländischen, zum größten Teile in heimischen Wertpapieren. Diese letztern aber sind nicht Bestandteile des Nationalvermögens, vergrößern dieses nicht

um eines Pfennigs Wert; sie sind nichts als Urkunden, die den Besitzer wirklicher Vermögensstücke: eines Landgutes, einer Fabrik, eines Hauses, einer Eisenbahn zwingen, einen Teil des Ertrages seines Eigentums an den Inhaber jener Urkunde abzutreten. Die Hypothek vermehrt nicht den Wert des Landgutes, sie vergrößert seinen Acker nicht um eine Furche und seinen Viehstand nicht um einen Kalbskopf, sondern sie erschwert bloß dem Besitzer das Leben. Und wie die Hypothek den Guts- oder Hausbesitzer, so belastet die Aktie den Industriearbeiter, der Staatsschuldschein die Gesamtheit der Steuerzahler. Das Sparkassenbuch aber hat nur dadurch Wert, daß die darin verzeichnete Summe in Hypotheken, Aktien oder Staatsschuldscheinen angelegt ist. Das Sparkapital ist also nicht Vermögen, sondern Belastung der Produzenten (Unternehmer und Arbeiter zusammengenommen) zu Gunsten der nicht produzirenden Rentenempfänger. Die meisten Rentenempfänger arbeiten allerdings selbst, wie so mancher Bauer, der Staatsschuldscheine besitzt und außer seinem Arbeitsverdienst und seiner Grundrente nun auch noch eine Staatsrente bezieht, oder der Arbeiter, der ein Sparkassenbuch besitzt; allein als Rentenempfänger arbeitet er nicht, sondern läßt vielmehr einen andern für sich arbeiten. Bei sehr vielen mag die Sache so liegen, daß der Betrag dessen, was sie als Arbeiter von ihrem Arbeitsverdienst in Rentenform an andre abliefern, und der Betrag dessen, was sie vom Arbeitsertrage andrer als Besitzer in Rentenform einziehen, sich gegenseitig aufheben. Aber ideal wird man doch wohl diese Verfitzung der Besitzrechte, die jede Möglichkeit einer Liquidation ausschließt, nicht nennen wollen. Im großen und ganzen hat sie zur Folge, daß die Nationen sich selber und einander für reicher halten, als sie sind, daß sie von ihren Regierungen für reicher gehalten werden, und daß diese zur Freude und zum Segen der goldnen Internationale jederzeit bereit sind, den Reichtum und die „Kapitalkraft" ihrer Völker durch Auflegung neuer Anleihen zu erproben.

Man wird bei richtiger Einsicht in die Natur des wirklichen Nationalkapitals und in seinen Unterschied vom Kapitalbesitz oder Geldkapital endlich auch die Nichtigkeit der thörichten Redensart einsehen, daß die Produktion vom Kapital befruchtet werde, daß dieses sich wie ein befruchtender Regen über die Arbeit ergieße. Die französischen Milliarden haben ja freilich unsre Produktion eine Zeit lang befruchtet, aber die Ernte war auch darnach, und dabei war dieser Zuwachs von Geldkapital nicht bloß ein scheinbarer, sondern ein wirklicher Vermögenszuwachs, indem wir dadurch einen Teil des französischen Nationalkapitals empfingen. Gehen wir nochmals auf die Eisenbahnanleihe zurück. Zum Bahnbau braucht man weder Gold, noch Silber, noch Papier, sondern eichne Schwellen, Eisenschienen, Nägel, Speise und Trank, Kleidung, Tabak u. s. w. für die Arbeiter und deren Familien. Dorfgemeinden bauten früher und bauen in manchen Gegenden heute noch ihre Dorfstraßen ohne einen Pfennig Geld, und ans Schuldenmachen denken sie

schon lange nicht. Die Steine entnimmt das Dorf dem eignen Steinbruch, den Sand dem benachbarten Flusse, die Arbeit leisten die Gemeindemitglieder mit ihren eignen Händen und mit ihren eignen Gespannen. Warum sollte nicht eine Eisenbahn auf ähnliche Weise gebaut werden können, wenn die beteiligte Landschaft Eichenwald und Eisenwerke besitzt, wenn die Gemeinden reich genug sind, ihren Anteil an Holz, Eisen und Werkzeugen zu liefern und die Arbeiter mit allem Notwendigen zu versorgen, wenn die geistige Arbeit von Ingenieuren geleistet wird, die für solche Bauten angestellt sind? Bequemer für die Regierungen ist ja die herrschende Praxis, alles mit Geld abzumachen, wobei sich niemand darum kümmert, wie reich die Unternehmer dabei werden, und ob die Arbeiter der verschiednen beteiligten Industriezweige auch nur das zum Leben notwendige bekommen; also bequemer für die Leiter des Ganzen ist das, ob aber auch wirtschaftlicher, dem Volke heilsamer? Nehmen wir aber auch an, daß jene — wenn man will rohe — Naturalwirtschaft heute nicht mehr möglich sei, so wäre immer noch ohne Hartgeld auszukommen, und Länder, um deren Finanzen es schlecht steht, kommen wirklich ohne solches aus. Sie zahlen mit Papiergeld. Dieses Papiergeld ist Anweisung auf Güter und im Grunde genommen ganz dasselbe wie die Anweisungen, durch die Rodbertus in seinem Sozialstaat den Güterumtausch vermitteln will. Der Unterschied besteht nur darin, daß das Papiergeld zunächst auf Hartgeld anweist; allein jeder Empfänger ist doch schon froh, wenn er nur Ware dafür bekommt. Ob alle Staaten imstande sein würden, ihrer Verpflichtung nachzukommen, wenn an einem Tage alle Gulden-, Rubel-, Franks- und sonstigen Scheine zur Einlösung eingereicht würden, das wissen die Götter. Bei dem jetzigen Zustande muß man allerdings im allgemeinen verlangen, daß die Anweisungen selbst schon in einem wertvollen Gegenstande, in Gold oder Silber bestehen oder wenigstens jeden Augenblick in Gold oder Silber umgetauscht werden können, weil wir vor der Hand keinen andern Maßstab für den Wert solcher Zettel kennen (im Idealstaate des Rodbertus wird nach Arbeitseinheiten gerechnet), dann auch, weil niemand verbürgen kann, daß genug Waren im Lande sind, um dem Zettelinhaber so viel davon verschaffen zu können, als der Nennwert des Zettels nach dem heutigen Preisstande besagt.

Nehmen wir an, ein Mann habe Sonnabends zwanzig Mark Wochenlohn bekommen. Diese Summe entspreche nach dem bisherigen Preisstande genau dem Werte seiner geleisteten Arbeit. Er berechne nun, daß er dafür sechs Pfund Rindfleisch zu drei Mark für die sechs Wochentage, drei Pfund Schweinefleisch zum Sonntagsbraten zu einer Mark fünfzig Pfennige, ein Kilo Butter zu einer Mark u. s. w. kaufen werde. Nun zeigt es sich aber an demselben Sonnabend auf den großstädtischen Märkten, daß nicht genug Vieh im Lande ist, um den Bedarf in dem bisherigen Maße zu befriedigen; es kommen kleinere Portionen auf jeden Magen, und sollen die Portionen für eine Anzahl von

Magen so groß bleiben wie bisher, dann müssen die Portionen der Übrigen noch weiter verkleinert werden, und einige müssen ganz leer ausgehen. Wer seine alte Portion behaupten will, der muß nun mehr Geld bieten, als die Mehrzahl imstande ist, und dieses Geld muß selber ein Wertgegenstand sein, der überall, auch im Auslande gilt, denn kein Zettel, und wäre er mit Zwangskurs ausgerüstet, wird den Viehbesitzer oder Händler bewegen, unter solchen Umständen dafür die alte Menge Ware herzugeben. So wird also jener Arbeiter, wenn er nicht lüderlich sein will, weniger Fleisch kaufen müssen, als er zur Wiederherstellung seiner Kräfte bedarf, und der Lohn, obwohl dem Wortlaute nach derselbe wie vorige Woche, wird keine gerechte Vergeltung der geleisteten Arbeit mehr sein. Wird die Produktion geregelt, wie in dem sozialistischen Staate des Rodbertus, dann wird vor allem dafür gesorgt, daß in jedem Augenblick von jeder Art Waren die erforderliche Menge vorhanden sei, nicht weniger, aber auch nicht viel mehr. Dann kann jedem die Menge gewährt werden, die er mit seiner Arbeit verdient hat, und seinen vollen Lebensunterhalt, Ersatz der zugesetzten Leibeskraft, verdient doch wohl im sittlichen Sinne jeder, der sein volles Tagewerk nützlicher Arbeit ableistet. Der Zettel, der die Anweisung auf die verdiente Entschädigung enthält, kann immer realisirt werden, weil das Nationaleinkommen hinreicht. Heute aber, wo ins Blaue hinein produzirt wird, weiß niemand, ob nicht morgen vielleicht zu wenig Lebensmittel und viel zu viel Strümpfe, Kleiderstoffe und Hosenknöpfe im Lande sein werden. Wollen sich daher die Reichen nicht der Gefahr aussetzen, bei all ihrem Reichtum ab und zu einer Hungerkur unterworfen zu werden, so müssen sie darauf bestehen, daß das Geld nicht auf diejenige Warenmenge anweise, zu deren Empfang eine gewisse Menge geleisteter Arbeit berechtigt, sondern auf Gold oder Silber, oder daß es selbst Gold oder Silber sei. Sie brauchen so nur beim Spärlichwerden des Vorrats entsprechend mehr Gold und Silber aufzuwenden, um sich in den Besitz ihrer gewöhnlichen Portion zu setzen, unbekümmert darum, was für die andern übrig bleibt, und geht die Ware im Lande ganz aus, so brauchen sie nur Gold oder Silber ins Ausland zu schicken, um sie von dort zu beziehen. Aus dieser Betrachtung ziehen wir folgende Nutzanwendung: Soll es mit einem Volke nicht bergunter gehen, so muß seine Finanzwirtschaft der Volkswirtschaft, von der sie nur ein Teil ist, nicht umgekehrt die Volkswirtschaft der Finanzwirtschaft dienen. Ist nur in einem Lande Holz, Eisen, Brotkorn und Vieh in genügender Menge vorhanden und dazu Geist und Witz, dann kann man Eisenbahnen bauen, so viel man braucht, wenn auch nicht ein Körnchen Gold in der Bank wäre und kein Finanzkonsortium um die Bank herum säße. Fehlen aber jene Güter, so kann zwar ein großer Vorrat von Edelmetall, wenn man ihn opfern, ins Ausland schicken will, den Mangel ersetzen, so weit es eben reicht, aber alle Finanzoperationen, mit denen man den Mangel zu

verdecken sucht, laufen auf Täuschung hinaus, und das beliebte Mittel der Anleihe, d. h. der Belastung der Nachkommen, ist umso bedenklicher, als die Nachkommen schon ohnedies belastet genug sein werden, da bei ihnen, falls wir nicht unsre Bodenfläche durch Kolonisation erweitern, das Mißverhältnis zwischen Menschenzahl und Gütermenge noch größer sein wird.

Rodbertus schließt seinen dritten sozialen Brief mit den Worten: „Nachdem ich noch in einem fünften Briefe die Prinzipien des Eigentums erörtert haben werde, will ich mich in dem letzten auf solche Vorschläge beschränken, welche, ohne das Grund- und Kapitaleigentum zu verletzen, nur eine gerechtere Vergeltung für den ersten und wichtigsten gesellschaftlichen Dienst, für die produktive Arbeit bezwecken, Vorschläge, die nur das grausame Gesetz eines sich selbst überlassenen Verkehrs, das Gesetz, daß der relative Lohn der Arbeit in dem Verhältnis sinkt, als sie selbst produktiver wird, in sein Gegenteil umzukehren beabsichtigen." Wir wissen nicht, ob mit dem versprochenen fünften Briefe etwa der gemeint ist, den Adolf Wagner und Kozak unter dem Titel „Das Kapital" als vierten herausgegeben haben, und ob der sechste, der praktisch am wertvollsten sein würde, schon erschienen oder überhaupt geschrieben worden ist. Einige Andeutungen dessen, was Rodbertus vorzuschlagen gedachte, kommen im vierten Briefe vor, und zwei davon wollen wir zum Schluß noch hervorheben.

Die Größe der Anteile, die jeder vom Nationaleinkommen zu beanspruchen habe, sagt er Seite 165, sei jetzt nicht bestimmt. „Nur daß der Grundbesitzer Pacht, der Kapitalist Zinsen, der Arbeiter Lohn fordern darf, steht rechtlich fest, das Wieviel hingegen nicht. Zwar fordern die Anhänger des sich selbst überlassenen Verkehrs auch hier gerade aus Rechtsgründen die Nichteinmischung des Staates. Sie stellen den Grundsatz auf, jedem müsse der Wert seiner Arbeit unbeschränkt einkommen. Allein dieser Grundsatz spricht vielmehr für die Einmischung, denn bei Grund- und Kapitaleigentum wird überhaupt schon von ihm abgewichen, und wenn dabei gar noch die Verteilung sich selbst überlassen bleibt, wird er aufs äußerste verletzt. Jedenfalls regelt heute nicht das positive Recht, sondern die Gewalt des sich selbst überlassenen Verkehrs die Größe der Anteile. Jenes bescheidet sich und überläßt der Nationalökonomie das Feld. Ich bitte dies festhalten zu wollen, denn nur inmitten dieser Rechtslücke kann sich ein positives staatswirtschaftliches System erheben, das zwar das Grund- und Kapitaleigentum noch konserviren, aber doch den schreiendsten Verletzungen jenes von allen Parteien angerufenen Grundsatzes abhelfen will."

In Preußen ist das teilweise schon geschehen, z. B. durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen. Die amerikanischen Eisenbahnkönige sind nach den Grundsätzen des sich selbst überlassenen Verkehrs vollkommen im Recht, wenn sie die Macht ihres Kapitals zuerst dazu gebraucht haben, alle Bahnen der

Vereinigten Staaten anzukaufen und so die Konkurrenz zu vernichten, sodann die Bahnen so schlecht zu bauen und zu verwalten, die Bahnbeamten so niedrig zu besolden, das reisende Publikum so hoch zu besteuern, als ihnen beliebt, und dadurch endlich sich selbst zu Hundertmillionären emporzuschrauben. Diesem zur Zeit gesetzlich unanfechtbaren Mißbrauche des Besitzrechts hat bei uns der Staat vorgebeugt. Vielleicht aber ergeben sich bei einer Umschau noch andre Gelegenheiten, wo die rechtlich unanfechtbare Verwendung des Reichtums so offenbar gemeinschädlich wirkt, daß nur ein Blinder die von Rodbertus bezeichnete Rechtslücke übersehen könnte. Wenn z. B. vier oder fünf Herren ihre Millionen zusammenlegen, wenn sie dann den Grubenbesitzern eines Industriebezirks durch Abnahme der gesamten Kohlenförderung deren Verwertung recht bequem machen, wenn sie hierauf, von aller Konkurrenz befreit, die Kohlen doppelt so hoch verkaufen können, wie das Jahr vorher, wenn von diesen hundert Prozent Mehrgewinn in die Taschen der Grubenbesitzer gar nichts fließt, in die der Arbeiter durch Lohnerhöhung ein Anteil von zwanzig Prozent, und jene vier oder fünf Herren die übrigen achtzig Prozent einstecken — für die Mühwaltung der Kontraktausfertigung, denn die mit dem Handel verbundene Arbeit wird von ihren Angestellten besorgt — so sind sie formell vollkommen im Recht. Stiehlt eine arme Witwe im Winter ein Körbchen Kohlen, so wird sie mit Gefängnis, und läßt sie sich viermal bei demselben Vergehen erwischen, mit Zuchthaus bestraft. Wenn aber jene vier oder fünf Herren einigen hunderttausend Familien, die nicht mehr als dreißig Mark jede für Winterkohle anlegen können, durch Verdoppelung des Preises die Hälfte ihrer Winterkohle entziehen und außerdem eine Anzahl von Industrien in Bedrängnis versetzen, so machen sie eben nur von ihrem unanfechtbaren Besitzrechte Gebrauch. Vielleicht finden die Leser noch andre Punkte heraus, wo der schreiende Widerspruch zwischen dem formalen und dem materiellen Recht zur Ausfüllung der Lücke und zu Eingriffen des Staates in die Güterverteilung herausfordert.

Nachdem Rodbertus die Regelung der Gütererzeugung und -Verteilung in seinem sozialistischen Zukunftsstaat beschrieben und zu beweisen versucht hat, daß darin nicht der Zwang herrschen würde, sondern so vollkommene Freiheit, als nur immer auf Erden erreichbar ist, kritisirt er nochmals den gegenwärtigen Zustand und liefert dabei noch einiges praktisch verwendbare Material. Gegenwärtig, sagt er z. B. S. 168 ff., sind die Grund- und Kapitalbesitzer die staatswirtschaftlichen Beamten, die die Produktion und Verteilung zu leiten haben. „Sie sind die gebornen, erblichen staatswirtschaftlichen Beamten, wie früher Geburt und Erbrecht noch andre gesellschaftliche Beamte einsetzten, bis deren »Recht« [z. B. Polizeigewalt und Rechtspflege] — so gut einst Recht, als heute noch das Grund- und Kapitaleigentum Recht ist — an der Frage zerschellte, ob die Funktionen des Amtes besser bei Anstellung als bei Erblichkeit geübt würden. Die Partei, die in jüngster Zeit so oft gesagt hat »Eigen-

tum ist Amt,« wird dieser Auffassung am wenigsten entgegentreten wollen. Sehen wir jetzt die Art und Weise an, in der diese erblichen Beamten ihre staatswirtschaftlichen Funktionen üben, so springt vor allem ein Charakterzug, der erblichen Beamten überhaupt angehört, in die Augen: sie üben ihre Funktionen zunächst nur zu ihrem eignen Vorteil aus. Die Behörde des vorigen Zustandes [des gedachten sozialistischen Staates] richtete ihre entsprechenden Thätigkeiten unmittelbar auf die Erreichung der staatswirtschaftlichen Zwecke. Die Grund- und Kapitalbesitzer hingegen haben zunächst nur ihr Privatinteresse im Auge, und die Erreichung jener Zwecke ist, schlecht oder recht, nur ein mittelbarer und beiläufiger Erfolg. Selbst der Finanzminister ist meistens von dem Parteiinteresse seines Amtes voll und hat mehr die Wohlfahrt der öffentlichen Finanzen als die der Gesellschaft im Auge. Die Nationalökonomen haben dies auch nicht besser anerkennen können, als wenn sie über diese (sic!) egoistische Ausübung jener Funktionen deren rein gesellschaftliche und amtliche Natur so gut wie ganz aus den Augen verloren und den Eigennutz zu einer Tugend erhoben. Nur die Blindheit ihrer Moralität ist zu bewundern."

Nachdem er dann auseinandergesetzt hat, wie die Boden- und Kapitalbesitzer, von allerlei Zufällen abhängig, gar nicht in der Lage sind, die Produktion dem Bedürfnis anzupassen, fährt er fort: „Zugleich ist aber auch Gefahr vorhanden, die Stelle samt dem Gehalt zu verlieren, bei der Umwandlung und dem Tausch der Produkte mehr Wert fortzugeben, als wiederzubekommen, das Vermögen und damit auch die Rente einzubüßen. Deshalb können sie auch nur diejenigen Produktionen vornehmen lassen, die Rente abwerfen. Sie veranlassen irgend welche Produktion überhaupt nicht mehr zum Zwecke der Deckung des Nationalbedürfnisses, sondern weil sie ihnen Gewinn verheißt. Diesen Gewinn können sie aber nicht im voraus erkennen. Sie können nur aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen. Diese Schlüsse ziehen sie ein jeder für sich, ein jeder ohne Kenntnis der Schlüsse des andern. Denn als Privateigentümer verschiedner Parzellen des nationalen Bodens und Kapitals sind sie in deren Verwaltung nicht bloß unverantwortlich, sondern auch unter sich völlig unabhängig. Ja das Privatinteresse hält sie zurück, sich einander zu entdecken. Wo es sie aber treibt, dies zu thun, schlägt die Verständigung gegen die Gesellschaft aus: sie verabreden den Monopolpreis." Und, würde Rodbertus fortfahren, wenn er heute schriebe, da die mittlern und kleinern Besitzer wegen unvollkommener Kenntnis des Marktes sich am oftesten verrechnen, hierdurch und aus andern Gründen ihr Vermögen an die großen verlieren, so wird der Großbetrieb, die Ringbildung und der Monopolpreis die Regel, und die Inhaber der großen Vermögen hören auf, Privatpersonen zu sein; sie nehmen die Staatsgewalt in die Hand und verwalten den Staat in ihrem Privatinteresse, wie es in Nordamerika schon lange geschieht und jetzt durch die Silberbill und die Mac Kinley-Bill aller Welt

klar geworden ist. Hoffentlich wird bei uns in Deutschland, wenn wir über kurz oder lang auch so weit kommen sollten, die Frage, ob der Großbetrieb verstaatlicht oder der Staat von einem Dutzend Privatleuten in die Tasche gesteckt werden soll, zu Gunsten des Staates, des Volkes entschieden werden.

Besser freilich wäre es, man ließe es nicht erst zu einer so gefährlichen Entscheidung kommen. „Dem sozialen Zustande — sagt Rodbertus S. 229 — kann die Richtung gegeben werden, daß die Grund- und Kapitalbesitzer, anstatt wie heute die alleinigen Herren des Genusses, die Götter der Gesellschaft, denen die Arbeit nur zu opfern hat, zu sein, mehr das Ansehen nützlicher Menschen gewinnen, die für die Leitung der produktiven Unternehmungen in ihrer Rente eine Belohnung erhalten. Einen solchen Dienst produktiver Leitung hat die Gesellschaft ja zu bezahlen. Mag also das Grund- und Kapitaleigentum zunächst bestehen bleiben und nur mehr Amt und seine Rente mehr Gehalt werden.“

Wir können weder glauben, daß die Volkswirtschaftslehre allein unter allen Wissenschaften zu ewigem Stillstande verurteilt, noch daß ein Fortschritt auf dem von Rodbertus gebahnten Wege für das Leben ganz unfruchtbar bleiben sollte. Vielleicht sind unsre Leser derselben Ansicht.



Wildenbruchs Haubenlerche



Für die meisten Leser der grünen Hefte würde ich wohl zu spät kommen, wenn ich jetzt noch eine eigentliche Inhaltsangabe von Wildenbruchs neuester dramatischer Dichtung bringen wollte, die ja den Beweis ihrer theatralischen Lebensfähigkeit, namentlich durch die Aufführungen auf dem „Deutschen Theater“ in Berlin, in den letzten Wochen hinreichend geliefert hat. Aber einige Betrachtungen über das Stück werden doch vielleicht auch heute noch willkommen sein. Denn einerseits ist doch — wie man auch sonst Wildenbruch beurteilen mag — das eine unleugbar, daß er sich namentlich durch seine Dramen — über denen die Bedeutung seiner Novellen oft allzu sehr vergessen wird — unter allen lebenden dramatischen Dichtern höhern Stils den festesten Platz im Herzen des deutschen Volkes gesichert hat, und anderseits zeigt er sich in der „Haubenlerche“ von einer neuen Seite und erregt dadurch erhöhte Teilnahme. Wir kannten ihn bisher wesentlich als Schöpfer geschichtlicher Dramen, die vorwiegend aus der deutschen, neuerdings besonders aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte ihren Stoff entlehnten. In der „Haubenlerche“ bleibt er der spezifisch deutsche

Dichter, aber nicht mehr ein Bild aus der Vergangenheit führt er uns vor Augen, sondern er hat ein ganz modernes Stück geschaffen: es spielt nicht nur in der Gegenwart, sondern es nimmt maßvoll und eben deshalb auch wirkungsvoll Stellung zu der großen Hauptfrage der Gegenwart. Die „Haubenlerche" ist ein soziales Stück im besten Sinne des Wortes. Es behandelt das richtige Verhältnis der verschiednen Gesellschaftsklassen zu einander, im besondern die rechte Stellung des Arbeitgebers zum Arbeiter und umgekehrt. Dabei verfällt aber Wildenbruch nie in trocknen Ton; er vermeidet alle ungehörigen theoretischen Erörterungen — das gefährlichste Hindernis dramatischer Wirkung —, bleibt überall anregend und anschaulich und erhebt sich wiederholt zu packender Wirkung. Bei allen Personen des Stückes — ihre Zahl ist weit geringer als sonst in Wildenbruchs Stücken — hat man das Gefühl, daß sie im wesentlichen lebenswahr gezeichnet seien, und einige von ihnen sind wirkliche Prachtgestalten.

Der reiche Papierfabrikbesitzer August Langenthal, der „Herr August," wie er bezeichnenderweise von seinen Leuten gewöhnlich genannt wird, ist ein echter deutscher Idealist. Er hat schon jahrelang und bei den bessern auch nicht ohne Erfolg daran gearbeitet, seine Arbeiter zu dem Gefühl ihrer sozialen Gleichberechtigung emporzuheben, sie „stolz zu machen," wie er das nennt. „Wenn ihr diesen Stolz bekommt — so etwa sagt er gelegentlich —, werdet ihr aufhören, neidisch zu sein." Mit einem Gemisch von Bewunderung und Liebe sehen seine Untergebenen zu ihm auf; alle fühlen, welch edles Herz in diesem Manne schlägt. Aber so recht vertraulich wird er ihnen nicht; er vermag nicht mit ihnen in ihrer Sprache zu reden, so gern er es gewiß möchte.

Eine ganz entgegengesetzte Natur ist sein Stiefbruder Hermann Nissen: trotz seiner großen Jugend ausschweifend und egoistisch im höchsten Grade, dabei ausgestattet gerade mit der Gabe, die dem schwer flüssigen Wesen Langenthals ganz abgeht, auch den Ton der Leute aus dem Volke mühelos zu treffen. Er ist es auch, der in der frisch entworfenen Eingangsszene Lene Schmalebach, der Tochter eines verstorbenen Fabrikarbeiters, den Scherznamen „Haubenlerche" giebt, „weil sie früher als andre aufstehe und gleich zu singen anfange." Diese Lene ist eine prächtige Gestalt, an der jeder seine Freude haben muß: immer heiter und thätig und so lange sie nicht gewaltsam aus ihrem Kreise gerissen wird, mit sicherm Gefühl — von dem dies echte Naturkind sicherer geleitet wird, als andre von Grundsätzen — stets das Rechte treffend. Sie haßt keinen in der Welt; sie fühlt echte Kindesliebe zu ihrer Mutter, die sich trotz ihrer Gicht immer noch viel natürliche Frische bewahrt hat; sie blickt mit dankbarer Bewunderung auf zu „Herrn August," der so edel und so väterlich für seine Arbeiter sorgt, und — sie hegt tiefe, reine Liebe zu dem „Büttgesellen" in der Papierfabrik, Paul Ilefeld, der, ihr männliches Gegenbild, ob seines frischen Wesens und seiner innern Tüchtigkeit dieser Liebe auch völlig wert erscheint.

Ganz andrer Art ist die köstliche Gestalt des Ale Schmalebach, des Onkels der Haubenlerche, der als Faktor in der Lumpenfabrik Langenthals angestellt ist. In ihm hat Wildenbruch mit wirklichem Humor einen von jenen „Arbeitern" gezeichnet, die nicht arbeiten, die nichts können, als einige aufgelesene Redensarten immer wiederkäuen. Ale kommt dabei gewöhnlich nicht einmal mit einem Satz zu Ende und wirkt (in Berlin durch Georg Engels ausgezeichnet vertreten) eigentlich am komischsten durch das, was er nur sagen will, aber nicht sagt. Selbst der eingefleischteste Egoist, schimpft er fortwährend über die Reichen, sogar für „Herrn August" hat er, ehe sein Egoismus ihn zu einem andern Urteil bringt, so oft die andern ihn loben, nur das Wort: „Er gehört aber auch zu den Reichen." Daran, daß es ihm eigentlich viel besser geht, als ers in seiner Faulheit verdient, denkt er nicht im Traume.

Es fehlt nur noch eine von den Personen, die uns der Dichter vorführt: Langenthals Kousine Juliane, die ihm das Haus führt. Sie ist eine vornehme Natur. Niemals tritt sie äußerlich in den Vordergrund, und doch ist ihre stille Vermittlerthätigkeit überall wirksam: das Glück des heimlich geliebten Vetters August sucht sie zu fördern, selbst auf Kosten ihres eignen. Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man sie für unnötig halten; sieht man aber näher zu, so erkennt man leicht, wie falsch ein solches Urteil wäre.

So viel über die Personen der „Haubenlerche"; sie gehören, wie man sieht, teils den Kreisen des reichen Fabrikanten, also des Bürgertums, teils dem Arbeiterstande an. Die Vertreter des letztern läßt der Dichter vielfach in Berliner Platt sprechen; einige Kritiker finden das künstlich herbeigezogen, mir scheint es nicht unpassend zu der auch äußerlichen Einreihung dieser Leute in die Gesellschaftsschicht, der sie durch die Geburt angehören. Über die Berechtigung eines andern Vorwurfes, den man gelegentlich zu hören bekam, die Mundart sei künstlich gemacht, vermag ich nicht zu urteilen; ich habe aber den Eindruck, daß er mindestens übertrieben sei. Von den Angehörigen des Bürgerstandes bedient sich nur Hermann Nissen bei passender Gelegenheit der Volksmundart — ein feiner Zug, denn dadurch kommt er sofort den Leuten aus dem Volke näher. Von August Langenthal und Juliane aber darf man wohl annehmen, daß sie die Mundart überhaupt nicht sprechen können, wenn sie sie auch verstehen mögen.

Worin aber liegt nun die soziale Bedeutung des Stückes? Was will uns der Dichter zeigen? Ich sagte schon: Langenthal will seine Arbeiter zum Gefühl ihrer sozialen Gleichberechtigung emporheben und ihnen so das Gefühl des Neides gegen die Reichen nehmen. Er erfährt aber, daß wenigstens die Art, wie er dies versucht, ihre sehr gefährliche Seite hat, daß sie leicht zum Gegenteil des Gewollten führen kann: er lernt durch bittere Herzenserfahrungen, daß der Mensch viel fester mit dem Stande verwachsen ist, in den ihn seine Geburt hineingestellt hat, als er meinte, daß man ihn nicht so ohne weiteres

in andre Kreise versetzen kann, sondern dabei stets Gefahr läuft, sein Glück und sein innerstes Wesen zu schädigen. Und die, durch die er das lernt, ist eben die „Haubenlerche." „Herr August" ist noch unverheiratet, obwohl er schon vierunddreißig Jahre alt und in den besten Verhältnissen ist; es fehlt ihm die leichte Art des Verkehrs, die den Frauen so angenehm ist, er würde wohl auch sehr hohe Ansprüche an seine Frau machen, und vor allem: die Sorge für das Wohl seiner Arbeiter hat sein Herz bisher ganz ausgefüllt. Wie jeder andre, hat auch er seine Freude an dem sonnigen Wesen der „Haubenlerche"; ihm fehlt etwas, wenn er sie nicht jeden Tag sehen und ihren fröhlichen Gesang hören kann. Aber erst ein Streit mit seinem Halbbruder bringt ihn zu der Überzeugung, daß er sie liebe. Er beschließt sie zu seinem Stande emporzuheben, sie zu seiner Frau zu machen; das ist ja zugleich das beste Mittel, sie vor jeder weitern Belästigung durch Hermann zu sichern. Daß er sie dadurch glücklich machen werde, erscheint ihm umso selbstverständlicher, weil er nicht ahnt, daß sie und Ilefeld sich lieben. Lenes Mutter, an die er sich zunächst wendet, nimmt den Antrag als „große Ehre" mit überströmender Dankbarkeit an: „Herr August" will sie ja auch ins Bad schicken, und da wird sie ganz gesund werden. Der alte Ale hat natürlich erst recht nichts einzuwenden und kommt nun plötzlich — in einer köstlich entworfenen Szene — zu einer ganz andern Ansicht vom Reichtum und vom „Herrn August": er sieht sich schon als des letztern Geschäftsteilhaber. Und Lene — auch sie nimmt, allerdings mit blutendem Herzen, die Werbung an. Der „Herr August" ist ja ein so guter Herr, und — so hat ihr Ale eingeredet — diese Heirat ist das einzige Mittel, ihrer Mutter die Badereise zu verschaffen und sie gesund zu machen. Aber von Stund an hat sie ihre Heiterkeit verloren, höchstens auf Augenblicke bricht sie wieder durch. Juliane bietet all ihre edle Liebenswürdigkeit auf, sie in Langenthals Hause heimisch zu machen, ihr das Gefühl der Scheu zu nehmen, sie an die äußern Formen des geselligen Verkehrs in dem neuen Lebenskreise zu gewöhnen; Lene merkt wohl, wie gut die Dame es mit ihr meint, aber sie fühlt auch, je näher der Hochzeitstag kommt, immer deutlicher, daß sie nie Langenthals Frau werden kann. Ihr geliebter Ilefeld hat gekündigt — den wahren Grund verschweigt er edelmütig —, Lene meint, er wolle nichts mehr von ihr wissen. Sie ist völlig verwandelt; nur ein Gedanke erfüllt sie noch: sie will der unglückseligen Heirat entfliehen, mag dann werden, was da will. Diese Stimmung benutzt Hermann; er bringt sie mit dem äußersten Aufgebote seiner gefährlichen Beredsamkeit (natürlich wird er auch die Badereise der Mutter bezahlen) zu dem Versprechen, mit ihm in der nächsten Nacht nach Berlin zu fliehen; ja er überredet sie schließlich, da sie doch nicht stundenlang draußen warten könne, ihn in seinem Zimmer dazu abzuholen.

Entspricht das letzte den Gesetzen psychologischer Wahrscheinlichkeit? Gewiß

hat der Dichter alles Mögliche gethan, uns glaublich zu machen, daß ein junges Mädchen, die bei aller Reinheit doch nicht ohne Welterfahrung ist, die in der Eingangsszene gerade zu Hermann sagt, sie wisse recht gut, was es zu bedeuten habe, wenn vornehme junge Herren gegen ein armes Mädchen liebenswürdig seien, einen solchen Schritt größter Unvorsichtigkeit begehen könne; gewiß hat er in seiner bekannten Erklärung „In eigner Sache," sehr beachtenswerte Gründe dafür angeführt. Aber ein gewisser Anstoß bleibt für mein Gefühl immer bestehen; andre mögen anders empfinden. Giebt man jedoch dem Dichter diesen einen Punkt zu, so verdient die weitere Entwicklung alles Lob, sie hätte er nicht zu verteidigen brauchen.

Wie Lene in der Nacht erscheint, läßt Hermann alle seine Verführerkünste spielen. Doch als ihr erst völlig klar wird, was er will, und als ihr in demselben Augenblick der Gedanke aufsteigt, Paul Ilefeld sei gewiß drüben, um von ihr Abschied zu nehmen, da schreit sie — da Hermann sie nicht freigeben will — um Hilfe. Langenthal, Juliane und dann Ilefeld stürzen herbei. Der erstere erkennt seinen Irrtum und bald auch die Unschuld Lenens; er selbst führt, seinem Idealismus treu, Lene in die Arme Ilefelds und fragt Juliane, in diesem Augenblick ihren Wert erkennend: „Wollen Sie mit mir die Reise wagen in ein unbekanntes Land hinein?"

Die Wendung kommt plötzlich, aber ich meine, sie ist nicht unnatürlich; sie ist nur eine Folge der Erkenntnis, die ihm gekommen ist: er weiß jetzt, daß die „Haubenlerche" wegen ihrer sozialen Stellung und ihrer Jugend, so warm er auch für sie empfindet, nicht zu ihm paßt, und sobald er das weiß, drängt sich ihm von selbst der Gedanke auf, daß er an Juliane die beste Lebensgefährtin haben werde, die ein Mann, wie er, sich wünschen könne: er liebt sie noch nicht, aber er fühlt eine Hochachtung für sie, die bald in Liebe übergehen wird. So, meine ich, ist der Schluß des Stückes aufzufassen, und ist das richtig, dann zerfällt der Einwurf einiger Beurteiler, es hebe als soziales Drama an, laufe aber in ein Familiendrama aus, in nichts: beides ist untrennbar verbunden; und mir scheint, gerade dadurch führt uns der Dichter recht eindringlich und auch für das Volk verständlich die Wahrheit zu Gemüte, daß die sozialen Unterschiede auch jetzt noch Kraft und Bedeutung haben, daß eine völlige soziale Gleichheit ein Traumbild ist, bei dessen Verwirklichung schließlich alle Beteiligten verlieren würden.

Hoffentlich zeigen diese Ausführungen, daß ich Recht hatte, wenn ich sagte, Wildenbruch bleibe überall anregend und anschaulich. Doch möchte ich zum Schluß noch hervorheben, daß ein gutes Teil von dem Werte des Stückes in der Einzelausführung und in der Kleinmalerei liegt. Das läßt sich hier nur aussprechen, nicht nachweisen; aber wer die „Haubenlerche" gesehen hat (beim Lesen geht sehr viel verloren), wird mir Recht geben. ℒ



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

21. Das Backhaus

ie Braunen und die Sauern und die Schliephaken standen am Dorfbrunnen. Die Eimer waren längst gefüllt, die laufenden Angelegenheiten längst durchgesprochen, aber sie standen immer noch. Es mußte etwas los sein. Da machte auch der Schuster sein kleines Guckfenster auf und schaute angelegentlich die Dorfstraße auf und ab. Im Hintergrunde kam auch Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton angezogen und guckte. Es war ganz gewiß etwas los. Jedesmal, wenn irgend etwas zu sehen oder zu reden war, stand auch Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton im Hintergrunde, das war so sicher wie der Maikäfer im Juni. Aber noch wußte man nichts Gewisses, bis zum Dorfbrunnen war die Kunde des Ereignisses noch nicht gedrungen. Jetzt erschien auch der dicke Wirt in der Hausthür, kratzte sich unter der Mütze den Kopf und rief über die Straße hinüber dem Schuster zu: Na, Heinrich, auch ein bischen frische Morgenluft genießen? Heinrich antwortete etwas Unverständliches und schaute gespannt nach der Schulgasse hinüber, aus der Sauer — nicht der Sauern ihr Mann, sondern ihres Mannes Brudersohnes Schwiegervater, der auch Sauer hieß und aus Kasstedt stammte — mit seinem Gespann angeklappert kam. Die Frauen guckten, der Wirt guckte, der Schuster guckte, Amtmanns Kinderfrau guckte. Was war denn los?

Sauer fing schon aus der Ferne an zu erzählen vom Bäcker und von dieser Nacht und von einem Eimer. Endlich kam Klarheit in den Bericht. In der Nacht hatten sie dem Bäcker einen Schweineeimer ans Thor gehängt, ein halbes Brot hineingesteckt und dran geschrieben: Friß dein Sauzeug selber! Das war der Thatbestand, der mit verschiedner Betonung und unter verschiedner Beleuchtung drei- bis viermal vorgetragen wurde. Amtmanns Kinderfrau hatte sich herangeschlängelt und päppelte mit dem kleinen Anton: Sauzeug sagts Jungelchen, 's Jungelchen sagt Sauzeug; hört nur, wie das Jungelchen Sauzeug sagt! Die Frauen am Brunnen schlugen die Hände überm Kopfe zusammen, der Wirt kratzte sich noch eifriger als vorher auf dem Kopfe, und der Schuster hing seinen Kopf zum Fenster heraus, so weit es ging.

Man mißbilligte den Streich durchaus, nicht des Bäckers wegen, sondern des „lieben Gutes“ wegen. Das liebe Gut in den Schweineeimer, das ist doch eine Sünde! So was thun auch bloß die Amtsknechte, die den Hals nicht voll genug kriegen können. — Nein, die Amtsknechte sind es nicht gewesen, denn auf dem Amte backen sie selber, aber was die fremden Arbeiter sind, die im Steinbruche arbeiten, die bringen so was schon fertig. Und ein ganzes halbes Brot! Und noch dazu in den Schweineeimer! Und Sauzeug haben sie's genannt! So was straft sich aber.

Braunen, so was straft sich! Wie sie auf dem Schießstande nach einem Dreierbrote geschossen hatten, hat sichs auch gestraft, da ist gleich die Cholera hinterher gekommen! Es folgten noch einige weitere Lehrstücke aus der ältern und neuern Dorfgeschichte, die wir hier füglich übergehen können.

Das war um sechs Uhr. Um acht Uhr standen des Kaufmanns Müller Stammgäste am Ladentische, um ihren Frühstücksschnaps zu genehmigen. Den Vorsitz — sozusagen — führte wie immer Kulk-August. Habt ihrs denn schon gehört, die Geschichte mit dem Schweineeimer? Natürlich hatten es alle schon gehört. Aber es blieb übrig, zu ergründen, wessen Eimer das gewesen sein könnte. Auch warf einer die scharfsinnige Frage nach der Kreide auf. Ein andrer brachte bei, daß der Bäcker Martini zu Müller gesagt habe — der und der, die hätten es gehört —, wenn ihm die Gemeinde keinen neuen Ofen baute, so könnte er auch kein besseres Brot backen. Und wenn sie sein Brot nicht fressen wollten, so könnten sie es ja bleiben lassen. Er hätte zu leben. Allgemeine Entrüstung. So? Ob ihn die Gemeinde dazu angenommen hätte, klumpiges Brot zu backen? Und der vorige Bäcker, Ewald, dem alten Braun sein Schwiegersohn, der jetzt in Kleinum ist, der hätte auch keinen andern Ofen gehabt und hätte doch gutes Brot gebacken. Am Ofen liege es nicht, sondern am Bäcker, der immer nur Geld nehmen wolle, aber nichts dafür thun. Ja mit den Großen, die ihr eignes Korn backten, da nähme er sich wohl in acht; aber die Kleinen, die das Brot kaufen müßten, die kriegten Bohnen und Erbsen und schlechten Weizen und wer weiß was alles in ihr Brot hineingebacken. Eine Schande ist es — sagte Kulk-August, indem er auf den Ladentisch schlug, daß die Gläser hoch sprangen —, so was sollte in der Gemeinde gar nicht vorkommen! Der Bäcker hat seinen Kontrakt, und seinen Kontrakt muß er halten, und darauf muß der Schulze sehen, daß der Kontrakt gehalten wird, sonst ist er kein Schulze. Und Sauzeug ist es, was der Bäcker bäckt, das haben sie ihm schriftlich gegeben, und das will ich ihm auch schriftlich geben. Und wenn der Bäcker zur Verpachtung das Backhaus wieder kriegt, dann — dann geht es nicht mit rechten Dingen zu — das sage ich. Herr Müller, zwei Kleine und eine Cigarre. — Macht vierzehn Pfennige. — Danke schön, kommen Sie bald wieder. — Damit war die Sitzung beendigt.

Um elf Uhr kamen die Kinder aus der Schule. Sogleich bildete sich ein Kreisbogen um das bewußte Thor. Der Eimer hing natürlich schon längst nicht mehr daran; aber es war doch sehr interessant, die Stelle anzusehen, wo er gehangen hatte. Einige kühne Bengel wagten sich nahe hinan und guckten durch die Thürspalte. Da fing es im Hofe an zu rumoren, und alles stob aus einander, aber nur um das Spiel sofort von neuem anzufangen. Im Hintergrunde stand Amtmanns Kinderfrau mit dem kleinen Anton und plapperte: Ei, 's Jungelchen sagt Sauzeug; sag einmal Sauzeug, mein Jungelchen!

Um zwölf Uhr fuhren die Knechte mit einer langen Reihe von Gespannen vorüber und klatschten mit den Peitschen, was sie konnten, und grinsten und lachten.

Um zwei Uhr kam der Herr Kantor an, um die Sache näher zu untersuchen, denn der Herr Kantor ist Ortsschreiber und als Schulmeister auch Schreibverständiger. Der Eimer wurde aus dem Winkel hervorgeholt, und der Herr Kantor bestimmte aus den d's und t's, daß es der und der gewesen sein müßte, um hernach ebenso bestimmt zu finden, daß ers nicht gewesen sein könne.

Am Abend wurde die Geschichte in der Spinnstube noch einmal gründlich durchgesprochen und von allen Seiten beleuchtet, und am andern Tage stand im Kreisblatte:

Avis.

Gutes Brot ist allen gut.
Wer aber schlechtes Brot backen thut,
Dem werden zwanzig aufgemessen,
Sein S . . . . . . kann er selber fressen!

Mehrere Freunde.

Der Bäcker hatte Gott sei Dank ein gesundes Fell, er war ein Mensch, faul und fett, wie irgend ein Bäcker sein kann. Es focht ihn so leicht nichts an. Aber die Geschichte mit dem Eimer hatte ihn doch gewurmt, nur war er zu klug, sichs merken zu lassen. Er rumorte im Hause herum, schimpfte auf Gott und alle Welt, ließ sich aber weiter nicht sehen. Laßt sie räsonniren, sie hören auch wieder auf! Das war seine Meinung, und die war im Grunde ganz richtig. Wenn er nur seinen guten Vorsatz gehalten hätte! Als aber das „Avis" in der Zeitung stand, durch das er im ganzen Dorfe, ja im ganzen Kreise blamirt wurde, rannte er spornstreichs in die Stadt und in die Expedition des Kreisblattes. Wer das Avis in das Kreisblatt gesetzt habe? — Das könne ihm doch ganz egal sein. — Es sei ihm nicht egal, denn er sei gemeint mit dem schlechten Brote und mit dem Sauzeuge. — Es stehe nichts im Wege, diese Erklärung zu veröffentlichen. Da liege Papier und Feder, er möge es nur niederschreiben. — Im Hintergrunde standen der Faktor und ein paar Druckermädel. Die erhoben ein großes Gelächter, und der Bäcker zog schimpfend und drohend ab. Vor den Staatsanwalt wolle er die Sache bringen.

Aber zum Staatsanwalt ging er doch nicht, vor dem hatte er wegen des Nahrungsmittelgesetzes und andrer Kleinigkeiten, die so im Geschäft vorkommen, eine unüberwindliche Abneigung. Er ging nach dem Landratsamte, und als man ihn dort abwies, aufs Gericht, wo man ihn ebenfalls fortschickte. Zuletzt wandte er sich an einen Winkeladvokaten, der seine Mark nahm, aber ihm den guten Rat gab, nichts in der Sache zu thun. Nun blieb ihm nichts weiter übrig, als seinen Ärger zu vertrinken, was er denn auch gründlich that.

Spät in der Nacht kam er heim, und als am andern Morgen um sechs Uhr die Leute mit ihren Broten kamen, war kein Backofen geheizt und kein Bäcker zu sehen. Dazu wurde die Frau Bäckern auch noch impertinent: Sie möchten nur warten; wenn es ihnen nicht paßte, könnten sie ja in der Stadt backen lassen. Um elf Uhr war es zur Not so weit, daß das Brot in den Ofen konnte. Aber es hatte zu lange gestanden, war auch vom Bäcker schlecht behandelt worden. Wartet nur, sagte der Bäcker zu sich, die Hände reibend, ihr sollt die Zähne hoch heben!

Nun erwartete aber, was der Bäcker nicht wuße, die Frau Schulzen Besuch und hatte zu Ehren des Besuchs Reibekuchen und andre schöne Sachen angesetzt. Der Kuchen fiel natürlich zusammen und mißriet vollständig. Er sei nicht zu genießen gewesen, war das einstimmige Urteil aller Beteiligten, nachdem man den Kuchen aufgegessen hatte. Die Frau Schulzen fühlte sich als Wirtin blamirt, und der Herr Schulze hatte spöttische Redensarten von seinem Beinroder Vetter über die Gemeindebäckerei einstecken müssen und war gleichfalls sehr ärgerlich. Und so schwang er sich zu einer That auf. Ohne sich mit jemand zu besprechen, ohne auch dem Herrn Kantor nur ein Wort mitzuteilen, setzte er die Neuverpachtung des Backhauses auf die Tagesordnung und, da alles noch über das Benehmen des Bäckers empört war, setzte er es durch, daß zur Verpachtung des Backhauses ein Termin ausgeschrieben werden sollte.

Noch hatte der Bäcker kein Arg. Denn auch bei Gemeindebeschlüssen gilt das Wort: Einmal ist keinmal, und was heute beschlossen ist, läßt sich morgen wieder

umwerfen. Als aber bald darauf im Kreisblatte „behufs Neuverpachtung des Backhauses“ ein Lizitationstermin auf den und den Tag angesetzt war, zu dem Interessenten mit dem Bemerken eingeladen wurden, „die Engagementsbedingungen beim Gemeindesekretär einzusehen,“ da merkte der Bäcker an den schönen Fremdwörtern die Klaue des Löwen, nämlich die des Herrn Kantors, und „kriegte es mit der Angst.“ In der That, der Herr Kantor hatte keinen persönlichen Grund, den Bäcker zu halten, der für den Schulacker trotz des Kantors Vermahnungen auch nur 29 Mark hatte geben wollen. Der Bäcker war so gut wie beseitigt. Es war nur noch die Frage, wer der Nachfolger sein würde.

Natürlich hatte der Bäcker in seinen Augen vollständig Recht, es war der schnödeste Undank, wie man ihn behandelte, ein Mann wie er konnte überall ankommen und durchkommen. Aber man saß doch einmal schön warm in seinem Neste, man hatte sein gutes Auskommen und brauchte sich nicht zu überarbeiten. Dazu fing die Frau an zu lamentiren. Kurz, es war eine Not.

Da kam ihm eine Erleuchtung beim Skat. Er hatte falsch turnirt und wollte schon die Karten hinlegen und bezahlen. Da sagte Nachbar Sauer — übrigens wieder ein andrer Sauer — zu ihm: J, wirst du das Spiel wegwerfen! Zum Bezahlen ists Zeit genug, wenns verloren ist. Er spielte sein Spiel und gewann. — Siehst du, August — sagte Nachbar Sauer —, man soll eine Sache nicht eher verloren geben, als bis der Totengräber mitgeredet hat. — Das war sein Fall. Seine Sache schien verloren, aber der Totengräber hatte noch nicht mitgeredet. Dies machte er denselben Abend noch seiner Frau klar, und es leuchtete auch der Frau ein. — Du gehst zum Kantor, sagte sie. — Nein, zum Kantor gehst du, du hast das Maul besser im Zuge. — Das leuchtete der Frau wieder ein; sie machte sich einen Bewerb bei Kantors, hing sich der Frau Kantorn an die Schürze und lamentirte so lange auf dem Hofe und in der Hausflur herum, bis der Herr Kantor mit der langen Pfeife in der Thür erschien. Nun gings erst recht los, über die schlechten Zeiten und was aus ihnen werden sollte, und wenn erst ein andrer herkäme, dann würden sie es im Dorfe schon sehen, was sie an ihnen gehabt hätten. Und ob der andre vierzig Mark für den Schulacker geben würde, das fragte sich. Gestern hätte sie erst noch zu ihrem Manne gesagt: August, hätte sie gesagt, vierzig Mark ist der Acker wert, und das können wir ganz gut geben! — Hier wurde der Herr Kantor sehr hellhörig. Er war so wie so etwas geärgert, weil der Schulze, ohne ihn zu fragen, die Neuverpachtung in Gang gebracht hatte. Er machte also eine philosophische Miene und sagte Hm! und wieder Hm! — Mein Mann, fuhr die Bäckern fort, erzählte mir von seinem Skat, und wie er das Spiel noch gewonnen hätte, Sie werden es wohl gehört haben. Ach du mit deinem Skat, sagte ich. Das ist nicht nur so, sagte er, man soll kein Spiel vor dem letzten Stiche verloren geben, sagte er. Aber Freunde muß man haben, sagte er. Wenn Nachbar Sauer nicht gesagt hätte: Man muß kein Spiel verloren geben, ehe es verloren ist, dann hätte ich das Spiel weggeworfen. Freunde muß man haben, sagte er, und unter Freunden kommt es auf einen Zentner Mehl und ein paar Topfkuchen nicht an.

Jetzt wurde auch die Frau Kantorn höchst hellhörig. Von dem Tage an gestalteten sich die Beziehungen zwischen der Schule und dem Backhause auffallend freundschaftlich.

Am andern Tage wanderte die Bäckerin nach dem Freihofe. Hier hauste der reiche Kranich, ein Vetter des Schulzen und diesem todfeind: sein Großvater und des Schulzen Großmutter waren Geschwister gewesen. Bei der Erbteilung war

irgend etwas vorgegangen, beide Parteien hielten sich für übervorteilt, daraus war eine Feindschaft geworden, die nun schon in das dritte Glied übergegangen war. Hier brauchte die Frau Bäckern nicht viel Vorsicht anzuwenden, sie brauchte nur das bewußte rote Tuch zu entfalten, um ihres Mannes sicher zu sein. Sie trat also gleich mit großem Geheul ein. Der Schulze wolle ihren Mann von Amt und Brot bringen; aber das wäre nur darum, weils ihr Mann immer mit dem Freihofe gehalten hätte. Noch auf dem letzten Freischießen hätte er gesagt: Der erste im Dorfe und auf den sich alle verlassen könnten, hätte er gesagt, das wäre Kranich. Sie gehörten nun einmal nicht zu denen, die den Leuten nach dem Maule redeten. Aber was recht sei, müsse recht bleiben; und wenn Kranich Schulze wäre, dann kämen solche Ungerechtigkeiten nicht vor, denn Kranich drückte die kleinen Leute nicht, wie der Schulze, der wunder was von sich hielte.

Das ging dem Freibauer ein wie Honigseim, und es dauerte nicht lange, so war er für den Gedanken gewonnen, um den Schulzen zu ärgern, für den Bäcker zu stimmen. Aber freilich Mut hatte er nicht; selbst etwas zu unternehmen, das konnte man nicht von ihm verlangen. Wenn er die wohlbekannten Dorfschreier auf seiner Seite wußte, dann war er nicht abgeneigt, die Wucht seiner Persönlichkeit und seines Geldsackes der Schulzenpartei fühlen zu lassen. Einige von den Schreiern waren denn auch zu gewinnen, und allen andern voran der Kulk-August, der mit dem Schulzenregiment wieder einmal höchst unzufrieden war. Warum man denn die Gemeinde überhaupt frage? Das würde doch alles hinten herum verhandelt und im voraus fertig gemacht. Und wer das Backhaus kriegte, und wie es dann würde, und was es dann kostete, könne kein Mensch wissen; es wäre schon besser, es bliebe so, wie es wäre.

Und damit traf er den Kern der öffentlichen Meinung. Lieber alles lassen, wie es ist, lieber schlechtes Brot und schlechte Wege und schlechte Verwaltung haben, nur nicht irgend einer Person oder irgend einem Grunde sich unterordnen. Und nur nicht eine einfache Sache einfach auffassen, dazu ist man viel zu klug und viel zu mißtrauisch. Man war schon so weit gekommen, den Bäcker als ein Opfer der Schulzenpartei zu beklagen, man hielt es schon für ein gutes Werk, die gekränkte Unschuld in Schutz zu nehmen, man erwog schon, wie man für sich einen Vorteil herausschlagen könnte, wenn der Bäcker bliebe. Aber von alledem verlautete kein lautes Wort, es ging alles unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit zu. Nur Kenner konnten aus dem Hin- und Hergehen einzelner Personen, deren Beziehungen zu dem oder jenem man freilich wissen mußte, erraten, daß etwas los sei. Dem Herrn Schulzen wars nicht geheuer. Er schickte zum Herrn Kantor, aber der Herr Kantor kam nicht.

Unter solchen Umständen rückte der Lizitationstermin heran. Im Kruge war ein Kommen und Gehen wie in einem Bienenkorbe. Unten in der Gaststube saßen sieben Bäcker. Natürlich war der Gemeindebäcker nicht darunter. Oben in der Gemeindestube waren die stimmberechtigten Mitglieder der Gemeinde versammelt, um die Angebote zu vernehmen und den Zuschlag zu erteilen. In der Hausthür, im schärfsten Zuge stand Amtmanns Kinderfrau und ließ den kleinen Anton alles mögliche sagen, und machte Mund, Augen und Ohren auf, um sich nur ja nichts entgehen zu lassen, und draußen am Brunnen standen die Sauern und die Braunen und noch ein paar Weiber und erörterten die Backfrage mit äußerster Gründlichkeit.

Oben in der Gemeindestube klopfte der Schulze mit dem Stocke auf die Erde und eröffnete die Verhandlung mit einer Rede, die damit schloß, daß jetzt ein neuer

Bäcker gewählt werden solle. Pause. Murren in den Reihen der Unzufriedenen. Wenn der jetzige Bäcker abgesetzt werden solle und müsse, dann seien sie ja wohl überflüssig. Das war das Stichwort für Kulk-August, der dem Schulzen zu Leibe ging und erst einmal eine Erklärung darüber verlangte, was denn der Gemeindebäcker begangen habe, daß man ihn absetzen wolle. Das fing ja gut an. Der Schulze schielte zum Herrn Kantor hinüber, der sonst in schwierigen Augenblicken einzuspringen und die Verhandlung ins rechte Fahrwasser zu bringen pflegte; aber der Herr Kantor saß hinter seinem Protokoll und machte die Miene einer Sphinx. Da ermannte sich einer aus der Schulzenpartei und erwiderte: Die Sache sei ja in der letzten Gemeindeversammlung beschlossen worden. — Ach was! Die Verhandlung sei null und nichtig, denn erstens sei der Gemeindebote nicht bei allen gewesen, und dann sei das Protokoll nicht unterschrieben worden. — Der Herr Kantor sagte immer noch nichts. — Man möge doch erst einmal die Angebote verlesen, meinte ein andrer. — Dagegen war nichts zu sagen, die Angebote wurden verlesen, und es zeigte sich, daß der Steinackersche und der Tristinger Bäcker, sowie der bisherige Gemeindebäcker die höchsten Gebote abgegeben hatten. Einer von diesen dreien müsse es also werden. Eigentlich war der Gemeindebäcker nicht darunter gewesen, aber er hatte von befreundeter Seite einen Wink erhalten und sein Gebot nachträglich noch um so viel erhöht, daß er unter die drei ersten kam. Der Steinackersche Bäcker hatte das höchste Gebot gegeben, er war auch als tüchtiger Bäcker bekannt, aber er hatte die Bedingung gestellt, daß der Ofen im Backhause, der gänzlich verbraucht sei, neu gebaut werden müsse. Darob wiegte man den Kopf, und einige waren der Meinung, der Ofen sei allerdings schlecht, er müsse sowieso neu gebaut werden, und es sei gleichgiltig, ob es jetzt oder vielleicht übers Jahr geschehe. Ein neuer Backofen! — das gab den Gegenstand zu einer langen und hitzigen Erörterung, in die auch die Frage des neuen Mühlweges und der Kirchhofsmauer und der ungerechten Handhabung der Holzgerechtsame hineingezogen wurde. Vor allem stellte sich der Freibauer so an, als müsse er bei den hohen Gemeindeabgaben verhungern. Natürlich fand er bei seinen Anhängern inniges Verständnis und laute Zustimmung.

Der Herr Schulze hatte die Zügel gänzlich verloren und schaute hilfesuchend auf seinen Gemeindesekretär, der noch immer nichts sagen wollte. Endlich legte dieser die Feder hin, räusperte sich und sagte: Es scheine ihm „angezeigt,“ daß zur Abstimmung geschritten werde. Da nach „parlamentarischem“ Brauche der „weitgehendste“ Antrag zuerst zur Abstimmung komme, so sei zuerst darüber abzustimmen, ob ein neuer Backofen gebaut werden solle oder nicht. Wer dafür sei, möge die Hand erheben. Es erhoben sich etwa ein halbes Dutzend Hände. Also abgelehnt. Damit fiel auch das Angebot des Steinackerschen Bäckers. Jetzt blieb also der Tristinger, der ein unordentlicher Mensch und gänzlich verschuldet war, und der Gemeindebäcker übrig. Damit hatte der Gemeindebäcker gewonnenes Spiel, er wurde nicht nur gewählt, sondern auch einstimmig gewählt. Und um die Sache zum besten Abschluß zu bringen, stellte Kulk-August den Antrag, ihm fünfzig Mark von der Pachtsumme zu erlassen, damit er leichter durchkommen und besseres Brot backen könnte. Auch dies wurde genehmigt. Schluß der Sitzung.

Als bekannt wurde, daß der alte Bäcker wieder gewählt sei, zogen die sieben andern grollend ab. Sie hatten es gewußt, es war ja eine abgekartete Geschichte gewesen, und man hätte nicht nötig gehabt, andre Leute an der Nase herumzuführen. Im übrigen aber herrschte allgemeine Befriedigung. Der Schulze war zufrieden, daß die Geschichte zu Ende war, und die Gemeinde, daß kein neuer

Backofen gebaut zu werden brauchte, und der Herr Kantor über seine vierzig Mark Pachtgeld, und die Frau Kantor über einen ausgezeichneten Topfkuchen. Und der Gemeindebäcker war sehr zufrieden und betrachtete von da an den bewußten Schweineeimer, der noch immer hinterm Thore lag, mit einer gewissen Rührung.

Oktober 1890 F. A.
ad naturam delineavit



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Von der Moltkefeier. An Jubiläen pflegen sich die Grenzboten aus Geschmacksrücksichten nicht zu beteiligen. Mit patriotischen Gedenktagen eine Ausnahme zu machen, liegt für sie kein Grund vor, da sie ja nicht nötig haben, gleich manchen andern Organen durch billige Festjubelphrasen unpatriotische Bestrebungen vergessen zu machen. So haben wir es denn auch am neunzigsten Geburtstage Moltkes unterlassen, Empfindungen auszusprechen, an denen niemand zweifelt, und aus dem Leben und Wirken des großen Strategen Dinge zu erzählen, die keinem unsrer Leser unbekannt sind. Nachdem jedoch das Fest vorüber ist, können wir es nicht unterlassen, unsre herzliche Freude darüber auszusprechen, daß dem deutschen Volke einmal Gelegenheit gegeben worden ist, sich in der Dankbarkeit gegen einen der Begründer seiner politischen Einheit wirklich eins zu fühlen und seine Einmütigkeit vor aller Welt zu zeigen. Unter den Festartikeln erschien uns der eines „freisinnigen" Blattes beachtungswert, das sich militärischer Mitarbeiter rühmt. Der Verfasser suchte nachzuweisen, daß für die Entwicklung der modernen Strategik, die in Moltke ihren Vollender feiert, nur Napoleon I. und die preußischen Generale aus der Zeit der Befreiungskriege in Betracht kämen, während Friedrich der Große noch nicht zu rechnen sei. Einige Wochenblätter und Zeitungen griffen auf die historischen Arbeiten Moltkes zurück und hoben mit Befriedigung hervor, daß er darin liberale Ansichten vertritt, das relative Recht der Revolutionen anerkennt, für das Volk gegen Pfaffen und Junker Partei nimmt und den Kaiser Josef II. preist. Es wäre interessant, zu erfahren, ob und wie weit der greise Denker die Ansichten seiner jüngern Jahre durch die Erfahrungen und Forschungen seines spätern langen Lebens bestätigt gefunden hat. Fast alle Festartikel erwähnten, daß Moltke die Größe der Übel eines Krieges vollauf würdigt und tief empfindet, die Notwendigkeit, einen so großen Teil des Nationalvermögens und der Volkskraft auf Vorbereitungen zum Kriege zu verwenden beklagt, nichtsdestoweniger aber den Krieg für ein unentbehrliches Glied der in unserm irdischen Leben geltenden göttlichen Weltordnung hält. Ein sehr liebenswürdiger Aufsatz der Neuen Freien Presse sammelte Proben gemütvollen Humors aus Moltkes Aufzeichnungen. Gemütliche Züge in seinem Leben aufzuspüren, bemühten sich außerdem namentlich die Schlesier, die stolz darauf sind, daß er sich in ihrer Mitte sein Heim gegründet hat; besonders den Kindern der Gemeinde Creisau erweist er sich als liebreichen und fürsorglichen Wohlthäter.

So ist das Fest beinahe ohne Mißklang verlaufen. Mit ganz Deutschland vereinigte sich das Ausland zur Feier, und daß sich unter den Franzosen, die ja einigermaßen Ursache haben, ihm zu grollen, nur zwei oder drei mit Ungezogenheiten hervorwagten, muß als ein erfreulicher Beweis für den mildernden Einfluß der Zeit begrüßt werden. Außer dem Glück unvergleichlicher militärischer Erfolge und dem Glück eines wunderbar frischen Greisenalters — man stelle sich vor, was es für einen Neunzigjährigen bedeutet, nach einer Vorfeier am Abend vorher eine $6^1/_2$stündige Gratulationscour in Berlin und dann eine Hoftafel in Potsdam gesund zu überstehen — ist unserm Moltke das noch seltnere, das ganz einzige Glück zuteil geworden, bei so großer Berühmtheit ohne einen persönlichen Feind, fast ohne einen Gegner alt zu werden. Zwar in einer andern Stellung, die ihn in den Parteikampf hineingezogen hätte, würde auch ihm das nicht möglich gewesen sein, aber anderseits würde auch in seiner Stellung ein Mann von minder lauterem Charakter und von weniger vollkommener Selbstbeherrschung diese unbedingte und allgemeine Anerkennung nicht gefunden haben. Was wir mit dem Worte meinten, die Feier sei „beinahe" ohne Mißklang verlaufen, brauchen wir unsern Lesern wohl kaum ausdrücklich zu sagen. Es gab eine Zeit, wo eine Moltkefeier ohne den andern alten Kampfgenossen nicht denkbar gewesen wäre. In Berlin scheint man diesen andern nicht vermißt zu haben, und die Art und Weise, wie ihn einige Zeitungen bei dieser Gelegenheit erwähnten, war so unzart und taktlos wie möglich. Nun, Bismarck wird sich auch darüber trösten; wenn ihn das durch seine gewaltige Kraft aufgerichtete und durch seine Staatskunst festgefügte Reich so wenig mehr braucht, daß es ihn jetzt schon ungestraft vergessen darf, so ist das die Krone seiner Erfolge.

Katholiken und Ultramontane. Der Ultramontanismus macht mobil auf der ganzen Linie. Ist auch die Rechnung, daß die „versöhnliche" innere Politik ihm gestatten werde, in raschem Ansturme die letzten Bollwerke gegen seine Herrschaft im Reich umzustürzen, falsch, wie wir anzunehmen allen Grund haben, so darf die Bewegung doch ebenso wenig leicht genommen werden, wie die sozialdemokratische. Beide Parteien haben ja viel Verwandtes, erfreuen sich namentlich des Vorzuges, daß die Führer schon deshalb auf unbedingten Glauben bei ihren Anhängern zählen können, weil diese nichts andres hören und lesen, als was die Führer ihnen mitteilen. Da ist die ungeheuerlichste Behauptung, die dreisteste Fälschung der Geschichte, die gröbste Entstellung der Zustände der Gegenwart, die dreisteste Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes erlaubt, die Getreuen vernehmen ja keine Gegenrede, keine Widerlegung. Allein etwas haben die Ultramontanen noch voraus. Die Arbeiter und die ihnen verbündeten Unzufriednen aus andern Gesellschaftsschichten werden mit der unablässig wiederholten Versicherung gespeist, daß im sozialen Staate der Zukunft alles anders eingerichtet sein werde, wie aber, darauf wußte der gebildetste ihrer Redner, Herr Liebknecht, in Halle nichts zu antworten, als eine Umschreibung des einst von den „Fliegenden Blättern" einem seiner Vorgänger in den Mund gelegte Wort „Nix gewisses weiß mer nit," weshalb er sich solche zudringlichen Fragen ernstlich verbat. In diese Verlegenheit geraten die streitbaren Kapläne und ihre ungeschorenen Genossen nicht, sie verlangen nichts Unerhörtes und Undenkbares, sondern einfach die Rückkehr zum goldnen Zeitalter der Priesterherrschaft, zunächst die Zurückberufung des Jesuitenordens und die Auslieferung der Schule. Das ist ja bescheiden, wer ihnen das nicht gewähren will, verletzt Menschenrechte, vernichtet die Gewissensfreiheit, knechtet die

Gläubigen u. s. w. Und sind diese billigen Wünsche einmal erfüllt, dann wird man mit den Errungenschaften der „sogenannten Reformation" (wie die Herren sich gern ausdrücken) schon fertig werden. Wie weit der erhoffte Sieg ausgebeutet werden müsse, darüber werden wohl in verschiednen Köpfen verschiedne Ansichten bestehen; ob das sichtbare Haupt der Partei („weiß doch niemand, an wen der glaubt") den eingefleischten Haß gegen das protestantische Kaisertum, dem man bei den eigentlichen Schwarzen begegnet, teilt, ist fraglich, aber auch ohne Bedeutung. Vor der Hand heißt es, jedes Entgegenkommen zur Stärkung der Position benutzen, jedes Zugeständnis als Zeichen der Schwäche darstellen und mit neuen Forderungen beantworten — wie die Sozialdemokraten.

In ihren Reden schreiben die Ultramontanen, auch wie die Sozialdemokraten, sich die Mehrheit der Bevölkerung zu, und das dürfen sie in gewissem Sinne mit Recht thun. Unverkennbar haben die in der Periode des Kulturkampfes begangenen Fehler, die zum Teil nicht staatsmännische, nicht politische, sondern einfach juristische Auffassung und Behandlung des Konflikts die Partei gestärkt, gemäßigte Katholiken gekränkt und erbittert. Und wie die ländliche Bevölkerung, in den Städten meist die Frauen, sich einreden ließen, die Regierung wolle ihnen ihre Religion nehmen, so hat die Geschichtschreibung des Herrn Janssen (auf die mit besserm Rechte das Beiwort „sogenannt" bezogen werden kann) in gebildetern Kreisen viel Verwirrung angerichtet. Und sogar so burleske Einfälle, wie die des jesuitischen Litterarhistorikers, der Goethe vernichten zu können meint, und seines Trierer Nachtreters, der entdeckt hat, in „Hamlet" komme Shakespeares Protest gegen die Mißhandlung des Katholizismus in England zum Ausdruck, und über den man sich nicht wundern würde, wenn er den „Sturm" zu demselben Zwecke ausbeutete, Prospero als den Jesuitismus, Miranda als die geistliche Schulaufsicht darstellte und in Ariel die Züge des Herrn Windthorst erkennte — sogar solche Künste sind nicht ungefährlich, da einmal der Aberglaube Wurzel gefaßt hat, daß die Katholiken durch die „protestantische" Litteratur um ihr gutes Recht beeinträchtigt würden.

Aber der großen Masse, die jetzt überzeugt oder gewohnheitsgemäß zur ultramontanen Partei hält, stehen doch überall sehr zahlreiche Katholiken gegenüber, die entweder von jeher oder doch seit den vatikanischen Beschlüssen sich im entschiedensten Widerspruch mit den Dogmen wissen. Wissen, sagen wir. Wenn sie diesen Widerspruch offen bekannten, so wären die Infallibilisten sofort um das angeführte Schlagwort gebracht. Auf den Verstand und den Mannesmut in jenen Kreisen hatten die Regierungen während des Konzils, hatte vielleicht auch Bismarck gezählt, als er den Fehdehandschuh aufnahm. Wir wissen, wie die Konzilsopposition „in lobenswerter Weise" zu Kreuze kroch, die altkatholische Bewegung, Dank der Gleichgiltigkeit, der Lauheit, der Vorsicht, der Mutlosigkeit, die in den gebildeten Schichten vorherrschen, sich im Sande verlief. Die Gelegenheit war gegeben, um die so oft und bitter beklagte oder geschmähte Abhängigkeit von Rom abzuschütteln, ohne der Religion untreu zu werden, doch die Zeit ist vorüber, wo man sich diese Frage zu Herzen nahm und bereit war, für die Überzeugung einzutreten. Auch auf der andern Seite legten sich die Getreuen keine schweren Opfer auf. In einer überwiegend katholischen Provinz entsagte der Adel für die Zeit der sogenannten Verbannung des widerspenstigen Bischofs allen gewohnten Zerstreuungen, die „Höfe" in der Hauptstadt blieben in den Wintermonaten geschlossen, es wurden keine Feste und Bälle veranstaltet; aber zum Glück konnten die Trauernden in vier Stunden eine andre Stadt erreichen, in der man keine Rücksicht auf den Märtyrer zu nehmen brauchte, und die ihrer glänzenden Feste wegen weit und breit Ruf genießt.

Sollten aufgeklärte Leute die Lage tragischer auffassen? Aufsehen und Anstoß erregen, Zwiespalt in Familien- und Freundeskreisen hervorrufen, Frau und Schwiegermutter kränken?

In der niedern Geistlichkeit gab es viele, die sich mit Freuden vom Papsttum losgesagt haben würden; aber von den Oberhirten im Stiche gelassen, von dem fanatisirten Nachwuchs belauert und verdächtigt, ohne Stütze in der vom Indifferentismus beherrschten Gemeinde, mußten sie sich schweigend verhalten.

Und so ist es geblieben. Die Opposition macht sich in vertrauten Kreisen Luft, der Vater thut sich etwas darauf zugute, daß er nie eine Kirche besucht und bei den „Schwarzen" schlecht angeschrieben steht; aber seine Kinder werden „vatikanische" Katholiken, bis sie später in dieselbe Bahn wie er einlenken oder wie die Mutter unter dem Einfluß des Beichtvaters bleiben.

Endlich muß aber jedem Deutschen klar werden, daß es sich um keine religiöse Frage handelt, sondern um eine hochpolitische, nationale, und daß für oder wider Partei ergriffen werden muß. Überall wo das Deutschtum bedrängt wird, steht der Ultramontanismus im gegnerischen Lager; in Posen, Schlesien, Galizien hält ers mit den Polen, in den Reichslanden mit den Franzosen, in Böhmen mit den Tschechen, schürt den Haß, reizt zum Widerstande auf, terrorisirt die nicht-ultramontane Geistlichkeit. Und da soll man seinen Anhängern in Deutschland Glauben schenken, wenn sie behaupten, es mit dem Reiche ehrlich zu meinen, wenn sie ihre Hilfe gegen die Sozialdemokratie anbieten? Mit aller Schärfe muß sich sondern Deutsch und Römisch. Mit der Zurückhaltung ist da nichts gethan, jeder Schweigende wird wie der Abwesende der Mehrheit zugezählt. Mit den katholischen Deutschen in Frieden zu leben, ist der Wunsch jedes protestantischen Deutschen, keiner fragt nach dem Glaubensbekenntnis des andern, nach der stärkern oder schwächern Färbung. Aber an die katholischen Deutschen tritt die berechtigte Forderung heran, daß sie den ultramontanen Hetzern und Intriganten jeden Vorwand benehmen, sich als die Vertreter der ganzen katholischen Bevölkerung Deutschlands aufzuspielen. Sich von den „Katholikenversammlungen" fernhalten, ist recht und billig, kein anständiger Mensch wird sich der Gefahr aussetzen sich von den Bauernführern und Bauernfängern insultiren zu lassen. Doch habe nur einer den Mut, auch Katholikenversammlungen auszuschreiben unter Betonung des Deutschtums, mit entschiedner Wendung gegen die jetzige wüste Agitation: es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er nicht Zustimmung fände, und der Welt gezeigt würde, auf welcher Seite die Katholiken stehen, deren Stimme es verträgt, gewogen zu werden.

Die armen Erzieherinnen. Man liest nicht selten in öffentlichen Blättern, daß für ein Kind oder für mehrere Kinder eine geprüfte Erzieherin mit musikalischer Bildung verlangt wird gegen einen Jahreslohn von dreihundert Mark; es wird wohl auch noch die besondre Anforderung gestellt, daß die Bewerberin wenigstens ihr Französisch im Auslande erlernt habe, und dafür wird dann der Lohn großmütig auf vierhundert Mark erhöht.

Die große Zahl geprüfter Erzieherinnen macht ja solche Ansprüche bei dem genannten niedrigen Lohne möglich, und wer diesen Zustand lediglich unter dem Gesichtspunkte des Angebots und der Nachfrage betrachtet, wird ihn ganz in der Ordnung finden und etwa aus seiner Erfahrung hinzufügen, daß ja Erzieherinnen sich immer noch in großer Zahl freiwillig für jede zu solchem Lohn ausgebotene

Stelle meldeten. Das ist leider richtig, aber doch auch ebenso unerfreulich. Auch bietet es weder Trost, noch ist es recht zutreffend, wenn man etwa die armen Erzieherinnen hinweisen wollte auf ihre männlichen Berufsgenossen, die unbesoldeten Schulamtskandidaten und Hilfslehrer an den Gymnasien. Denn erstens wird ein Übelstand dadurch nicht gerechtfertigt oder beseitigt, daß man auf Übelstände verwandter Art verweisen kann; zweitens ist die vielfach bedauerliche Lage der angehenden Gymnasiallehrer immer noch golden gegen die einer kärglich besoldeten Erzieherin. Denn die Lehrer, wenn überhaupt mit ausreichendem Prüfungszeugnis ausgerüstet und im Schulfache leidlich brauchbar, ersitzen sich doch im Laufe der Jahre thatsächlich die feste Anstellung, so sehr ihnen auch das Anrecht darauf von der vorsichtigen Schulverwaltung abgesprochen wird, und sind dann immer noch so weit begehrte Schwiegersöhne, um eine einigermaßen bemittelte Frau zu gewinnen, wenn sie überhaupt beim Freien dem Gelde nachgehen. Die arme Erzieherin aber ersitzt kein Recht, sondern sie versitzt ihre schönsten Jahre, in denen sie noch für einen nicht aufs Geld sehenden Mann begehrlich sein könnte. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß sich unter den Erzieherinnen auch manche finden, die infolge der Mängel des Elternhauses oder infolge selbstverschuldeter unangenehmer Eigenschaften keinen rechten Anspruch darauf haben, in ein feineres Haus als Vorbild der Kinder einzutreten und eine einigermaßen gute Besoldung zu erhalten. Anderseits sind manche Erzieherinnen mit feiner Bildung und guten Sitten durch Rückgang in den Verhältnissen des Elternhauses, in einzelnen Fällen auch wohl durch die zweite Verheiratung des Vaters genötigt, um jeden Preis eine Stelle außerhalb des Hauses anzunehmen, und das machen sich „rationell“ denkende „Arbeitgeber“ zu nutze.

Wir stehen also da vor einem Notstande unsrer Zeit, gegen den sich nicht leicht wird Abhilfe finden lassen. Auch der beste Ratschlag an unbemittelte junge Mädchen, nämlich sich den Eintritt in ein Lehrerinnenseminar doch ja dreimal zu überlegen, wird zum Teil aus den angegebenen wirtschaftlichen oder persönlichen Gründen nicht in wünschenswertem Maße befolgt werden. Dennoch bleibt es Aufgabe des denkenden Volksfreundes, die hier kurz gezeichneten Mißstände zu erkennen, sie mit Ruhe und Ernst und ohne Gehässigkeit in den ihm zugänglichen Kreisen darzulegen und auf ihre Beseitigung oder wenigstens Linderung zu sinnen. Schweres Unrecht dagegen ist es, solche Mißstände entweder geradezu selbstsüchtig auszunutzen oder doch in andrer Weise zu ihrer Befestigung und Erhaltung beizutragen. Von diesem Vorwurfe können wir manche Wochenschriften und Tageszeitungen nicht freisprechen. So bietet ein bekanntes Familienjournal den suchenden Erzieherinnen neben einzelnen dem Gehalte nach recht vorteilhaft scheinenden Stellenangeboten in jeder Nummer doch auch eine Fülle von recht dürftigen, und im Berliner Reichsboten tritt gelegentlich noch der Pastor dazu, um durch sein Wort die Annahme einer mit geringem Gehalte ausgestatteten Stelle zu empfehlen. So lesen wir seit einiger Zeit, auch in der Nummer 258 des Blattes folgende Anzeige:

„Gepr. Erzieherin für die 11j. Tochter des hiesigen Gutsadministrators per sofort*) ges. Geh. 300 M. u. fr. Stat. Leichte, angenehme Stellung, Familienanschluß. Meldungen mit Zeugnis an Pastor X in N.“

---

*) Wenigstens beiläufig wollen wir unser Befremden darüber aussprechen, daß das Gott weiß von welchem galizischen Ladenschwengel eingeschleppte „per sofort“ (vergl. auch das ebenso greuliche „per bald“) einem Pastor aus der Feder laufen kann.

Personen und Verhältnisse in N. sind uns völlig unbekannt, und wir wollen es daher dem Herrn Pastor gern glauben, daß die ausgebotene Stelle leicht und angenehm sei; wir wissen auch, daß der Gesamtwert einer solchen Stellung nicht gerade, ja oft nicht einmal vorzugsweise nach der Höhe des ausgemachten Gehaltes zu bemessen ist, sondern daß auch der gesellschaftliche und mehr noch der sittliche Boden des fremden Hauses diesen Wert ganz wesentlich mitbestimmen. Aber der geringe Gehalt bietet doch keineswegs eine Gewähr für sonst angenehmen Aufenthalt in der schwach zahlenden Familie, und der Gedanke liegt wenigstens nahe, daß in unserm Falle der Herr Gutsadministrator in dem Gefühle, sich auf das Prüfen und Dingen einer billigen Erzieherin nicht recht zu verstehen, die Vermittelung seines gefälligen und natürlich auf dem in Betracht kommenden Gebiete mehr bewanderten Pastors in Anspruch genommen hat. Es kann aber kaum zu den Aufgaben des Pastors gehören, billige Erzieherinnen anzuschaffen; es will uns vielmehr scheinen, als ob der Herr Pastor gegenüber dem Herrn Gutsadministrator in N. eine andre Aufgabe gehabt hätte, nämlich die, ihm etwa zu sagen: „Lieber Herr Amtmann, Oberinspektor, Schwager, Vetter, Nachbar oder Gevatter, Sie bringen doch sonst Ihren Untergebenen gegenüber in anerkennenswerter Weise den Grundsatz zur Geltung, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert sei. Nun überlegen Sie sich einmal, wieviel an eine Tochter gewendet werden muß, bis sie die Klassen einer höhern Mädchenschule durchlaufen und dann die dreijährige Seminarzeit hinter sich gebracht hat. Ein solches Mädchen kostet unter Einrechnung des Schul- und Kostgeldes — und die wenigsten haben doch das Seminar am Wohnorte der Eltern — jährlich seine achthundert Mark, die vielleicht nur unter größter Einschränkung der übrigen Familienglieder aufgebracht oder gar teilweise erborgt werden. Jetzt ist die Prüfung bestanden, die Familie erwartet ihrerseits eine Unterstützung von dem bisher so kostspieligen Mitgliede, und nun soll das arme Mädchen seine ganze Zeit und Kraft für dreihundert Mark jährlich verkaufen! Ehe Sie an die Erzieherin dachten, wollten Sie Ihre Tochter in der nächsten Stadt auf die Mädchenschule bringen und waren schon darauf gefaßt, wenigstens sechshundert Mark für Schul- und Kostgeld zu zahlen. Jetzt kann der Unterricht und die Erziehung Ihrer Tochter zu Ihrer Freude in Ihrem Hause vor sich gehen, und Sie wie Ihre liebe Frau können die leibliche, geistige und sittliche Entwicklung Ihrer Tochter genau verfolgen. Darum legen Sie der Erzieherin zu den knapp bemessenen dreihundert Mark noch hundert Mark zu und versprechen Sie ihr bei treuer und gewissenhafter Erfüllung ihrer Pflichten für das zweite Jahr fünfhundert Mark; ja ich würde, wenn die Erzieherin sich bewährte, lieber sechshundert Mark zahlen, als zur bloßen Ersparung von hundert Mark einen Wechsel vornehmen."

So sollte, wenn der Administrator in einigermaßen günstiger Vermögenslage ist, der Pastor zu ihm sprechen; aber das hat er, wie die Anzeige im Reichsboten zeigt, nicht gethan oder nicht thun zu können geglaubt, und so wird sich wohl schon in den nächsten Tagen ein armes Mägdlein für dreihundert Mark jährlich in das bezeichnete Haus vermietet, ja dadurch am Ende noch einem halben Dutzend andrer bedürftiger Erzieherinnen den Rang abgelaufen haben.

Wozu diese ganze Auseinandersetzung? Wir denken, daß mancher Leser der Grenzboten in die Lage kommt, wie jener Pastor bei der Wahl einer Erzieherin zu Rate gezogen zu werden, und wir richten daher an jeden, den es angeht, die Bitte, in solchem Falle nicht so den Vermittler machen zu wollen, daß dadurch ein armes Mädchen zur Annahme einer unvorteilhaften Stelle verleitet wird.

Andre Leser dieser Zeilen werden selber eine Erzieherin im Hause haben oder vielleicht gerade an die Annahme einer solchen denken. Wer von diesen Lesern schon gewohnt ist, der Erzieherin einen anständigen Gehalt zu geben, oder auch erst für die Zukunft dazu fest entschlossen ist, für den gilt das hier gesagte nicht. Wer sich aber nach dem herrschenden Zuge der Zeit oder etwa auf das Drängen der in dem oben erwähnten Familienjournal vielleicht sehr belesenen Frau Gemahlin eine recht billige Erzieherin schon angeschafft hat oder anschaffen will, der möge doch an das schon angeführte ernste Wort denken, daß der Arbeiter seines Lohnes wert sei, und freiwillig, wenn auch die Frau schwer daranwill, der armen Erzieherin einen höhern Gehalt zahlen. Das wird sich sicher lohnen, und vielleicht hilft es sorgfältig verborgene, aber darum nicht weniger fühlbare Not in unerwarteter Weise lindern. G



Litteratur

Die deutschen Bücherzeichen (Ex-libris) von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart. Von F. Warnecke. Mit einem Titelbilde von E. Döpler d. J., 21 Abbildungen im Text und 26 Tafeln. Berlin, J. A. Stargardt, 1890

Welchen Zweck diese kostspielige Veröffentlichung hat — ihr Preis ist dreißig Mark —, haben wir uns vergeblich gefragt. Es ist ja bekannt, daß in frühern Zeiten, namentlich vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert, die hübsche Sitte bestand, daß man sich in seine Bücher, vorn auf die Innenseite des Deckels, ein in Holz geschnittenes oder in Kupfer gestochenes Bücherzeichen einklebte. Man brachte auf diesem Bücherzeichen sein Wappen an, umgeben von allerhand Zierraten, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert traten an die Stelle der Wappen oft Sinnbilder, dazu kamen Sprüche, entweder Wahlsprüche oder Sätze, in denen die Besitzer andeuteten, wie sie es mit dem Verleihen der Bücher halten wollten, endlich auch der Name des Besitzers, eine Jahreszahl u. a. Selbst große Meister, wie Dürer, Cranach, Burgkmaier, Beham u. a., haben es nicht verschmäht, für Bücherfreunde solche Bücherzeichen zu entwerfen. Es giebt ihrer in allen Größen, vom kleinen, nur wenige Zentimeter hohen Blättchen bis zum Folioblatt; ja manche Bücherbesitzer ließen sich ein- und dasselbe Zeichen in verschiednen Größen anfertigen für die verschiednen Buchformate, für Folio, Quart, Oktav u. s. w. Mit dem Verfall von Kunst und Kunstgewerbe am Ausgange des vorigen Jahrhunderts starb auch dieser kleine Kunstzweig ab, an die Stelle der Bücherzeichen trat überall die gemeine Stempelung des Titelblattes, die sich leider fast auf allen öffentlichen Bibliotheken bis auf den heutigen Tag erhalten hat und die Bücher verunziert, zumal jetzt, wo die Bücherausstattung sich wieder bedeutend gehoben hat und der geschmacklose Stempel — neuerdings womöglich farbig ins Buch gequetscht, rot oder violett! — nun umso unangenehmer auffällt. Wenn also der Verfasser des vorliegenden Werkes dazu anregen wollte, daß man in dem Aufschwunge, den das Kunstgewerbe in den letzten fünfzehn Jahren fast auf allen Gebieten genommen hat,

auch diesem Zweige wieder seine Teilnahme zuwende, daß die Bücherfreunde, die auch an der rein gewerblichen Seite des Buches, am schönen Druck, am schönen Einband wieder ihre Freude finden, auch mehr noch, als es schon geschehen ist, die hübsche Sitte des Bücherzeichens wieder einführen, so war das gewiß sehr dankenswert. Aber dieser Zweck hätte sich doch durch ein paar anregend geschriebene, mit guten Abbildungen versehenen Aufsätze in einigen verbreiteten Zeitschriften erreichen lassen. Das vorliegende Werk muß also noch einen andern Zweck verfolgen, und das thut es denn auch. Wie es nämlich scheint, hat sich die Sammelwut neuerdings auch auf die Bücherzeichen geworfen. Wo sich in alten Büchern welche eingeklebt finden, werden sie herausgeweicht und als besondres Kaufobjekt in den Handel gebracht. Damit die Sache ein gelehrtes Mäntelchen bekomme, bezeichnet man sie, einer Geschmacklosigkeit der Antiquare folgend, mit dem Kunstausdruck Exlibris (ein Exlibris! die Mehrzahl müßte dann nach der Analogie von Omnibusse Exlibrisse heißen) und betreibt nun diesen neuen Sport, der weder ein rein heraldisches, noch ein wirklich künstlerisches, noch irgend welches wissenschaftliche Interesse hat, mit der ernsten Miene der Wissenschaft. Für solche Sammler soll das vorliegende Werk ein grundlegendes Handbuch bilden.

Sollte es wirklich schon so viele Bücherzeichensammler geben, daß ein Werk, wie das vorliegende, ein Bedürfnis wäre? Nun gesetzt, ein solches Bedürfnis läge vor, dann wäre doch wohl die Hauptanforderung, die an ein solches Werk zu stellen wäre, möglichste Vollständigkeit. Der Briefmarkensammler — man verzeihe den Vergleich, er liegt aber zu nahe! — will in seinem Album doch alles verzeichnet haben, was überhaupt vorhanden ist, damit er sehen kann, was er hat und was ihm fehlt. Der Herausgeber unsers Buches aber sagt selbst in einer Anmerkung auf Seite 4: „Es ließe sich vielleicht ein doppelt so starkes Verzeichnis deutscher Bücherzeichen als das vorliegende herstellen, wenn jemand Gelegenheit fände, in andern großen Sammlungen und Bibliotheken denselben nachzugehen und einen Verleger ausfindig zu machen, welcher die erheblichen Druckkosten aufwenden möchte.“ Außerdem ist dem Buche ein Zettel vorgeklebt, worauf der Herausgeber das Bekenntnis ablegt, daß er „schon jetzt eine nicht geringe Anzahl von Bücherzeichen besitze, welche in das vorliegende Werk nicht mehr aufgenommen werden konnten,“ und um Unterstützung bei der Bearbeitung eines zweiten Verzeichnisses bittet. Bei diesem offnen Bekenntnis brauchen wir unserseits die Unvollständigkeit nicht noch besonders zu betonen. Es mag ja Zufall gewesen sein, aber es ist Thatsache, daß wir von sechs Bücherzeichen, die uns zufällig in der Erinnerung waren, drei vergebens darin gesucht haben, unter andern das des Herausgebers des Sachsenspiegels, Christoph Zobel, ein Blatt in Folio mit der Darstellung eines Gerippes und einem Spruche, der beweist — und es ist das nicht der einzige dieser Art —, daß die sanften Sibi et amicis, Non mihi, sed aliis u. ähnl. durchaus nicht so ausschließlich üblich waren, wie der Herausgeber glaubt; auf Zobels Bücherzeichen steht:

Cara mihi valde librorum cura meorum
  Nec numero ex omni est, quo caruisse velim.
His tamen et licet acceptis utantur amici,
  Restituant sumptos sed sine labe mihi!*)

*) Ein Bücherfreund des vorigen Jahrhunderts, F. L. Gerlach, hatte auf sein Bibliothekszeichen die Warnung stechen lassen: Mancipio meus est, usu hic liber, ut omnia mea, amicorum. Nisi tamen intra XIV dies commodatum reddiderint illaesum atque immaculatum, alio tempore: non habeo, dicam.

Der Herausgeber hat sich auf die deutschen Bücherzeichen beschränkt, von denen er über drittehalb tausend aufzählt und beschreibt — zum guten Teil wohl seine eigne Sammlung. Den Versuch, diesem Verzeichnis eine Art von kunstgeschichtlicher Einleitung vorauszuschicken, hätte der Verfasser unterlassen oder wenigstens vor dem Druck jemand zur Durchsicht geben sollen, der scharf denken und deutsch schreiben kann. Der geringe Stoff, der auf diesen 20 Seiten zusammengestellt ist, läßt sich kaum unbeholfner anordnen, als wie es hier geschehen ist. Schon auf der ersten und zweiten Seite hilft sich der Verfasser mit Wendungen weiter, wie: Beachtenswert ist hierbei die Thatsache . . . Es muß noch erwähnt werden . . . Es verdient hier erwähnt zu werden u. s. w. Dabei stolpert man fortwährend über logische und grammatische Verstöße, wie: „Das Bücherzeichen Michel Behaims ist von 1509 datirt; ein anderes dieser Familie zeigt zwei Schilde," oder: „Zwei bezw. [o dieses bezw.!] mit und ohne Helmschmuck versehene Bücherzeichen" u. ähnl. Der Verfasser scheint ein großer Heraldiker zu sein; auf der letzten Seite des Buches sind nicht weniger als elf heraldische Werke von ihm aufgeführt. Wenn aber die Herren Heraldiker unter einander alle so schreiben, dann sind wir froh, daß wir ihre Bücher nicht zu lesen brauchen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Wir könnten uns einen Fall denken, wo die Beschäftigung mit den Bücherzeichen wirklich einem wissenschaftlichen Zwecke dienen könnte. Es wäre denkbar, daß es ein Interesse gewährte, ein Urteil über die jetzt in alle Winde zerstreute ehemalige Bibliothek eines Gelehrten etwa aus dem sechzehnten Jahrhundert zu gewinnen. Hätte er ein Bücherzeichen geführt, das bekannt wäre, so ließe sich mit dessen Hilfe vielleicht ein Teil seiner Bücher wieder zusammenbringen, in einem Verzeichnis natürlich. Aber um dies zu ermöglichen, wäre doch vor allem eins nötig: daß man die Bücherzeichen in den Büchern ließe und nicht einem zwecklosen Sport zuliebe herauslöste. Hierum möchten wir gebeten haben!

Immanuel Kant und die Grundlagen der christlichen Religion. Von Lic. theol. Dr. Wilhelm Koppelmann, Religionslehrer am Realgymnasium zu Lippstadt. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1890

Kant stimmt mit dem Christentume überein in der Anerkennung des persönlichen Gottes und seiner Vorsehung, sowie der persönlichen Unsterblichkeit des Menschen, in den Grundsätzen der Sittenlehre, in der Aufstellung des Reiches Gottes als des Zieles der irdischen Entwicklung des Menschengeschlechtes und in der Annahme des „radikalen Bösen"; dagegen giebt er die Glaubenssätze von der Erlösung, von der Gottheit Christi und von der Kirche nur in rationalistisch abgeschwächter Fassung zu. Koppelmann legt zuerst jene Übereinstimmung dar und sucht dann nachzuweisen, daß Kant nicht nötig hatte, in den übrigen Stücken von der Kirchenlehre abzuweichen, da sich auch diese Glaubenssätze nach der Kantischen Methode, die sich „innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft hält," sehr wohl aus den von Kant zugegebenen Grundwahrheiten ableiten ließen. Der erste Teil der Schrift befriedigt durchaus und wird segensreich wirken; er läßt sich im Religionsunterrichte der Oberklassen des Gymnasiums sehr gut verwenden. Mit dem zweiten Teile, der über Kant hinaus der lutherischen Orthodoxie, wenn auch einer milden und gemäßigten, zustrebt, dürfte der Verfasser bei andern Leuten so wenig Erfolg erzielen, wie bei dem Rezensenten, der schon das „radikale Böse" nur sehr bedingungsweise zugiebt. Die Religionsphilosophen pflegen sich ganz besonders oft des Fehlers schuldig zu machen, den Herbart den Philosophen über-

haupt zum Vorwurfe macht, daß sie ihre subjektiven Erfahrungen verallgemeinern und sich einbilden, darnach die ganze Menschheit beurteilen zu können. Nicht allein das Kind und der Wilde, sondern auch der gewöhnliche zivilisirte Mensch findet in seinem Innern, wenn er überhaupt etwas findet, ganz andre Dinge als der Philosoph, der noch dazu sich oft nur einbildet, dies und das gefunden zu haben, weil er es bei seinem Meister gelesen hat. Daß sich z. B. Gott der Vernunft nur als heiligen, nicht als gütigen offenbare, wie der Verfasser behauptet, ist ganz gewiß nicht wahr; erscheint doch den meisten gläubigen Menschen die Güte als ein wesentlicher Bestandteil der Heiligkeit, sodaß sie sich aus der Gnade oder Ungnade eines nicht gütigen Gottes, eines Wesens, das schlechter wäre, als sie selbst sind, gar nichts machen würden. In der bessern Würdigung der Kirche hat Koppelmann gegen Kant unzweifelhaft recht; doch liegt hier die Schuld nicht daran, daß Kants „Blick für historische Verhältnisse" nicht klar genug gewesen wäre, sondern daran, daß es im vorigen Jahrhundert noch keine allgemeine Geschichte, am wenigsten eine Kirchengeschichte gab, die diesen Namen verdient hätte. Das Büchlein zeichnet sich durch Klarheit und eine bei religionsphilosophischen Schriften ungewöhnliche Frische aus; auch die Sprache ist schön, abgesehen von „diesbezüglich" und andern kleinen Schößlingen des radikalen Bösen.

Leberecht Hühnchen als Großvater. Von Heinrich Seidel. Leipzig, Liebeskind, 1890

Von allen „Sonderlingen," die uns Heinrich Seidels geschäftige Phantasie vorgeführt hat, ist Leberecht Hühnchen der beliebteste geworden, und zwar darum, weil er ein so rechter Sonderling gar nicht mehr ist, sondern im verdichtenden Spiegel der Kunst viele typische Charakterzüge des modernen Deutschen im mittlern Bürgerstand aufweist, und weil er überall als eine Gestalt voll Wahrheit empfunden wird.

Das Rückgrat der ganzen Seidelschen Poesie bildet der Gegensatz zwischen dem Kulturleben in der Großstadt und dem Leben auf dem Lande, in der freien Natur. Zwischen den endlosen steinernen Häuserreihen bewegt sich das Kopf und Herz verzehrende Dasein des Großstädters, selten eröffnet sich auf einem der großen Plätze der Ausblick auf einen weiten Horizont. Die engen Gassen gewähren nur den Anblick eines kleinen Stückes vom blauen Himmel; einen Regenbogen in seiner ganzen Pracht und Ausdehnung bekommt ein Berliner Kind nie zu sehen. Wohl sind Alleen und Gärten mitten in das steinerne Meer gepflanzt, aber: „diese Anlagen sind dem Schutze des Publikums empfohlen" steht überall geschrieben, zum freien Gefühle der Natur gelangt man dabei nicht. Daher das gerade in den Großstädten leidenschaftlich gepflegte Touristentum, denn als vollen Menschen fühlt man sich doch nur der Natur gegenüber, die Kultur und Überkultur läßt uns dieses für unsre seelisch-gesunde Entwicklung unentbehrliche Gefühl nur zu sehr vermissen.

Diese Sehnsucht des Großstädters nach dem Genuß der Natur, das Gefühl des Gegensatzes zwischen Berlin und dem Lande davor erfüllt die Seele der Seidelschen Muse, und daher ihr großer Erfolg, so eng in künstlerischer Beziehung ihre Grenzen auch gezogen sind. In „Leberecht Hühnchen" hat Seidel den richtigsten Ton für diese allgemeine Gemütsstimmung gefunden: den humoristischen. Leberecht ist doch, wie die große Mehrzahl seiner Verehrer, durch Beruf und Pflicht an die Großstadt gebunden, er verdankt ihr die Möglichkeit, sich selbst und seine Familie zu erhalten. Er ist aber auch ein zu gesunder Mensch, um zu dieser Kulturwelt, deren Glied er ist, sich in ein geradezu feindliches Verhältnis zu stellen, und so entsteht

die humoristische Stimmung aus der Ergebenheit in eine Notwendigkeit und der Freiheit des Geistes über ihren Zwang. Er fügt sich in die Bescheidenheit seiner Einkünfte, er beneidet niemand um seine reichern Gelder, er hat den größten Schatz in sich selber: die Fähigkeit, zufrieden zu sein. Mit der seltensten Gabe ist er von Natur oder von Gottes Gnaden ausgestattet, nämlich mit der Gabe, von allen Dingen die bessere, die beste Seite zu sehen; er ist imstande, sich den Käfig, in dem er sitzt, durch seine guten und lustigen Gedanken zu vergolden und also dem Schicksal, worüber sich die andern in unfruchtbarem, unseligem Trotz verzehren, ein Schnippchen zu schlagen. Er ist in der Zeit allgemeiner Unzufriedenheit ein weißer Rabe. Dabei darf man ihn jedoch beileibe nicht für einen naiven Schwachkopf oder gar für einen Narren halten; er ist im Gegenteil klüger als Tausende von Unzufriednen, die ihn umgeben. Er erfüllt schlicht und treu seine Pflicht im Amte und beglückt seine Familie zu Hause durch den Sonnenschein seines Gemüts. Ein Durchschnittsmensch ohne Genie, hat er doch fortwährend ideale Bedürfnisse, ideale Freuden, ideale Thätigkeit. Er hat ein geringes Einkommen und kann sich nur eine sehr kleine Wohnung gönnen; aber er findet in der Enge Platz für alles, was der „Kulturmensch" braucht, und wäre es auch nur auf einem fußbreiten Raum. Er ist einer der selten gewordenen Menschen, die in Eintracht mit der Natur leben; wenn ihm ein Kind geboren wird, tanzt er seinen jubelnden „Indianertanz." Jede Spur von Weltschmerz ist ihm fern.

Die durchschlagenden Erfolge dieser Figur sind wieder ein Beweis mehr dafür, daß die Menschen in der Dichtkunst die Gestaltung dessen, was sie sein wollen, mehr lieben, als die noch so eindringlich zergliedernde Darstellung dessen, was sie im Wirrsal des Lebens, im Kampfe um das ganz gemeine Dasein gewöhnlich sind. So eine idyllisch ideale Figur wie Leberecht Hühnchen entspricht der Innerlichkeit des deutschen Durchschnittsmenschen in Wahrheit mehr, als die von Häßlichkeit und Schmutz starrenden Bilder der Naturalisten. Seidel ist sich dessen übrigens vollkommen bewußt, und gelegentlich macht er selbst eine feine litterarische Bemerkung, wenn er seinen Leberecht einen „Johann, den muntern Seifensieder" nennen läßt; nur freilich ist Leberecht ein reicher und männlicher gewordener Vetter von ihm geworden.

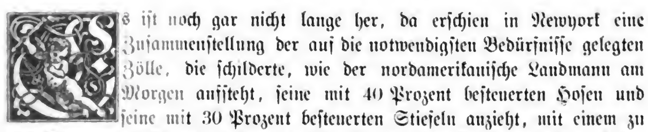
So viel zur allgemeinen Charakteristik. Wie Seidel nun in der zwanglosesten Weise die Geschichte Hühnchens bis in seine Großvaterzeit führt, ist allerliebst. Es sieht fast so aus, als hätte der Dichter schon bei dem ersten, 1880 geschriebenen Kapitel diese Fortsetzung im Auge gehabt, so organisch schließen sich die einzelnen Stücke an einander. Handlung giebt es freilich auch in dem neuesten Buche Seidels nicht viel; die Erfindung von Handlungen ist ja nie seine starke Seite gewesen. Aber die einzelnen Situationen sind so warm und wahr beschrieben, daß alle Welt bei diesem Polterabend, diesem Festessen, dieser Hochzeitsreise, dieser Taufe u. s. w. im Hause Leberecht Hühnchens ein getreues Bild der bürgerlichen deutschen Gegenwart finden wird. Die schon bekannten Figuren des Majors ohne Pointe, des Doktors u. s. w. kehren vermehrt wieder und gewinnen uns aufs neue ein behagliches Lächeln ab. An Seidels Kunst bewahrheitet es sich, daß echte Poesie auch im kleinsten Rahmen erhebend und erfreuend wirkt. M N

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Mac Kinley-Bill

Von Max Vosberg-Rekow



Es ist noch gar nicht lange her, da erschien in Newyork eine Zusammenstellung der auf die notwendigsten Bedürfnisse gelegten Zölle, die schilderte, wie der nordamerikanische Landmann am Morgen aufsteht, seine mit 40 Prozent besteuerten Hosen und seine mit 30 Prozent besteuerten Stiefeln anzieht, mit einem zu 200 Prozent des Wertes besteuerten Zündhölzchen ein Licht anzündet u. s. w., bis er, getötet durch den Zolltarif, an einem mit 45 Prozent besteuerten Seile ins Grab hinabgelassen wird. Ja es liegt noch um eine kürzere Frist zurück, da hatte der Revenueausschuß des Kongresses eine Tarifbill ausgearbeitet, die starke Zollreduktionen bezweckte, und als die schutzzöllnerischen Zeitungen diesen Entwurf als ein „rohes, unbefriedigendes und nutzloses Machwerk" bezeichneten, warnte der „Herald" die Gegner der Bill und meinte, sie würden sich auf eine noch viel radikalere Maßregel gefaßt machen müssen, wenn dieser Entwurf geschlagen würde. Und heute steht Amerika hinter und die übrige Welt vor der Mac Kinley-Bill, hinter und vor dem mächtigen Schutzwalle, den Handelsinteresse oder Politik um die Vereinigten Staaten aufgetürmt haben, den einen zum Nutzen, den andern zu empfindlichem Schaden. Die Hoffnungen der amerikanischen Freihändler sind wie Spreu vor dem Winde zerstoben.

In der Presse ist die Behauptung aufgestellt worden, die Bill hätte nur deshalb zustande kommen können, weil Europa mit dem Rücktritte des Fürsten Bismarck beschäftigt und dadurch so in Anspruch genommen gewesen sei, daß die heimtückischen Amerikaner Zeit gewonnen hätten, diesen handelspolitischen Schlag gegen die alte Welt zu führen. Ich meine, das heißt Bismarck zu viel

und den Yankees zu wenig Ehre anthun. Europa hätte zu einer andern Zeit die Maßregel ebensowenig hindern können, und das wirtschaftlich starke Nordamerika hätte sich niemals dreinreden lassen. Wenn der Kongreß der Vereinigten Staaten in dieser Bill das Heil des Landes sah, würden ihn Drohungen nicht abgehalten haben, es zu wahren; wären aber hinter den Drohungen Thaten zu fürchten gewesen — ei, warum geschehen denn diese Thaten jetzt nicht, um die Zurücknahme des Gesetzes zu erzwingen? Keine Zeit ist bekanntlich günstiger für eine gemeinsame handels-politische Aktion der Mächte, als die Gegenwart. Wir stehen unmittelbar vor dem Ablaufe fast sämtlicher europäischen Handelsverträge: das Jahr 1892 könnte eine mächtige Freihandelsliga mit der Kehrseite gegen Amerika Front machen lassen. Statt dessen zeigen sich überall die Schutzzöllner rege; zum wenigsten strebt man überall nach autonomen Tarifen. Weder Frankreich, noch Spanien, noch Italien erscheinen zum Abschlusse neuer Verträge bereit. Dagegen stehen Schutz und Abwehr auf der Tagesordnung, und der neue französische Maximal- und Minimaltarif wird seine Nachahmer finden. Nur zwischen Deutschland und Österreich herrscht eine wahrhaft versöhnliche Stimmung, die sich von dem politischen auf das volkswirtschaftliche Gebiet übertragen hat; mit ihr verträgt sich der fortwährende Zollkrieg schlecht, der die Grenze der Verbündeten bisher umspielte. Er wird zur Ruhe kommen; aber das ist auch alles. Von einer „Zolleinigung" kann vorläufig keine Rede sein, geschweige denn, wie hie und da geäußert worden ist, von einer Maßregel gemeinsamer Vergeltung gegen den nordamerikanischen Übelthäter. Und so dürfte es auch mit der „mitteleuropäischen Zollliga" gute Wege haben, deren Begründung der internationale landwirtschaftliche Kongreß zu Wien im September dieses Jahres beschlossen hat.

Also die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben einer Anzahl europäischer Industrien durch Errichtung einer hohen Zollmauer plötzlich den Stuhl vor die Thür gesetzt. Man könnte, wenn aus nichts anderm, so doch aus der erregten Beurteilung, die diese Maßregel allenthalben findet, entnehmen, daß sie von einschneidender Wirkung sein müsse. Man bezeichnet sie vielfach als „Übermut" und „Rücksichtslosigkeit"; wenn sich aber z. B. das „Wiener Fremdenblatt" in die Brust wirft und ausruft: „Amerika für die Amerikaner, ist ihre Parole. Und diese wird in der Stille des Gemütes durch den bedeutungsvollen Zusatz ergänzt, daß amerikanische Produkte für die ganze Welt seien," so spricht das Blatt doch eben nur etwas aus, was ganz selbstverständlich ist; denn auf wirtschaftlichem Gebiete hat noch kein Staat der Welt eine andre Politik getrieben, als die seiner eignen Interessen. Die englischen Freihändler sind ihrerseits überzeugt, daß Amerika an der prinzipiellen Giftigkeit der Schutzzölle werde zu Grunde gehen müssen: „man lasse sie nur in ihrem eignen Fette schmoren!" heißt es. Allein der Unbefangne hört aus diesen Worten schlecht verhaltnen Ärger und die sauersüße Miene heraus.

Höchst komisch lassen sich die pfälzischen Weinproduzenten vernehmen: die Rottrauben hätten trotz ihrer Güte im Preise verloren; daran trage die Mac Kinley-Bill mit schuld. Europa würde sich nicht „abschlachten" lassen, man hoffe etwas von einer mitteleuropäischen Zollvereinigung; sollten freilich darin Zollvergünstigungen gegen Italien und Frankreich eintreten, so wollte man denn doch der Regierung ins Gedächtnis rufen, daß dies eine Unmöglichkeit sei; es würde die deutschen Winzer ruiniren! Also: Maßregeln gegen Nordamerika! Die Opfer aber, die einzig und allein solche Maßregeln möglich machen, wollen wir nicht bringen; da mögen andre in die Lücke treten. Item, die Mac Kinley-Bill wird möglichst für jede Ungunst der Verhältnisse verantwortlich gemacht — nicht nur an dieser Stelle, wo sich das Sinken des Rottraubenpreises einfach daraus erklärt, daß er voriges Jahr auf abnormer Höhe gestanden hat. Einer spricht es aus, viele reden es nach, und schließlich wird übertrieben. Fast in jedem Bericht über einzelne Gewerbszweige oder größere Etablissements, wie sie im Handelsteile der großen Blätter erschienen sind, wird wenigstens nebenher des amerikanischen Zollgesetzes gedacht. Ich werde nachzuweisen suchen, daß die an die Wirksamkeit dieses Gesetzes geknüpften Befürchtungen allzugroß sind, und daß durch das Gesetz weder ganze große Industriezweige, noch eine größere Zahl von Produzenten zu Grunde gerichtet werden wird. Ich bin nicht weniger davon überzeugt, daß die vielen Petitionen, die in dieser Angelegenheit an die Reichsregierung gerichtet worden sind, erfolglos sein werden, als davon, daß die deutsche Industrie auf der Weltausstellung zu Chicago 1892 ebenso zahlreich und würdig vertreten sein wird, als dies ohne jenes Gesetz der Fall gewesen sein würde.

Welches sind die augenblicklichen Wirkungen der Bill? Deutschland und England, als die Hauptausfuhrländer, sind offenbar zunächst dabei interessirt, das übrige Europa erst in zweiter Linie. Die Klagen, die bisher aus den Kreisen der deutschen Industrie laut geworden sind, beschränken sich auf folgende Gebiete: 1. die Textilindustrie. Es wird ein Rückgang des Geschäfts befürchtet in Thüringen (Gera, Greiz, Apolda), im Königreich Sachsen, im Vogtlande (Stickerei) und in der schlesischen Lausitz. Aber in Chemnitz ist nach der ersten Bestürzung bereits Ruhe und Zuversicht zurückgekehrt; in Thüringen sagt man sich, daß die Hauptgewerbszweige (Töpfer-, Porzellan-, Puppen-, Spielwaren, Schiefertafeln, Holz- und Bleistiftfabrikation) unberührt bleiben, die nicht unbedeutende Glasperlenindustrie aber einen Aufschwung nehmen werde. Die vogtländische Stickerei erliegt weniger dem Zollgesetz, als dem Einflusse der Mode, die ihr ungünstig geworden ist. Lediglich in Spremberg i. L. hat eine Fabrik die Hälfte ihrer Arbeiter entlassen, und in zwei Dörfern der Umgegend ist die Arbeitszeit um eine Stunde gekürzt worden. Nehmen wir an, daß dies selbst in weitern Gebieten der Fall gewesen sei, so außergewöhnlich groß erscheint das Leiden gegenüber sonstigen häufigen Wandlungen des Ge-

schäftes keineswegs. 2. Die Maschinenindustrie; aber wohl gemerkt, hier nur auf dem kleinen Gebiete derjenigen Fabriken, die Stick- und Strickmaschinen, Strumpf- und Webstühle bauen. Gegenüber dem geringen Ausfalle bei der Textilbranche handelt es sich hier wohl nur um eine vorübergehende Konjunktur. 3. Die Kleineisenindustrie. Hier liegen Klagen aus dem altberühmten Solingen vor. Aber der zu erwartende Nachteil dürfte bei der Mannichfaltigkeit der Solinger Artikel kaum verhängnisvoll werden; trösten sich doch die Dienstherren der 2000 Messerschmiede von Sheffield mit der Erwartung, daß auch ihre nordamerikanischen Konkurrenten die Preise der billigen Messersorten erhöhen, sie selbst also doch weiterhin konkurrenzfähig bleiben würden. Damit sind aber die bedeutenderen Gewerbszweige zu Ende. Wohl registrirt Magdeburg die weitere Unmöglichkeit seiner nicht geringen Kirschsaftausfuhr, Halberstadt den vermutlichen Stillstand einiger Fabriken für billige Handschuhe, die lediglich für den Export gearbeitet haben; auch die deutschen Schaumweine werden sich an Stelle Amerikas ein neues Absatzgebiet erobern müssen. Aber dem gegenüber erwartet Berlin einen Aufschwung seines Handels mit Wollplüschen und Krimmer, hoffen die Kaliveredlungsgewerbe einen erhöhten Nutzen, und für die Weißblechfabrikation, für die der erhöhte Zollsatz bis zum 1. Juli 1891 noch aussteht, ist vorläufig eine erfreuliche Steigerung vorauszusagen. Überhaupt ist für den Augenblick in vielen Industriezweigen ein Fortschritt zu verzeichnen gewesen, weil sich die Bestellungen kurz vor Eintritt des neuen Tarifs gehäuft haben. Aber wenn auch die Perlmutterindustrie von Wien und Birmingham zunächst völlig darniederliegt und in Tourcoing und Roubaix in Frankreich einige Fabriken geschlossen worden sind, so giebt das alles doch noch kein Recht dazu, von dem „Elend“ zu sprechen, „das das Yankeetum über das alte Europa gebracht hat.“ Es scheint, als hätte man ganz vergessen, daß erst das Jahr 1885 eine Krisis des Exporthandels erlebt hat, die unendlich drohender und gefährlicher aussah, als die heute befürchtete.

Wenn nach alledem die augenblickliche Wirkung der Tarifbill verhältnismäßig gering ist, so ist damit freilich nicht gesagt, daß sie dies auch für alle Zukunft bleiben wird. Bisher hat man sich noch nicht recht getraut, diese Zukunft ernstlich ins Auge zu fassen, und es mag auch schwierig sein, ihr in die Karten zu sehen. Im allgemeinen aber läßt sich behaupten, daß die vorhandnen wirtschaftlichen Grundlagen diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans gegebne sind, mit deren Hilfe sehr wohl ein Exempel aufzustellen ist, aus dem sich der Schlüssel für die künftige Gestaltung des Welthandels ergeben wird. Ferner dürfte man, wie überall, so auch hier aus der Geschichte lernen können.

Es handelt sich zunächst darum, festzustellen, ob die Mac Kinley-Bill und die mit ihr vollzogene Rückkehr zum extremen Schutzzoll lediglich eine politische Maßregel oder ob sie von reiflichen handelspolitischen Erwägungen

herbeigeführt worden ist. Ist das erstere der Fall, so ist freilich ihr Verschwinden sicher, sobald die betreffenden Parteirücksichten schwinden; alsdann läßt sich dem Gesetze keine lange Lebensdauer versprechen. Liegt die Sache aber nicht so einfach, so dürfte weder die nächste Präsidentenwahl noch sonst eine politische Verschiebung die Maßregel aus der Welt schaffen. Professor Schönbach aus Graz hat in der „Allgemeinen Zeitung" die Behauptung aufgestellt, die Bill sei lediglich politischen Rücksichten entsprungen; sie sei nichts als die ausbedungne Rückzahlung kolossaler Vorschüsse, die von schutzzöllnerischen Großhändlern zum Zweck einer republikanischen Präsidentenwahl gemacht worden seien. Er weist darauf hin, daß das Haupt dieser Schutzzöllner, der Kaufmann Wanamaker aus Philadelphia, zum Lohne jetzt Generalpostmeister geworden sei.

Allerdings wird in Nordamerika das öffentliche Leben noch heute von den beiden historisch gewordenen Parteien der Demokraten und der Republikaner beherrscht. Allein im Laufe der Jahrzehnte ist der Inhalt dieser beiden Parteinamen nicht derselbe geblieben. Während bis zum Jahre 1828 unter „Demokraten" und „Republikanern" in der That die Vertreter zweier Richtungen zu verstehen waren, die bezüglich der verfassungsmäßigen Ausgestaltung der Union, wie der Einzelstaaten verschiednen Grundsätzen huldigten, erhielten während der seitdem eingetretenen Vorherrschaftsperiode des Südens diese Bezeichnungen einen beinahe geographischen Charakter, der in der wirtschaftlichen Verschiedenheit des industriellen Nordens und des ackerbautreibenden Südens seinen wesentlichen Inhalt fand. Die Demokratenpartei war die der südlichen Pflanzer- und Ackerbaustaaten, die republikanische die der schon damals schutzzöllnerisch vorgehenden Industriestaaten des Nordens. In der folgenden Periode des Bürgerkrieges (1861—1865) verschoben sich die Begriffe wiederum, indem die südlichen Demokraten als die Partei der Sklavenhalter erschienen, die nördlichen Republikaner sich dagegen mit den sogenannten Abolitionisten, d. h. den grundsätzlichen Gegnern der Sklaverei deckten. Der Bürgerkrieg ward durchgefochten, die Sklaverei ausgerottet; natürlich folgte ein Übergewicht des Nordens, des Hauptsitzes der alten „Republikaner." Aber noch während der letzten Kriegsjahre begann eine Zersetzung der bisherigen Parteien. Man schied sich in eine gegen die Südstaaten versöhnliche und in eine extreme Gruppe. Beiden gehörten sowohl Demokraten als Republikaner an; aber unter den Unversöhnlichen hatten die „Republikaner" das Übergewicht, und unter ihrem Namen segelten fortan auch viele bisherige Demokraten, die von einer milden Behandlung der besiegten Südstaaten nichts wissen wollten. Allmählich kam die Versöhnung zu stande, und der bisherige Gegensatz wurde gegenstandslos. Da trat nach und nach die Verschiebung des Bevölkerungszentrums nach dem ackerbau- und bergbautreibenden Südwesten und Westen ein; ihr folgte die „demokratische" Doktrin, während die „republikanische" im industriellen Nord-

osten verblieb. Die rasche Entwicklung der Wirtschaft brachte es mit sich, daß ihre Interessen ganz in den Vordergrund traten, die politischen mehr zur Seite blieben. So finden wir heute Republikaner und Demokraten nicht als Politiker, sondern als Wirtschaftspolitiker wieder, die Republikaner als Schutzzöllner, die Demokraten als Freihändler, mit einem ähnlichen Inhalt ihres Programms, wie sie es im Jahre 1828 hatten, nur daß der geographische Scheidebegriff des Südens und Nordens heute nicht mehr zutrifft. Darum ist es nicht genau, wenn Professor Schönbach sagt, daß die republikanischen Berufspolitiker die Großindustriellen durch Versprechungen eines Schutzzolltarifs erkauft hätten. Es sind vielmehr diese Großindustriellen des Nordostens ganz ebenso wie die „republikanischen Berufspolitiker" selbst Schutzzöllner vom reinsten Wasser. Daß sie Geld für die Wahl Harrisons hergegeben haben, war keine Bestechung einer politischen Partei, die ohne ihr Geld nicht an Schutzzölle gedacht hätte, sondern es war die Unterstützung ihrer eignen Parteiführer. Daraus folgt aber, daß die Mac Kinley-Bill nicht lediglich dem politischen Schachzuge einer „republikanischen" Partei, also rein äußerlichen Beweggründen ihr Dasein verdankt, daß sie nicht lediglich eine Frucht der Korruption und Bestechung einer Reihe von Berufspolitikern, ausgeführt im Interesse reicher „Monopolisten," ist, sondern daß sie sich darstellt als der Sieg der schutzzöllnerischen Bewegung über die freihändlerische, als der Sieg des industriellen Großkapitals über die zerstreut im Ackerbau und besonders im Bergbau angelegte Kraft der Mehrheit der Bevölkerung. Das ist aber eine ganz andre Grundlage, als sie Professor Schönbach hinstellt, offenbar eine weit festere. Politische Interessen sind einem raschern Wandel unterworfen, als wirtschaftliche. Mit einem bloßen „Boom" oder Elan sind wohl die politischen, nicht immer aber die wirtschaftlichen zu nehmen. Darum erscheint es durchaus nicht als ausgemacht, daß die Bill mit dem Jahre 1892 wieder fallen wird. Bei den Präsidentenwahlen heißt es nicht immer: „Hie Demokrat, hie Republikaner!" Ich erinnere daran, daß die Wahl Grover Clevelands, des ersten Demokraten nach vierundzwanzigjähriger republikanischer Herrschaft, nie zu Stande gekommen wäre, wenn nicht die sogenannten „Unabhängigen Republikaner" unter Führung des Deutschen Karl Schurz mit allen Kräften für ihn eingetreten wären.

Damit ist aber die Entscheidung der Frage, ob die Tarifbill, die der Verwaltung für die Art der Handhabung einen außerordentlichen Spielraum gewährt, innerhalb dessen Milde und Strenge gegen das gegeißelte Ausland Platz greifen kann, von Dauer und von nachhaltiger Wirkung sein wird, von dem politischen auf das volkswirtschaftliche Gebiet verlegt. Um ihr näher zu kommen, wird es deshalb nötig sein, auf die Grundlagen der amerikanischen Wirtschaftspolitik einzugehen. Vorher sei noch erwähnt, einmal, daß die Eisenbahnkönige angesichts der Bill ebenfalls nicht unthätig gewesen sind und sich

hie und da eine Ermäßigung ausgebeten haben, die sie nicht glaubten entbehren zu können, dann aber, daß in dem Vaterlande Careys die Idee von der Notwendigkeit der Schutzzölle doch auch außerhalb der Industrien und ihrer Kreise Wurzel gefaßt haben mag; darauf deutet die Anekdote hin, die der bekannte englische Freihändler F. H. Farrer in der Times jüngst erzählte: der amerikanische Farmer bleibt gegen Bestrebungen, die auf Despotismus oder Atheismus hinzielen, völlig gleichgiltig; aber sowie auf die Absicht einer mäßigen Herabsetzung der Schutzzölle die Rede kommt, sagt er: „Dann, Sir, werde ich mir meine Flinte herunterlangen!“

Es giebt nur ein Land, das sich mit den Vereinigten Staaten im Reichtum seiner natürlichen Beschaffenheit vielleicht messen kann, das ist China. Aber China ist nicht nur eine terra incognita, sondern auch ein verschlossenes Paradies für den Welthandel, und ob in absehbarer Zeit die Söhne des Himmels das Schwert der Prohibition in die Scheide stecken werden, steht noch dahin; dazu müssen offenbar Hungersnöte und Überschwemmungen im Innern noch drückender und das liebewerbende Drängen der Europäer an den Grenzen noch dringender werden. Aber trotz der erstaunlichen Schilderungen, die Richthofen von den ungehobenen Schätzen Chinas entworfen hat, wird Nordamerika in gewisser Beziehung die erste Stelle behaupten können. In der That, wer auf der Weltausstellung zu Neworleans im Jahre 1884 vor dem fünfzehn Fuß hohen Goldwürfel gestanden hat, wer da aufgetürmt sah die Haufen der Silbererze von Idaho und Newmexiko, der lebhaft gefärbten Kupfererze von Arizona, die Berge aus Weizenähren von Dakota und Nebraska, von Maiskolben aus dem östlichen Kansas, wer daneben eine stolze Industrie ihre glänzenden Leistungen entfalten sah, der muß sich nach seinen europäischen Begriffen ärmlich erschienen sein und niedergedrückten Sinnes verstanden haben, warum alljährlich Tausende Europa verlassen, um in diesen gelobten Ländern eine neue Heimat zu gründen. Was fehlt Amerika? Man sollte meinen, es könnte die ganze übrige Welt leichthin entbehren. Was bedeutet eine Prohibitivpolitik für ein Land, wo Milch und Honig fließt! Man denke an die unabsehbaren Getreidefelder von Indiana und Iowa, an die Buschprärien von Ohio und Illinois: erscheinen sie nicht viel reicher, als selbst die berühmten russischen Tschernossjom, die Schwarzerdeländer, die selbst bei extensiver Dreifelderwirtschaft kolossale Erträge geben? Was liefert uns Schlesien und Westfalen an Eisen gegenüber den Mengen, die rings um die Alleghanies gelagert sind, gegenüber den Lagern von Magnet- und Roteisenstein, die sich in Alabama, Michigan, Newyork und Newjersey dehnen? Das erste Kohlenland der Welt ist England; und doch hat die Steinkohlenproduktion der Vereinigten Staaten den Umfang der englischen fast schon erreicht, während sie doch blutjung, die englische dagegen die älteste der Welt ist. Aber der amerikanische Boden birgt auch das vielleicht Zwanzig- bis Dreißigfache der

englischen Flötze. Was will Italien und Sizilien mit seinen Orangen sagen, da auf den heißen Sandfeldern Floridas größere und süßere in unendlicher Menge zu finden sind! „Niersteiner“ zieht man heute bereits in Kalifornien, der amerikanische Sekt ist nicht zu verachten und wird hie und da schon in Europa getrunken, französischer Roter oder deutscher Rheinwein sind Kinder des Landes geworden. Serbien und Ungarn, Bessarabien und die Donauländer ziehen Borstenvieh in schwerer Menge, und doch bleibt der Umfang ihrer Herden weit hinter denen zurück, die in der Mitte der neuen Welt gehalten werden. Wo sind die Forsten Europas geblieben? Rußland hat noch ausgedehnte, aber schwächliche Wälder; nur in Norwegen wächst ein kraftvoller Baumschlag heran. Aber auf der Ausstellung in Neworleans lag ein Sequojenstamm aus Kalifornien, der war 308 Fuß hoch und maß 96 Fuß im Umfang! Kein Waldesdickicht des Amazonenstromes hegt solche Massen von Holz, wie die Douglastannen von Washington und die Zedernwälder von Oregon. In den Südstaaten dehnen sich unendliche Flächen, von Phosphaten und Knochen urweltlicher Tiere so reichlich gedüngt, daß auf diesem kretazeischen Boden die Baumwollstaude besser gedeiht, als es der Nil in Ägypten bewirken, als es die Erde Indiens oder Perus leisten kann. Noch sind die Silbergruben Montanas schlecht ausgebaut; aber sie rivalisiren schon mit denen von Mexiko, und ob Kalifornien oder Australien reichere Goldschätze birgt, ist noch die Frage. Und daß der Tabak, der der Marke nach aus Kuba oder der Habana kommt, zum größten Teile auf den Feldern Kentuckys und Virginias gedeiht, ist eine bekannte Thatsache. Wo ist ein Land, fragen wir noch einmal, das sich mit diesen natürlichen Reichtümern vergleichen ließe? Wo ein Gebiet, und sei es noch so groß, das dicht neben einander eine auch nur ähnliche Mannichfaltigkeit der Produkte böte? Neben einander! Denn wo der Rohstoff erzeugt ist, gesellen sich auch flugs die Kräfte hinzu, ihn zur großartigen Industrieproduktion auszubeuten. In Pennsylvanien liegen die Anthrazite, in Newyork und Newjersey die Magnetite und Hämatite: es fehlt nur die verbindende Hand. In Alabama ist Eisenerz und bituminöse Kohle benachbart. Und hat kein Land so dicke Baumstämme, wie Michigan und Oregon, so hat auch keines so zahllose Wasserfälle und Katarakte, deren nimmermüde Kraft dazu dienen kann, die Riesen des Waldes für Erzeugnisse der Kunst- und Möbeltischlerei zuzustutzen. In Neuengland dreht sich die Spindel so fleißig, wie im baumwollbauenden Süden, in Birmingham dröhnt der Dampfhammer so heftig, wie in Pittsburg und Cleveland. Kurz und gut, in wenigen Jahrzehnten ist auf Grund des natürlichen Reichtums eine Industrie emporgeschossen, die in einzelnen Zweigen mit der größten der Welt zu wetteifern vermag und unablässig bestrebt ist, jenen Reichtum zu vermehren, zu verdoppeln, zu vervielfachen. Man braucht nicht durch die Palastavenüen Newyorks zu gehen, um von dem nationalen Wohlstande des Landes einen Begriff zu bekommen.

Betrug doch die Zahl der Millionäre noch in den sechziger Jahren einige zwanzig, und werden deren doch jetzt einige Tausend gezählt! Und es ist nicht etwa wahr, daß dieser Reichtum auf kleine Distrikte des Landes beschränkt wäre und auf kleine Gruppen der Bevölkerung. Die Lebenshaltung ist hoch, und weder Entfernungen, noch natürliche Hindernisse vermögen dem Kulturfortschritt, dem Eindringen des Luxus wirksam zu begegnen. Ist doch das künstliche Verkehrsstraßennetz mit seinen zahllosen Eisenbahnen, Kanälen und Transportwegen dem natürlichen ebenbürtig, das in den 45 schiffbaren Nebenflüssen des Mississippi seinesgleichen sucht. Ja, es ist ein stolzes Lied, das man von den Hilfsquellen und der wirtschaftlichen Entwicklung Amerikas singen kann, und es wird um so großartiger klingen, je mehr man mit den Ohren des Amerikaners zuhört, der stets aufgelegt ist, optimistisch und enthusiastisch das Kleine über dem Großen zu vergessen, und der entschieden einen Zug ins Gewaltige hat. Wenn wir aber der Ansicht sind, dieser Zug ins Große leite sich her von der machtvollen Sprache, die die Natur seines Landes allezeit zu ihm gesprochen hat, und wenn wir daneben die Bemerkung machen müssen, daß der Yankee zwar energisch im ersten Anlauf, aber nicht ausdauernd bei längerer Prüfung ist, so sei uns gestattet, die Frage aufzuwerfen, ob nicht am Ende auch dieser Mangel an Zuverlässigkeit in der natürlichen Beschaffenheit seiner Heimat ein Seitenstück findet, d. h. ob sich nicht auch hier nur dem ersten Ansturm ein scheinbar so endloses Füllhorn aufgethan hat, und ob sich nicht zu einer Zeit, wo der Rahm abgeschöpft sein wird, zeigen sollte, daß nur ein zwar wohlgefüllter, aber nicht unergründlicher Milchtopf vor den Speisenden steht. In der That wird auch eine schärfere Betrachtung ergeben, wie dafür gesorgt ist, daß auch in den Vereinigten Staaten die Bäume nicht in den Himmel wachsen, mögen sie nun aufragen als Zedern von Oregon, als Maisstauden von Dakota oder als Fabrikschlote von Pittsburg und Birmingham.

Der General Hazen von der amerikanischen Landesaufnahme hat den hundertsten Grad westlicher Länge von Greenwich als die westlichste Grenze des Ackerbaues bezeichnet. Darunter muß aber nicht nur die Grenze des thatsächlichen Anbaues, sondern vielmehr die Grenze der Anbaufähigkeit überhaupt verstanden werden. Das Gebiet jedoch, das durch diese Grenzlinie von den Landstrichen ersten Ranges abgeschieden wird, umschließt nicht weniger als 45 Prozent der Gesamtfläche der Vereinigten Staaten! Es ist bis zum pazifischen Saume des äußersten Westens hin lediglich Bergland, für Bergbau wohl reich begabt, aber selbst für Forst- und Weidewirtschaft wenig geeignet. Da liegen denn die Goldfelder Kaliforniens, die Silberminen Nevadas, Montanas, Leadvilles, die Kupfer- und Bleibergwerke der Rocky Mountains. Man hat sie ausgebeutet zunächst mit kolossalem Erfolge. Das Edelmetall lag fast zu Tage; es war kaum ein ordentlicher Bergbau nötig, es zu gewinnen.

Wenn man Gold grub, warf man Kupfer und Blei, die sich als Nebenprodukte ergaben, achtlos beiseite, und der mitgewonnene Arsenik ging zum Schornstein der Hochöfen hinaus. Allein die Goldernte ist seit dem Jahre 1878 auf die Hälfte zurückgegangen. Umsonst bereisten und bereisen Hunderte von gewerbsmäßigen Minensuchern, sogenannten prospectors, das Land: das Vorkommen des Goldes ist an das Wasser, das Vorhandensein der durch Undation entstandenen Seifengebirge unabänderlich gebunden, also seiner Ausdehnung nach beschränkt. Wer heute noch Gold graben will, der muß sich schon bequemen, die Schachte tief ins Felsengebirge zu treiben und zum Bergmann zu werden nach europäischem Muster. Bedenkt man dazu, daß der Tagelohn jener Gegenden neun bis zwölf Mark beträgt, so wird man verstehen, warum schon so mancher Grubenbesitzer den Betrieb eingestellt hat: der Ertrag steht in keinem Verhältnis mehr zu den aufgewendeten Kosten. Besser sieht es mit der Silbergewinnung und dem Bau auf Kupfer aus; aber auch hier sind die Löhne zu hoch, die Gegend zu holzarm und die Abbaufelder allzu entlegen. Europäischer Betrieb! heißt es auch hier, und damit tritt auch die europäische Konkurrenz drohend in ihre Rechte. Elf Bergwerke Kaliforniens treiben Quecksilberbau; die Produktion betrug im Jahre 1880 noch 59926 Flasks (Quecksilberflaschen); sie hat im Jahre 1889 nur noch 26464 Flasks betragen. Auf allen diesen Gebieten also muß der atemlose Ansturm der Produktion still halten und Atem schöpfen.

Wäre der Bergbau nicht, auf dem ganzen amerikanischen Westen ruhte der Fluch unüberwindlicher Sterilität. Zwar will der Yankee das keineswegs Wort haben. Er weist stolz auf die Umgebung der Salt Lake City hin, die die Mormonen durch künstliche Bewässerung aus einer Wüste in ein Paradies verwandelt haben. Und so träumt er denn von einer großartigen „Irrigation“ des far West, ja er beginnt hier und dort schon mit der Ausführung. Aber er hat dabei übersehen, daß das Mormonenländchen am Fuße schneebedeckter, quellenreicher Hochgebirgsketten liegt, deren Gefälle den Plänen des Bebauers auf halbem Wege entgegenkam. Freilich wird soeben aus Deutsch-Ostafrika gemeldet, daß durch artesische Brunnen aus verhältnismäßig geringer Tiefe gutes Wasser in Fülle gewonnen worden ist; aber in Westtexas und Neumexiko mag man sechs- bis achthundert Fuß tief in die Erde dringen: es quillt nichts herauf als eine salzige, ätzende Flut, die geeignet ist, jeden Pflanzenwuchs von Grund aus zu zerstören.

Wohl ist der schmale pazifische Saum des Westens, ein Hochgebirgsland mit fruchtbaren Thälern und reicher Küstenvorlage, für allen und jeden Anbau geeignet. Aber noch ist er zum besten Teile mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, und der Acre Land, der für zehn Dollar gekauft werden kann, stellt sich schon auf hundert Dollar, wenn der Boden zur Aufnahme der Saatfrucht urbar gemacht ist. Das Land hat eine Zukunft; aber es ist nicht die angebliche Riesenzukunft, die den Weltmarkt mit ihren Produkten erdrücken soll.

Und nun zum Süden. Er ist einseitig bewirtschaftet worden von Anbeginn; und so ist er denn auch einseitig entwickelt und einseitig ausgesogen. Terpentin und Baumwolle — damit ist seine Hauptproduktion umschlossen. Aber wie hat man Terpentin gewonnen? Man schlug die Nadelholzwälder, die ihn lieferten, einfach nieder, kein Mensch dachte an systematische Forstwirtschaft; und sei die Fruchtbarkeit des Landes im allgemeinen noch so groß: das Nadelholz wächst auf trockenem Sande und ergänzt sich sicherlich nicht so schnell, wie es abgeschlagen worden ist. Somit ist hier in nicht ferner Zeit ein bedeutender Rückgang zu erwarten. Baumwolle ist im großartigsten Maßstabe angebaut worden; der Anbau wurde so gewaltig ausgedehnt, daß auch er schließlich nicht mehr sehr lohnend erscheint. Denn muß man auch zugeben, daß der Bedarf an baumwollnen Zeugen in stetem Wachsen begriffen ist und es für absehbare Zeit auch noch bleiben wird, so zeigt doch ein Blick in die Statistik der Weltwirtschaft, daß auf diesem Gebiete das Angebot die Nachfrage weit überholt hat. Noch zu Anfang der sechziger Jahre lieferten die Vereinigten Staaten etwa 3½ Millionen Ballen Wolle, die übrigen Kolonialländer etwa 1 Million Ballen, insgesamt also 4½ Millionen Ballen. Dieser Produktion standen gegenüber 38 Millionen Spindeln in Europa, 5 bis 6 Millionen in Amerika, insgesamt also 41 bis 42 Millionen Spindeln. Im Jahre 1885 dagegen gab es in Europa 65 Millionen Spindeln, in Amerika etwa 11 Millionen Spindeln, insgesamt also 76 Millionen Spindeln; es belief sich aber die Produktion in Amerika auf etwa 6 Millionen Ballen, in den übrigen Ländern auf etwa 4 Millionen, insgesamt auf etwa 10 Millionen Ballen Wolle. Also war die gesamte Baumwollmenge um 122 Prozent, die für ihren Konsum bestimmte Spindelzahl aber nur um 77 Prozent gestiegen! Kein Baumwollring, auch der jüngste in Alabama vom Herbst dieses Jahres, wird sich hier auf die Dauer halten können. Schädigend für die Entwicklung des Südens tritt hinzu die weitausgedehnte Verlumpung der Neger, die der niedern weißen Bevölkerung, den poor whites, mit dem übelsten Beispiele vorangeht, und die außer in den wirtschaftlichen in den politischen Verhältnissen ihre Ursache findet, der verhältnismäßige Mangel an Einwanderung von Kapital, Kraft und Unternehmungsgeist, das ungünstige, raschem Wechsel unterworfene Klima, wo Temperaturstürze von + 27 Grad Celsius auf — 7 Grad nichts seltenes sind. Einzelne Bezirke in Alabama, Tennessee, Georgia zeigen wohl eine aufblühende Industrie. Aber das ganze große Gebiet des Südens ist nach Bevölkerung und Wirtschaftsgepflogenheiten so konservativ und schwerfällig, daß auch hier an einen reißend schnellen Aufschwung für die nächsten Jahrzehnte nicht zu denken ist.

So bleibt uns denn der reich entwickelte Nordosten des Landes, 25 Prozent des Gesamtgebietes umfassend, von dem der angestaunte Reichtum Amerikas meist seinen Ausgang genommen hat. Hier liegen die reichsten Ackerbauländer der Erde, hier liegen unglaubliche Schätze von Kohle, Eisen, Kupfer, Blei

und Petroleum. Hier blüht der Bergbau, und hier hat eine freilich noch einseitige Industrie sich mit fabelhafter Geschwindigkeit und Energie entfaltet. Und doch sind auch hier der Grenzen genug gesteckt! Und doch liegt auch hier neben dem stärksten Plus so manches bedenkliche Minus!

Das Hauptprodukt des Nordostens, die Quelle des immer wachsenden Nationalwohlstandes, ist das Getreide; ich werde gleich darauf zurückkommen. Vorher aber sei bemerkt, daß auch der Norden der Vereinigten Staaten bereits an den Sünden der Väter zu leiden hat: auf ein halbes Jahrhundert hinaus sind die Forsten des Landes durch Raubbau verwüstet. Selbst die berühmten Wälder von Michigan sind bereits von 135 Millionen Acres auf etwa 30 Millionen zurückgegangen. Man hat in den Zentralstaaten des Nordens allerdings die abgeholzten Flächen durch Obstbau wieder fruchtbringend zu machen gesucht. Die ersten Jahre erweckten gute Hoffnungen; denn waren die Früchte auch sehr wässerig und wenig haltbar, so waren sie doch sehr groß und zahlreich. Aber einige rauhe Jahre haben dem Streben der Obstzüchter beinahe den Todesstoß versetzt: erfroren doch im Winter 1884/85 z. B. in Nordillinois 56 Prozent aller Apfelbäume, 65 Prozent aller Birnbäume, von den zartern Pfirsichen sogar 95 Prozent! Es werden also auch hier nur gewisse günstig gelegene Landstrecken produktiv bleiben, und man wird weniger auf die Massenerzeugung ausgehen können, als bisher, dagegen mehr auf die Veredlung der Arten bedacht sein müssen, also nach europäischem Muster zu arbeiten haben. Dasselbe gilt aber auch von der Viehzucht. Nach den Zeugnissen der Reisenden unterscheidet sich das Beefsteak von Dakota und Nebraska noch sehr unvorteilhaft von dem englischen, und weder das kentuckysche Pferd, noch das Wollschaf Ohios können den bessern europäischen Rassen an die Seite gestellt werden. Das massenhafte Überwiegen der Schweinezucht zeigt vielmehr, daß die Viehzucht der Vereinigten Staaten mit der unvollkommnen Viehhaltung des südöstlichen Europas auf gleicher Stufe steht. Aber wie dem auch sei, Forstwirtschaft, Obstbau und selbst Viehzucht bedeuten heute für Nordamerika noch unendlich wenig gegenüber dem Getreidebau.

Der Handel mit Mehl und Getreide ist der wichtigste Zweig der Weltwirtschaft. Fast ein Zehntel der gesamten Gütermasse, die die Verkehrswege der Welt durchläuft, gehört ihm an. Die Hauptkornkammer der Erde aber ist Rußland; und doch hat ihm Amerika schon eine Zeit lang den Rang abgelaufen. Die amerikanische Getreideproduktion ist während der letzten Jahrzehnte so reißend angewachsen, daß die Landwirte aller Getreideausfuhrländer in jähen Schrecken versetzt worden sind. Im Jahre 1849 betrug die Weizenernte der Vereinigten Staaten 100 Millionen Bushels, die Maisernte 592 Millionen Bushels. Bis zum Jahre 1889, also im Laufe von vier Jahrzehnten, ist sie auf 491 und 2113 Millionen Bushels gestiegen. (Dabei ist zu bemerken, daß die Weizenernte bereits einen Rückgang aufweist, denn sie

betrug 1884 sogar 512 Millionen Bushels.) Allein schon während der letzten Jahre hat Rußland mehr Getreide ausgeführt als Amerika, und es scheint, daß die Grenze für das Wachstum der transatlantischen Produktion bereits in Sicht kommt. Allerdings hat die erstaunliche Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens dort bei extensivster Wirtschaft Erträge geliefert, wie sie Europa nur bei intensivstem Betriebe erreichen kann; allerdings sind die Amerikaner im Gebrauche rationeller und vorzüglicher Geräte und Maschinen uns weit vorausgeeilt; allerdings haben sie eine wahrhaft großartige Organisation des Transports, der Aufspeicherung und der technischen Handhabung des Getreidehandels erreicht. Ob sie aber die Herrschaft auf dem Weltmarkte werden dauernd behaupten können, das ist doch während der letzten Jahre fraglich geworden. Schon hat man in Neuengland die Weizenkultur als nicht lohnend aufgegeben, schon ist man in Dakota und Nebraska mit dem Umpflügen der Prärie an die Grenze des Möglichen gekommen, schon finden die Anpreisungen des sogenannten „harten Weizens" von Norddakota unter den Landkäufern wenig Gläubige mehr. Es bedürfte gar nicht der Präriebrände und der Heuschreckenplage; schon daß die Sommer offenbar zu kurz, die Frühjahrs- und Herbstfröste zu tückisch und häufig sind, dürfte der weitern Ausdehnung des Anbaues einen Riegel vorschieben. Der Maisbau freilich mit seiner größern Widerstandsfähigkeit gegen die Ungunst der Witterung hat fortgesetzt zugenommen. Aber die Gesamtanbaufläche von Mais und Weizen, die sich schon im Jahre 1882 auf 102726758 Acres belief, ist im Jahre 1890 nur auf 116449915 Acres gestiegen, hat sich also in dieser Zeit nur um 13723157 Acres vermehrt, während sie in der Zeit von 1872—1881 um 78691728 Acres gewachsen war! Während im Jahre 1884 39475885 Acres mit Weizen bestellt waren, betrug die Zahl für 1889 nur noch 38123859 Acres; und sie wird für das heurige Jahr wahrscheinlich noch kleiner gewesen sein.

Aber mehr noch als durch die Erschöpfung der des Anbaues fähigen Fläche wird die Getreideerzeugung Amerikas beschränkt durch das Sinken der Getreidepreise auf dem Weltmarkte. Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, wollte ich den gewaltigen Apparat schildern, den sich der amerikanische Getreidehandel zur möglichst wohlfeilen Massenexpedition dieses Welthandelsartikels geschaffen hat.*) Tausende von Kanälen durchziehen das Land bis in die entferntesten Winkel, hunderte von Flüssen sind schiffbar gemacht; das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten ist jetzt bereits umfangreicher als die

*) In Chicago, dessen Bevölkerung seit dem Jahre 1860 von 112000 auf 1100000 im Jahre 1890 gestiegen ist, bestanden im Jahre 1885 27 Getreidespeicher (Elevators) mit der vollkommensten Maschineneinrichtung (Dampfmaschinen, Ventilatoren, Transport- und Hebemaschinen u. s. w.) und dem Fassungsraum für 25675000 Bushels, d. i. nahezu 9 Millionen Hektoliter Getreide, nebst einer großen Zahl von Lagerhäusern für Mehl, Samen u. s. w. Übrigens ist 1 Bushel Weizen = 35,237 Liter = 60 Pfund.

gesamten Linien des alten Europas. Infolge einer erschreckenden Konkurrenz zwischen den einzelnen Transportwegen sind die Frachten auf einen Stand gesunken, der für unsre Verhältnisse unerhört wäre, und der nicht mehr weiter hinabgehen kann. Während der Monatslohn (ohne Kost) in Dollar und Cents im Durchschnitte aller Getreidestaaten der Union 1866 noch 21,71 Dollar (1 Dollar = 100 Cents = 4 Mark 19,8 Pfennige) betrug, war er bis zum Jahre 1879 auf 16,42 Dollar gefallen und ist erst im Jahre 1890 wieder auf 18,33 Dollar gestiegen, steht also immer noch niedriger als zu Beginn der Getreidehausse. Der hohe Lohnstand zu Anfang der sechziger Jahre erklärt sich aus dem Einflusse der Bürgerkriege und der großen Entwertung des Papiergeldes; als beides vorüber war, fielen die Löhne, noch gedrückt durch das Arbeitsangebot der Neger in den Südstaaten. Lediglich infolge der wachsenden Industriethätigkeit sind sie seitdem wieder gestiegen. Es wird nicht möglich sein, sie unter normalen Verhältnissen weiter herabzudrücken. Also ist dem Einflusse der amerikanischen Konkurrenz auf dem Weltmarkte hier eine Schranke gesetzt. Während der Bushel Weizen im Jahre 1886 kostete (Dollar und Cents) in Großbritannien 0,94, in Deutschland 0,98, in Frankreich 1,15, in Österreich 0,84, belief sich der Preis für die Vereinigten Staaten nur auf 0,69 Dollar. Und trotzdem erlitt der amerikanische Weizen schon Ende 1883 auf den europäischen Märkten durch den ostindischen eine bedenkliche Konkurrenz! Die Furcht vor der Unterdrückung des europäischen und asiatischen Getreidehandels durch den amerikanischen hat sich als Gespensterfurcht erwiesen.

Aus allen diesen Betrachtungen und Ausführungen ergiebt sich nun folgendes. Der Satz „Amerika für die Amerikaner: die amerikanischen Produkte aber für die ganze Welt“ hat zunächst nur in seinem ersten Teile auf Richtigkeit Anspruch. Eine kritische Musterung der Produktionsverhältnisse der Vereinigten Staaten, sowie ihrer natürlichen Grundlagen ergiebt, daß für die nächsten Jahrzehnte an eine Überflutung der europäischen Märkte mit amerikanischen Produkten nicht zu denken ist. Wollten die Yankees wirklich zur Ausführung des angeführten Satzes gelangen, so müßte sie unter den augenblicklichen Verhältnissen ihrer Heimat eine Maßregel, wie es die Mac Kinley-Bill ist, eher von ihrem Ziele entfernen. Denn würde künftig mehr nach Amerika eingeführt, als bisher, so könnte dort vielleicht ein anderweitiges Plus für den Export frei werden. Da aber durch die Mac Kinley-Bill die Einfuhr nach den Vereinigten Staaten beschränkt wird, so dürften für die nächste Zukunft um so weniger wirtschaftliche Güter für die Ausfuhr zur Verfügung stehen: wächst doch die transatlantische Bevölkerung rasch an und mit ihr der Verbrauch im eigenen Lande.

Es haben aber die Amerikaner lange Zeit — etwa bis zum Jahre 1885 — ihren Vorteil darin gefunden, einen einseitigen Massen-Export einzelner Artikel zu pflegen, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie dabei reich geworden

sind. Ich erinnere aber daran, daß bis 1885 kaum 2 Prozent der amerikanischen Industrieprodukte ins Ausland gegangen sind. Dagegen droht die Massenerzeugung in maßvolle Bahnen zurückzufluten, und heute schon, ehe sie noch eine normale Höhe erreicht hat, zeigt sich, daß sie nicht mehr lohnend ist. Der Export des Getreides hat zurückgehen müssen, Unverkäuflichkeit der landwirtschaftlichen Produkte trat ein, Verringerung des Frachtverkehrs war die Folge; die Eisenbahnen erlitten mithin Einbuße an ihren Einnahmen, und zahlreiche Gesellschaften machten bankerott. Der Rückschlag auf die Industrie blieb nicht aus; Hochöfen wurden ausgeblasen, und die wichtigste, die Eisenindustrie, arbeitete mit kaum nennenswertem Nutzen. Natürlich stockte bald auch die Nachfrage nach den Manufakten Europas, und die allgemeine Krise des Exporthandels war da. Schon von 1883 zu 1884 sank der Import der Vereinigten Staaten von 409,7 Millionen auf 370,7 Millionen, der Export von 648,2 Millionen auf 575,8 Millionen Dollars.

Es scheint, als habe die Krise von 1885 den Amerikanern die Gefahren einer einseitigen wirtschaftlichen Entwicklung so recht zu Herzen geführt. Wären alle Landesteile der Union von Haus aus gleich begabt oder wären sie doch wenigstens nicht so verschieden, wie sie es thatsächlich sind, oder wäre das Gebiet nicht so ungeheuer groß, daß eine Ausgleichung der wirtschaftlichen Kräfte oft schon unter den räumlichen Entfernungen zu leiden hätte, dann stünde es mit der Lage der Vereinigten Staaten nicht übel. Sie würde sich auch erträglich gestalten, wenn z. B. die Ackerbauprovinzen, die Industriestaaten, die reinen Bergwerksdistrikte je wirtschaftlich selbständige Bildungen wären; dann würden eben je nachdem die einen blühen, die andern zu leiden haben. Aber die Zusammenschweißung so großer grundverschiedner Gebiete zur Einheit bewirkt, daß bei einseitiger Ausbildung das Ganze ein schiefes Aussehen erhält und schließlich alle Glieder von der Krankheit des einen oder des andern in Mitleidenschaft gezogen werden.

Da der Weizen-Export der Vereinigten Staaten nicht mehr durchgängig lohnend erscheint, ist es offenbar geboten, ihn einzuschränken, und zwar rascher einzuschränken, als dies die natürlichen Bedingungen des Anbaues augenblicklich gebieten. Wie soll das geschehen? Allerdings wächst die Bevölkerung rasch. Ja es wächst sogar mit dem Nationalwohlstande auch der Anteil am Verbrauch für den Kopf der Bevölkerung. Dennoch ergiebt eine genauere Beobachtung, daß der Verbrauch des Einzelnen vielfach vom Ausfall der Ernte abhängt, daß er in schlechten Erntejahren geringer ist, als in guten, und daß demnach in schlechten Erntejahren relativ größere Mengen für die Ausfuhr bereit stehen, als in guten. In den Jahren 1880—1890 ist durchschnittlich nahezu ein Drittel der gesamten Weizenproduktion ausgeführt worden; die jährliche Ernte beläuft sich aber auf etwa 350 Millionen Bushels. Sollen neue Krisen vermieden werden, so muß dieser Produktionsüberschuß entweder günstig verkauft werden,

oder, da dies nicht angeht, seine Erzeugung muß verhindert werden. Es kommt dazu, daß derselbe Vorgang neben dem Handel mit Weizen sich auch bei andern Artikeln zu wiederholen droht. Wenn die Kohlenproduktion der Nordoststaaten weiterhin so steigt, wie es in der letzten Periode der Fall war, wird auch hier die Ausfuhr zur Notwendigkeit werden. Auch sie aber wird weniger durch die europäische Konkurrenz, als vielmehr durch die Höhe der Löhne innerhalb der Union rasch eine Grenze finden; dann wird auch auf diesem Gebiete der Rückschlag eintreten. Schon liest man übrigens in den Zeitungen, daß die ersten großen Transporte amerikanischer bituminöser und Anthrazit-Kohlen nach England verfrachtet sind.

Der Weizen, der von der amerikanischen Bevölkerung nicht gegessen, und die Kohle, die von den amerikanischen Haushalten, Fabriken und Eisenbahnen nicht verbrannt werden kann, wird nur dann verschwinden, wenn der Ackerbauer weniger und der Industriellen mehr geworden sein werden. Wenn sich das Kapital, das jetzt die unnützen Getreidemengen hervorbringt, auf die Industrie werfen wird, so wird weniger Weizen wachsen, dagegen werden mehr Fabrikarbeiter Brot verlangen. Dadurch wird wiederum das Brot im Preise steigen, der Überschuß wird exportfähig werden, und die Industrie wird in die Höhe kommen. Daß die nordamerikanische Industrie völlig einseitig entwickelt ist, lehrt schon ein Blick auf die Liste der eingeführten Artikel. Lief doch vor kurzem eine Mitteilung durch die Blätter, wonach ein nicht unbedeutender Zweig der chemischen Industrie in den ganzen Vereinigten Staaten nur durch zwei Fabriken vertreten wäre! Eine solche Industrie ist abhängig vom Auslande, sie kann niemals auf eignen Füßen stehen, und sie erscheint vollends für die Ausfuhr nicht geeignet.

Also Industrie und Ackerbau der Union sind, jedes in seiner Art, schief entwickelt, der Ackerbau zu weit, die Industrie zu eng. Die hier notwendige Ausgleichung herbeizuführen, das ist die Aufgabe der Mac Kinley-Bill. Ob sich die, die das Gesetz durchgebracht haben, dieser volkswirtschaftlichen Aufgabe des Gesetzes bewußt gewesen sind, ist völlig gleichgiltig; ob etwa eine Anzahl industrieller Monopolisten sich daraus eine weitere Stärkung ihrer Stellung auf Kosten andrer verspricht, thut nichts zur Sache; ob eine politische Partei in der Bill ihren Triumph erblickt, hat nichts zu sagen. Die Wirkung des Gesetzes wird deshalb doch im großen und ganzen dieselbe bleiben.

Man wird dagegen einwerfen, daß die Vereinigten Staaten von Anbeginn ihrer Selbständigkeit einer mehr oder weniger extremen Schutzzollpolitik gehuldigt haben: wenn also Schutzzölle einen derartigen Ausschlag bewirken könnten, warum sei er nicht längst eingetreten? warum sei statt dessen gerade unter der Treibhaustemperatur des Schutzzolls die einseitig verwachsene Pflanze entstanden, die wir jetzt vor uns sehen? Dieser Einwurf ist nicht stichhaltig. Die nordamerikanische Union hat sich allerdings zu Anfang durch Schutzzölle vor der durch das freihändlerische England versuchten Monopolisirung ihres

Handels und ihrer Industrie zu retten gesucht: man könnte sagen, durch die jetzige Prohibition würden den heutigen Engländern die Sünden ihrer Väter heimgezahlt. Aber ihre schiefe Entwicklung hat die amerikanische Wirtschaft nicht unter dem Einflusse des Schutzzolls genommen, sondern unter dem Einflusse ihrer natürlichen Bedingungen und ihrer Bevölkerung. Es ist bisher auf Erden noch nicht dagewesen, daß ein so mächtiges Gebiet voll so unendlichen Reichtums von einer so geringen Menschenanzahl und unter so freiem Spielraum für jede wirtschaftliche Bewegung besetzt worden wäre. Daß diese Okkupation in ihren nächsten Wirkungen ein eigentümliches Ergebnis haben mußte, kann nicht verwundern. Tausende von Quadratmeilen forderten zum Weizenbau heraus, hunderte von Erzgängen liefen einladend bis zu Tage. Nicht die bisher gekannten Bedingungen für An- und Abbau lagen vor, sondern das Gold lag sozusagen auf der Straße. Mit gewaltiger Freude und gewaltiger Gier stürzten sich die ersten Ankömmlinge darauf, und immer neue Scharen strömten herzu, alle, alle den einen Weg einschlagend, den Weg, der rasch berühmt geworden war als ein Weg zu Glück und unendlichem Reichtum. Man sah nichts, als das eine Ziel; vieles Wertvolle, das rechts und links bequem zur Seite lag, wurde verächtlich weggeworfen, während die Erfindungskraft Tausender sich anstrengte, im Triumph des Menschengeistes über die Natur die Hindernisse wegzuschaffen, die sich auf der einseitig verrannten Gasse sehr bald entgegentürmten. So kam es, daß die Entwicklung den bezeichneten Lauf nehmen mußte, die Schutzzölle haben damit wenig zu thun; es läßt sich annehmen, daß sich unter der Herrschaft des Freihandels die Sache wenig anders gestaltet hätte.

Heute aber liegt die Sache wesentlich anders. Es ist oben ausführlich dargelegt worden, daß die Zeit des „Booms“ zu Ende ist, daß der wenig sinnvolle Ansturm der Produktion gegen die natürlichen reichen Grundlagen eine gewisse Grenze erreicht hat, daß sich allenthalben die Umkehr zu europäischer Betriebsart und Bewirtschaftung als eine gebieterische Notwendigkeit herausgestellt hat, wenn anders ein nennenswerter Erfolg erreicht werden soll. So sieht das heutige Amerika in seinem wirtschaftlichen Haushalt im allgemeinen das, was wir als „normale“ Verhältnisse zu betrachten gewohnt sind. Der Erfolg einer zollpolitischen Maßregel wird deshalb jetzt anders sein, als er es früher war, und daß er für Nordamerika verderblich werden wird, sollen alle „prinzipiellen“ Freihändler uns nicht weiß machen.

Man hat die alte, auch schutzzöllnerische Sage, daß die für Löhne zur Verteilung gelangende Summe in jedem Staat eine bestimmte sei (die sogen. Lohnpfundtheorie) und von der Konkurrenz der „ausländischen Arbeit“ noch weiter verkleinert werden müsse, ebenfalls ins Feld geführt, um darzuthun, wie unter dem Einflusse der Mac Kinley-Bill alsbald die Löhne noch höher steigen würden und so eine Produktion unmöglich werden würde. Auch sollte die fabelhafte Preissteigerung aller der-

jenigen Lebensbedürfnisse, die bisher eingeführt worden wären, eine Revolution gegen die neue Schutzzollpolitik herbeiführen. Beides ist nicht zu befürchten. Es bedarf nur des Hinweises auf die Thatsache, daß das Kapital dahin strömt, wohin die Arbeiter gehen, um höhere Löhne zu erhalten, daß mit den Löhnen zugleich der Zinsfuß steigt und fällt, daß der Bankzinsfuß in Kalifornien 24 Prozent betrug, als der übliche Tagelohn fünf Dollars war, und daß sich der Diskontosatz gegenwärtig auf 10 bis 12 Prozent hält, während der übliche Tagelohn auf 2 bis 2½ Dollars gesunken ist, es bedarf nur dieses Hinweises, um darzuthun, daß Lohnsteigerung nicht auf Flucht, sondern auf Zuströmen des Kapitals deutet, und daß übrigens die Schutzzölle auf die Lohnhöhe ohne jeden Einfluß sind. Was aber den Einwurf der Verteuerung der Lebensbedürfnisse der großen Menge des Volkes angeht, so sei darauf hingewiesen, daß z. B. die deutsche Einfuhr nach Nordamerika sich im großen und ganzen auf folgende Artikel beschränkt: halbseidene, baumwollene, wollene Waren (letztere beiden verhältnismäßig nicht bedeutend), Roheisen, Eisendraht, Eisenbahnschienen, Schmiedeeisen, grobe und feine Eisenwaren, Chlorkalium, Staßfurter Abraumsalze, Hohl-, Tafel- und Spiegelglas, Hopfen, Wein, Zucker, Spielzeug, Zement- und Farbwaren. Mit Ausnahme des Zuckers sind das alles keine notwendigen Lebensbedürfnisse, besonders keine der arbeitenden Klassen, Zucker aber ist in seinen geringern Sorten unglücklicherweise auf die Freiliste gekommen; das Brot dagegen ist vorerst in Amerika um ein gut Stück billiger als in Europa. Also auch mit dieser Hoffnung ists wieder nichts. Übrigens sei der Merkwürdigkeit wegen erwähnt, daß nicht „Sauerkraut und Wurst" zum Troste des deutschen Michels auf der Freiliste nebeneinanderstehen, wie die Zeitungen meldeten, sondern daß dies nur „Sauerkraut" und „Wursthäute" sind.

Wenn man den Mac Kinley-Tarif aufmerksam studirt, so kommt man zu der Überzeugung, daß die nordamerikanische Industrie damit wohl zufrieden sein kann. Und daß er schließlich auch zu Gunsten der Landwirtschaft wirken wird, ist schon dargethan; übrigens ist doch auch gegenüber der wachsenden Einfuhr von Gerste (4,78 Millionen Bushels 1871, 8,08 Millionen 1888) der Gerstenzoll von 10 Cents auf 30 Cents für den Bushel erhöht.

Die Rechnung Mr. Mac Kinleys stimmt also für Amerika ziemlich genau.

Nun mag aber wohl bedacht werden, daß eigentlich kein Land so sehr von Natur zur Ausfuhr und zum Freihandel angelegt ist, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihre herrlichen Ströme, ihr dichtes Eisenbahnnetz, ihre vorzüglichen Zugänge von der Seeseite her, ihre kurzen und geraden Seewege nach den hauptsächlichsten transozeanischen Wirtschaftszentren, dazu die Nähe von halbkultivirten Ländern, wie Mittel- und Südamerika, alles deutet darauf hin. Aber auch England war erst ein Bollwerk des Schutzzolles. Nordamerika erkennt heute sehr wohl, daß es für den Freihandel trotz seines schnellen Aufschwunges noch nicht stark genug ist. Richtet es aber heute

plötzlich die hohen Schutzwände auf, so vermag ich darin nur den Wunsch zu erblicken: Wir wollen stark werden, wir wollen uns ebenmäßig ausbauen, damit wir einst erfolgreich auf den freien Markt hinaustreten können. Bleiben wir in der alten Einseitigkeit, so wird aus uns nie etwas Rechtes. Also sehe ich in der neuesten Zollumwallung der nordamerikanischen Union den ersten energischen Schritt auf einer Bahn, die notwendig — ganz wie bei England — zum Freihandel führen muß. Jetzt, zur Zeit der ersten Erziehung, kann Europa noch ruhig bleiben; aber wehe seiner Industrie, wenn der amerikanische Reichtum und die amerikanische Kraft, weise verwendet und harmonisch entwickelt, ihr Füllhorn von Gütern über die alte Welt ausschütten werden, ausschütten unter dem Regiment schrankenloser Handelsfreiheit. Dann wird sich zeigen, wer wirklich der wirtschaftlich Stärkere ist. Gladstone aber, der die Mac Kinley-Bill etwas unverständlich „Unterdrückung und betrügerische Täuschung" genannt hat, mag, wenn er anders noch lebt, dann zusehen, ob England in der That „von dieser Bill nichts zu fürchten hat."

Nehmen wir also das neue amerikanische Zollgesetz ruhig als etwas Gegebenes hin. Es hat in Amerika seinen gesunden Boden, und kein Unwille Europas wird seinen Bestand erschüttern. (Einige unbedeutende Nachteile, z. B. die Eroberung des amerikanischen Petroleumabsatzes in Italien durch Rußland, wird es zu verschmerzen wissen.) Was sollen wir thun? Erstens erkennen, daß es auch so mit unsrer Industrie weitergeht; daß die Nachteile nicht so schlimm sein werden, wie man sie sich im ersten Ärger und Schrecken vorgestellt hat; daß noch eine geraume Zeit vergehen wird, ehe die Industrie der Union ihr einseitiges Gepräge verwischt haben wird, und daß bis dahin für unsern Exporthandel immer noch eine ganze Reihe von Lücken offen und auszufüllen bleiben werden; daß diejenigen Kreise drüben, denen infolge des Schutzzolles zunächst natürlich ein kurzer Goldregen in den Schoß fallen wird, vielfach im Übermut des Verdienens ihre Preise so weit erhöhen werden, daß mancher europäische wohlfeilere Artikel konkurrenzfähig werden wird, der es früher nicht war. Dann aber werden wir etwas lernen müssen; denn der Umschwung in der wirtschaftlichen Lage Nordamerikas giebt eine eindringliche Lehre, hat sie eigentlich schon in der Krise des Exporthandels vom Jahre 1885 gegeben, nur daß sie damals nicht so deutlich hervorgetreten ist: die Lehre nämlich, daß es gefährlich für ein Land ist, seine Wirtschaft einseitig auf gewisse Artikel der Produktion zurechtzuschneiden. Es giebt heute nur ein Volk in Europa, das nach dieser Richtung kein Lehrgeld mehr zahlt, das ist England mit seinem ausgedehnten Kolonialreiche. Und doch wird seiner nicht ruhenden Vielseitigkeit selbst dies schon zu eng. Ich führe hier einen Bericht an, den einer der höchsten Finanzbeamten Indiens, Mr. Stuart Menteth, in den siebziger Jahren seinem Vorgesetzten erstattete, und welcher im Jahre 1887 veröffentlicht worden ist: darin heißt es: „Es kann nicht überraschen, wenn England das

Erschließen neuer Länder für den britischen Handel mit Befriedigung begrüßt: dieses war der Fall mit Birma, das nach der Besetzung Oberbirmas durch unsere Truppen Aussichten auf einen gesunden Handel mit dem südwestlichen China bietet. Da auch Deutschland, Italien, Frankreich, Belgien und Portugal an die Thore Afrikas klopfen, so ist es nicht erstaunlich, daß England, eine der größten industriellen Nationen, sich schwer enttäuscht findet über das Mißlingen, ein zentralafrikanisches Reich mit Chartum als Hauptstadt zu gründen. Wenn England ferner Birma mit Eisenbahnen erschließt, mit großer Wahrscheinlichkeit auf der großen Route von Rangoon aus in China eindringt und in der nächsten Zukunft seine Arme nach Norden bis Peking, nach Osten bis Kanton ausstreckt" u. s. w.

Wie sieht es dagegen mit uns aus? Nehmen wir uns nach dem Vorbilde Englands vor allem die Lehre, daß politischer Parteihader in Dingen der Wirtschaft schweigen und einem unbedingten einhelligen Eintreten für die Interessen der Nation Platz machen muß. Pflegen wir unsre Kolonien, die wir in zwölfter Stunde erworben haben. Trügen nicht alle Anzeichen, so wird uns bald auch der Export nach Japan verloren gehen. Halten wir die Kolonien alle fest und freuen wir uns darüber, daß sie in verschiednen Weltteilen liegen und eine gewisse Mannichfaltigkeit unsers Außenhandels zur Folge haben werden, wenn sie wirtschaftlich entwickelt sind. Dann wird es uns leichter sein, Krisen zu überwinden, die nach der Natur der Dinge unausbleiblich sind, und von denen viele schwerer und nachhaltiger wirken werden, als die jüngste Wendung in der Zollpolitik der Vereinigten Staaten von Nordamerika.



Mädchenerziehung in Frankreich

Von Bernhard Heinzig



Obgleich die französische Erziehungslitteratur älterer und neuerer Zeit die geistreichsten Schriften über Frauenerziehung aufweist,*) Esprit und Grazie mit dem Wesen einer Französin der bessern Stände als unzertrennlich gelten und französische „Bonnen" und „Gouvernanten" seit Jahrhunderten in Europa als Erzieherinnen in guten Familien eine hervorragende Rolle spielen, hat doch die öffentliche Erziehung des weiblichen Geschlechts in Frankreich bis in die neueste Zeit

*) In keiner Bibliothek einer höhern Mädchenschule sollten die Lettres de famille von Madame Guizot, der Essai sur l'éducation des femmes von Madame de Rémusat und das Buch von Madame Necker de Saussure L'Éducation progressive ou Etude du cours de la vie fehlen.

herein sehr im Argen gelegen, und erst seitdem man nach den Niederlagen von 1870 der Frau einen wesentlichen Anteil bei der Ausführung der Revanchepläne zugedacht hat, insofern man von ihr die ersten Anfänge einer Wiedergeburt der Nation in physischer wie geistiger Beziehung erwartet, hat man der Mädchenerziehung, insbesondre der höhern, eine größere Sorgfalt zugewandt. An den heranwachsenden Mädchen soll sich vor allem das mens sana in corpore sano bewähren, damit sie später nicht nur einem kräftigen Geschlecht das Dasein geben können, sondern vor allem auch bereit sind, ähnlich den spartanischen Müttern dem Vaterlande das Teuerste zu opfern, ja im Notfalle gleich jenen Jungfrauen von Saragoza das „Süß und ehrenvoll ists, fürs Vaterland zu sterben“ zur That werden zu lassen.

Während die Erziehung der Mädchen bis zum zweiten Kaiserreiche größtenteils in den Händen der Geistlichkeit und den zu ihrem Gefolge gehörigen religiösen Kongregationen lag, ist man unter dem neuen Regiment bemüht, wie das heranwachsende männliche Geschlecht, so auch die Töchter des Landes dem Einfluß des Klerus zu entziehen. Nach § 17 des Gesetzes vom 30. Oktober 1886 dürfen die weiblichen Mitglieder der Kongregationen nicht mehr an öffentlichen Mädchenschulen angestellt werden. Gleichwohl ist ihr Einfluß auf die Mädchenerziehung in den Privatinstituten und Klosterpensionaten insofern bedeutend, als diese Bildungsstätten von der Aristokratie bevorzugt werden. Selbstverständlich müssen die Lehrerinnen, wenn sie schulpflichtige Mädchen unterrichten wollen, ein Zeugnis auf Grund der vorgeschriebenen Prüfung erworben haben. Ordenszeugnisse (lettres d'obédience) genügen nicht mehr. Es gehörte bisher in Frankreich zu den alltäglichen Erscheinungen, daß während der im Lycée oder Collège erzogene Mann dem Atheismus oder im besten Falle dem religiösen Indifferentismus huldigte, die Frau des Hauses, im Banne der Geistlichkeit stehend, den strengsten religiösen Standpunkt einnahm. Wenn der Klerus auch wie jeder andre Stand in Frankreich national gesinnt ist, so ist er doch kein Freund der Republik und des von ihren Paladinen vertretenen Radikalismus; daher das Bestreben der gegenwärtigen Regierung, durch Begründung von höhern öffentlichen Mädchenschulen und Pensionaten der geistlichen Erziehung Konkurrenz zu machen. Insbesondre soll dies durch die Sekundärschule für junge Mädchen (Lycée national et collège communal des jeunes filles), der eigensten Schöpfung der dritten Republik, geschehen. Um die Stellung dieser Schule in dem gegenwärtigen französischen Schulorganismus zu kennzeichnen, ist es nötig, einen Blick auf die Geschichte der französischen Mädchenerziehung zu werfen.

Wie die Knabenerziehung, so hat auch die Heranbildung des weiblichen Geschlechts die Gesetzgeber der ersten Republik wiederholt beschäftigt. Talleyrand und Condorcet sprechen in ihren Unterrichtsplänen von Mädchenschulen, und der Name Lehrerin (institutrice) wird zu derselben Zeit geschaffen, wie der Name Lehrer

(instituteur). Ein im Namen des Verfassungsausschusses von dessen Sekretär Talleyrand-Périgord im September 1791 entworfener Plan zu einem Unterrichtsgesetz, der jedoch keine Gesetzeskraft erlangte, enthält auch Bestimmungen über Mädchenerziehung. Es sollen darnach in die Primärschulen Mädchen bis zum Alter von acht Jahren aufgenommen werden, worauf die Eltern die Erziehung ihrer Töchter selbst zu übernehmen aufgefordert werden (invités). Außerdem will man in jedem Departement Anstalten gründen, die den Mädchen nach Austritt aus der Schule oder nach Beendigung der elterlichen Erziehung die Möglichkeit gewähren, ihrem Geschlechte angemessene Beschäftigungen (métiers) zu erlernen, ebenso Pensionate für solche Mädchen einrichten, die im Elternhause nicht erzogen werden können. Der Departementsrat soll die Pensionspreise bestimmen und die Lehrerinnen der Anstalten ernennen. Aller Unterricht in den öffentlichen Erziehungshäusern soll die häuslichen Tugenden und die zur Leitung eines Hauswesens nötigen Fertigkeiten pflegen. Nach einem Dekret vom 22. Frimaire an I (12. Dezember 1792) ist in Orten von 500 bis 4000 Bewohnern neben einer Knabenschule auch eine Mädchenschule, in Orten von 4000 bis 8000 Bewohnern sind zwei Mädchenschulen neben zwei Knabenschulen zu errichten und so je nach der Bevölkerungszahl weiter. Lehrerinnen sollen 1000 Franks, in Städten von mehr als 20000 Einwohnern 1200 Franks erhalten. Nach dem Dekret vom 4. Brumaire an IV (25. Oktober 1795) wird für jede Primärschule eine Knaben- und Mädchenabteilung mit je einem Lehrer und einer Lehrerin vorgeschrieben. Die Mädchen sollen lesen, schreiben, rechnen, die Elemente der republikanischen Sittenlehre (morale républicaine) und allerhand nützliche Handarbeiten lernen. Wie man sich die morale républicaine denkt, geht aus einem Dekret vom 31. Oktober 1793 hervor, worin es heißt: Man lehre die Kinder die Grundsätze (traits) der Tugend, die freie Männer hochschätzen, besonders die Ideen, die der französischen Revolution zu Grunde liegen und am meisten geeignet sind, die Seele zu erheben (élever) und für die Gleichheit würdig zu machen. Die Kenntnis der Rechte und Pflichten des Menschen und Bürgers soll ihnen ihrer Fassungskraft gemäß durch Beispiele und ihre eigne Erfahrung beigebracht werden. Wir erwähnen diese Gesetze, wenn sie auch zunächst nur als Zeugnisse des Wohlwollens und der Freigebigkeit der Schule gegenüber betrachtet werden können, weil die Mädchenschulgesetzgebung der zweiten und dritten Republik auf sie zurückgreift.

Wie wenig Fortschritte das Mädchenschulwesen selbst in Paris und dem Seinedepartement noch im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts gemacht hat, geht aus einem Erlaß der Seinepräfektur vom 19. Oktober 1819 hervor, worin die Maires sowie die Aufsichtsdamen für den Mädchenunterricht im Seinedepartement aufgefordert werden, ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, um Mädchenschulen in Orten ins Leben zu rufen, wo noch keine vorhanden sind. Die Lehrerinnen sollen unter denselben Formen und Bedingungen

wie die Lehrer angestellt werden. Das Gesetz vom 28. Juni 1833 enthält seltsamerweise keine Bestimmungen über Mädchenunterricht; es erstreckt sich nur auf Knabenschulen. Der Minister Guizot erklärte aber seiner Zeit auf Befragen in der Kammer der Abgeordneten, daß er darüber sei, die zur Bearbeitung eines Mädchenschulgesetzes nötigen Unterlagen zu sammeln; die Bestimmungen des vorliegenden Gesetzes seien auch anwendbar auf Mädchenschulen, zu deren Begründung die Gemeinden, wenn ihre Vertreter es für nötig hielten und ihre Hilfsquellen es gestatteten, ermächtigt seien; gebe es keine Lehrerin, so könne der Lehrer Knaben und Mädchen in seine Schule aufnehmen. Im weitern Verlauf der Debatte erhoben sich Stimmen gegen den auf die Unterrichtsgegenstände der Schule bezüglichen Artikel 1, da dessen Bestimmungen auf Mädchenschulen nicht allenthalben anwendbar seien. Nach gesetzlichen Bestimmungen vom 25. April 1835 sind die Mädchen auch in weiblichen Arbeiten zu unterrichten. Die Ordonnanz vom 23. Juni 1836 enthält ausführlichere Bestimmungen über den öffentlichen Mädchenunterricht. Er soll sich in elementaren und höhern gliedern (Art. 1). Zur Leitung einer Mädchenschule sind ein Fähigkeitszeugnis und die Erlaubnis für einen bestimmten Ort nötig. Wo eine Knaben- und eine Mädchenschule vorhanden ist, darf kein Lehrer Mädchen und keine Lehrerin Knaben aufnehmen. Für die Elementarschulen genügen auch die Ordenszeugnisse (lettres d'obédience) der Kongreganistinnen; zur Leitung der höhern Primärschulen und der Erteilung des Unterrichts darin ist jedoch für alle Lehrerinnen das entsprechende Staatszeugnis nötig. Der höhere Primärunterricht umfaßt außer den Elementarkenntnissen ausgedehntere Betreibung der Arithmetik, der französischen Sprache, der allgemeinen, besonders aber der Geographie und Geschichte von Frankreich. Der Unterricht kann mit Genehmigung der Aufsichtsbehörden den örtlichen Bedürfnissen und Hilfsquellen angemessen erweitert werden (Art. 2).

Erst das Gesetz vom 15. März 1850 bestimmt endgiltig, daß jede Gemeinde von 800 Bewohnern an eine Mädchenschule zu errichten habe, und damit treten Mädchenschule und Mädchenunterricht in ihr Recht. Auch Gemeinden mit geringerer Bevölkerung können, wenn es ihre Mittel erlauben, zur Gründung einer Mädchenschule veranlaßt werden. Die übrigen Bestimmungen des Gesetzes sind aus der Ordonnanz vom 23. Juni 1836 herübergenommen. Nach dem Gesetze vom 10. April 1867 soll jede Gemeinde von 500 Einwohnern an eine Mädchenschule errichten, wenn sie vom Departementsrat nicht davon dispensirt wird. Einen gesonderten Lehrplan für die höhern Mädchenschulen giebt es noch nicht. Sie sollen die Unterrichtsfächer der Knabenschule treiben. Nur Nadelarbeiten werden, wo geeignete Kräfte vorhanden sind, besonders gelehrt; freilich ist an diesen in der Provinz vollständiger Mangel, wie denn der ganze Mädchenunterricht hauptsächlich infolge des mangelnden Schulzwanges unter dem zweiten Kaiserreich

von wenig Belang ist. Höhere Primärschulen überhaupt giebt es nur in etwa fünfzig Städten. Nach statistischen Erhebungen aus dem Anfang der siebziger Jahre betrugen die weiblichen Analphabeten in 12 Departements weniger als 25 Prozent, in 25 Departements von 25 bis 50 Prozent, in 43 Departements 50 bis 75 Prozent, in 6 Departements mehr als 75 Prozent.

Duruy, der im Jahre 1863 von Napoleon III. an die Spitze des Unterrichtswesens gerufen wurde, plante eine Umgestaltung insbesondre des höhern Mädchenunterrichts und suchte ihn vor allem praktisch zu gestalten, stieß aber auf unüberwindliche Hindernisse. Nach seinen Plänen sollte die Ernennung der Lehrerinnen unter denselben Voraussetzungen geschehen, wie die der Lehrer, nämlich auf Grund einer Prüfung, mochte diese nach Abgang von der Normalschule oder nach einem Normalkursus oder nach dem Austritt aus einem klösterlichen (couvent) oder städtischen Pensionat oder einer städtischen Schule erfolgt sein. Bei den Schulschwestern sollte das Ordenszeugnis genügen. Was Duruy in Betreff der Unterrichtsgegenstände wollte, geht aus dem Zirkular vom 30. Oktober 1867 hervor. In den ländlichen Schulen sollte außer in den Elementarfächern unterrichtet werden: in den häuslichen Nadelarbeiten, in den schriftlichen Arbeiten der ländlichen Gutsverwaltung, im Kopfrechnen, in den Vorbegriffen der ländlichen Haushaltung, in der Pflege von Obst- und Gemüsegärten und Hühnerhöfen, in den Grundsätzen der häuslichen Gesundheitslehre (hygiène de famille). In den Stadtschulen wollte er Unterricht erteilt wissen in der Industrienäherei, im Zeichnen von Ornamenten, im gewerblichen Zeichnen, in den kaufmännischen schriftlichen Arbeiten, im Rechnen, in Gesundheitslehre und je nach der Beschäftigung der Orte auch in Künsten, die Mädchen zu Hause treiben können, wie Porzellanzeichnen, Holzschnitzen, Kunststickerei, weiter in französischer Sprache und Geschichte.

Daß er auch Sekundärunterricht für Mädchen eingerichtet wissen wollte, geht aus einem Bericht an die Kaiserin Eugenie hervor. Er erwähnt darin, in einem Rundschreiben vom 30. Oktober 1867 an die Rektoren der Akademien habe er auf die Unzulänglichkeit des Unterrichts für das weibliche Geschlecht hingewiesen und die Gemeinden veranlaßt, einen Sekundärunterricht für Mädchen einzurichten; zugleich sei den Professoren der Lyceen und Kollegien die Ermächtigung erteilt worden, auf Verlangen den Gemeinden dabei hilfreich zur Seite zu stehen, und an die Universitätsbehörden sei die Weisung ergangen, sich mit den Munizipalbehörden wegen der Wahl geeigneter, vor allem das Vertrauen der Mütter genießender Professoren in Verbindung zu setzen. In vierzig Städten seien alsbald Sekundärschulkurse eröffnet worden und Lyceal- und Kollegienlehrer, in Akademiestädten auch Fakultätslehrer, in Paris sogar Mitglieder des Instituts als Fachlehrer eingetreten. In letzterer Stadt hätten Damen in den Sekundärschulen auch Unterricht in der Hauswirtschaft (économie domestique) erteilt. An weiblichen Lehrkräften für diese Stufe herrsche im

allgemeinen noch Mangel; doch hoffe man solche später aus Sekundärschülerinnen, die sich der Lehrerinnenprüfung unterzögen, gewinnen zu können. Als Unterrichtsgegenstände seien festgesetzt: Grammatik mit Aufsatz, Litteraturgeschichte, Geographie und Geschichte von Frankreich, Mathematik und Astronomie, Physik, Chemie und Naturbeschreibung.

Duruy, der die in den Schriften der Frau von Rémusat und der Frau Necker de Saussure zum Ausdruck gebrachten Anschauungen über Frauenerziehung in die Praxis einführen wollte, versprach sich von dem Sekundärunterricht sehr viel. Er hoffte, dieser Unterricht werde die Würde der Gattin, sowie das Ansehen der Mutter gegenüber den Kindern erhöhen und den rechtmäßigen Einfluß der ehrbaren Frau in der Gesellschaft fördern. Er fand den heftigsten Widerstand bei dem Klerus, der den durch seine zahlreichen Pensionate bisher uneingeschränkt geltend gemachten Einfluß auf die Erziehung der Töchter höherer Stände zu verlieren fürchtete. Nach Veröffentlichung der Lehrgegenstände für die Sekundärkurse erhob sich dieser angeblich zum Schutze der Religion und der moralischen Interessen gegen Duruy, indem er dessen Reformpläne auch auf andern Gebieten bekämpfte. Die Angriffe genügten, um Duruys Bestrebungen unfruchtbar zu machen; denn die Regierung, die es mit der Geistlichkeit nicht verderben wollte, unterstützte ihn nicht genügend. Nur in den Großstädten des Landes, wo früher schon ähnliche Einrichtungen bestanden hatten, erhielt sich eine Art weiblichen Sekundärunterrichts.

So blieb der dritten Republik die wichtige Aufgabe, den öffentlichen Mädchenunterricht, insbesondre den der Sekundärstufe, von Grund aus zu regeln, und sie unterzog sich und unterzieht sich dieser Aufgabe noch in rühmlicher Weise und mit gutem Erfolge.

Der öffentliche Primärunterricht für Mädchen krankte bei Begründung der dritten Republik wie der Primärunterricht überhaupt an Gebrechen, die man durch die drei Heilmittel gratuité, obligation, laïcité, in den siebziger Jahren vielgebrauchte Schlagwörter der Schulfreunde, zu beseitigen hoffte und auch beseitigt hat. Nach langem Kampfe der Parteien begann Ferry bei seinem Eintritt ins Unterrichtsministerium Ende 1879 sofort, den Zauber der Priester zu brechen. Während schon das Gesetz vom 9. August 1879 die Begründung eines Seminars für Laienlehrerinnen in jedem Departement angeordnet hatte, forderte das Gesetz vom 16. Juni 1881 unter Aufhebung der lettres d'obédience von allen neu anzustellenden Lehrerinnen ein Zeugnis auf Grund einer vor einer staatlich autorisirten Prüfungskommission abgelegten Prüfung. Durch das Gesetz vom 16. Juni 1881, das die Beseitigung des Schulgeldes vorschreibt, bereitete man das Gesetz vom 28. März 1882 über den Schulzwang vor, das das Recht der Unwissenheit auch bei dem weiblichen Geschlecht beseitigte. Weiter begünstigte man die Neueinrichtung von höhern Primärschulen, die unter dem zweiten Kaiserreich von der Geistlichkeit bekämpft und unterdrückt

worden waren, sodaß sich ihre Zahl in wenigen Jahren von 50 auf 700 (1887) mit etwa 30000 Schülerinnen und Schülern hob. Nach dem Berichte des Unterrichtsministers Berthelot in der Kammer der Abgeordneten im Jahre 1887 — Ferry war mittlerweile an die Spitze eines andern Ministeriums getreten — betrugen die jährlichen Staatsbeiträge zu Freistellen in den Pensionaten dieser Schulen, sowie die sonstigen Unterstützungen 900000 Franks. Ebenso errichtete man in einem Zeitraume von zehn Jahren nach dem Berichte des Unterrichtsministers über sechzig Frauenseminare und steigerte die Zahl der Seminaristinnen von 700 auf 3500. Da nach dem Gesetz nur an staatlichen und staatlich anerkannten Anstalten vorgebildete Lehrerinnen an öffentlichen Mädchen-, Kleinkinder- und gemischten Schulen angestellt werden dürfen, so geht die Zahl der Schulschwestern in ihnen stetig zurück. In den letzten zehn Jahren sind von 20000 etwa 10000 ausgeschieden. Für Seminarlehrerinnen (professeurs femmes) giebt es eine besondre Bildungsanstalt mit nationaler, d. h. antiklerikaler Erziehung in Fontenay-aux-Roses, aus der seit ihrem Bestehen etwa 200 Lehrkräfte hervorgegangen sind. Kurz, die dritte Republik drängt alle Elemente, die ihr Dasein erschüttern könnten, aus dem Bereiche der Volksschule hinaus und sucht der Frauenerziehung gleich der des männlichen Geschlechts, wie sich der Franzose auszudrücken pflegt, eine Entwicklung im modernen und republikanischen Sinne und Geiste (un développement immense dans le sens de l'esprit moderne et républicaine) zu geben.

Da der Unterricht in der höhern Mädchenschule wie auch im Lehrerinnenseminar, als dem Kreise des Primärunterrichts angehörig, unentgeltlich ist, so werden sehr viele Töchter der bemittelten Stände in Privatpensionen (pensions) oder Institutionen (institutions), die meist unter dem Einflusse des Klerus stehen, untergebracht. Die Pensionen stehen etwa auf der Stufe der öffentlichen höhern Primärschulen, die Institutionen auf der unsrer deutschen Mädchenschulen für höhere Stände. Die dritte Republik hat nun, um auch dieser Konkurrenz zu begegnen, eine höhere, dem Kreise des Sekundärunterrichts angehörige nachträglich auch mit Pensionat verbundene Schule (Lycée national et collège communal des jeunes filles) geschaffen, für die ein Schulgeld zu erheben ist, und damit zugleich die Pläne Duruys wieder aufgenommen und, wenn auch in andrer Weise, zur Ausführung gebracht, und damit kommen wir auf die schon oben genannte Schule zurück. Ihre Einrichtung wird durch das Gesetz vom 21. Dezember 1880 geregelt. Darnach sollen Sekundärschulen durch den Staat unter Mitwirkung der Departements und Gemeinden gegründet und unterhalten werden. Obgleich sie ursprünglich Externate sein sollten, hat man doch, um der Vorliebe der Franzosen für Internate oder Pensionate entgegenzukommen, solche fakultativ damit verbunden. Die Schulen sind mit Freistellen ausgestattet, von denen eine bestimmte Zahl gleich bei deren Gründung zwischen den Gemeinden und dem Minister zu vereinbaren ist. Die Freistellen

werden stetig vermehrt, um auch unbemittelten Schülerinnen die Möglichkeit des Besuches solcher Schulen zu gewähren. Man legt Gewicht darauf, daß die Schulen eine wahrhaft demokratische Einrichtung (institution vraiment démocratique) werden. Auch Töchter der Bauern und Handwerker sollen sie zu besuchen in der Lage sein. Die außerhalb der Schulen wohnenden Schülerinnen sind entweder solche, die den ganzen Tag über in der Schule bleiben (überwachte Externen), oder solche, die nur während der eigentlichen Unterrichtsstunden die Schule besuchen (freie Externen). Die überwachten Externen kommen früh acht Uhr ins Lycée und kehren je nach der Jahreszeit um sieben oder acht Uhr abends in die Familie zurück. In diesen Zeitraum fallen 4 Stunden auf Schulunterricht, 3½ Stunde auf Schularbeiten und 2¾ Stunde auf Erholung; zur Erholungszeit wird auch die Zeit des Mittagessens gerechnet. Die freien Externen haben nur 4 Stunden täglich Schule; dreimal in der Woche bleiben sie bis Mittag im Lycée, um sich mit Nadelarbeiten und gymnastischen Übungen zu beschäftigen. Die häuslichen Arbeiten erfordern eine Zeit von 3 bis 4 Stunden. Von dieser Zeit wird ein großer Teil für das Auswendiglernen in Anspruch genommen. Die Leitfäden der verschiednen Unterrichtsgegenstände sind vielfach in Fragen und Antworten abgefaßt und werden wörtlich auswendig gelernt (leçons), wie denn in sämtlichen Schulen des Landes, niedern wie höhern, ein übermäßiger Gedächtniskultus den lebendigen Unterricht ersetzen muß.

Nach dem Bericht des Unterrichtsministers in der Deputirtenkammer betrug der Staatszuschuß im Jahre 1887 1395000 Franks; die Zahl der Schülerinnen belief sich etwa auf 10000. Die Unterrichtsgegenstände sind außer Griechisch und Latein alle Unterrichtsgegenstände der Sekundärschule für das männliche Geschlecht, insbesondre die der école secondaire spéciale, unsrer Realschule. Nach Artikel 4 des Gesetzes soll zunächst, wie in allen andern öffentlichen Schulen, moralischer Unterricht erteilt werden; der Religionsunterricht wird, wenn es die Eltern wünschen, durch die Diener der verschiednen Kulte außer der eigentlichen Schulzeit erteilt. Geistliche dürfen in der Schule nicht wohnen. Weiter bietet die Schule Unterricht in der Muttersprache und wenigstens in einer andern lebenden Sprache, in alten und neuern schönen Wissenschaften (littératures), in Geographie und Weltkunde (cosmographie), nationaler und allgemeiner Geschichte, Arithmetik, den Elementen der Geometrie, Chemie, Physik und Naturgeschichte, in Gesundheitslehre, Hauswirtschaftslehre (économie domestique), Nadelarbeiten, den Begriffen des herrschenden Rechts (droit usuel), im Zeichnen, in der Musik und in der Gymnastik. Auch kann ein Kursus in der Pädagogik angefügt werden. Aufgenommen werden die Mädchen in die Schule nach einer Prüfung mit dem zwölften Jahre. Die Kursusdauer ist fünfjährig. Bei Abgang von der Schule wird, wenn der Besuch ein dreijähriger oder vollständiger war, je ein Zeugnis ausgestellt. Auch das Zeugnis

nach dreijährigem Besuche der Schule erhält den stolzen Titel certificat d'études secondaires, obgleich der Unterricht in den drei ersten Jahren die Schülerinnen kaum zu der Höhe eines höhern Primärunterrichts bringt. Es liegt darin etwas wie Charlatanerie. Nur solche, die eine öffentliche Sekundärschule besucht haben, können das öffentliche Sekundärschulzeugnis erwerben. Durch Privatstudien und anderweit erworbene Kenntnisse, welche Höhe sie auch erreichen mögen, erhält man im besten Falle die Berechtigung zur Erwerbung eines höhern Primärschulzeugnisses. Jede Sekundärschule steht unter einer Direktorin; außerdem sollen mit dem vorgeschriebenen Zeugnis versehene weibliche und männliche Lehrkräfte an der Schule thätig sein. Es giebt jetzt etwa fünfzig solcher Schulen im Lande. Zur Heranbildung von weiblichen Lehrkräften für die Sekundärschule ist eine besondre Normalschule in Sèvres eingerichtet worden, in der die Schülerinnen auf Staatskosten unterhalten werden.

Neben den staatlichen Sekundärschulen, wie beispielsweise dem Lycée Fénélon in Paris, giebt es auch freie Sekundärschulen für Mädchen, wie das Collège Sevigné ebenda. Erwähnenswert sind auch das von Ludwig XIV. 1686 gegründete Pensionat in St. Cyre für arme Töchter des Adels, sowie die Erziehungshäuser der Ehrenlegion in St. Dénis, Ecouen und in dem Walde von St. Germain (les Loges), die Napoleon I. eingerichtet hat.

(Schluß folgt)



Der eiserne Rittmeister

ans Hoffmann, der sich bisher mit Novellen einen guten Ruf als ein anmutiger, geistreicher und vielseitig gebildeter Dichter mit ungewöhnlichem Formsinn gemacht hat, tritt jetzt mit einem dreibändigen Roman: Der eiserne Rittmeister (Berlin, Gebrüder Paetel, 1890) von so großer Anlage und so hochstrebenden dichterischen Absichten hervor, daß man ihn zu den größten Dichtern, nicht bloß der Gegenwart, rechnen müßte, wenn die Kraft der Ausführung in vollkommenem Einklange mit der Größe des künstlerischen Strebens stünde. Hoffmanns Buch will — das fühlt man beim Lesen heraus — mit dem größten Roman der abendländischen Litteratur, mit dem Don Quixote des Cervantes wetteifern und doch durch und durch ein national-deutsches Werk sein; es hat

auch eine gewisse Verwandtschaft mit dem bedeutenden Buche „Auch Einer“ von Friedrich Theodor Vischer insofern, als auch der eiserne Rittmeister ein Sonderling, ein Narr ist, dem wir anfänglich verwundert zuschauen, um ihn allmählich lieb zu gewinnen; der Rittmeister ist auch ein philosophirender Sonderling. Der Unterschied ist nur der, daß Albert Einhart mit seinem Dilemma zwischen „dem obern und dem untern Stockwerk,“ mit seiner Sicherheit im Reiche der Ideen und mit seiner Unsicherheit im Reiche des gewöhnlichen Alltagslebens als eine Persönlichkeit absonderlicher Art ohne volkstümlichen Hintergrund dasteht, dagegen der Rittmeister a. D. August von Jageteufel eine welthistorisch bedeutsame Stammesart humoristisch übertrieben verkörpert. Mit einem Worte: der „Eiserne Rittmeister“ von Hoffmann will der Roman des Preußentums sein, wie ihn unsers Wissens bisher noch keiner geschrieben hat. Dieser Wille ist jedenfalls so bedeutend, daß er das Buch weit hinaushebt über die gewöhnliche Romanlitteratur und als eine in unsrer Zeit doppelt merkwürdige Erscheinung wohl eine besondre Beachtung verdient.

Der Rittmeister August von Jageteufel, ein schlanker, sehniger Mann mit kurzgeschnittenem Silberhaar, das wie eine Bürste vom Kopf absteht, lebt 1812, gerade als Napoleon mit seinen zahllosen Heeresmassen nach Rußland einmarschirt ist, in einer Stadt im fernen ostpreußischen Norden (sagen wir Danzig, der Dichter nennt sie nicht ausdrücklich) als ein ziemlich unfreiwillig verabschiedeter Offizier halb zum Schrecken, halb zur Freude seiner stilleren Mitbürger in thätiger Unthätigkeit. Seinen Abschied hat er unter sonderbaren Umständen bekommen. Er hat sich in allen großen und kleinen Schlachten gegen die Franzosen in hervorragender Weise ausgezeichnet, seiner stürmischen Begeisterung sind die Soldaten überallhin gefolgt, sodaß sogar der Marschall Vorwärts ihm anerkennend zugenickt hat. Als es nun dazu kam, daß seine Verdienste vom König auf Blüchers Antrag durch eine und die andre Ordensverleihung ausgezeichnet werden sollten, da verbat sich der Rittmeister jeden Dank dieser und jeder andern Art in so nachdrücklicher Weise, daß er den König verletzte und dieser daraufhin bemerkte, philosophische Offiziere könne er nicht brauchen, und den Rittmeister entließ. Warum schlug Jageteufel die Auszeichnung aus? Das ist nun eine der Handlungen, zu der ihn seine „Schrullen,“ wie seine Spötter sagen, seine tiefste philosophische Überzeugung und Weltanschauung, wie er selbst und die ihn kennen, sagen, veranlaßt hat. Im Jahre 1786 ist nämlich Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ mit der in der Ethik epochemachenden Lehre vom kategorischen Imperativ erschienen. Dieses Buch und diese Lehre seines großen Landsmannes Kant haben auf den Rittmeister einen gewaltigen Eindruck gemacht, so mächtig, daß er seitdem sein eignes Dasein und auch das aller Menschen seiner Umgebung, das zu lenken oder doch zu beeinflussen er berufen oder in der Lage ist, nach dem Gesetze des kategorischen Imperativs von Kant ordnen und führen zu müssen glaubt. Weil

nun Kant ein Gegner des Eudämonismus ist, weil Kant fordert, daß die gute That um der Pflicht willen gethan werden solle, darum thut es der Rittmeister auch, darum verbittet er sich jeden Dank und jede Auszeichnung für alles das, was er nur im Dienste des Guten, nach seiner Meinung des kategorischen Imperativs, der nackten, nüchternen Pflicht und Schuldigkeit thut. Er wird sogar grob, ohne Rücksicht auf den eignen Nachteil, wenn ihm der Dank doch erteilt werden soll. Läuft ihm aber der Dank und die Anerkennung seiner guten Handlungen nach, so läßt er die ganze Sache im Stich, weil sie ihm dadurch verleidet wird. Dazu kommen aber auch noch einige andre Charaktereigenschaften, die ihn teils bedeutsamer, teils närrischer machen, denn so weit wäre er ja nur ein philosophischer Dickkopf. Schon dadurch, daß sich Jageteufel so ganz ausschließlich auf den Standpunkt des kategorischen Imperativs stellt, bekundet er seinen wesentlichen Mangel, nämlich die Phantasielosigkeit seines Wesens, die zur Folge hat, daß er sich schwer in andre Menschen hineindenken kann und darum ein schlechter Menschenkenner ist. Er ist aber auch ein Querkopf; indem er alle Handlungen, eigne und fremde, um sie zu beurteilen, erst unter den Gesichtspunkt des berühmten kantischen Lehrsatzes stellt, der da lautet: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann," unterbindet er den wichtigsten Quell alles menschlichen Thuns: die naive Unmittelbarkeit, den unbefangenen, natürlichen Trieb des Herzens zu diesem oder jenem Vorgehen, verachtet er die Leidenschaft, die Sehnsucht, jede auch noch so berechtigte Gefühlshandlung. Er stellt sich ganz auf den Verstandesstandpunkt und hat u. a. deswegen auch gar kein Verhältnis weder zur Poesie noch zu einer andern Kunst, weil er immer nur an die Pflicht, niemals an den Genuß des Daseins denkt. Im Gegenteil: jeden Genuß, auch den harmlosesten, verachtet er; jedes Streben nach Glück, auch nach dem sittlichen, verdammt er, weil sich in seinem Kopfe Glück und Sittlichkeit ausschließen. Er übertreibt den kategorischen Imperativ des großen Landsmannes von Königsberg; er legt ihm eine Deutung unter, die Kant gar nicht gemeint hat, wenn er sagt: „Kant lehrt, daß nur derjenige ganz und wahrhaft sittlich handelt, der eine Pflicht erfüllt im Widerspruche mit seines eignen Herzens Wunsch und Neigung" (I, 34) — und dadurch bringt sich der gute Rittmeister in eine Reihe von heillosen Klemmen und Widersprüchen, und das ist der Humor, in den uns die Handlung des Romans einführt. Denn der Rittmeister ist in Wahrheit gar nicht der reine Verstandesmensch, der er sein möchte, vielmehr ein leidenschaftlicher Geselle, ein wilder Hitzkopf, ein echt preußischer starrer Nacken mit unbändigem Freiheitsgefühl; er ist gar nicht der tiefe Kenner Kants, für den er sich hält, er ist nicht der scharfsinnige Philosoph, der er zu sein glaubt, die „transzendentale Ästhetik," die Grundlage des ganzen kantischen Kritizismus, ist ihm ein Buch mit sieben Siegeln, er ist überhaupt kein richtiger Philosoph, denn er hat sich

nur die Lehre von der Pflicht (und auch diese schief) gemerkt, alles andre, was Kant gelehrt hat, glaubt er ihm rein dogmatisch aufs Wort ohne die Fähigkeit, sich klar und wissenschaftlich darüber Rechenschaft zu geben. Ja, die Natur im Jageteufel ist stärker als sein Verstand, dieser müßte eigentlich unbewußt jener ursprünglichen Gewalt gehorchen. Seine Natur ist größer als seine Philosophie, sein Herz gütiger und erhabener als sein Verstand und dessen Grundsätze, und wir begreifen sehr gut, wie dieses große Herz zu einer so wunderlichen Lehre gekommen ist. Die Liebe zum Vaterlande, der Stolz des Preußen auf seine Heimat, sie sitzen im Mittelpunkte dieses starrköpfigen Originals. Die Not des Vaterlandes, die furchtbare Demütigung Preußens durch Napoleon Bonaparte sind dem braven Rittmeister zu nahe gegangen. Im Geiste Kants glaubt er an eine vernünftige Weltordnung, aber siehe da: das Teuerste und Liebste, was er besitzt, Preußen liegt zu Tode getroffen darnieder, die Königin Luise ist gestorben. Kann da der Mensch noch an Glück glauben? kann er glauben, daß die Tugend hienieden zum Glück bestimmt sei, wenn Preußen selbst so unglücklich ist? Liebe zum Vaterlande und Mannestugend fallen dem Rittmeister in einen Begriff zusammen; darum schließen sich ihm im Unglück des Vaterlandes Glück und Tugend, Genuß und Sittlichkeit aus. Und so wie er trotz der furchtbaren Niederlagen von Jena und Eylau, trotz Tilsit und trotz der größten Schmach, der Gefolgschaft Preußens nach Rußland, nicht am Vaterlande verzweifelt, sondern an die Auferstehung Preußens glaubt zum Heile aller Deutschen, so hält er fest an der Lehre von der Pflicht um ihrer selbst willen. Denn eins bei ihm hängt mit dem andern zusammen: Politik und Ethik vermischen sich in seinem Geiste unentwirrbar. „Durchgeschüttelt werden sollen sie bis ins Mark — ruft er —, bis sie erkennen, daß sie allesamt krank sind an der Glücksucht und keine Ahnung haben von der heiligen Strenge des kategorischen Imperativs. Und das ists eben: Kant hatte uns längst den Weg gewiesen, aber wir hatten uns nicht darum gekümmert: darum ist Jena über uns gekommen und Friedland und Tilsit und all die andre Schmach, bis zu der letzten scheußlichsten, dem offenbaren Bündnis mit Bonaparte, das unsre Gewissen verwirrt und in noch unbekannte Unruhen stürzt. Das ist aber darum auf uns gelegt, daß wir lernen sollen, uns inbrünstig zurückzusehnen nach unsrer klaren Pflicht und nach nichts anderm. Und dann erst, wenn wir diese herbe Pflicht ganz allein, ohne Nebenblicke ins Auge fassen, dann kann Preußen wieder auferstehen. Und Preußen muß wieder auferstehen, denn es ist der Welt so notwendig wie die Lehre Kants." Indem wir so den Grund der Leidenschaft Jageteufels für den Pflichtbegriff erfassen, steigt uns die volle Größe dieses seltsamen Originals auf: der Narr wird im Handumdrehen zum Helden. Denn wohl hat er Recht, wenn er die Pflicht als die höchste Norm männlicher Lebensführung in einer Zeit hinstellt, wo der Bestand des Vaterlandes eben nur auf diesem Pflicht-

gefühl jedes einzelnen seiner Bürger beruht, und in der rastlosen mutigen, ja tollkühnen Erfüllung der patriotischen Pflicht, in dem unermüdlichen Eifer, mit dem der Rittmeister alle Vorbereitungen für die Erhebung gegen die Franzosen, die Preußen besetzt halten, trifft, und mit dem er das Bewußtsein der patriotischen Pflicht in den Massen fort und fort wach erhält, erscheint er selbst als ein voller Held, dessen Marotten und Schrullen dieser Größe nur geringen Eintrag thun, ja die ihn uns gemütlich näherrücken.

Dies ist ungefähr (abgesehen von vielen hübschen Einzelheiten) der Charakter des Hoffmannschen Helden: eines Don Quixote der Pflicht, lächerlich und rührend, kindisch und verehrungswürdig zugleich, wie jener ältere Ritter de la Mancha. Diese Figur in ihrem geistigen Gehalt und ihrer sittlichen Tiefe auch nur erfunden zu haben, darf allein schon dem Dichter als Verdienst angerechnet werden. In ihr hat er den Geist seiner geliebten Stammesgenossen heiter typisch verkörpert mit all ihrem Eigensinn, mit all ihrer Gefühlssprödigkeit und Schamhaftigkeit, mit all ihrem mächtigen Persönlichkeitsgefühl. Eine der fruchtbarsten Mächte der Geschichte, die des preußischen Pflichtgefühls, ist hier aufs kühnste dichterisch verwertet, und echt preußisch verbirgt sich die eigne glühende Vaterlandsliebe des Dichters hinter dem Humor seines Werkes, das so selbstironisch das Preußentum feiert. Dieser Humor der Dichtung fließt aber aus zwei Quellen. Einmal aus der Politik. Der Preuße der Gegenwart darf sich selbst in der That heiter lachend feiern, nachdem die Welt gesehen hat, was das preußische Pflichtgefühl alles hat erringen und für ganz Deutschland schaffen können. Vom heutigen Standpunkte der frohen Verkörperung alter Träume darf der Dichter die traurigste Zeit des Vaterlandes mit dem Auge des Humoristen betrachten; in dem Kraftgefühl der Gegenwart, das zur Ohnmacht der Vergangenheit in so mächtigem Gegensatze steht, hat der Humor des Norddeutschen sogar seine ergiebigste Quelle. Anderseits fließt die humoristische Stimmung des Hoffmannschen Romanes aus noch idealerem Gebiete. Der Dichter ist sich eines reinern, naturgemäßern, kräftigern und fruchtbarern Lebensideals bewußt, als es das der Altpreußen, seiner Vorväter war. Das Jahrhundert, das zwischen dem Lebenden und den Toten liegt, ist nicht ohne nachhaltige Wirkung, nicht ohne dauernde Veränderungen in der Sinnesart der Preußen vorübergegangen. Mit der einseitigen Verstandesbildung des achtzehnten Jahrhunderts, mit seinem engbrüstigen Moral- und Nützlichkeitssystem, mit seiner Geringschätzung geschichtlicher Denkmäler, ja seinem völligen Mangel an Geschichtssinn, der z. B. Friedrich den Großen zu der Barbarei führte, aus einem gothischen Ritterschloß eine Kaserne zu machen, mit all der kahlen, nüchternen Lebensweisheit kann sich der Neupreuße nicht mehr befreunden. Wohl feiert er das Pflichtgefühl als die Grundlage des Staatsbaues, aber die Pflicht allein füllt ihn nicht aus, noch weniger will er auf all die Genüsse des Daseins verzichten, die gar keine Pflichterfüllung, sondern

reine Freude sind, kurz: Hoffmann begnügt sich nicht, humoristisch Kritik an der Vergangenheit zu üben, ihren Zopf übermütig zu zupfen, sondern er stellt auch ebenso kräftig das neue, das heutige Lebensideal auf, und damit hat er seine Dichtung auf die richtige poetische Höhe gehoben. In diesem Bedürfnis, nicht bloß zu verneinen, sondern auch in Wahrheit zu schaffen, unterscheidet er sich tief und zu seinem Vorteil von dem zeitgenössischen Naturalismus, wie er überhaupt in sehr künstlerischer Form zu dem Materialismus und Pessimimus der Gegenwart Stellung nimmt. Das ist die andre bedeutende Seite seines Buches, die es über die Kategorie der „historischen Romane" erhebt.

Um nämlich den ganzen Charakter des Rittmeisters zur allseitigen Anschauung zu bringen, hat ihn der Dichter mit Gestalten umgeben, die sowohl als Naturen, wie auch in ihren Überzeugungen in mannichfachem Gegensatze zu ihm stehen. Die bedeutendste Erfindung ist aber die des Physikus Stanislaus Guggelmann, der in derselben Stadt mit Jageteufel lebt und ihm als Sechzigjähriger noch immer einen bösen Streich nachträgt, den ihm vor dreißig Jahren der Rittmeister gespielt hat. Guggelmann nämlich ist einer der häßlichsten Menschen, die es giebt: bucklig, hinkend, sommersprossig, ein Mann, der von aller Liebe der Menschen, zumal der Frauen, seinem Äußern nach ausgeschlossen zu sein scheint, ein Faun im Zopfgewande. Wie es nun häufig solchen Menschen zu gehen pflegt, hat gerade er eine sinnliche, nach Liebe und Glück dürstende Seele. Vor dreißig Jahren hat er sich aufs leidenschaftlichste in eine romantische Polin verliebt und war schon so weit mit ihr gekommen, daß sie ihn heiraten wollte, da kam ihm der junge Jageteufel mit seinem hinreißenden Temperament in die Quere und schnappte ihm die schöne Polin vor der Nase weg. Zwar ist der Rittmeister mit dieser schnell geheirateten Person nichts weniger als glücklich geworden; hatte er doch schon damals sein Steckenpferd des kategorischen Imperativs geritten, wofür die edle Polin gar kein Verständnis offenbarte. Die Gatten trennten sich nach kurzem Zusammenleben, und Jageteufel führte sein Junggesellenleben weiter. Aber das befriedigte die Rachsucht des Physikus, dem seitdem kein andres Weib mehr in Liebe nahetrat, keineswegs. Sein Haß sitzt tiefer, und das ist wieder spaßig. Der Physikus ist nicht bloß in der körperlichen Erscheinung, sondern auch in allen Überzeugungen der Gegensatz des Rittmeisters. Flucht dieser auf die Franzosen, so sind sie dem Physikus Träger der Kultur; ist der Rittmeister Patriot, so bedauert Guggelmann den Untergang Polens; mit Stolz erinnert er daran, daß er nur ein halber Deutscher sei, seine Mutter war eine Polin. Und noch mehr: der Rittmeister ist Idealist, der Physikus ist Materialist; jener ein Stoiker, dieser ein Epikureer; jener verachtet die Kunst, soweit er sie überhaupt wahrnimmt, dieser umgiebt sich mit Kunstwerken aller Art, ja er umgiebt sich mit schönen Mädchen als Dienerschaft, sowie er sich immer das allerfeinste Mittagessen bereiten läßt und den Lebensgenuß mit

Studium betreibt. Und noch tiefer geht der Gegensatz. Jageteufel fühlt sich auf der Welt nur dazu berufen, die Pflicht zu erfüllen und andre dazu anzutreiben; er geht auf im Dienste des Vaterlandes. Für den Physikus ist dies aber die allergrößte Thorheit; das wahrhaft Lebenswerte erscheint ihm nur die Befriedigung des Ichs, Napoleon ist ihm das wahre Genie, der hat mit seiner titanischen Selbstsucht das richtige Teil erwählt; auch Goethe, den der Rittmeister so verächtlich abthut, schätzt er hoch. Genuß in allen Formen vom guten Essen bis zur reinen ästhetischen Freude an schönen Menschen und Werken ist des Physikus Parole, und darum lacht er über den „blechernen" Rittmeister, den Don Quixote der Pflicht. Auch des Physikus Art zu reden und zu denken ist eine ganz andre: der Rittmeister schaut immer hinaus, kennt sich selber ebenso wenig wie die andern Menschen, für die er mit seinem flammenden Herzen sich zu opfern bereit ist; Guggelmann denkt immerfort über sich selbst und an sich selbst, er ist cynisch, ein Selbstverächter, aber klug, scharfsinnig und scharfäugig; Jageteufel hat keinen Tropfen Humor, Guggelmanns Rede ist eine fortwährende Selbstironie, als Philosoph ist er natürlich dem Rittmeister weitaus überlegen. Beide beteiligen sich an dem Schmuggel, den Napoleons Kontinentalsperre hervorgerufen hat; aber der Rittmeister will Waffen, der Physikus Kaffee und Kolonialwaren einschmuggeln. Aber trotz aller zersetzenden Kritik, die dieser am Altpreußen übt, kann er doch nicht — da er doch in Wahrheit ein ehrlicher und guter Mensch ist — sich einer widerwilligen und uneingestandenen Bewunderung des Rittmeisters erwehren, und er gäbe sein Leben dafür, wenn er dem verhaßten Wolkengänger einmal eine recht ausgiebige Lektion erteilen könnte, damit er zur Erkenntnis käme, wie schwach der Wille sei, den er so gewaltsam in das Joch des kategorischen Imperativs spannt.

Und damit sind wir bei der Haupthandlung des Romans angelangt. Der Physikus erteilt dem Rittmeister eine Lektion, der heißblütige, voreilige Dickkopf geht leicht in die Falle, die ihm der Fuchs legt. Aber wie er sich dabei benimmt, das ist das Merkwürdige. Die Dichtung ist so schön angelegt, daß wir doch ein Wort darüber sagen müssen. Die ganze Handlung ist auf den engen Zeitraum von drei Tagen zusammengedrängt; die Vorgeschichte jeder einzelnen Gestalt — es sind noch als Hauptfiguren drei Frauen und drei Männer beteiligt —, wird gelegentlich in den langen (allzulangen!) Gesprächen mitgeteilt. Der erste Band ist ausschließlich Exposition der Handlung und der Charaktere; da lernen wir in drastischen Szenen die selbst- und menschenquälerische Begeisterung des Rittmeisters für den kategorischen Imperativ in all ihrer gutgesinnten Narretei kennen. Im zweiten Bande sehen wir den Rittmeister sich in ein wirkliches Unrecht verstricken, wir sehen ihn in der eigensinnigen Rechthaberei mit seinem eignen vielgerühmten Grundsatz nicht in philosophischer Folgerichtigkeit, sondern schlechtweg in Willkür hantiren, sodaß

er von seinem eignen Standpunkt aus schuldig wird. Und nun im dritten Bande folgt die „Lektion," die ihm der Physikus von seinem und der Dichter von einem höhern Standpunkte erteilt, sodaß die Strafe poetische Bedeutung erhält, ohne daß sie in der Wirkung zu dem wird, was der Physikus gewollt hat: zu einer wirklichen Verhöhnung des Rittmeisters; im Gegenteil, er tritt aus der furchtbaren Erschütterung, die er erlebt, wirklich geläutert hervor, jetzt erst ist er das Original geworden, worüber wir lächeln können, ohne ihm im geringsten unsre Achtung zu versagen. Diese Anlage der Dichtung muß man als eine große Schönheit anerkennen. Und nicht bloß der Rittmeister, sondern auch der Physikus, die drei Frauen und die zwei andern Männer, Ulrich Seybold und Hartmut Hammer, machen vor unsern Augen eine tiefe innere Wandlung durch, und das Interesse an den äußern Vorgängen wird durch diese Prozesse in dem Innern der Menschen mächtig gesteigert. Am Ende des Romans verlassen wir sie alle teils klarer über sich selbst und die Richtung ihres Wollens, teils im Besitze ihres mit Sehnsucht erstrebten Zieles.

Der Rittmeister muß zu der Erkenntnis gelangen, daß der kategorische Imperativ nicht immer durchführbar ist, daß des Menschen Wille allein durchaus nicht zu jeder That genügt, denn die Ausführung liegt oft gar nicht in seiner Macht. Das erfährt er zum erstenmale im Streite mit einem bessern Philosophen, als er einer ist. Dr. Hartmut Hammer, Privatdozent an der Heidelberger Universität, ist zwar ein Rheinbündler, aber doch ein Anhänger der kantischen Philosophie, was den preußischen Rittmeister, der die Rheinbündler aufs tiefste verachtet, nach und nach für ihn gewinnt. Dieser Dr. Hammer ist mit seiner an die Königin Luise erinnernden Schwester Hildegarde aus Frankfurt a. M. nach dem fernen Ostpreußen gefahren, um ihr zum Besitz ihres geliebten Ulrich Seybold, Jageteufels Mündel, zu verhelfen; nebenbei will er einen Vortrag über Kants Schrift „Von der Macht des Gemütes" halten. Dieser Hartmut ist ein anziehender Charakter für sich und erlebt eine Reihe von Geschichten, die nicht minder interessant sind als die des Rittmeisters. Aber darauf können wir hier nicht eingehen; wir wollen nur sagen, daß er die echte Philosophennatur vorstellt: er besitzt die wahre Beschaulichkeit, er ist der richtige Träumer und Denker, der so tief in sich selbst vergraben ist, daß er wie Sokrates an einem Orte tagelang stehen bleiben kann, um einem Gedanken nachzuhängen, ganz verschlossen für jeden äußern Eindruck, darum im Verkehr und Auftreten schüchtern, scheu, zaghaft, darum mit den Gedanken kühn wie eine Armee, aber körperlich feig. Dieser Dr. Hammer will also in des Rittmeisters eignem Nest einen Vortrag über Kant halten, was natürlich den Spott des Eisernen hervorruft. Und nun die köstliche Szene, wo Hammer den Vortrag zur Begeisterung des ganzen Publikums und des Rittmeisters selbst hält, und dieser dann, seinem Versprechen gemäß, selbst aufs Katheder steigt, um zu beweisen, daß er auch reden kann und — unter jämmerlichem Ächzen und Stöhnen und zahllosen

Schweißtropfen schließlich nicht mehr als drei Worte herausbringt! Vor der Front seiner Soldaten konnte er lange, anfeuernde Reden halten, aber vor einem gespannt aufhorchenden Publikum bleibt ihm das Wort in der Kehle stecken, worüber sich ein brausendes Gelächter in der ganzen Menge erhebt. Diese Erfahrung, daß es ein Unterschied ist, im Taumel und in der Ruhe zu sprechen, daß Wollen und Können doch etwas Verschiednes ist, hätten doch den Rittmeister nun vorsichtig machen sollen, auf die Wette, die ihm der Physikus angetragen hat, daß ihn drei Flaschen schweren Rotweins unterkriegen werden, einzugehen. Allein er läßt sich von dem schlauen Gegner so reizen, daß er die Wette annimmt, denn er kennt keine Nerven, der Wille vermöge alles. In einer sehr drastischen Szene (die leider an einzelnen allzu kühnen Erfindungen leidet) kriegt der Physikus den Rittmeister richtig unter, freilich nicht ohne Betrug, indem er dem Weine des Eisernen einen Schlaftrunk, der zwölf Stunden wirkt, beimischt. An die Wirkung des Opiums hat der Rittmeister nicht glauben wollen, jetzt erliegt er ihm. Und nun die übermütige Wendung der Handlung: der Physikus weiß es so einzurichten, daß der Rittmeister und Hartmut (der die Kneiperei mitgemacht hat) sich unmittelbar vor dem gänzlichen Versinken in den Schlaf mit dem Säbel in der Hand gegenüberstehen, sodaß beide noch ein Bild vom Kampf in ihre einschlummernde Seele hinübernehmen. Dann wird der Rittmeister zu Bett gebracht, an Gesicht und Brust mit Pflastern beklebt, um beide Füße erhält er einen Gipsverband, sodaß er sich nicht rühren kann und beim Erwachen, so ungeduldig er auch ist, still halten muß. Und August von Jageteufel erwacht und erkennt seine Schmach: der Wille hat ihn im Stich gelassen, er ist dem Wein erlegen. Er schämt sich erbärmlich und beschließt zu sterben, wie Cato von Utica starb, als er erkannte, daß der Republik nicht mehr zu helfen sei. Im Angesichte des Todes kommt die ganze Weichheit seines Wesens zum Vorschein; die Liebe zu Ulrichs Mutter, die er bisher hinter rauhen Formen geheim gehalten hat, wird offenbar. Der Eiserne wird sentimental, noch einmal vor dem Abschied ins Jenseits möchte er die Geliebte seiner Jugend sehen. Aber auch das ist ihm nicht gegönnt, im Gegenteil muß er die furchtbare Demütigung erfahren, daß sich der Fann Guggelmann an seinen Bettrand setzt und ihm in der boshaftesten Schadenfreude eine furchtbare Strafpredigt hält über all seinen kantischen Hochmut, seine Rücksichtslosigkeit und seinen Unglauben an die Macht der Nerven. Es ist wahrhaft tragisch rührend, vielmehr ein erhabener Humor, den betrogenen Idealisten wehrlos und zerknirscht vor dem Physikus daliegen zu sehen. „Er hat Recht, er hat Recht“ murmelte der Don Quixote ein- über das andremal, und nachdem er so gänzlich aus seinem Geleise geworfen ist, an sich selbst und seiner Fähigkeit, dem kategorischen Imperativ zu gehorchen, verzweifelt, beschließt er zu sterben. Das ist eine der Szenen der Dichtung, die wahrhaft groß sind. Und sie steigert sich noch köstlich. Jagetenfel reißt die Pflaster

von Gesicht und Brust herab, zerbricht den Gipsverband, und siehe da — hinter dem Pflaster und hinter dem Gips ist keine Wunde! Man hat ein erbärmliches Possenspiel mit ihm gespielt. Wie es dem Rittmeister in diesem ersten Augenblick zu Mute ist, erzählt uns Hoffmann (und das ist ein Meisterstreich!) gar nicht; nur nachdem schon eine kleine Weile verstrichen ist, blicken wir in die Szene, die wir nur mit des Dichters eignen Worten mitteilen können.

„Da stand der alte Rittmeister vor dem Bette aufrecht auf seinen Füßen, nur mit dem Hemde bekleidet, das über der Brust weit offen stand. In der Rechten schwang er seine Reitpeitsche, mit deren Knopf er die Reste des Gipses von seinen Knöcheln zu klopfen beschäftigt war; die Linke hielt das große Pflaster, das er sich von der Brust gerissen. Er starrte dem Eintretenden wirr entgegen, anscheinend ohne ihn auch nur zu sehen, trat dann still vor einen Spiegel und begann sich die kleineren Pflasterstreifen langsam vom Gesichte abzulösen. Große Thränen rannen ihm während dieser Arbeit über die Wangen.

Ulrich stand schweigend, von einem stillen Grauen gebändigt. Endlich drehte der Rittmeister sich nach ihm um und sagte mit einer feierlichen und milden Ruhe, die ihn doppelt erschütterte:

»Sieh, mein Sohn, das ist das wahrhaft wahre Trauerspiel des menschlichen Lebens. Sterben ist nichts, ist alltäglich, ist unser aller gemeines Los. Aber mit eigner, stolzer Hand die furchtbar heilige Pforte des Todes zu öffnen und dahinter nichts andres zu finden, als einen schönen warmen Misthaufen und einen grinsenden Affen darauf, dich im Sturmesgrausen in den Schlund des Niagara zu stürzen und plötzlich mit den Knöcheln in einer Entenpfütze zu plätschern, mit dem gezückten Schwert auf dein ritterliches Herz zu zielen und mit dem abgleitenden einen Floh zu verwunden, das, mein liebes Kind, das erst ist groß und menschlich wahr, das ist die Vollendung echter Menschenwürde. Willst du der Tugend ein Haus bauen, so laß es als einen Meerkatzenkäfig gestaltet sein; darinnen soll sie wohnen und mit dem Steiße hüpfen und Gesichter schneiden, und draußen stehen die lustigen Kinder des Lasters, die Menschen, und lachen und lachen und lachen! — Ich will auch mit ihnen lachen und mir jetzt statt des Leichenkleides die Unterhosen anziehen.«“

Nun, da der Rittmeister humoristisch in seiner grimmig wilden Manier geworden ist, ist er kurirt, und wie er sich von nun an benimmt, ist ebenso rührend als hinreißend groß und schön in aller Schlichtheit des um seine naive Zuversicht in den kategorischen Imperativ gebrachten Kriegshelden.

Von der Komik dieser und mancher andern Situation ist es schwer einen Begriff zu geben; aber diese Mitteilungen werden doch zur Charakteristik des Romans genügen. Man sieht: Hoffmann strebt die große Kunst an. Er stellt sich auf klassischen Boden. Er ist bestrebt gewesen, den überquellenden

geistigen Gehalt in sinnlich anschaulicher Form zu verdichten. Der Kunstverstand, der in seinem Buche zu Tage tritt, wird wohl in unsern Tagen seinesgleichen suchen, aber das wirkliche poetische schöpferische Vermögen hält ihm nicht durchaus die Wage; und nach den vielen nur der Wahrheit entsprechenden Lobsprüchen, die wir dem Geist, der Erfindung und der Anlage der bedeutenden Dichtung zollen durften, wollen wir nun auch nicht mit der Erwähnung ihrer Schwächen zurückhalten. Erstens muß man sagen: Hoffmann hat ein Werk großen Stils mit der zierlichen Technik der Novelle geschrieben. Sein Roman ist oft allzu klug, allzu berechnend, allzu witzig gemacht. Da wird kein einziges Motiv berührt, ohne daß es nicht in einem andern Zusammenhange wieder aufgenommen würde; so viel auch in dem Romane gesprochen und gehandelt wird, so ist doch stofflich nicht das geringste überflüssig. Wenn das Epos ein Bild der Welt, der Wirklichkeit geben soll, so muß doch der Schein der Freiheit, der naturgemäßen Selbständigkeit, des Fürsichseins aller Dinge im Leser erzeugt werden. Dieser Schein von Natur und Wirklichkeit wird oft zerstört; es wird einem dabei ähnlich zu Mute wie bei Lessings Dichtungen. Das rührt von dem Überwiegen des Kunstverstandes her. Es steht außer allem Zweifel, daß der Dichter alle seine Gestalten in der denkbar größten Klarheit und in ihrer vollständigen Persönlichkeit plastisch vor sich gesehen hat. Die Tiefe seiner Einsicht in ihre verschiednen Naturen haben wir in der Charakteristik der zwei Hauptgestalten nachzuweisen gesucht; auch die künstlerischen Mittel der Charakteristik sind sehr bemerkenswert. So wird der Rittmeister von den verschiedensten Menschen im Roman beurteilt, von jungen preußischen Offizieren, von einem französischen Offizier, von den Bürgern der Stadt und von jeder einzelnen Gestalt der Handlung, und durch diese Äußerungen hinter seinem Rücken über ihr wird seine Figur rund herausgestellt: ein Kunstmittel, das Otto Ludwig zuerst bei Shakespeare nachgewiesen hat, und das Hoffmann mit Glück verwendet. Es lag in der Natur des Stoffes, daß viel geredet wird: es sind ja drei Philosophen in der Handlung. Aber nicht bloß diese drei Männer sind beredt, sondern auch alle drei Frauen; ja sogar philosophisch gewandt ist die eine, die prächtigste von allen. Damit hat sich der Dichter gar zu sehr von der Wirklichkeit entfernt, so geschickt er auch immer die langen Reden zu begründen weiß. Der auch für die Poesie wirkliche Mensch spricht doch gewöhnlich nicht viel, der Dichter muß das Vermögen haben, knapp zu sein, ein Vermögen, das Hoffmann in seinen Novellen vielfach bekundet, hier aber fast ganz unbenutzt gelassen hat. Es soll durchaus nicht gesagt werden, daß es dem Buche an Handlung mangle, es geht sehr viel darin vor, und die Handlungen sind so durchtränkt von symbolisch wirksamem Gehalt, sprechen so viel zur Phantasie, daß man sich fragen muß, warum der Dichter dieser einzig künstlerischen Sprache nicht genügend vertraut hat, um auf die aufklärenden langen Dialoge verzichten zu können? Er hat die Kraft, die

Figuren wahrhaft naiv reden zu lassen; der Rittmeister charakterisirt sich selbst oft in genialer Weise. Die große Verschiedenheit der Reden des Physikus von denen Jageteufels haben wir schon hervorgehoben. Aber weniger wäre mehr gewesen. Dazu kommen noch öfters starke Zumutungen an den Glauben des Lesers. Die bekannte Lustspielvorsehung macht sich einigemale empfindlich bemerkbar; so wenn Hildegarde gerade in dem Augenblick dazu kommt, wo Ulrich Lisbeth küßt, wodurch das Mißverständnis entsteht, auf dem die ganze folgende Romanhandlung beruht. Oder bei der Kneiperei das Duell — kaum glaublich! Oder ein andrer Verstoß gegen unser Wirklichkeitsgefühl: der Sancho Pansa des Romans, der Küster Reff, der als ein halbverkommener Trunkenbold geschildert wird, trägt nach der Kneiperei den schlafenden Rittmeister auf dem Rücken davon, wozu doch eine Riesenleibeskraft gehörte, die Reff nicht hat. Aber diese Schwächen haben doch unsern Genuß an dem Buche nicht trüben können. Gegen den Schluß hin steigert sich das Pathos der Dichtung und der Ernst der Handlung, die mit der Aussicht auf die bevorstehenden Befreiungskriege schließt, in der Weise, daß alle Bedenken in der mächtigsten Teilnahme untergehen, und daß man den „Eisernen Rittmeister“ mit dem Gefühl aus der Hand legt, das Epos des Preußentums gelesen zu haben.

Wien — Moritz Necker



Römische Frühlingsbilder

Von Adolf Stern

7. Das Pantheon



Die eigentümlichste und zauberhafteste Wirkung Roms beruht, wie jedermann seit lange aus Büchern weiß, aber in glücklicher Wirklichkeit neu an sich erfährt, auf der Stärke der Gegensätze, auf der gemeinsamen Größe der Denkmale grundverschiedner Zeiten, auf der Fülle vergangnen, aber uns doch unvergänglichen Lebens, die sich in alles Leben der Gegenwart hineindrängt. Auch wer nur Tage in der ewigen Stadt verweilt, wird natürlich von dem Gegensatze der lebensvollen Hauptstadt und ihrer schweigsamen, feierlichen Campagnaumgebung, von der Macht des Kolosseums und seiner Nachbarschaft von antiken Triumphbögen, Tempeltrümmern, Säulen und Mauerresten und wiederum von der Riesengröße des Petersplatzes mit Peterskirche und Vatikan, Obelisken, Brunnen und Säulengängen ergriffen. Bei längerem Verweilen vertiefen sich nicht nur diese ersten großen Eindrücke, die am Ende jeder davonträgt, sie werden auch unablässig

durch neue, verwandte Eindrücke verstärkt. Die Unmittelbarkeit und Frische, womit jeder Empfängliche die tausendmal zuvor beschriebenen Herrlichkeiten wieder durchlebt, schließen auch die Verführung ein, die endlose Reihe römischer Schilderungen durch neue zu vermehren. Und da der Genuß sich in dem Maße steigert, wie man sich der ungeheuern Menge der Einzelheiten bewußt und ihrer bis zu einem gewissen Punkte Herr wird, so läuft man Gefahr, daß es auch hier heiße: „Rom und kein Ende."

Aber in der überwältigenden Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, der tausendfältigen Zeugnisse einer gewaltigen, wechselvollen Geschichte überkommt hie und da den Besucher Roms das Bedürfnis, ja die Sehnsucht, in einem Symbol, einer lebendigen Anschauung die Fülle der Gesichte vereinfacht zu sehen. Unablässig ist die Phantasie thätig; wer unter den Trümmern des Palatin umhergeht, in wachem Traume die Säulengänge und Hallen der Kaiserpaläste wieder aufrichtet, der schmückt sie unwillkürlich mit Statuen, Büsten und Reliefs aus den tausenden von Marmorwerken, die er drüben, jenseits des Tiber, in den vatikanischen Sammlungen sieht. Jeder auf seine Art — das ist nicht mehr als billig; ich habe mir die Zimmer im Hause der Livia gelegentlich mit der schönen Venusstatue aus der Sala a Crocegreca und dem vollendet anmutigen schlafenden Ziegenhirten, dem Meisterwerke antiker Genreplastik, aus der Sala degli Animali, geschmückt, Werken, die wahrscheinlich gar nicht dagestanden haben können. Dergleichen läßt sich nicht verbieten. Der Lust, die getrennten und zerstreuten Herrlichkeiten wieder zu vereinigen, wird ja an tausend Stellen des ewigen Roms mächtig Vorschub geleistet: an und in vielen Kirchen, von Maria Maggiore an bis zu den kleinen Pilgerkirchen vor den Thoren, tragen die antiken Granit- oder Marmorsäulen die Gewölbe und Decken späterer christlicher Zeit, in vielen Palästen und Kirchen prangen die alten Marmorbekleidungen der antiken Prachtbauten, von der Säule Trajans blickt die Statue des Apostelfürsten herab; wer möchte die Aufzählung, die endlos werden würde, fortsetzen oder das alte Lied erneuern, daß die wilden Barone des Mittelalters und die großen Päpste der Renaissance wie der Gegenreformation um die Wette das Rom des Altertums als unerschöpflichen Steinbruch und gleich unerschöpfliches Vorratshaus von Kunstwerken behandelt haben? Am Ende ist jedermann froh, daß auf dem Wege der Neuschöpfung, der Umwandlung noch so viel des Schönen und Mächtigen erhalten worden ist. Man möchte nur wünschen, daß sich für zahlreiche Bauten der antiken Stadt zur rechten Zeit eine neue Verwendung im ganzen ergeben hätte, die die alte Herrlichkeit in der Weise vor unsre Augen stellte, wie wir heute das Pantheon, das wunderbarste Symbol der mehrtausendjährigen Geschichte Roms, erblicken.

An keiner andern Stelle Roms ist die ernste Mahnung an die ganze schicksals- und wechselvolle Vergangenheit dieser Weltstadt so lebendig und so mächtig, wie unter dem einzig herrlichen Kuppelgewölbe des Pantheons, das

aus einem antiken Tempel schon zu Anfang des siebenten Jahrhunderts in die christliche Kirche Maria ad Martyres verwandelt wurde. Der überwältigende Eindruck, der uns beim ersten wie beim letzten Anschauen des Wunderbaues, mit seiner Vorhalle und seiner harmonisch geschwungnen Rotunde ergreift, beruht wahrlich nicht bloß auf der stillen Majestät des Tempels und der Wirkung seines schönen, durch das eine offne Auge des Kuppelgewölbes hereinfallenden Oberlichts, sondern auch in der Weihe, die seine verschiednen Bestimmungen dem Pantheon gegeben haben. Wen es hier nicht mit Ehrfurchtsschauern anweht, der ist für solche Gefühle überhaupt unzugänglich. Es ist ja auch hier genug geschehen, um das erhabne Bauwerk zu plündern, zu verstümmeln, vom siebenten bis zum achtzehnten Jahrhundert hat man den von Agrippa ein Vierteljahrhundert vor Christi Geburt den höchsten Göttern und den Göttern des julischen Geschlechts errichteten herrlichen Tempel seiner vergoldeten Bronzeziegel, der Bronzeplatten, die das Dach der Vorhalle trugen, der Bekleidung von Verde antico beraubt; neuere Architekten wie Bernini und Paolo Posi haben sich mit verständnisloser Willkür in den Annalen des erhabnen Bauwerks schlimm verewigt, dennoch steht und wirkt es noch heute so, daß es dem Schauenden und Fühlenden als eine Offenbarung aufgeht. Zwei Jahrtausende nach seiner Errichtung fühlt man lebendig nach, daß in Tempeln wie diesem sich das Gefühl, die Gewißheit des Göttlichen erhalten, die Menschen beglücken mußte, auch nachdem der schlichte Glaube an die alten Götter zerbrochen war. Die innere Gewalt, die in der unsagbaren Einfachheit, der Harmonie der Gliederung liegt, muß erlebt, kann nicht geschildert werden; wer das Pantheon nie betreten hat, kann in dem Ausdruck des reinsten und nachhaltigsten Entzückens nur garstige Gemeinplätze finden.

Vom Pantheon, das nach seiner Umwandlung in eine christliche Kirche die heitere Würde und lebensvolle Schönheit, die in seiner Konstruktion allein liegt, bewahrte, überdies aber noch jahrhundertelang den größern Teil der alten Pracht aufwies, muß ein gutes Teil der Begeisterung für das Altertum ausgeströmt sein, die vom vierzehnten Jahrhundert an die edleren Italiener durchfloß und durchwärmte. Wenn man sich den Tempel des Agrippa auch nur in seiner heutigen Erscheinung inmitten der Burgmauern und Burgtürme, der höhlenartigen Wohnungen des mittelalterlichen Roms vorstellt, so fühlt man auch, wie der Gegensatz dieser Hallen, dieser harmonisch schönen Runde alle Seelen ergreifen mußte, die inmitten wüster Kämpfe und barbarischer Verkommenheit nach einem neuen Ideal lechzten. Wohl behaupten gewisse neuere Ästhetiker, daß auch diese vollendete Harmonie der Linien, diese einfache Erhabenheit nur auf akademisch geschulte Geschlechter irgendwelche Wirkung zu äußern vermöchte, und daß eine Zeit und ein Geschmack denkbar seien, wo die gepriesenen Schönheiten des Pantheons für nüchtern häßlich gelten würden. Ebensogut läßt sich schließlich behaupten, daß Menschenaugen und Menschen-

seelen in der Gewöhnung an elektrische Lichter ganz unempfänglich für den Tag und die Sonne werden könnten. Unter der Kuppel des Pantheons zerrinnen alle Zweifel an der dauernden Eindrucksfähigkeit des wahrhaft Erhabenen, und die tröstliche Empfindung, daß es ein Bleibendes gebe, quillt mit dem Tageslicht von oben herab in die Seele. Den von vielen gerühmten magischen Eindruck des Mondscheins in diesen Räumen habe ich durch einen unglücklichen Zufall nicht genossen, habe aber doch die Pantheonskirche zu den verschiedensten Tageszeiten betreten und stundenlang die tiefe und feierliche Ruhe empfunden, die von dem wunderbaren Rund ausstrahlt. Das Auge, durch das die gleichmäßige Beleuchtung gewonnen wird, hat nur einen Mißstand im Gefolge, daß es dem rauschenden römischen Frühlingsregen offen steht. An zwei verschiednen Tagen fanden wir in der Mitte des schönen Fußbodens eine völlige Wasserlache, an die man freilich nicht weiter denkt, sobald man den Blick emporrichtet.

Als einziger vollständig, wenigstens annähernd vollständig, erhaltener Bau des Altertums wird die Pantheonskirche die Phantasie jedes einzelnen, der sie betritt, in die Tage des Oktavianus Augustus, den Beginn der römischen Kaiserzeit zurückleiten. Aber Einbildungskraft und Erinnerung können bei der Zeit seiner Entstehung nicht verweilen, die beiden Hauptgrabmäler, die im sechzehnten und neunzehnten Jahrhundert in den Nischen der Rotunde Aufnahme gefunden haben, mahnen verständlich an die größten Zeiten, die Rom seit dem Untergange der alten Welt gesehen hat, und an die Wandlung der Dinge, die vor zwei Jahrzehnten eingetreten ist. Links von der Eingangshalle zeigt sich die Madonnenstatue, die Lorenzetto und Raffaello da Montelupo über Rafael Santis Grab errichteten, prangt die Tafel mit Pietro Bembos Grabschrift für den Fürsten aller Maler. Rechts aber neben der großen Hauptnische erhebt sich mit Trophäen das eherne Grabmal Viktor Emanuels, des ersten Königs des neuen Italiens. Das sind gewaltige Symbole, und die Weihe, die dem Raume innewohnt, teilt sich den Empfindungen mit, die uns angesichts dieser Grabmäler ergreifen. Das Pantheon scheint bestimmt, Erinnerungsstätte an die großen, im Laufe der Jahrhunderte nur selten wiederkehrenden Augenblicke zu sein, wo das Gefühl der Erhebung, des Glücks und Gelingens siegreich vorwaltet, wo die Menschen nur wissen, was licht ist, und sich der Furcht vor einer dunklern Zukunft entschlagen. Als Marcus Agrippa in seinem dritten Konsulat den Prachtbau des Tempels wölben und den sieben Hauptgottheiten weihen ließ, hatte Cäsar Oktavian als Augustus eben die friedliche Herrschaft über das römische Weltreich angetreten, und Horaz rühmte die Zeit, die dem römischen Felde wieder der Früchte Pracht heimgegeben habe, in der Cäsar als Hüter der Welt wache, sodaß weder Bürgerwahnsinn noch Gewalt die Ruhe stören könne, in der Janus' Tempel geschlossen und die Tugend der alten Zeiten erneuert sei:

Aus welcher Latiums Namen, Italias
Machtfülle wuchs und Ruhm und des Reiches Glanz,
Der weit sich dehnt vom Sonnenaufgang
Bis zum hesperischen Abendlager!

Der preisende Dichter konnte im Genuß und Gefühl der glänzenden, mit allen Reizen verfeinerter Kultur geschmückten Friedenszeit weder die Frevel der nachfolgenden Cäsaren noch die Flut der Barbaren vorausahnen, die dem Reiche des Augustus drohten. Als anderthalb Jahrtausende später der göttliche Rafael nach seinem eignen Wunsch im Pantheon bestattet ward, fühlte man wohl, daß er selbst unersetzlich sei, aber man lebte noch in dem vollen Bewußtsein einer Zeit und Bildung, die ihn erweckt und zu der Höhe seiner beglückenden Kunst getragen hatte, man zählte, was dem Italien der Mediceer an Künstlern und Dichtern, an großen schöpferischen Naturen aller Art, an hochgebildeten Menschen noch verblieb, und träumte weder von der nur sieben Jahre später hereinbrechenden Verwüstung des Roms der Hochrenaissance, noch von den künftigen Scheiterhaufen der Philosophen und den Galgen der Satiriker. An Rafaels Grabe klagte das üppige und kunstsinnige, das schönheitstrunkene und geschmackvolle Rom Leos des Zehnten, empfand es als wohlbegründet, daß dem herrlichen Künstler die Gruft in der schönheitsvollen Runde des antiken Tempels bereitet wurde; doch eben dies Rom ahnte nicht, daß mit dem glänzendsten Maler der Glanzzeit im Grunde schon diese Zeit selbst zu Grabe getragen ward.

Nahe genug noch liegt uns die Erinnerung an Rafael und die Gestalt des Künstlers; wenn sie je in unsrer Phantasie verblaßt war, gewinnt sie in Rom, wo seine zahlreichsten Schöpfungen lebendig zu Sinnen und Seele sprechen, wieder volles Leben. Die Gruft seiner Gedächtnistafel gegenüber aber birgt die irdische Hülle des kriegerischen Königs unsrer Zeit, der den frechen Hohn, mit dem man seinen Vater vor einem Menschenalter als die Spada d'Italia lächerlich zu machen meinte, in so gewaltiger Weise heimgezahlt und vergolten hat. Der erste König des geeinigten Königreichs Italien hat den Einzug seiner Truppen in Rom im September 1870 noch um acht Jahre überlebt. Aber sein Grabmal im Pantheon, die würdigste Ruhestätte, die Viktor Emanuel zuteil werden konnte, ist das Denkmal des Abschlusses jener ungeheuern erneuernden Umwälzung Italiens, deren Anfänge geistig genommen in unabsehbare Fernen zurückreichen, in der Wirklichkeit aber von der größten Zahl derer, die heute im Mannesalter stehen, mit erlebt worden sind. Ich war ein Knabe, als am Abend des blutigen Schlachttags von Novara (März 1849), der alle Hoffnungen der Italiener in den Staub zu treten schien, die Krone des Königreichs Sardinien auf das Haupt des jugendlichen Viktor Emanuel fiel, da sein Vater Karl Albert es fühlte, daß er die Niederlage der Sache, der er sich geweiht hatte, nicht lange überleben werde, sie jedenfalls als Herrscher nicht überleben wollte. Unter den unheilvollsten Umständen

trat der neue König die Regierung der alten Erbmonarchie des Hauses Savoyen an, aber unerschütterlich verharrte er in den Bahnen, die sein Vater ihm sterbend gewiesen hatte, der alte Dichtertraum des Dante Alighieri und der Traum so vieler Tausende von italienischen Patrioten und Märtyrern, der Traum von dem nationalen König des neuerstandnen Italiens, ward in ihm und durch ihn Wahrheit. Die Gruft Viktor Emanuels im Pantheon zu Rom ist die Besiegelung einer der größten weltgeschichtlichen Thatsachen, und ob sie nun allein bleibe und spätere Könige Italiens an andrer Stätte ruhen mögen oder ob sie sich zur Familiengruft des im Quirinal hofhaltenden italienischen Königshauses erweitere — sie bezeichnet einen neuen großen Abschnitt in der mehrtausendjährigen Geschichte Roms. Wohl darf sich der ernstgestimmte Beschauer des von alten Kriegern des Königs — Invaliden von Solferino und Custozza — bewachten ehernen Sarkophags nicht verhehlen, daß in Rom eine Macht und eine Stimmung fortlebt, die nichts inniger ersehnt, als die Gebeine des Re galantuomo aus dem Pantheon wieder hinauszuwerfen. Aber hoffen und aus Herzensgrund wünschen darf man wohl, daß diese Reste, wie die Rafaels, noch in Jahrhunderten an einen gewaltigen Wendepunkt in der Geschichte der ewigen Stadt mahnen werden.

Als ich das letzte mal am Grabe Viktor Emanuels stand, gab der seltsame Tag doppelten Anlaß, an die Wandelbarkeit irdischer Herrlichkeit und die Unsicherheit selbst der letzten heiligsten Ruhe gegenüber den Leidenschaften der Menschen zu denken. Es war der Nachmittag des ersten Mai, im Innern Roms war die Mehrzahl der Läden geschlossen, und neben den endlosen Scharen der feiernden, übrigens mehr verdutzt als wild dreinschauenden sozialistischen Arbeiter durchzogen lange Kolonnen von Karabinieri und Soldaten die Straßen. Unwillkürlich traten vor den innern Blick Bilder einer möglichen verhängnisvollen Zerstörung, die auf diesem Boden freilich niemals den Umwälzern selbst zu gute kommen würde. Wenn man dann die Ehrfurcht wahrnahm, mit der auch Leute aus den untern Ständen sich dem Grabmal des ersten italienischen Königs nahten, wenn man die Lorbeeren betrachtete, mit denen die Gruft fort und fort geschmückt wird — aus der Menge ragten der Kranz, den unser Kaiser Wilhelm II. am Sarge Viktor Emanuels niedergelegt, und zwei Kränze hervor, die Heer und Flotte Italiens frisch gespendet hatten —, so verschwanden die Spukgespenster des Tages und alle düstern Zukunftsvisionen.

Aus dem Pantheon hinweg giebt es für den Wandrer, der in der ewigen Stadt so viel und gegenüber der Ueberfülle doch so wenig geschaut und genossen hat, nur noch einen Weg, den uralten zur Fontana Trevi, deren silberhelles Wasser die Kraft haben soll, den Sehnsüchtigen zur rechten Zeit wieder nach Rom zurückzuführen. Wir haben getrunken, wie es Brauch ist, möge der Brunnen uns gegenüber seine segnende Kraft nicht verleugnen!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Karl August Hase. Die Theologie ist heutzutage keine populäre Wissenschaft, und dem evangelischen Geistlichen sind jene Wege verschlossen, die so manchen katholischen Kollegen berühmt machen: politischer Agitator darf er, und Kirchenfürst kann er nicht werden. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn das evangelische Volk von seinen großen Theologen nicht viel weiß. Doch hätte die protestantische Presse, die einen Döllinger auf den verschiednen Abschnitten seines Lebensweges und zum Grabe mit vielem Geräusch begleitet hat, immerhin ein wenig mehr thun können, um den evangelischen Kirchenvater des Jahrhunderts, Karl August Hase, genau gesprochen von Hase, dem Volke bekannt zu machen. Freilich waren es nicht seine positiven Leistungen, sondern seine Streitschriften und Proteste wider Rom, die dem Stiftspropst von St. Cajetan und ehemaligen Haupte der deutschen Ultramontanen eine so aufmerksame und wohlwollende Teilnahme des Publikums verschafft haben. Was die positiven Leistungen anlangt, so stehen Hases Bücher an Umfang des Wissens wenig, an Tiefe gar nicht hinter denen Döllingers zurück, übertreffen sie aber an Wert und Brauchbarkeit, weil sie durchweg eine gesunde Lebensansicht und ein großes Urteil über Dinge, Verhältnisse und Personen darbieten. Wenn irgend eine Form des Christentums geeignet ist, das Alte mit dem Neuen und die verschiednen Richtungen des Neuen, soweit sie nicht geradezu religionsfeindlich sind, unter einander zu versöhnen, so ist es Hases Theologie. Deren Grundzüge finden sich in einer auch für Laien nicht bloß genießbaren, sondern äußerst wohlschmeckenden Form in den „Jugenderinnerungen," die soeben in dritter Auflage erschienen sind, bereichert um die „Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte." Hier zeigt der Theologe, der das Christentum von früh auf „menschlich" verstanden hatte, auch sich selber von der liebenswürdigsten menschlichen Seite; und das ist sehr wesentlich, denn was nützt dem Volke, der Masse ein Christentum, das bloß Sonntags früh zwei Stunden, und nicht fürs ganze Leben gilt? Hase würde sich als Erzieher wahrscheinlich brauchbarer erweisen als Rembrandt, wenn seine Jugenderinnerungen so viel Auflagen erlebten wie dieses helldunkle schwer faßbare Malergespenst.

Sensationelle Neuheit. Die Charakteristik unsrer Zeit liest sich oft leichter noch als aus dem Nachrichtenteil unsrer Zeitungen aus ihren Geschäftsanzeigen. Ein Blick z. B. in die Annoncenreihen des Berliner Lokalanzeigers läßt Abgründe von Gemeinheit und frechster Schamlosigkeit sehen; eine einzige Nummer dieses Hintertreppenblattes führt oft mehr sittlichen Unflat mit sich als ein ganzer Band naturalistischer Litteratur. Ärger können die Leiter öffentlicher Tageszeitungen ihrem „idealen" Berufe gar nicht ins Gesicht schlagen als durch die Aufnahme solcher Schmutzanzeigen. Sie haben sich dadurch aber auch in den Augen aller Ernstdenkenden ihr Urteil gesprochen. Man geht um sie herum wie um die Pfütze auf der Straße. Leider schleicht sich hin und wieder eine Anzeige, die den Stempel modernster Gemütsroheit auf der Stirn trägt, auch in Blätter, die sonst auf sich halten, und denen man im allgemeinen eine sittlich ernste Auffassung ihrer Pflichten nachrühmen kann. Mancher mag, wenn ich ihm nach dieser scharfen Einleitung den Fall vorführe, der sie veranlaßt hat, meine Entrüstung für übertrieben und mich selbst für einen argen Schwarzseher halten. Denn man liest es ja doch zu oft:

„Sensationelle Neuheit," als daß man sich darüber noch ereifern oder gar empören könnte. Man liest es über Hosenträgerempfehlungen und bei neuen Schaumweinfabrikaten, man sieht es über Klosetabbildungen prangen und findet es bei Delikatessenanzeigen, weshalb sollte es nicht auch für Gräber und Erbbegräbnisse eine „sensationelle Neuheit" geben, wie es z. B. monatelang in der „Täglichen Rundschau" stand? Wir sind ja so leise, so vorsichtig auf solches Sinn und Gemüt beleidigende Reklamewesen vorbereitet worden, man hat ja so zarte Rücksicht auf unsre Nerven genommen, die sich vor allem Plötzlichen zu entsetzen pflegen, daß sie nur unter tausend Lesern wohl kaum einen noch beleidigt, diese „sensationelle Neuheit für Gräber und Erbbegräbnisse," mit der Kränze und Blumen gemeint sind, die die Ruhestätten teurer Toten schmücken sollen. Mein Gott — was sollte der arme Fabrikant auch für eine andre Lockmarke für seine allerneuesten Erzeugnisse wählen, die ihm vielleicht erst nach wochenlangem Sinnen und Probiren so „noch nie dagewesen" geglückt sind? Kostbar, prachtvoll, herrlich, graziös waren sie ja schon längst, aber das sind wohl stehende, doch keine „ziehenden" Beiwörter. Auch das sonst so beliebte „wagenradgroß" verschlägt nichts mehr; was bleibt übrig? man greift wieder zu der altbewährten „sensationellen Neuheit." Gegenüber den Parisern bleibt man ja auch damit noch ein Kind! Aber wie lange wirds dauern, dann hat man auch bei uns die letzte Spur kindisch thörichter Scham überwunden, dann trägt man auch bei uns, wie jetzt in der französischen Kulturmetropole, zur Reklame für den Allerseelentag Blumenkronen und andern Gräberschmuck, Kränze, Kreuze und Palmenzweige umher, läßt bunte Bänder daran flattern, auf daß sie den kauflustigen Trauernden oder soll ich sagen trauernden Kauflustigen auch ja recht sehr in die Augen stechen, und weist mit sinnigen Inschriften wie „Ewige Trauer" oder „Meiner teuern Gattin" oder „Auf Wiedersehen im Jenseits" u. ähnl. auf den frommen Zweck der angebotenen Ware hin. Sind, frage ich, solche Vorkommnisse wirklich so harmlos, wie sie meistens genommen werden?

Druckfehler. Ein Freund der Grenzboten schreibt uns: An einer allerdings sehr ernsten Stelle in Nr. 40 der Grenzboten befindet sich ein vom Standpunkte des Druckfehlerteufels trotzdem überaus drollig zu nennender Druckfehler. Ist er den Lesern entgangen, so wird der Hinweis gewiß seine Wirkung thun, und deshalb wird auch die geehrte Redaktion dem Schreiber gewiß nicht zürnen. Neben:

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus,
Die Augen gingen ihm über,
So oft trank er daraus!

kann sich getrost stellen:

Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott als ein Soldat und brav!

wie auf Seite 10 in Nr. 40 zu lesen ist. Goethe hat geschrieben: zu Gott ein als Soldat und brav! —

Wir sind dem Einsender sehr dankbar. Die meisten Leser werden wohl, ebenso wie wir und wie der Verfasser des Aufsatzes, über den Fehler hinweggelesen haben. Was den weitern Hinweis des Einsenders auf die bekannte Stelle in Klärchens Lied im Egmont betrifft, so erledigt sich dieser dadurch, daß in allen guten Goetheausgaben schon längst die richtige Lesart (langen und bangen, statt hangen und bangen) steht.

Litteratur

Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Von F. C. Vilmar. Dreiundzwanzigste, vermehrte Auflage. Mit einem Anhang: Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart. Von Adolf Stern. Marburg und Leipzig, Elwert, 1890

Der Hauptmangel der Vilmarschen Litteraturgeschichte, den auch Gödeke in seiner Ausgabe nicht beseitigt hatte, lag in der unzulänglichen, teilweise schiefen und oberflächlichen Beurteilung der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Vilmar schloß mit Goethes Tode ab, vermied selbst bei Goethe ängstlich die Darlegung von Urteilen und Ansichten und beschränkte sich auf eine bloße Berichterstattung. Dieser Mangel ist in der vorliegenden Auflage durch den Anhang Sterns, dessen hervorragende Arbeiten auf litterargeschichtlichem Gebiete jedermann bekannt sind, einigermaßen beseitigt worden. Von einer Bearbeitung des Vilmarschen Buches kann freilich weder bei Gödeke noch bei Stern die Rede sein, da Vilmar in einem wunderlichen Anfall von Laune oder Selbstüberschätzung jede Änderung, Erweiterung oder Auslassung in seinem Buche ausdrücklich untersagt hat. Nun haben sich aber die Forschungen und Ergebnisse in den letzten vierzig Jahren derart gesteigert und über manche Werke, Schriftsteller und ganze Zeitabschnitte ein so vielfach andres Licht verbreitet, daß sich schon Gödeke gezwungen sah, Vilmars veraltete Ansichten in Anmerkungen zu verbessern; diese Anmerkungen sind in der letzten Auflage zu der stattlichen Zahl von 388 angewachsen. Das ist nun gerade kein Vorzug für eine Litteraturgeschichte, die auf Absatz in dem sogenannten gebildeten Publikum rechnet. Vilmars Buch noch immer als ein „Kunstwerk“ und eine musterhafte „Geschichte“ der deutschen Nationallitteratur zu bezeichnen, ist überdies ein Irrtum; denn gerade die Eigenschaft, die eine Darstellung zur Höhe der Geschichte hebt — die Aufdeckung und Hervorhebung des Kausalnexus, des geistigen Zusammenhanges, der notwendigen Entwicklung in den Erscheinungen — fehlt bei Vilmar vollständig. Daher ist sein vielgerühmtes Buch mehr eine Chronik als eine Geschichte der Litteratur zu nennen. In einer solchen Geschichte wollen wir gerade wissen, nicht daß diese oder jene Erscheinung dawar, sondern woher sie kam und wohin sie ging. Es ist doch etwas wohlfeil, die Ursachen für die klassische Zeit Schillers und Goethes beim lieben Gott zu suchen und sie damit abzuthun, daß man sagt, diese Strömung sei „aus der Tiefe der göttlichen Menschenschöpfung und Menschenregierung“ entsprungen. Daher kommt es denn auch — man sollte es in einer Geschichte der deutschen Litteratur nicht für möglich halten! daß in Vilmars Werk nicht einmal der Name Kants erwähnt ist, obgleich zwanzig Seiten sehr pathetisch und oft sehr unverständig über Schiller gesprochen wird; daher kommt es, daß Vilmar Luthers Bedeutung für unsre Litteratur auf einer halben Seite abthut; daher kommen seine wunderlichen Urteile wie das über Kabale und Liebe, worin er sagt, das ganze Stück sei eine überaus widrige Karrikatur, die man nur mit dem äußersten moralischen Widerwillen und mit völligem ästhetischen Ekel betrachten könne. Ebenso wunderlich ist Vilmars verworrene Anschauung über den Humor und jene geschichtsphilosophische Stelle, wo er ausruft: Die Zeit, in welcher der menschliche Geist sich mit ausschließlichem Eifer und glücklichem Erfolge auf die Bewältigung der Natur, auf den Ausbau und die Anwen-

dung der sogenannten exakten Wissenschaften wirft, ist niemals (!) weder eine sittlich große noch eine poetisch große Zeit.

Mußte das alles stehen bleiben, so hat Adolf Stern gut gethan, sich im Vorworte gegen Vilmars Anschauungen und Überzeugungen zu verwahren; er würde sonst auch mit den in seinen litterargeschichtlichen Studien ausgesprochenen Grundsätzen oft in Widerspruch geraten sein. Was dem Buche Vilmars trotz seiner vielfachen Schwächen den Beifall und Erfolg auch in unsrer Zeit noch erhalten wird, das ist nicht, wie noch Gödeke meinte, die aufrichtige schöne Gerechtigkeit, mit der die Dichter der neuern Zeit nach ihrem nationalen Gehalte gewürdigt werden oder der durchgeführte Gedanke von der Größe und Herrlichkeit der mittelalterlichen epischen Volksdichtung, sondern Sterns Ergänzung in seinem Anhang über die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts.

Ernste Gedanken. Von M. von Egidy, Oberstleutnant im Kgl. Sächs. 1. Husarenregiment. Leipzig, O. Wigand, 1890

Die Zeitungen haben berichtet, daß diese kleine Schrift dem militärischen Verfasser sehr verübelt worden ist. Wahrscheinlich hat man das vorausgesehen. Denn der Verleger rechnet mit solcher Sicherheit auf die starke Verbreitung des mißliebigen Buches, daß er auf den Umschlag hat drucken lassen „Erstes Zehntausend.“

Der Verfasser geht mit großer Offenheit gegen die „Kirche“ vor, insofern diese lehre, daß man glauben müsse an Jesum als „wahrhaftigen Gott,“ oder daß Gott erst durch Christum unser Vater sei. Er meint, daß erst aus der Gottheit Christi die Lehre von der Erbsünde, von der Gnade, von der Erlösung und von der Auferstehung des Fleisches gefolgert werde. Diese und ähnliche Lehren von Wundern u. s. w. hält er für unrichtig und unnötig. Es ist das eine leichte Kritik, die man gewöhnlich Rationalismus nennt. Wiewohl sie eine lange Geschichte hat, ist es doch nicht zu verwundern, daß der gegenwärtige einfache Christ, wenn er auf solche Kritik gerät, darin eine neue wichtige Lebenserfahrung zu haben glaubt. Und da der Mensch in seinem Glauben, wie er auch beschaffen sein mag, nicht gern allein steht, so ist es auch nicht zu verwundern, wenn der Verfasser für sein gereinigtes Kirchentum Glaubensgenossen wirbt über oder neben der Kirche. Darin hat aber die Militärbehörde wohl ein bedenkliches agitatorisches Verfahren gesehen.

Es ist zu beklagen, daß so aufrichtige und fromme Naturen sich zur Kirche nicht anders zu stellen vermögen. Freilich, die Kirche ist zum großen Teil selbst schuld daran. Sie hat von alters her nicht unterscheiden mögen zwischen Glauben und Glaubenssätzen. In den obern Kreisen kann sie diese Unterscheidung nicht hindern, und es ist erfreulich, daß in dem engern sächsischen Vaterlande die frömmsten Männer wie Franz Delitzsch, Kahnis, König u. s. w. in der Kritik der biblischen Bücher die wissenschaftlichen Ergebnisse unbesorgt angenommen haben, die von andern in untern Regionen als grundstürzende Irrlehren bezeichnet werden. Und so geht es doch überall voran in der Schätzung von Kleinem und Großem in der evangelischen Kirche. Aber freilich, es giebt überall Geister, die nur das Handgreifliche schätzen, und die schwindlig werden, wenn sie hören, daß die Erde nicht stillstehe, sondern sich mit entsetzlicher Geschwindigkeit im Weltenraum bewege. Mit denen Geduld zu haben, ist wohl eine nicht abzuweisende Pflicht der andern, denen die Dogmen nicht mehr ein Gewissensdruck sind.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Geschichten aus Siebenbürgen



Die Teilnahme an dem Geschicke der unter fremder Herrschaft lebenden deutschen Stämme hat sich im Mutterlande selten zu der Schwärmerei gesteigert, die man den italienischen, den magyarischen, vor allen den polnischen „Freiheitskämpfern" entgegenbrachte. Das ist, wir sagen das ohne Ironie, kein Wunder. Die Elsässer hatten sich längst von uns losgesagt, und weder die Art der Deutschen in den Elbherzogtümern, in den russischen Ostseeprovinzen und auf dem Sachsenboden, noch die Fragen, um die es sich bei ihnen handelt, sind geeignet, die Einbildungskraft zu entzünden. Die Leute sind keine Verschwörer, keine „brillanten" Reiter, kleiden sich nicht theatralisch, verstehen es nicht, Tollkühnheit für Zwecke der Reklame auszunutzen; sie kämpfen um ihr Volkstum, zäh und nüchtern. Das ist recht anerkennenswert, aber wenig interessant für romantische Gemüter. Und dann die so langweiligen, so schwer verständlichen staatsrechtlichen Fragen! Und abgesehen von dieser Seite: die Schleswig-Holsteiner sind glücklich von Dänemark abgelöst, aber was soll Deutschland für Livländer, Kurländer, Siebenbürger Sachsen thun? Ihnen die sogenannte moralische Unterstützung widmen, allein auch das mit aller Vorsicht, da es ihnen unter Umständen mehr schaden als nützen kann. Wir verfolgen mit bitterm Schmerze jeden Fortschritt in der Unterdrückung des Deutschtums in jenen fernen Gauen, aber die Brüder sind zu weit verschlagen, als daß wir ihnen Hilfe leisten könnten.

Und sie selbst verzichten, wie es scheint, allmählich darauf, unsre Teilnahme zu erregen. Die vor wenigen Jahren noch umfangreiche baltische und sächsische publizistische Litteratur wird zusehends magerer. Was nützt es auch, immer wieder vor Gott und der deutschen Nation Verwahrung einzulegen

gegen jeden neuen Rechtsbruch! Sie geben den Mut deshalb nicht auf; sie beißen die Zähne zusammen und wehren sich ihrer Haut, so weit ihnen das noch möglich ist. Wohl nimmt die Schar der Kämpfer fortwährend ab, der eine wendet hoffnungslos dem Vaterlande den Rücken, der andre schließt mit den Unterdrückern Frieden. Doch die Kerntruppen, wenn auch stets weiter zurückgedrängt, ermüden nicht, stets aufs neue Fuß zu fassen, sich in der neuen Stellung in Verteidigungszustand zu setzen.

Diese Lage führt uns die bedeutendste von den neun Erzählungen, die unter dem Titel: Altes und Neues von M. Albert bei C. Gräser in Wien und W. Krafft in Hermannstadt erschienen sind, recht anschaulich vor Augen. Die einzelnen Stücke sind von 1861 bis 1889 geschrieben und lassen sich in drei Gruppen ordnen: Geschichten aus der Vergangenheit, politische und unpolitische Schilderungen aus der Gegenwart. Alle bewegen sich auf dem heimischen Boden. Stoffe für den historischen Roman bietet die Geschichte der seit siebenhundert Jahren auf diesem Boden angesiedelten Niedersachsen in Hülle und Fülle. Sie schoben sich als Bürgerstand ein zwischen die adlichen Magyaren und Szekler und die walachische hörige Landbevölkerung; sie gründeten Städte und Dörfer nach deutscher Art, machten ihren Landesanteil blühend durch Gewerbefleiß und Ackerbau und mußten allezeit die Wehrhaftigkeit pflegen, denn wenn nicht Mongolen oder Türken das Land verheerten, so mußte für oder gegen die Kronwerber Partei genommen werden, die Sachsen wurden als Deutsche bedrängt oder später als Protestanten. Mit solchen „Schreckens- und Ehrentagen," wie Teutsch sie in seiner Geschichte seines Volkes nennt, und zwar aus der Zeit Gabriel Báthorys, beschäftigt sich die erste Erzählung „Herr Lukas Seiler." Sie ähnelt freilich vielen Historienbildern, die jetzt geschrieben oder gemalt werden: der Hintergrund, die Tracht, alles Beiwerk ist echt, aber die Menschen machen uns nicht den gleichen Eindruck, obwohl oder auch weil der Künstler sich sehr bemüht hat, sie im Charakter der Zeit zu halten. Dazu gehört eine ganz eigne und darum seltene Kraft.

Das mag auch Albert selbst erkannt haben, da er in der Folge seine Stoffe der Gegenwart entlehnt hat. Und da ist er viel glücklicher. Er hat eine hübsche Gabe, die Örtlichkeiten, Haus, Feld, Straße u. s. w. — mitunter etwas weitläufig — aber doch so zu schildern, daß wir ein deutliches Bild erhalten, das auch je nach Jahres- und Tageszeit seine rechte Beleuchtung und Stimmung hat. Und es ist eine besondre Welt, in die er uns blicken läßt. Sie hat gar nichts „Modernes," vielmehr etwas Altväterisches, wie es sich nur in einem solchen weltentlegenen Winkel erhalten konnte. Eine Luft weht uns an, fast wie aus der deutschen Rokokoidylle der Voß, Kosegarten und Eberhardt, und wo sich ein bescheidener Humor einmischt, werden wir etwa an Weißflogsche „Historien" gemahnt. Idyllisch geht es aber deshalb nicht zu.

Eigensinn und Rechthaberei, die den Sachsen von ihren magyarischen Nachbarn vorgeworfen werden, treten uns leibhaftig entgegen, der Bauer ist der richtige hart- und dickköpfige, argwöhnische, den Geldbeutel festhaltende Bauer; auch die Frauen sind nicht idealisirt, aber einigen hat der Verfasser Züge geliehn, die an Martin Salanders Frau erinnern — und das ist kein geringer Ruhm. Was am meisten auffällt, ist die — in den Verhältnissen begründete — Stellung, die der Pfarrer noch einnimmt. Es ist bekannt, daß den Geistlichen, die meistens deutsche Hochschulen besucht haben, in erster Reihe das Verdienst zukommt, unter allen Fährlichkeiten den nationalen Geist aufrecht erhalten zu haben; aber wir sind in protestantischen Ländern nicht mehr gewohnt, den Geistlichen noch so allgemein als Hirten seiner Gemeinde wirksam und anerkannt zu sehen. Wohl wird ihm das Leben recht sauer gemacht, wenn sein frommer Eifer die Oberhand über die Klugheit gewinnt, wie in der „Dorfschule," doch geht die Sache besser aus, als in einer der unerquicklichen Erzählungen Kjellands. In welchem Ansehen auch der Schulmeister steht, ist uns aus den von Haltrich gesammelten Märchen erinnerlich: da ist er immer noch pfiffiger als der Teufel.

Mitten in den Nationalitätenstreit versetzt uns die im Jahre 1880 geschriebene Geschichte „Auf dem Königsboden." Um sie zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Sachsen in den zwei Jahrhunderten der österreichischen Herrschaft stets kaiserlich gesinnt gewesen sind, in den Tagen Rakoczys wie 1848 und 1849, daß sie sich dadurch den Ungarn verhaßt machten, vollends als sie 1863 dem Rufe in den österreichischen Reichsrat folgten, wofür sie 1865 durch Auslieferung an die Magyaren belohnt wurden. In dieser Zeit schrieb Charles Boner sein prächtiges Buch über Siebenbürgen, dem wir einige Sätze entlehnen wollen. „Das Gefühl von Bitterkeit — heißt es Seite 586 der deutschen Ausgabe —, das sich bei den Ungarn gegen die deutsche Bevölkerung findet, ist so stark, daß es in allem, was das deutsche Element betrifft, das Urteil des Ungarn absolut blendet, ja es ihm sozusagen unmöglich macht, ein richtiges Urteil zu fällen. Ich weiß nichts, das ich diesem Gefühl an die Seite stellen könnte, als die fanatische Antipathie der Protestanten gegen die Katholiken, wie sie noch vor etlichen Jahren in England existirte und alles, was sich auf Glaubenssachen bezog, entstellte. Allem, was die Sachsen thun, legen die Ungarn die schlechtesten und feindseligsten Motive unter; nie wird man einen Ungarn hören, der sich über einen politischen Gegner günstig ausspräche; er äußert sich über ihn stets auf die wegwerfendste Art. In jedem andern Punkte folgt er dem Impulse der edelsten Gefühle; aber so sehr er sich über Charakterlosigkeit oder jede wahre oder angebliche Ungerechtigkeit andrer ereifert, so schwer dürfte es sein, in der Politik einen ungerechter und mit mehr Voreingenommenheit urteilenden zu finden als ihn. Wie er immer und bei jeder Gelegenheit voll Argwohn der Regie-

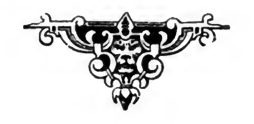
rung in allem, was sie thut, die übelsten Absichten unterschiebt, so hält er auch fest an dem Glauben, daß ihm alle Sachsen prinzipiell feindselig gesinnt seien ... Das gehört einmal zu seinem politischen Programm oder Glaubensbekenntnis und kann nicht eliminirt werden. Nun habe ich mich aber eben überzeugt, daß dieses angebliche feindselige Gefühl der Sachsen gegen die Ungarn gar nicht existirt. Wohl sind die Sachsen entschlossen, sich keiner Regierung, die ihren Sitz in Pest hat, unterzuordnen; allein fast ohne Ausnahme sind sie doch alle von dem Wunsche beseelt, sich den Ungarn anzunähern, um vereint mit ihnen das allgemeine Wohl fördern zu können u. s. w."

Diese Darstellung eines unparteiischen Beobachters könnte der Erzählung „Auf dem Königsboden" als Einleitung vorangesetzt werden. In ihrem Mittelpunkt steht ein städtischer Beamter, der auch mit in Wien gewesen, auch entschlossen gewesen ist, sich keiner Pester Regierung unterzuordnen, endlich aber zu der Überzeugung gekommen ist, es sei „Wahnsinn, sich nackt in das Schwert des Gegners zu stürzen." Die Vorfahren hätten sich so manchesmal geschickt zwischen den streitenden Mächten durchgewunden, und nur so vermöge sich der Schwache zu erhalten. Doch verdirbt er es mit seinem Verständigungsprogramm auf beiden Seiten; den Deutschen ist er ein Abtrünniger, den Magyaren — ein Sachse. Verzweifelnd will er den Staub von den Füßen schütteln, nach Deutschland auswandern: eine Krankheit, aus Nervenüberreizung hervorgegangen, tritt dazwischen. Aus dem nachfolgenden dumpfen Hinbrüten reißt ihn der Übermut und Hohn eines magyarischen Junkers empor. Als der ihm zuruft, es gebe auf dem Boden nur noch ein Volk und eine Sprache, und mit einem Hoch auf Ungarn schließt, braust der Sachse auf: „Es lebe Ungarn! aber der Boden hier, den man bis heute den Königsboden nannte, diesen Boden verfluche ich, daß er euch wieder trage, was er trug, bevor eure bedrängten Könige die deutschen Vettern zu ihrem Schutze und zur Aufbesserung (!) ihres jämmerlich verarmten Säckels in dieses Land riefen: ödes Schilfrohr und den Pesthauch der Sümpfe! Und die Horden der Petschenegen, die einst drüben jenseits des Altflusses staatsfeindlich in den Schluchten hausten, mögen sie in Gottes Namen wiedererstehen, und ihr sie an unsrer Stelle in die Schule eurer Komitatsregierung nehmen und an ihnen die Kraft der Völkeraufsaugung versuchen. Und wenn ihr unsern Ahnen, die einst hierher einwanderten und die lehmige Scholle in weißes Brot verwandelten, so wenig dank wißt, nun, beim Himmel! ich, der Enkel, danke es ihnen auch nicht!" Als Ergänzung hierzu dient, daß, wie die beiden ein andermal handgemein werden, der Meier, ein Walache, der auch ein Jahrzehnt lang in die Wahlagitationen hineingezogen worden ist, seine Waldaxt bereit hält, um den Sieger, wer es auch sei, niederzumachen, da die beiden Verfeindeten zusammen doch der Feind seiner Nation seien. Indessen beruhigt er sich mit der Betrachtung: „Es ist nicht nötig, mich selbst ins Zuchthaus zu bringen, sie brechen einander die

Hälse auch ohne mich.“ Doch geht die Sache nicht tragisch aus. Der siebenbürgische Junker kommt verstimmt von dem Pester Reichstage mit seinem wüsten Parteitreiben zurück und beweist im Augenblicke der Not ein menschliches Herz und Hilfsbereitschaft. Der Sachse aber rettet sich aus schwerer Prüfung den Mut, „die einst mit so vielen Opfern erkämpfte neue Heimat immer wieder zu erobern durch die Waffen der Arbeit, der Rechtlichkeit, der edeln Sitte und der wahren Freiheit, vor denen die politische Sophistik auch unsrer Zeit schließlich doch zu Schanden werden muß.“

Der Glaube ist also wieder lebendig geworden, daß die verschiedenen so eng an und durch einander gedrängten Volksstämme verträglich leben können, wie in der nicht fernen Zeit, aus der der Verfasser eine ohne Zweifel dem Leben entnommene Anekdote berichtet. Ein Edelmann war gewohnt, in Augenblicken der Geldverlegenheit bei dem benachbarten und befreundeten Pfarrer anzuklopfen, und fand stets Gehör. Allein die Rückzahlungstermine verstrichen, und die Zinsrückstände häuften sich an, während die Anlehen sich erneuerten. Was nützten die Schuldscheine, da das Gesetz nicht gestattete, sich mit dem Grundbesitz der Adlichen bezahlt zu machen? Nun luden sich beide Nachbarn öfter zu Gaste, und einmal bestand der Edelmann darauf, daß der Pfarrer als Gast die Brust eines Haselhuhns allein verzehre. Im nächsten Jahre legt der Pfarrer dem Edelmann das gleiche Stück vor und entschuldigt sich, so spät seine Schuld abzutragen. Der andre versteht den Wink, schluckt den Ärger hinunter und meint nur: „Aber Geizhälse bleibt ihr Sachsen doch immer,“ worauf der Pfarrer antwortet: „Und ihr sorgt dafür, daß wir es noch immer mehr werden.“ Lachend stoßen sie an, der Edelmann tilgt seine Schuld allmählich, und „die unbefangene Freundschaft beider Männer war wiederhergestellt.“

Die Erzählungslitteratur scheint sich, der Menge der Erscheinungen nach zu urteilen, in Deutschland heutzutage eines guten Absatzes zu erfreuen. Möge das auch diesem Buche zu gute kommen, aus dem man, wie aus dem „Dorfnotär“ von Eötvös die Vergangenheit, so die Gegenwart besser und auf jeden Fall müheloser kennen lernen kann, als aus manchen ernsthaften Abhandlungen. Sprachliche Eigenheiten muß der Leser allerdings mit in Kauf nehmen. Wenn nur neben der Mehrzahl „Ziegeln,“ dem „ich verbiete (statt verbitte) mir“ oder „an mich verlangst du Opfer“ nicht auch Blüten des Zeitungsdeutsch vorkämen, wie „diesbezüglich,“ „ein vornehmer Eindruck“ u. dergl. m.!





Mädchenerziehung in Frankreich

Von Bernhard Heinzig

(Schluß)



Das Aufsichtspersonal aller staatlichen Frauensekundärschulen in Paris besteht aus dem Vizerektor der Akademie, den Direktorinnen der Schulen, sowie zwölf Mitgliedern, von denen sechs Damen dem Dekret vom 28. Juli 1881 gemäß vom Minister ernannt werden. Bei den übrigen Sekundärschulen des Landes setzt sich die Aufsichts- und Verwaltungsbehörde zusammen aus dem Inspektor der Akademie, dem Präfekten oder Unterpräfekten, dem Maire und der Direktorin, sowie aus sieben Mitgliedern, von denen zwei Damen und zwei Mitglieder des Munizipalrates auf Vorschlag des Rektors der Akademie und des Präfekten vom Minister ernannt werden.

Auch die seiner Zeit von Duruy entworfenen Pläne für den Unterricht in praktischen Dingen hat die dritte Republik zu verwirklichen gesucht. In Paris wurde die erste Schule für weibliche Arbeiten 1881 gegründet; 1884 gab es deren vier mit 23 Werkstätten (ateliers) und 466 Schülerinnen. Die jungen Mädchen sollen in den Schulen einesteils einen den verschiednen Arbeitszweigen entsprechenden technischen Unterricht erhalten, andernteils Gelegenheit finden, die zur Hauswirtschaft nötigen Kenntnisse zu erwerben. Für den sogenannten professionellen Unterricht sind sechs Abteilungen vorhanden, nämlich eine für die Behandlung der Wäsche (lingerie), eine für Plätterei (repassage), eine für Kleidermachen (confection), je eine für Herstellung von Korsets, künstlichen Blumen, Stickereien an Kleidern und Möbeln. Die Anleitung zur Betreibung der Hauswirtschaft erstreckt sich auf Küche, Haushaltung, Wäsche und Ausbessern. Auch einen hygienischen Kursus giebt es. Der Eintritt der Mädchen kann vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahre erfolgen. Die Kursusdauer ist zwei- oder dreijährig. Der Unterricht dauert täglich von früh achteinhalb Uhr bis fünf Uhr nachmittags; er ist von zwei Pausen, einer von einer Stunde zu Frühstück und Erholung und einer von einer halben Stunde zu gymnastischen Übungen, unterbrochen. Von den sieben Arbeitsstunden sind drei den Primärkursen, vier den Arbeiten in der Werkstatt gewidmet.

Auch in den Handelswissenschaften werden Spezialkurse gegeben, und zwar von acht bis zehn Uhr abends. 1884 wohnten denselben 850 Mädchen bei. Jungen Mädchen, die sich den Kunst- oder Gewerbefächern, die Zeichenunterricht nötig machen, zuwenden wollen, ist in Paris in vierzehn freien Schulen unentgeltliche Gelegenheit geboten, sich zu unterrichten. Auch in den Waisenhäusern des Landes wird gewerblicher Unterricht erteilt; es giebt deren in Paris 20, in der Provinz 234. Außerdem findet man in Paris 28 gewerbliche Schulen (écoles professionelles), von denen 18 Kongreganisten- und 10 Laienschulen sind. Der Eintritt erfolgt mit dem zwölften Lebensjahre. Die Kursusdauer ist dreijährig. Die Waisenhäuser und Handwerksschulen bieten Unterricht in allen Beschäftigungen, die später eine Frau zum Broterwerb treiben kann, wie z. B. in Buchhaltung, Natur-, Aquarell-, Porzellan-, Faience- und Stoffzeichnen. In Lyon, Havre und andern Industriestädten hat man auch Versuche gemacht, ähnlich wie in Belgien Mädchen aus dem Arbeiterstand in der Führung eines Arbeiterhaushalts anzuleiten (écoles ménagères), wobei vorzüglich auf die Beschäftigung in der Küche Rücksicht genommen wird.

Ungewohnt erscheint uns Deutschen das fast ausschließlich weibliche Lehrpersonal und das stark vertretene weibliche Aufsichtspersonal in den französischen Töchterschulen. Das erstere ist durch das Schulgesetz für Mädchen-, gemischte und Kleinkinderschulen vorgeschrieben; das letztere dürfte sich durch die Notwendigkeit einer eingehenden Beaufsichtigung der meist mit Pensionaten verbundenen Schulen erklären; zugleich zeigt sich aber auch das Bestreben der dritten Republik, der Frau einen ihren Fähigkeiten und Neigungen angemessenen größern Anteil am öffentlichen Leben zu gestatten, also wie die andern Republiken der Erde in der Frauenemanzipation einen Schritt weiter zu thun. Schon die erste Republik machte dem weiblichen Geschlecht in dieser Beziehung größere Zugeständnisse.

Charakteristisch erscheint weiter der Unterricht im herrschenden Recht (droit usuel). Was nach dieser Seite hin in Frankreich vielleicht zu viel geschieht, geschieht in Deutschland zu wenig. Man kann wohl dreist behaupten, daß die Frau bei uns keine Idee vom Gange der Staatsmaschine, von dem Vorhandensein einer Verfassung oder von Gesetzen hat, und bei dem männlichen Geschlecht ist es nicht viel anders. Vom Auslande, insbesondre von England werden wir deshalb getadelt; man meint, bei unserm vortrefflich organisirten Schulwesen könne es nicht schwer sein, durch Einreihung der Volkswirtschaftslehre und der Staatswissenschaft in die Unterrichtsfächer der sekundären Schulen, auch der Mädchenschulen, das Urteil des Volkes zu bilden und eine gesunde öffentliche Meinung zu erzeugen; man betrachte diese Dinge viel zu sehr als Noli me tangere. Man kann darüber verschiedner Meinung sein. Sicher ist die Einreihung neuer Unterrichtsgegenstände in den Lehrplan einer Schule, ohne das Gleichgewicht des Unterrichts zu stören, nicht so leicht. Auf

Kosten des Religionsunterrichts Volkwirtschafts- und Staatsrechtslehre einzuführen, wie es in Frankreich geschehen ist, empfiehlt sich in evangelischen Schulen um so weniger, als sich der evangelische Gottesdienst um die Predigt, die bei dem Hörer eine tiefere religiöse Erkenntnis voraussetzt, gruppirt. Es wäre wohl der Mühe wert, wenn eine Vereinigung mit den wahren Bedürfnissen der Schule und des bürgerlichen Lebens wie mit den in Frage kommenden Wissenszweigen völlig vertrauter Männer der Angelegenheit einmal vorurteilsfrei näher träte und, falls sich die Notwendigkeit einer Änderung herausstellen sollte, an die Bearbeitung von Leitfäden für die einzelnen Unterrichtsstufen ginge. Dann könnte sich auch der Fernerstehende zunächst ein Urteil bilden. Große Eile hat die Sache jedenfalls nicht.

In Frankreich stehen sich über den Anteil des Einflusses der gebildeten Frau auf das soziale Leben die Vertreter zweier Standpunkte gegenüber. Die einen weisen ihr öffentliche Aufgaben wie dem Manne an und scheinen damit nur beweisen zu wollen, daß sie die wahren Aufgaben und die eigensten Interessen der Frau verkennen, während die andern sie ausschließlich an den häuslichen Herd bannen möchten und ihr schon im Pensionate nonnenhafte Gewohnheiten anerziehen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir hier über die Aufgaben des weiblichen Geschlechts und die ihnen entsprechende Erziehung eingehende Erörterungen anstellen. Der Hauptgesichtspunkt, von dem aus das zu geschehen hätte, könnte immer nur die ursprüngliche Bestimmung der Frau in der Welt, in der Gesellschaft, im Hause sein.

In kosmopolitischer Beziehung ist sie die Stammhalterin der gesamten Menschheit, in sozialer Hüterin des guten Tons, in familiärer Priesterin des häuslichen Glückes. Als Hüterin des guten Tones hat sie in der Gesellschaft beispielsweise die Würde der Formen, die Zurückhaltung der Sprache, wovon sich Männer, wenn sie unter sich sind, nur zu leicht frei machen, zu wahren.

> Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
> So frage nur bei edeln Frauen an! ...
> Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
> Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
> Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
> Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
> Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
> Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Im Hause fällt ihr die Aufgabe zu, jeden Mißton zu bannen, jede Unebenheit zu glätten. Sie hat die fröhliche Kinderschar so zu leiten, daß die Freude nicht zu Ausgelassenheit führt; sie spendet dem Manne Erquickung bei dem Kampf ums Dasein und Trost bei den Prüfungen des Lebens, und wenn sie auch die Dinge, die das geistige Sein und Leben des Gatten beherrschen, zu beurteilen und zu schätzen in der Lage sein soll, um seine Gefühle, seine Begeisterung

teilen zu können, so sind wir doch gewohnt, sie vorherrschend als Trägerin des Gemütslebens zu betrachten. Der Mädchenschule muß daher jeder Unterrichtsgegenstand, der die Gemütsbildung zu fördern geeignet ist, besonders willkommen sein. Wenn man in Frankreich die Religion als Unterrichtsgegenstand von dem Lehrplan der Mädchenschule gestrichen hat, so hat man nicht nur der religiösen Bildung eine von Alters her gewohnte Pflegstätte entzogen, man hat der Schule vor allem ein Bildungsmittel geraubt, das, recht gehandhabt, wie kein andres geeignet ist, die Gemütsbildung zu vertiefen und dadurch ein Gegengewicht zu unsrer vorherrschend den Verstand, die Klugheit entwickelnden höhern Bildung zu schaffen. Ein in religiösen Dingen sehr weit links stehender deutscher Dichter sagt einmal: „Schöne Frauen, die keine Religion haben, sind wie Blumen ohne Duft; sie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chinesischen Porzellantöpfen so porzellanhaft ansehen."

Die Verdrängung des kirchlichen Elements und der positiven Religion aus der französischen Schule aller Stufen, wie sie schon während der ersten Republik bemerkbar ist, läßt sich auf Rousseau, den echten Vertreter des modernen Radikalismus zurückführen. In seinem Contrat social (IV, 8) spricht er von einer religion civile, die der Staat von jedem Bürger zu verlangen das Recht haben soll. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes, zumal in der jetzigen Zeit, führen wir einige Stellen aus dem erwähnten Kapitel an.

Die Religion in ihrer Beziehung zur Gesellschaft betrachtet, läßt sich in zwei Abteilungen teilen, nämlich in die Religion des Menschen und die des Bürgers. Die erstere ohne Tempel, Altäre, Ritus, beschränkt auf die rein innere Verehrung des höchsten Gottes und auf die ewigen Pflichten der Sittenlehre (morale), ist die reine und einfache Religion des Evangeliums, der wahre Gottesglaube (théisme) und das, was man das göttliche natürliche Recht (le droit divin naturel) nennen kann, die andre, herrschend (inscrite) in einem einzelnen Lande, giebt ihm seine Götter, seine Schutzherren (patrons) und Schutzheiligen (tutélaires); sie hat ihre Dogmen, ihre Gebräuche (rites), ihren durch Gesetze bestimmten äußern Kultus. Außer der einzelnen Nation, die ihr folgt, ist für sie alles ungläubig (infidèle), fremd, barbarisch; sie dehnt die Pflichten und Rechte des Menschen nur so weit, wie ihre Altäre aus. Derart waren die Religionen der Urvölker (premiers peuples); man kann ihnen den Namen des göttlichen bürgerlichen oder positiven Rechtes (droit divin civil ou positif) geben.

Das Recht, das der Gesellschaftsvertrag dem Souverän über die Unterthanen gewährt, ist durch die Rücksicht auf die gemeine Wohlfahrt begrenzt. Die Unterthanen haben daher nur insoweit von ihren religiösen Meinungen Rechenschaft zu geben, als diese für die Gemeinschaft wichtig sind. Für den Staat ist es von Bedeutung, daß jeder Bürger eine Religion habe, die ihn seine Pflichten lieben

lehrt. Die religiösen Dogmen interessiren den Staat und seine Glieder nur insoweit, als sie sich auf die Moral und diejenigen Pflichten beziehen, die ihre Bekenner gegen andre zu erfüllen haben. Es giebt also ein rein bürgerliches Glaubensbekenntnis, dessen Artikel der Souverän bestimmt, nicht als religiöse Dogmen, sondern als gesellschaftliche Grundsätze, ohne die es unmöglich ist, ein guter Bürger und treuer Unterthan zu sein. Der Staat kann niemand zwingen, daran zu glauben, aber er kann jeden ausstoßen, der nicht daran glaubt; er kann ihn verbannen, nicht als gottlos, sondern als unfähig, Gesetz und Recht (les lois, la justice) zu lieben und der Pflicht nötigenfalls sein Leben zu opfern. Der Staat kann übrigens verschiedne Religionen dulden; nur die Unduldsamkeit darf er nicht gestatten. Wer zu sagen wagt: „Außer der Kirche kein Heil," soll vom Staate ausgeschlossen werden, es sei denn, daß der Staat die Kirche und der Fürst der Oberpriester sei.

Rousseau verneint die Kirche, und doch giebt er zu, daß seine Religion nur dem politischen, nicht dem religiösen Bedürfnis des Menschen genüge; er sieht sich deshalb genötigt, nicht bloß persönliche Religionsmeinungen, sondern auch religiöse Kultusgemeinschaften zu dulden. Er erkennt dem Staate das Recht zu, die Religion in ihren rechtlichen Beziehungen zu bestimmen und will ein Verteidiger der größten Toleranz in Glaubenssachen sein, und doch läßt er sich verleiten, den ungläubigen und andersgläubigen Staatsangehörigen den staatlichen Schutz zu entziehen, obwohl sie niemandes Rechte verletzt haben, setzt also an Stelle der religiösen die staatliche Unduldsamkeit.

Bei der Frauenerziehung liegt in Frankreich, wie bei uns, die Gefahr einer Bevorzugung der Geisteskultur zum Nachteil der körperlichen Entwicklung nahe, wodurch der Frau die Lösung ihrer rein menschlichen wie nationalen Aufgabe erschwert, ja unmöglich gemacht wird. Man empfiehlt daher dort zur Verhütung des nachteiligen Einflusses unsrer modernen Kultur auf die körperliche Entwicklung, wie zur Beseitigung der von Geschlecht zu Geschlecht wachsenden krankhaften Anlagen, wie Nervosität, Blutarmut u. s. w. besondre Vorkehrungen bei der weiblichen Erziehung und zwar dreierlei, nämlich häufige Bewegung in Luft und Sonne, regelmäßige Leibesübungen, Behandlung mit kaltem Wasser. Die Leibesübungen sollen zugleich eine Schule des guten Tons, der Grazie, ja nach Dupanloups Forderung selbst des Gesichtsausdruckes (physiognomie) sein.*) Für die Pensionate werden vollkommene Kaltwassereinrichtungen in Vorschlag gebracht, und man findet solche bereits in den Pensionaten der Ehrenlegion. Man bekämpft weiter die Manie junger Mädchen, sich zur Sicherung einer sorgenlosen Zukunft und einer angemessenen Beschäftigung im Falle unfreiwilligen Ledigbleibens in den Pensio-

*) Vergl. Lettres sur l'éducation des filles et sur les études qui conviennent aux femmes dans le monde par Mgr. Dupanloup, évêque d'Orléans. Paris 1879.

naten nebenbei für die Lehrerinnenprüfung vorzubereiten, wodurch infolge des zu vielen Sitzens häufig Krankheiten der Atmungsorgane, Verschlechterung des Blutes infolge unzureichender Atmung, Verbildungen des Rückgrates und der Beckenknochen, Verdauungsstörungen, Beeinträchtigung der Gehirnthätigkeit infolge von Überbürdung herbeigeführt werden. Freilich finden die Abwege in der Frauenerziehung, wie schon angedeutet, ihre Erklärung zum Teil durch unsre sozialen Verhältnisse, die viele Frauen gar nicht auf den Schauplatz ihrer eigentlichen Thätigkeit gelangen lassen und sie nötigen, sich in dem Kampf ums Dasein auf Laufbahnen zu begeben, die ihrer ursprünglichen Bestimmung schnurstracks entgegengesetzt sind.

Im allgemeinen zeigt sich in Frankreich, wie wir nachgewiesen zu haben glauben, auf dem Gebiete der Mädchenerziehung ein reges, von nationalem Geiste durchdrungenes Streben, das auch für uns Deutsche manches Anregende bietet.



Die natürliche Sprachentwicklung und unsre heutige Gemeinsprache

Von Karl Koch



In den Tagen des Zweifels, in den Tagen quälenden Sinnens über das Schicksal meiner Heimat bist du allein meine Stütze und mein Stab, o große, mächtige, wahrhaftige und freie russische Sprache! So dachte der Russe Turgenjew über seine Sprache, und wir denken wohl nicht geringer von der unsern. Jedem Volke ist seine Sprache ein kostbares Besitztum; darum ist es gewiß recht und billig, daß auch der Einzelne ihr nicht gleichgiltig gegenüberstehe. Wir haben das Recht und die Pflicht, uns um sie zu kümmern; wenn nur die Meinungen darüber nicht gar so verschieden wären, wie das geschehen soll! Da hören wir von aufrichtigen Freunden unsrer Muttersprache ernste Klagen über das Schwinden lebendigen Sprachgefühls, über Verwilderung und Verlotterung des Satzbaues, über geschmacklose Sprachmengerei, man verlangt mehr Zucht und Schulung. Man gründet Vereine, um alle Freunde der guten Sache zum Schutze der gefährdeten Sprache zu sammeln. Aber kaum ist das geschehen, da treten andre Sprachfreunde auf, und sie verfolgen das entgegengesetzte Ziel: warnend erheben sie ihre Stimme gegen jene Bestrebungen, die nach ihrer

Meinung jedem gesunden Sprachleben den sichern Tod bringen müssen; sie wollen die Sprache „befreien von ihren Freunden und Beschützern.“ Schulmeisterei — so lautet das Schlagwort auf dieser Seite.

Es ist ein eigentümliches Schicksal unsrer Schule, daß die Art ihrer Thätigkeit überall als Schreckbild gebraucht wird, wo es etwas recht Unnatürliches, Lebenswidriges zu bezeichnen gilt. Wie weit die Schule der Vergangenheit und der Gegenwart diese zweifelhafte Ehre verdient hat, will ich hier nicht untersuchen; was aber der Vorwurf den genannten Bestrebungen gegenüber bedeute, glaubt jeder sofort zu verstehen: „Unsre herrliche Sprache, das frische, ungebundne Naturkind, will man meistern und einengen durch dürren Regelzwang. Frei, wie die mächtige Eiche des Waldes, entfaltet sich der Sprachbaum und treibt ungehemmt aus seiner innern Natur heraus neue Schößlinge, Blüten und Früchte. Aber da kommt der trockne Pedant, der Mann der blutlosen Regel, der Schulmeister, und sucht mit weiser Miene das Werk der Natur zu verbessern. Ihm fehlt jedes Verständnis für das frische, natürliche Wachstum, und mit schonungsloser Hand stutzt er den prächtigen Baum zu, daß es eine Schmach ist.“ Reden sie nicht wirklich so, die Herren? So muß ich auch die schönklingenden Worte Herman Grimms verstehen (Deutsche Rundschau, Februarheft 1889): „Deutsch würde zu einer toten Sprache herabgewürdigt werden, wenn man dem Wunsche ordnungsliebender Pedanten nachgebend unsre Sprache in Regeln zwängen wollte. Ein Deutscher greift nach den besten Worten, wie der Säugling nach der Brust seiner Mutter greift. Dafür bedarf es keiner Instruktionsstunden. Der Gebrauch der Sprache wird als natürliche Funktion vorausgesetzt. Ein Blick auf die Geschichte unsrer Litteratur muß zeigen, daß unsre in energischer Fortbildung begriffene Sprache ihre Gesetze in sich trage [trägt!], wie unsre Gesetzgebung das sittliche Bewußtsein des Volkes.“ Es läßt sich nicht leugnen, daß solche Ausführungen gerade für den Freund unsrer Muttersprache etwas Bestechendes haben, und gewiß sind es nicht die Schlechtesten, die sich durch ähnliche Überlegungen gefangen nehmen lassen. Ist aber diese Auffassung richtig? Sehen wir uns den „lebendigen Baum der Sprache“ einmal etwas genauer an!

Das Bild des Pflanzenlebens auf die Sprache angewandt ist uns sehr geläufig, wir vergessen dabei aber gar zu leicht, daß es einen Zustand der Sprache voraussetzt, von dem wir uns heute schon weit entfernt haben: es stellt uns — so weit dies ein Bild überhaupt vermag — das Leben einer unberührten Volkssprache dar. Mit einer solchen aber haben wir es nicht zu thun, sondern mit der alle deutschen Stämme umfassenden Gemeinsprache, mit unserm heutigen Schriftdeutsch. Die Entwicklung dieser Schriftsprache ist eine Bewegung, die sich von vornherein zu den natürlichen Sprachverhältnissen in Gegensatz stellt. Die natürliche Spracherlernung erfolgt von Mund zu Mund. Der Lehrende will dem Lernenden eigentlich nicht seine Sprache,

sondern seine Anschauungen, Empfindungen, Gedanken, Urteile übermitteln; die Sprache ist nur die Form, die ohne den Inhalt nichts bedeutet. So wird die Sprachthätigkeit selbst naiv, d. h. ohne Denken über die Sprache ausgeübt. Gleiche Sprache setzt den gleichen Gedankenkreis, den gleichen Lebensinhalt voraus. In diesem Sinne kann nur ein enger Kreis eine Sprache besitzen, und nur unter der Voraussetzung einer solchen Lebensgemeinschaft gelten streng genommen alle jenen schönen Sätze von der naturgemäßen Fortbildung der Sprache. Selbstverständlich müßte auch der Einfluß fremder Bildungs- und Sprachkreise ausgeschlossen sein.

In diesem Unschuldszustande befindet sich keine der Sprachen mehr, auf deren Betrachtung sich unsre ganze Sprachwissenschaft aufgebaut hat. Unsre Forschung mußte der Natur der Sache nach von schriftlich überlieferten Sprachdenkmälern ausgehen, und so mußte man die ungeheure Störung mit in den Kauf nehmen, die das Sprachleben überall durch die schriftliche Aufzeichnung der gesprochenen Rede erfahren hat. Mit dem Augenblicke, wo man das gesprochene Wort durch bleibende Zeichen festzuhalten sucht, beginnt das Denken über die Sprache, beginnt — wenn man will — auch die Schulmeisterei.

Wir sind glücklicherweise in der Lage, uns ein ursprünglicheres Bild vom Sprachleben zu verschaffen, als es uns unsre ältesten Litteratursprachen zu geben imstande sind. Ein solches bieten uns unsre Volksmundarten, und zwar umso treuer, je ferner sie unsrer Schriftsprache stehen. Ich denke hier besonders an die niederdeutschen Gebiete, in denen drei Jahrhunderte hindurch das eigentliche Volksleben von der hochdeutschen Bildung fast unberührt geblieben und die Fortbildung der Sprache unbeachtet von Schule und Kirche, den Vertreterinnen der hochdeutschen Gedankenwelt, ihren eignen Weg gegangen ist. Bei dem Bildungsgrade derer, denen die Inhaber höherer Kultur die Pflege der Sprache in vornehmer Geringschätzung überließen, war jede bewußte Einwirkung auf das überlieferte Gut ausgeschlossen. Eine solche Sprache können wir wirklich dem wild und frei gewachsenen Baume vergleichen, an dem es nichts Fehlerhaftes giebt, weil alles Natur ist. Der sprachkundige Beobachter staunt über die strenge Folgerichtigkeit, und der Grammatiker steht mit seinen Lieblingsbegriffen „falsch" und „richtig" ratlos da; hier finden sie keine Anwendung.

Da hätten wir so ein Stück „natürlicher Sprachentwicklung." Doch übersehen wir auch nicht, wohin diese führt. Es giebt im Leben nirgends einen völligen Stillstand, auch im Sprachleben nicht, aber die einzelnen Schößlinge und Zweige laufen nicht zusammen, sie gehen immer weiter aus einander. So hat sich denn auch die altsächsische Sprache (um bei diesem Beispiele zu bleiben) in unzählige Einzelmundarten zerspalten, genau so, wie sich in der Bevölkerung einzelne Lebensgemeinschaften von einander absondern. Die Bildung, die Kultur arbeitet dieser Zersplitterung entgegen. Auf allen Lebensgebieten weist sie auf

die Zusammengehörigkeit der getrennten und auseinanderstrebenden Glieder eines großen Ganzen hin, sie weckt das Bewußtsein gemeinsamen Besitzes und lehrt gemeinsame Aufgaben neben den Sonderbestrebungen erkennen und würdigen. Die Bildungssprache sucht zu verbinden, zu einigen, wo die natürliche Entwicklung trennte.

Unsre heutige Gemeinsprache ist also kein einfaches Naturkind geblieben, und sie teilt dieses Schicksal mit allen andern Kultursprachen. Die Geschichte unsrer Sprache fällt mit der Entwicklung unsers gesamten geistigen Lebens zusammen. Ich brauche hier nicht auszuführen, wie viel unsre deutsche Bildung dem Auslande verdankt. Die Sprache hat diese „Erziehung" unsers Volkes mit erlebt, nicht ohne Schaden für ihre ursprüngliche Eigenart. Aber nicht zu allen Zeiten hat sie sich in gleicher Weise fremden Einflüssen gegenüber verhalten. In den ersten Jahrhunderten, als römische Kultur unser Vaterland überflutete, nahm man das Fremde ohne Scheu auf als neuen eignen Besitz. Das Neugewonnene ergänzte den heimischen Sprachschatz, mußte sich aber dem Vorhandnen angleichen, und sollte es bis zur Unkenntlichkeit verändert werden. So erhielten wir die zahlreichen „Lehnwörter." Sie bezeichnen die Zeit der unbefangenen Annahme und Aneignung fremder Geistesarbeit. Ebenso verfahren noch jetzt die Volksmundarten gegenüber dem Hochdeutschen und den durch dieses übermittelten Fremdwörtern. Mit diesem massenhaften Eindringen fremder Bestandteile war streng genommen schon die natürliche Entwicklung der Sprache durchbrochen; die Zahl der fremden Pfropfreiser war zu groß, als daß wir fortan noch von dem freien Wachstum des Waldbaumes reden könnten. Auf diesem Wege kann eine Sprache zur Mischsprache werden, ja sie kann — von den fremden Eindringlingen überwuchert — allmählich ganz zu Grunde gehen, wie die Mundarten der deutschen Stämme in den romanischen Ländern. Doch sie braucht bis zum völligen Verschwinden den Charakter einer Volkssprache nicht einzubüßen, so lange die Sprachthätigkeit selbst für den Sprechenden nicht Gegenstand der Betrachtung geworden ist.

Diese Unbefangenheit, dieses naive Sprachleben wird zerstört, muß zerstört werden durch das Wachsen der Bildung. Die Sprache hat neue Aufgaben zu erfüllen, sie tritt in den Dienst bewußter Kulturarbeit, und damit werden auch ihre Lebensbedingungen verändert. Man bedient sich ihrer Hilfe, um tausende von einzelnen Lebensgemeinschaften zu höhern Einheiten zu verbinden, ihnen gemeinsame Aufgaben zu stellen, sie für die gleichen höhern Ziele zu begeistern. Und während die Sprache so verbindet, einigt, angleicht, vollziehen sich auch an ihr dieselben Wandlungen, die sie auf den verschiedensten Lebensgebieten zu schaffen sucht, und zwar diesmal unter der Mitwirkung bewußter menschlicher Geistesthätigkeit. Das wird gar zu oft von denen übersehen, die für „natürliche Entwicklung" schwärmen: das Mitwirken bewußter, verstandesmäßiger Willensthätigkeit an der Gestaltung der Sprache ist eine notwendige Folge höherer

Geistesbildung, und erst durch diese Mitarbeit kann die Sprache ihre neue Aufgabe erfüllen, eine viele Stämme umfassende Gemeinsprache zu werden. Betrachten wir nur die Gegensätze: Differenzirung, Zersplitterung bis ins Unendliche — das Ziel des natürlichen Sprachlebens, Einheit und Gleichheit, soweit die deutsche Zunge klingt — das letzte Ziel der Bildungssprache! Daraus läßt sich schon erkennen, wie weit sich unsre Sprache vom Naturzustande entfernt hat.

Die fremden Einflüsse — so kann man sie doch wohl nennen — auf das Sprachleben sind gar mannichfaltiger Art, und es wird schwer sein, sie im einzelnen genau zu verfolgen. Aber fast alle stehen gewissermaßen in der Gefolgschaft einer neuen Macht, die sich von kleinen Anfängen zu immer größerer Bedeutung entfaltet. Ich habe schon beiläufig darauf hingewiesen, daß das „Denken über die Sprache“ mit dem Auftreten der Schrift aufs engste verbunden ist. Hier haben wir den Mittelpunkt, um den sich alle die neuen Mächte scharen, die fortan — bald hemmend, bald treibend — auf die Sprachentwicklung einwirken. In dem folgenden möchte ich daher versuchen, besonders die Bedeutung dieser Großmacht für das Leben der Sprache zu kennzeichnen.

Neben der gesprochenen Sprache geht die geschriebene gleichen Schrittes einher; sie sollte von Rechts wegen nichts als ihr getreues Spiegelbild sein, aber gleich in den ersten Anfängen bietet sie ein mehr oder weniger von der Vorlage abweichendes Bild.

Der Schreiber steht unter dem Banne der Schrift. Sonst war die Sprache nur Mittel zum Zwecke, die durch Nachahmung und Gewöhnung erlangte Fähigkeit sich mitzuteilen. Man konnte gar nicht daran denken, die Form des Ausdruckes als etwas Besondres zu betrachten. Für den Schreiber aber ist sie etwas Besondres, für sich Bestehendes, ich möchte sagen etwas Greifbares, das sich in einzelne Teile zerlegen, verbinden und willkürlich verändern läßt. So geht mit der kunstmäßigen Wiedergabe der Sprachformen durch die Schrift Hand in Hand die verstandesmäßige Betrachtung der Sprache als solcher, und an diese schließt sich unabwendbar das Bestreben, den schwankenden Gebrauch mit Überlegung festzustellen und zu regeln. Wenn wir nun noch bedenken, daß die ersten Versuche, deutsch zu schreiben, von Männern gemacht wurden, die selbst schon im Besitze einer grammatisch wohl durchgebildeten Schriftsprache waren, der lateinischen, die fortwährend zum Vergleiche mit den barbarischen Ausdrucksformen des Deutschen zwang, daß ferner unsre Sprache in ein fremdes Lautsystem hineingezwängt wurde, wer könnte da noch glauben, das Niedergeschriebene sei ein unverfälschtes Abbild des Gehörten?

Dieses Nebeneinander von Schrift und mündlicher Rede auf Grund der uns bekannten Thatsachen unsrer Sprachgeschichte möglichst genau zu verfolgen, wäre eine anziehende Aufgabe. Ich wage hier nur einige Andeutungen. Die wichtigste Frage wird immer die sein: In welchem Maße haben die zuerst

auf dem Papier entstandenen Veränderungen der gesprochenen Sprache rückwärts auf die Umgestaltung dieser eingewirkt? Und hier müssen wir — meine ich — bis in unsre Zeit herein eine stete Zunahme der Macht der Schrift erkennen. Diese Zunahme ist aufs engste verknüpft mit dem Wachsen unsrer gesamten Bildung, aber sie ist zugleich der Grund, weshalb wir uns selbst und andern zurufen müssen: „Hütet eure Muttersprache!"

In den ersten Jahrhunderten unsrer Sprachgeschichte ist der unmittelbare Einfluß der Schrift auf die Sprache der großen Menge — diese, nicht der Einzelne „macht" die Sprache — nicht allzu hoch anzuschlagen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Kunst des Schreibens und Lesens nicht gleich Gemeinbesitz war. Auch das Niedergeschriebene sollte nicht etwa von tausend einzelnen Menschen gelesen, es sollte vorgelesen und so — wie alles andre — durch das Ohr der Masse übermittelt werden. So wurde das Geschriebene wieder lebende Sprache, und etwaige Abweichungen, zu denen der Gebrauch der Feder den Schreiber verleitet haben mochte, verbesserten sich meistens von selbst im Strome der lebendigen Rede. Doch so ganz ohne Bedeutung für die große Menge ist auch auf dieser Stufe die Schrift nicht. Sie hält einen augenblicklichen Sprachzustand fest, indem sie dem einmal gesprochenen Worte Dauer verleiht. Es kann tausendmal in derselben Form wiederholt werden, ohne daß sein Urheber in der Nähe weilt; es kann weit über die Grenzen der natürlichen Sprachgemeinschaft, in der es entstand, hinausgetragen und mündlich verbreitet werden und so auf den weitesten Zuhörerkreis eine unberechenbare Wirkung ausüben. Und umso nachhaltiger muß diese Wirkung sein, je mehr Sprachgut auf diesem Wege mitgeteilt wird, und je größere Bedeutung das Gebotene für das Leben der Hörenden gewinnt.

Das sind die Anfänge der Macht der Schrift. Den weitern Verlauf will ich kurz andeuten. So lange der Schreibende sich damit begnügt, das Gehörte aufzuzeichnen, damit es noch einmal weiter gehört werden kann, so lange diese Wiederholung Sache des berufsmäßigen Vorlesers ist, behält das gesprochene Wort das ihm gebührende Übergewicht. Schlimmer wird es, wenn jeder Einzelne nicht mehr das Ohr zur Aufnahme des Geschriebenen nötig hat, sondern dank guter Schulbildung diese Aufgabe dem Auge übertragen kann, noch schlimmer, wenn der Schreiber seine Rede erst auf dem Papier beginnt und sie in die Welt hinaussendet, ohne sie selbst vorher gehört zu haben. So steht es heute.

Als die deutsche Dichtung im Mittelalter ihre erste Blüte erlebte, da war die Schrift schon unentbehrlich für sie geworden, aber sie war zunächst nichts andres als eine untergeordnete Dienerin. Die ritterlichen Sänger standen ihr vornehm gegenüber; Dichten und Singen war eine edle Kunst, Schreiben und Lesen ein gelehrtes Handwerk, dessen Erlernung ein Dichter wie Wolfram von Eschenbach verschmähen durfte; es gab ja untergeordnete Geister, die das

für ihn besorgten. Die großen Dichtungen des Mittelalters sind nicht auf dem Papier oder Pergament entstanden, wenn sie auch gleich niedergeschrieben wurden, und das merkt man ihnen an.

An der Wiege unsrer neuhochdeutschen Gemeinsprache hat die Schrift als hohe Gönnerin und Beschützerin Gevatter gestanden, und so steht denn auch ihre ganze Entwicklung und Ausbildung unter dem Einfluß der Pate. Das wollen wir nicht beklagen, es konnte nicht anders sein. Ohne die mächtige Hilfe der Schrift und die neuhinzutretende Vervielfältigung durch den Druck hätten wir dieses gemeinsame, alle Stämme umschlingende Band nicht, das die Zersplitterung des allgemeinen deutschen Geisteslebens verhindert und eine zweite Blüte unsrer Dichtung möglich gemacht hat. Wir müssen aber die Thatsache hervorheben, daß von nun an jede Art höherer Bildung untrennbar mit der Kunst des Lesens verbunden ist. Niemand kann sich also dem unmittelbaren Einfluß des geschriebenen Wortes ganz entziehen, so verschieden auch das Maß, der Grad der Einwirkung auf seine Haus- und Verkehrssprache sein mag. Denken wir doch einmal darüber nach, wie viel von dem, was wir unser geistiges Eigentum nennen, uns zuerst durch das Auge auf dem Papier zugeführt worden ist! Und in ähnlicher Lage wie der Einzelne befindet sich die ganze Sprache. Einst wurde das Fremde zuerst im persönlichen Verkehr aufgenommen, in mündlicher Sprache verarbeitet und angeeignet, dann erst wurde das schon Vorhandene durch die Schrift wiedergegeben. Jetzt ist das Papier fast der einzige Weg, auf dem wir unsre ganze geistige Zufuhr von auswärts bekommen. So erklärt sich auch der durchgreifende Unterschied zwischen Lehn- und Fremdwörtern. Die Lehnwörter wurden zuerst gesprochen, mündlich angeeignet und viel später, nachdem sie schon eine neue feste Gestalt gewonnen hatten, auch niedergeschrieben, die Fremdwörter dagegen wurden erst geschrieben und drangen dann aus der Schrift in die mündliche Sprache ein. Nicht das Erlöschen der Triebkraft der Sprache — wie Gildemeister will — hat die Angleichung verhindert, sondern die Art ihres ersten Auftretens.

Sollen wir uns wundern, wenn unter diesen Umständen unsre gebildete Umgangssprache durchaus in das Verhältnis der Abhängigkeit von der Schrift, die einst ihre bescheidne Dienerin war, hineingeraten ist? Doch man wird mir vielleicht im Stillen längst den Einwand gemacht haben: „Der junge Weltbürger beginnt doch glücklicherweise auch heutzutage seine Sprachthätigkeit nicht mit der Kunst des Lesens. Den größten und wichtigsten Teil seiner Sprache lernt er genau so, wie die Kinder der Naturvölker von seiner nächsten Umgebung. Ehe die gefährliche Schrift an ihn hinantritt, hat er sich auf dem alten Wege der Natur ein sicheres Besitztum erworben, und er erwirbt auf diesem auch später noch viel — trotz Schule und Buch, denn der mündliche Verkehr im engen Kreise bleibt für sein inneres Leben zunächst noch die Hauptsache." Das ist gewiß richtig, aber ich frage: Was ist denn das für eine Sprache, die er

von Eltern und Geschwistern lernen kann? Und da kommen wir eben zu unsrer heutigen Gemeinsprache.

Ich will hier nicht über das Verhältnis des Neuhochdeutschen zu den mitteldeutschen Mundarten und zu der vielbesprochenen sächsischen Canzlei reden — das überlasse ich den Gelehrten. Aber eins muß ich hervorheben: der Gebildete ist aus dem Kreise der Mundart hinausgetreten und hat dafür eine Sprache eingetauscht, die zwar seine Heimat in der Regel noch verrät, deren Vorbild aber auf dem Papiere steht. Dieses Vorbild hat natürlich auch das gesprochene Wort als Grundlage zur Voraussetzung, aber an der Gestaltung im einzelnen ist bewußte Geistesthätigkeit, verstandesmäßige Betrachtung und menschliche Willkür fortwährend thätig gewesen. Man denke an den grammatischen und stilistischen Ausbau unsrer Schriftsprache im Laufe des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Nach unsern heutigen Anschauungen über das Sprachleben könnte man vielleicht sagen, die Erziehung und Ausbildung unsrer Schriftsprache sei nach irrigen pädagogischen Grundsätzen geleitet worden. Man arbeitete da mit Begriffen von Richtigkeit und Schönheit, die wir nicht immer anerkennen werden. Welche Mundart bietet das beste, das richtigste Deutsch? Diese Frage z. B. ist uns heute fast unverständlich. Und doch förderte gerade diese einseitige Auffassung die Einigung. Mit unsrer „historischen" Weisheit würde man das Geleistete kaum zu stande gebracht haben.

Diese Sprache, die erst auf dem Papiere das geworden ist, was sie heute ist, gilt — wie gesagt — für jeden Bildungsbedürftigen als das Vorbild selbst seiner Haussprache — von seiner „gewählten" Sprache gar nicht zu reden. Das ursprüngliche Verhältnis hat sich also völlig umgekehrt zu gunsten des geschriebenen Wortes. Man wird mir vielleicht einwenden, daß ich nicht gehörig zwischen geschriebener Sprache überhaupt und einer mehr oder weniger verbildeten Schulsprache zu scheiden wisse. „Unsre großen Dichter und Schriftsteller — sagt man — haben gerade das große Verdienst, ihre natürliche, selbwachsene Sprache zur Geltung gebracht und der Verknöcherung mit Bewußtsein entgegengearbeitet zu haben. Ihr Deutsch — nicht das der Schule — ist uns höchstes Vorbild!" Das ist recht schön; aber bilden wir uns denn wirklich ein, jene „natürliche, selbwachsene" Sprache habe gar nicht unter der Zuchtrute der Schule gestanden? Auf die Sprache des jungen Goethe hat von den ersten Lebensjahren an das geschriebene Wort eingewirkt, so gut wie auf alle Kinder in gebildeten Kreisen; und wenn der himmelstürmende Jüngling dann den verhaßten Regelzwang durchbrach, so hob er damit doch die Grundlagen seiner Sprache nicht auf, und an diesen hatte das geschriebene Vorbild seinen unleugbaren Anteil. So stehen auch unsre sprachgewaltigsten Geister keineswegs außerhalb des Bannes schriftlicher Überlieferung.

Worauf alle meine bisherigen Ausführungen hinauslaufen, wird der Leser längst erkannt haben: die eigentliche Lebenskraft jeder Sprache beruht zu allen

Zeiten auf dem unmittelbaren mündlichen Verkehr, und dieser schließt zunächst das „Denken über die Sprache" aus; hier begegnen wir unbewußtem und ungewolltem Schaffen. Aber neben dieser natürlichen Sprachentwicklung macht sich in allen Kultursprachen in immer steigendem Maße die Wirkung bewußter, verstandesmäßiger Arbeit geltend. Das Feld dieser Thätigkeit ist besonders das Papier; die Volkssprache wird zur Schrift- und Litteratursprache.

Den sichern Gebrauch einer Volkssprache eignet sich jeder Angehörige mühelos an, die Beherrschung einer geschichtlich gewordenen Schriftsprache ist eine Kunst, in der niemand je völlig auslernt. Eine solche Sprache muß erstarren, sobald ihr eigentlicher Lebensquell, die mündliche, unbefangene Sprachentwicklung versiegt (ein Beispiel geben uns die sogenannten toten Sprachen), sie muß verwildern, wenn sie der bewußten Pflege entbehrt. Diese Pflege hat nicht etwa die Aufgabe, jene natürliche Quelle einzudämmen, im Gegenteil, sie bedarf gar sehr der Hilfe des unbefangenen, naiven Sprachlebens. Nicht die natürliche Entwicklung, sondern die andre Seite der Sprachthätigkeit, die bewußte, willkürliche Arbeit, die Veränderung des gesprochenen Wortes und die unablässige Zufuhr von Ungesprochenem und Unsprechbarem auf dem Papiere, das ist es, was die Aufsicht, die Überwachung nötig macht.

Daß auch in unsrer gebildeten Umgangssprache schon lange beide Kräfte — ich will sie einmal die bewußte und die unbewußte Arbeit nennen — thätig gewesen sind, habe ich gezeigt. Doch das natürliche Sprachgefühl macht sich hier immer noch kräftig geltend, besonders wo der Zusammenhang mit der Mundart noch nicht ganz verloren ist. Glücklicherweise haben die meisten Gebildeten auch heute noch eine besondre Haussprache. Manche freilich sind schon ganz einsprachig geworden. Mir ist, wenn ich solche Leute sprechen oder besser reden höre, immer zu Mute, als wären ihre Worte dazu bestimmt, gleich nachgeschrieben und in die Druckerei getragen zu werden. In ihrer mündlichen Sprache finden sich denn auch schon massenhaft die bekannten Zierden des papiernen Stils: derselbe (statt er), welcher (statt der), seitens (statt von), behufs (statt zu), antwortlich (statt auf) u. s. w. Hier würde man vergeblich auf die unbefangene Sprache hinweisen.

Die Übelstände, die Unarten, gegen die sich eine vernünftige Sprachpflege richtet, haben also von Haus aus nichts mit der natürlichen Entwicklung zu thun; sie sind samt und sonders nicht durch mündlichen Verkehr, sondern auf dem Papier in unsre Sprache eingeführt worden. Daß die schriftliche Vermittlung ein notwendiges Übel ist, wird niemand bestreiten. Wir haben ein gutes Recht, den Einfluß der Schrift auf die gesprochene Sprache zu überwachen und auch die sprachlichen Mißbildungen in das rechte Licht zu stellen, die vorläufig noch allein auf dem Papier ihr Wesen treiben. Wir dürfen aber dabei nicht vergessen, daß man niemals von einer gebildeten Sprache alles abstreifen kann, was vom Papier an ihr haften geblieben ist. Dafür

ist sie eben eine Litteratursprache. Doch was auf dem papiernen Wege in unsre Sprache eingedrungen ist und täglich eindringt, das muß es sich gefallen lassen, auf seine Echtheit und Berechtigung hin geprüft zu werden. Oft genug steht nicht der schöpferische Genius der Sprache als Urheber dahinter, sondern ein vielbeschäftigter Zeitungsschreiber, der, während er schrieb, selbst unter dem Banne der französischen und englischen Leitartikel stand, durch die er sich gerade hindurch gearbeitet hatte.

Zum Schluß noch ein Wort über das oft beklagte Schwinden des Sprachgefühls. Es hängt gewiß aufs engste mit dem Übergewicht der geschriebenen Sprache zusammen. Darum kann das Übel auch nicht allein durch eine Vermehrung der Grammatikstunden in der Schule beseitigt werden. Das wirksamste Heilmittel ist vielmehr die allmähliche Gewöhnung, bei der Aufnahme des Neuen und bei eignem Schaffen fleißiger und gewissenhafter das Ohr zu gebrauchen. Es wird heute gar zu viel niedergeschrieben und weiter verbreitet, ohne vorher vom Ohre geprüft zu sein; der Schreibende hört seine Sätze nicht, er sieht sie nur, der Leser nimmt allein durch das Auge auf und verbreitet das Gelesene geistig, ohne den Klang des lebendigen Wortes im Ohre vernommen zu haben. Wir denken schon „auf dem Papier.“ Ich erinnere mich einer treffenden Bemerkung Rudolf Hildebrands aus einer Vorlesung: „Wenn früher dem Menschen ein Gedanke plötzlich klar und deutlich in den Sinn kam, dann wars ihm, als habe ihm ein Geist dies heimlich zugeflüstert; heute sieht er es klar vor sich — wie gedruckt!“



Die Kunstausstellungen in München und Dresden

Von Adolf Rosenberg

3



as die von der Dresdner Kunstgenossenschaft veranstaltete Ausstellung von Aquarellen, Pastellen, Handzeichnungen und Radirungen zur Charakteristik der gegenwärtigen deutschen Kunst beigetragen hat, ist nicht von Belang. Trotz des redlichen Eifers der Unternehmer ist es nicht gelungen, sie über die Bedeutung einer örtlichen Kunstausstellung zu erheben, die nur für die engern kunstliebenden und kunstübenden Kreise der sächsischen Hauptstadt von Interesse gewesen ist. Sie haben eine Art von Lehrkursus durchgemacht, der sie darüber unterrichtet hat, was in den letzten drei Jahren in den vornehmsten Kunst-

stätten Deutschlands an Malereien in Wasserfarben, Pastell- und sonstigen Zeichenstiften als unverkauft und unverkäuflich übrig geblieben ist. Was das Ausland unmittelbar oder durch Mittelspersonen, meist durch Händler, geschickt hatte, war unter dem gleichen Gesichtspunkte zu beurteilen. Wie alles Fremdländische, sind auch die wenigen Aquarelle und Pastellzeichnungen der Franzosen, Holländer, Belgier, Russen, Skandinavier und Italiener mit ausbündiger Bewunderung gefeiert worden; aber das Bewunderungswürdige war am Ende nur die geistreiche Technik, die sich zu einem stetig wachsenden Raffinement ausbildet.

Das wäre immerhin ein Gewinn für uns Deutsche, wenn wir eines solchen Vorteils bedürftig wären. Aber die Zeiten, wo die Deutschen an der großen Tafel, an der die feinsten Gerichte aus der Hexenküche der Technik dargereicht und verspeist werden, zu unterst saßen, sind vorüber. Die alte Aneignungskraft der Deutschen, die sich im Auslande so passiv äußert, daß deutsche Auswanderer in der Fremde in einem anders gearteten Volksganzen schneller untergehen und sich ihrer Nationalität entäußern als die Angehörigen aller andern europäischen Volksstämme, hat es auch zuwege gebracht, daß die deutschen Künstler der Pastelltechnik, die fast ein Jahrhundert lang außer Übung geraten war, ebenso schnell Herr geworden sind wie die Franzosen, die sie bereits im vorigen Jahrhundert zur höchsten Blüte gebracht hatten. Es war ein künstlerisches Darstellungsmittel, das aus dem geistigen Leben einer Kulturperiode erwachsen war, deren ganzes Trachten auf schnellen, üppigen und erschöpfenden Lebensgenuß gerichtet, die sich bewußt war, daß das, was sie schuf, ebenso vergänglich war wie das, was sie genoß. Die Zeit des Puders, der Schminke, der Perücke, des Reifrocks und des auf und ab zitternden Spitzenjabots konnte nicht anders festgehalten werden als durch den Pastellstift, dessen erdige, kreidige Natur keine Tiefe, keine von innen hervordringende Empfindung zuläßt, sondern nur die Oberfläche, die Maske, wenn man will, die Fratze wiedergiebt.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für den Sittenschilderer, der aristophanischen Neigungen huldigt, die Gesellschaft, die damals auf dem Vulkan tanzte und sich in richtiger Erkenntnis ihres sittlichen Wertes nur mit Pastellstiften porträtiren ließ, mit der Gesellschaft unsrer Tage zu vergleichen, die nach vielfältiger Versicherung ebenfalls für den Untergang durch Feuer und Schwert, durch Pech und Schwefel reif ist, wofür — nebst andern zahlreichen Anzeichen — auch die Vorliebe für die Pastellmalerei zu sprechen scheint. Dieser Vergleich liegt so nahe, daß man doppelt erstaunt sein wird, wenn man hört, daß er nicht die geringste sachliche Begründung hat, trotz des freilich auffälligen Zusammentreffens. Denn jetzt, wo wir diese Zeilen schreiben, ist die Pastelltechnik bereits so gründlich nach allen Richtungen ausgebeutet worden, daß sie für sich allein nur noch einen mäßigen Reiz ausübt. Nicht ideelle Strömungen

machen sich in der modernen Kunstbewegung geltend, sondern die treibende Kraft ist einzig und allein die Frage nach der Wirkung. Wirkt das Kunstwerk oder wirkt es nicht? Das ist die Frage, die in den Ateliers zuerst aufgeworfen, die dann in weitere Kreise getragen und in den öffentlichen Ausstellungen zur vorläufigen Entscheidung gebracht wird. Auf die Wirkung allein wird ein Bild gemalt und ein plastisches Kunstwerk aufgerichtet. Was nicht wirkt, hat keine Daseinsberechtigung, und in diesem angstvollen Hasten nach Wirkung gipfelt und verzettelt sich unsre moderne Kunst.

Die deutschen Künstler sind in ihrer Mehrzahl keine Revolutionäre im politischen und sozialen Leben. Daß einmal ein Architekt in Dresden Barrikaden gebaut hat und ein andrer in Mecklenburg jahrelang sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter gewesen ist, sind vereinzelte Erscheinungen, die nichts für einen ganzen Stand beweisen. Was unsre Künstler aber nicht im Leben ausüben wollen, weil sie wissen, daß ihr Gedeihen nur in einem geordneten Staatsleben wurzeln kann, nicht in der Republik, sondern in der starken Monarchie, nicht in den von sozialistischen Ideen bewegten Volksmassen, sondern in der ruhig auf dem Erworbenen sitzenden „Bourgeoisie," so geben sie das, was jeder Mensch an revolutionärem Drang, an Umsturzideen in sich hat, in ihrem Handwerk aus. Nicht ihre Gedanken sind revolutionär, sondern nur ihre Ausdrucksmittel, die im Grunde genommen Nebensachen sind. Und wie sie nicht lange bei den reinen, keuschen Wasserfarben stehen geblieben sind, so haben sie sich auch nicht lange mit den flüchtigen Pastellstiften allein begnügt. Wie sie durch Deckweiß die Wirkung der Wasserfarben verstärkt, durch Anwendung von Gummi gewisse Tiefen und Glanzlichter erzielt haben, die mit den Wasserfarben allein nicht zu erreichen sind, so haben sie auch die Pastelltechnik mit der Aquarelltechnik geradezu verbunden, nur der Wirkung zuliebe. Einige, wie z. B. Erwin Öhme, sind so ehrlich gewesen, in den Angaben des Katalogs der Dresdner Ausstellung daraus kein Hehl zu machen, andre nicht. Es giebt ferner Leute, die mit Wasserfarben den äußern Schein der Ölmalerei zu erwecken suchen, und wieder andre, die unter entsprechenden Vorsichtsmaßregeln auf Aquarellen die höchsten Lichter mit Ölfarben aufsetzen und damit noch andre Wirkungen erzielen, die den Wasserfarben allein versagt sind. Noch ein Beispiel aus einem andern Gebiete der Kunstübung! Keine zweite Technik ist in einer verhältnismäßig so kurzen Zeit zu einer so hohen Vollendung und Ausdrucksfähigkeit gelangt wie die der Radirnadel. Sie hat es fertig gebracht, daß alle übrigen vervielfältigenden Künste, in erster Linie der langsam arbeitende, pedantische Grabstichel, in die ärgste Bedrängnis geraten sind, daß man sie als abgethan und veraltet beiseite geworfen hat. Die unruhigen Köpfe, die durch ihr unablässiges Suchen und Versuchen diese Umwälzung herbeigeführt haben, bescheiden sich nicht dabei. Man wird an den Wirbelsturm in einem der Kreise der Dantischen Hölle erinnert, wenn man diese wilde Jagd nach

neuen Experimenten beobachtet. Kaum hat Max Klinger die Verehrer seiner barocken Einfälle, die sich an dem Mystizismus seiner Hieroglyphen bis zur Sinnlosigkeit berauschen, durch seine geistreiche Nadelführung in das höchste Stadium des Entzückens versetzt, so greift er wieder zum Grabstichel und sendet Blätter in die Welt, die entweder die Grabstichel- und Radirtechnik vereinigen oder reine Grabstichelarbeiten sind. Der in London lebende Schwede Axel Haig hat seit Jahren alle Freunde der Radirung durch seine großartig aufgefaßten, zu voller plastischer Wirkung herausgearbeiteten Ansichten gothischer Kathedralen und durch andre Architekturstücke mit höchster Bewunderung erfüllt. Aber bei dieser Wirkung will sein unruhig tastender Sinn nicht stehen bleiben. Er radirt jetzt nicht mehr auf der Kupferplatte, sondern auf Stein, und damit ist er glücklich wieder auf den Standpunkt zurückgekommen, den die Lithographie vor Jahren erreicht hatte und auch festgehalten hätte, wenn sie nicht durch vermeintlich vornehmere reproduzirende Künste beiseite geschoben worden wäre.

Vom höchsten künstlerischen Standpunkt ist diese Vermischung und Verbindung verschiedenartiger Ausdrucksmittel nicht zu tadeln. Sie wird am Ende nur dazu beitragen, daß das Wie, das uns schon viel zu lange in der Kunst beschäftigt hat, wieder einmal hinter dem Was zurücktreten, daß uns der geistige Gehalt wieder mehr sein wird als die Form. Aber damit ist zugleich ausgesprochen, daß Ausstellungen, die einzelne Zweige der künstlerischen Technik aus dem Gesamtbilde der darstellenden, d. h. der bildenden Kunst im engern Sinne herausheben und mit dieser Vereinzelung einen Erziehungs- und Bildungszweck verfolgen wollen, in dem Grade an Daseinsberechtigung verlieren, als diese einzelnen Zweige der Technik in einander übergreifen oder sich dem vollkommensten Ausdrucksmittel der farbigen Kunst, der Ölmalerei, zu nähern suchen. Wenn man die zweite Dresdner Aquarellausstellung unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird man ihr kein höheres Verdienst anrechnen können, als daß sie kunstübenden Dilettanten ein reichliches Lehrmaterial geliefert, uns noch einmal ein mehr erschreckendes als erfreuendes Bild von der Illustrationswut unsrer Tage entrollt, im übrigen aber nicht viel mehr geboten hat, als was wir auf jeder großen Münchner und Berliner Kunstausstellung zu sehen bekommen, die schon seit Jahren mit stetig wachsendem Erfolg Aquarellmaler und Pastellzeichner zur Beteiligung aufmuntern. Daß schließlich diese Aquarellausstellungen nur Nachahmungen der jährlichen Expositions des Peintres Aquarellistes et Pastellistes in Paris sind, will ich nur beiläufig erwähnen, ohne auf eine Erscheinung, an die wir uns wohl oder übel gewöhnen müssen, ein besondres Gewicht zu legen.

Es verlohnt demnach nicht der Mühe, auf die Dresdner Aquarellausstellung im einzelnen einzugehen. Für den Fortschritt der Kunst kommt am Ende nichts dabei heraus, ob ein Holländer einen neuen Kniff erfunden hat, um eine

Verwechselung zwischen Pastell und Aquarell herbeizuführen, oder ob es einem Franzosen gelungen ist, mit Gouachefarben so pastos zu malen, daß man sein Experiment aus einiger Entfernung für eine Ölskizze hält. Es scheint auch, daß die Ausstellung im Publikum nicht das für ihre Unterhaltung nötige Interesse gefunden hat, da sie mit einem ziemlich beträchtlichen Fehlbetrag abgeschlossen hat. Dagegen hat mir der internationale Teil der Münchner Ausstellung noch Stoff zu einigen Beobachtungen gegeben, die ich hier anschließen will, damit der Leser durch einen Überblick über das Kunstschaffen der andern europäischen Kulturvölker einen Maßstab zur Beurteilung der Kunststufe des eignen Volkes gewinne. Etwas Vollständiges kann ich freilich nicht bieten; dazu war das von der Münchner Ausstellung gelieferte Material zu gering. Zu gering, trotz eines Aufwandes von Kosten, der so groß war, daß nach einem vorläufigen Überschlag nur 20000 Mark aus den Eintrittsgeldern übrig geblieben sind. Das ist eine winzige Summe im Verhältnis zu dem Apparat, der für die Inszenirung einer solchen Kunstausstellung in Bewegung gesetzt worden ist.

Am meisten beschämend für das Liebeswerben der Münchner ist die kühle Zurückhaltung der Franzosen gewesen, obwohl sie seit 1879 durch die gewagtesten Medaillenverteilungen verwöhnt worden sind. Wer die französische Kunst wirklich kennt und sich darnach den französischen Anteil an der Münchner Ausstellung besah, dem mußte die Schamröte ins Antlitz steigen über die Verachtung, mit der die französischen Künstler die deutschen Bücklinge bezahlt haben. Die gröbsten naturalistischen Verirrungen, wie z. B. der Arbeitsplatz in Suresnes und ein paar alte Weiber von Roll, die Flucht Kains von Henry Martin, der Besuch im Krankenhause von Louis Jimenez, die tollen Farbenexperimente von P. A. Besnard, die fratzenhaften Porträts von Jean Boldini und die frechen Porträtbüsten und -Statuetten von Ringel d'Illzach waren nebst einigen von den letzten Salons übrig gebliebenen, ganz untergeordneten Genrebildern, Landschaften und Stillleben das Bemerkenswerteste, das die Franzosen für München übrig gehabt hatten. Was sonst von Paris gekommen war, stand hinter deutschen Leistungen ähnlichen Inhalts weit zurück. Der widerliche Naturalismus eines Ringel d'Illzach, der seine Gips- und Thonbildwerke in der rohesten Weise, ohne eine Spur von künstlerischer Empfindung bemalt oder vielmehr anstreicht, hat eine vernichtende Kritik erfahren in einer Gruppe des Wieners Arthur Strasser, „Geheimnis des Grabes“ — ein Araber in rotem Kaftan, der als Hüter vor einem altägyptischen Felsengrabe steht —, und noch mehr in einigen farbigen Terrakottabüsten und -Figuren von Mohren und Mohrinnen des Römers Pagano, die beide das richtige Gefühl gehabt haben, durch die Modellirung, durch die Behandlung des bildnerischen Stoffes der Malerei vorzuarbeiten und diese nur so weit zu beteiligen, daß das plastische Material mitwirken kann.

Auch aus dieser lückenhaften und im großen und ganzen wenig beweiskräftigen Ausstellung gewinnt man die Überzeugung, daß die höchste und feinste Entwicklung des Farbensinnes — trotz der geheimnisvollen Experimente in den Hexenküchen der internationalen Ateliers in Paris — nach wie vor bei den Italienern zu finden ist. Die Spanier rechnen wir zu ihnen, weil die Mehrzahl der spanischen Maler, die in den letzten Jahren auf mitteleuropäischen Ausstellungen unsre Aufmerksamkeit erregt haben, in Rom ihre Bildung vollendet und dort ihren Wohnsitz behalten haben. Mit ihren klassischen Vorfahren haben die modernen italienischen Maler keinen äußern Zusammenhang. Sie malen keine Heiligen- und Altarbilder, weil die alten Kirchen damit überfüllt sind, weil neue Kirchen nicht gebaut werden, da keine nötig sind, ein moderner Heiligenmaler also verhungern würde. Sie malen auch nur wenig in großem Stil, weil auch dafür nur selten ein Bedürfnis vorliegt, und wenn sie Bildwerke für monumentale Zwecke, öffentliche Denkmäler schaffen, werden es nur Vergrößerungen kleiner Naturstudien, in denen die unruhige Lebendigkeit des ersten Entwurfes in allen Ecken und Enden, in allen Lappen und Fetzen nachklingt. Aber in einem haben sie doch den Zusammenhang mit ihren Voreltern lebendig erhalten: sie gucken nicht über ihre Schultern hinweg nach dem französischen Nachbar, nicht nach Holland, England und Schottland, nicht nach dem Münchner Naturalismus und der panslawistischen Brutalität, sondern geradeaus, auf das Volksleben, das sich vor ihren Augen in der geschäftigen Munterkeit und in der alle Sorgen und Kümmernisse des Einzeldaseins verschluckenden und übertünchenden Heiterkeit des allgemeinen öffentlichen Lebens abspielt, das vor Jahrhunderten dasselbe gewesen ist wie heute. Damals war es die Gevatterschaft der heiligen Familie, der Apostel und der lieben Heiligen, die liebevolle und die abgeneigte, heute sind es die neapolitanischen Lazzaroni, die Bettler auf der Piazza di Spagna in Rom und die Wegelagerer am Lung' Arno und auf der Riva dei Schiavoni. Die Grundlage der Kunst ist trotz der veränderten Bedürfnisse dieselbe geblieben, und jede Kunst ist gesund im Lebensmark, die in ihrem Volke wurzelt.

Das sollten sich die Belgier und die Holländer gesagt sein lassen, die eine Kunstüberlieferung haben wie kein zweites Volk außer den Italienern. Aber die Mehrzahl ihrer Maler folgt, wenn die Münchner Ausstellung den richtigen Maßstab zur Beurteilung bietet, der Lockpfeife des Naturalismus und sieht die höchsten Aufgaben ihrer Kunst in der naturgroßen Wiedergabe verkommener Proletarier, mißvergnügter Arbeiter und stumpfsinniger Spittelweiber. Oder haben sich auch hier die Naturalisten unverhältnismäßig vorgedrängt, weil sie wissen, daß in München ihr Weizen blüht, und so das wirkliche Antlitz der belgischen und holländischen Kunst zur Grimasse verkehrt? Jedenfalls ist auch in Belgien der Naturalismus kein einheimisches Gewächs, auch keines, das auf empfänglichen Boden trifft, sondern französischer Import, wobei

freilich nicht außer Acht zu lassen ist, daß die belgische Kunst immer ein Doppelgesicht haben wird, das der wesentlichen Zusammensetzung des Volkes aus Wallonen und Vlamen entspricht. Bald steigt das eine Element an die Oberfläche, bald das andre, je nachdem der französische oder der germanische Einfluß überwiegt. Im Laufe der Jahrhunderte hat dieses Mischvolk aber doch eine nationale Eigenart gewonnen, die gelegentlich auch in seiner Kunst zu Tage tritt. Diese Eigenart zeigen nicht die nach französischem Muster gemalten Insassen eines Altfrauenhauses von Leo van Aken, die Scheldefischer am Abend von Albert Baertsoen und die vespernden Arbeiter im Wirtshause von Henry Luyten, wohl aber das merkwürdige dreiteilige Bild von Edmund van Hove, das ganz in der kühlen, scharf und bestimmt modellirenden Art von Roger van der Weyden und Memling gemalt ist und in drei abgesonderten Szenen die geistigen Kräfte des Mönchtums im Dienste mittelalterlichen Aberwitzes, der Alchimie, der Hexenprobe und der Scholastik, darstellt, und ganz besonders die plastischen Arbeiten der Belgier. Man möchte sagen, daß in ihnen das heiße Blut und der stolze Mut der Wallonen mit der germanischen Bedächtigkeit und Gediegenheit in der Einzelausführung eine Paarung eingegangen sei, die einen guten Klang giebt. Ganz aus sich heraus ist diese belgische Plastik natürlich nicht erwachsen. Aber sie hat doch auch keine auffälligen Züge von dem modernen Franzosentum angenommen. Des Brüsselers Vanderstappen David und sein triumphirender Erzengel Michael mit Schwert und Siegesfahne, der im Ehrenhof des Brüsseler Rathauses in Bronzeguß aufgestellt ist, haben nichts von dem bramarbasirenden Bühnenpathos der Franzosen und schließen sich in der strengen, knappen Formengebung an die Florentiner des fünfzehnten Jahrhunderts an. Auch in dem Gipsmodell zu der kolossalen Bronzegruppe der beiden vlämischen Volkshelden Breidel und Peter Koning von Paul Devigne, die als Denkmal der Erinnerung an die Sporenschlacht (1302) auf dem großen Platze zu Brügge errichtet worden ist, ist der heroische Accent nur so stark, als er sich mit der vornehmen Ruhe und der stolzen Würde des monumentalen Stils verträgt. In andern Erzeugnissen der belgischen Plastik waltet ein frischer, kecker Realismus vor, der nach höchster Lebendigkeit strebt, ohne daß wir dabei ein gleiches Maß von Häßlichkeit mit in den Kauf nehmen müssen. Beispiele dafür sind die Bronzegruppe: Der Kuß von Lambeaux, ein Jüngling, der eben ein vor ihm flüchtendes Mädchen erreicht hat und ihm einen Kuß raubt, zwei nackte Figuren von solcher Naivität der Auffassung und Keuschheit der Behandlung, daß man an die gesunde Sinnlichkeit der Antike erinnert wird, und eine für ein Mädchenwaisenhaus bestimmte, in ein Giebeldreieck hineinkomponirte Gruppe von Julien Dillens, die den Empfang der Kinder durch die Vorsteherinnen der wohlthätigen Anstalt darstellt. Hier kommen freilich bereits die lebendige Naturwahrheit der einzelnen Figuren, die moderne Tracht und die genrehaften Motive in Konflikt

mit dem architektonischen Rahmen, der eine strengere Einordnung in sein Gefüge verlangt.

Auch in Holland scheint der grämliche Naturalismus, die „Armeleutmalerei“ eines Israels und seines Nachahmers Albert Neuhuys nur das große Wort zu führen, nicht aber die koloristischen Bestrebungen und den geistigen Inhalt der holländischen Malerei ausschließlich zu vertreten. Ein Heer von Nachahmern zu bilden, die lauter Rembrandts, Jan Steens, Ruisdaels, Terborchs und Pieter de Hoochs fabriziren, soll nicht die Aufgabe der großen Gemäldesammlungen im Haag, in Haarlem und Amsterdam sein, die trotz allen Raubes und aller leichtfertigen Verschleuderungssucht immer noch die Blüte der nationalen Kunst des siebzehnten Jahrhunderts zu aller Augenweide und Freude beherbergen. Aber diese Schöpfungen wurzeln auch heute noch so tief im Volkstum, daß nur durch sie, nicht durch das dem Volksstamm aufgepfropfte französische Reis eine Wiedergeburt der nationalen Kunst erfolgen kann. Man würde an der Zukunft des holländischen Volkes oder doch an seiner Fähigkeit zur förderlichen Mitarbeit an den gemeinsamen Aufgaben der Kulturvölker verzweifeln, wenn der Zusammenhang zwischen Gegenwart und Vergangenheit wirklich ganz zerrissen wäre. Aber dem ist nicht so. Die Münchner Ausstellung giebt uns wenigstens zwei tröstliche, überzeugende Beweise, den einen in dem Genrebilde „Sonnenschein in Haus und Herz“ — eine junge blonde Frau, die von dem in ihr Gemach einfallenden Sonnenlicht mit goldig glänzendem Gespinst umwoben vor einem Pulte steht und in ein Schriftstück blickt — von Christoffel Bisschop, der die poetische Art Pieter de Hoochs noch zu größerer malerischer Virtuosität ausgebildet und an Stoffen aus dem modernen Leben erprobt hat, den andern Beweis in zwei Bildern von Therese Schwartze, einer Malerin, die alles Dilettantenhafte und Unzulängliche in Technik, Auffassung und Charakteristik überwunden hat, das sonst den Werken ihrer malenden Schwestern anhaftet, ohne daß jedoch irgend eine Spur emanzipirten Wesens durchblickte. Ihr entschlossener, unerschrockener Charakter spiegelt sich in ihrem Selbstbildnis, die große Summe ihrer malerischen, an Rembrandt großgezogenen und doch selbständigen, manierfreien Leistungsfähigkeit in einer Gruppe holländischer Waisenmädchen, die unter Klavierbegleitung einen Psalm singen Das ist reine, freie und doch mit künstlerischem Blick aufgefangene Natur, und so lange es noch Künstler giebt, die so die Natur sehen und malen können, darf uns das Gespenst des Naturalismus keine Sorge machen. Es ist keine große, allgemeine Volkskrankheit, die allgemeine Absperrungsmaßregeln der Gesundheitspolizei forderte, sondern eine niedrige Spekulation auf die Dummheit der Massen, die von einigen wenigen Schlauköpfen, die im Trüben fischen wollen, in Szene gesetzt worden ist und mit den schamlosesten Mitteln unterhalten wird.

———



Zu Stöckers Entlassung


ie Entlassung Stöckers aus seiner Stellung als Hof- und Domprediger, wie sie vom Kaiser am 6. d. M. bewilligt worden ist, hat in der deutschen Presse insofern die verschiedenartigste Beurteilung gefunden, als die einen darin ein politisches Ereignis ersten Ranges erblickten, die andern dem Vorgange jede Bedeutung absprechen wollten. Nur darin sind alle einig gewesen, daß sie ihm zahllose Leitartikel und sonstige Betrachtungen gewidmet haben. Wenn es nun auch wahr ist, daß sich die Deutschen oft um Kleinigkeiten zanken, so kommt es in diesem Zusammenhange doch vornehmlich auf die subjektive Auffassung an, auf die Wichtigkeit, die die Sache in den Augen der Menschen hat, gleichviel ob sie ihr, geschichtlich betrachtet, zukommt oder nicht.

Vom Standpunkte der Tagesbetrachtung haben die ohne Zweifel Recht, die die Entlassung Stöckers nicht auf die leichte Achsel nehmen: sie sprechen eben nur offen aus, was die andern, ohne es Wort haben zu wollen, gleichfalls denken. Es könnte aber sein, daß sie auch in jenem höhern Verstande Recht behielten, wo es sich nicht um die Stimmungen und Interessen des Augenblicks handelt, sondern um einen dauernden Einfluß, der auf die fernere Entwicklung der Gesamtheit geübt wird, während zugleich ein scharfes Licht auf die Zustände fällt, aus denen heraus derartiges allein verständlich werden kann.

So angesehen hat sich zwar an dem, was in engern Kreisen längst bekannt war, nicht eben viel geändert. Daß Stöcker bei Hofe nicht persona grata sei, war seit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. kein Geheimnis. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, deren Berührung sich von selbst verbietet, möchte ich die Gründe am liebsten darin suchen, daß der Kaiser in seinem Bestreben, nicht nur thatsächlich „über den Parteien" zu stehen, sondern dies auch von der öffentlichen Meinung anerkannt zu wissen, die Beziehungen zu der sogenannten äußersten Rechten, die ihm, während er noch Prinz Wilhelm war, zugeschrieben wurden, wohl unbequem empfunden haben mag. In ungezwungener Weise läßt sich hieraus erklären, daß und weshalb die „Extremen" als solche, nicht bloß Stöcker allein, von dem jungen Monarchen nicht nur

keinerlei Zeichen der Gunst empfangen haben, sondern zum Teil sogar auffällig zurückgesetzt worden sind, wie es denn z. B. nicht unbemerkt geblieben ist, daß die Herren von Puttkamer und von Kleist-Retzow zu der im Frühling dieses Jahres auf der Pfaueninsel bei Potsdam veranstalteten Festlichkeit keine Einladung erhalten hatten, während der sogenannte Helldorffsche Flügel der deutsch-konservativen Partei des Reichstags reichlich bedacht worden war.

Ich beschränke mich darauf, diese Thatsache anzuführen, die an sich unbedeutend erscheinen mag, weil erst seit etwa sieben Monaten von einer kaiserlichen Politik, im eigentlichen Sinne des Wortes, die Rede sein kann. Was vor der Entlassung des Fürsten Bismarck von unfreundlichen Kundgebungen gegen die „Kreuzzeitungspartei" und insbesondre gegen Stöcker bekannt geworden ist, wird wohl mit Recht auf die ausgesprochene Abneigung des Exkanzlers gegen die „äußerste Rechte" zurückgeführt. Jedenfalls kann hier nicht so scharf geschieden werden, wie es für die Beurteilung der gegenwärtigen Lage erforderlich wäre.

Ich behaupte nicht, daß zu den eben erwähnten äußern Gründen der Abkehr nicht nach und nach eine gewisse innere Erkaltung hinzugetreten sei; psychologisch ließe sich das wohl erklären, gewisses ist darüber indessen in den Kreisen der Unterrichteten nicht bekannt. Nur so viel scheint festzustehen, daß der Kaiser die kirchenpolitischen Anschauungen Stöckers und seiner Gesinnungsgenossen nicht teilt, wohl gar dagegen eingenommen ist, weil er von ihrer Verwirklichung eine Minderung der geschichtlichen Stellung des obersten Bischofs der evangelischen Landeskirche erwartet. Auf eine Erörterung dieser Frage einzugehen wäre jedoch nicht am Platze. Wir haben es hier nicht damit zu thun, wer Recht und wer Unrecht hat, sondern damit, welche Beweggründe bei der Entlassung Stöckers mitgespielt haben mögen.

Auch der Antisemitismus ist erwähnt worden. Man hat von Äußerungen gesprochen, die die Großherzoge von Baden und Hessen gemacht hätten, um den Sturz Stöckers herbeizuführen, den sie für die Ausbreitung judenfeindlicher Ideen in ihren Ländern verantwortlich glaubten. Darin irren sie sich. Stöcker hat die Judenfrage bei seiner letzten Anwesenheit in Baden kaum gestreift, in Hessen-Darmstadt unsers Wissens nie öffentlich gesprochen. Daß sich Einflüsse der gedachten Art, vielleicht auch noch höher hinauf reichende, geregt haben mögen, soll nicht unbedingt bestritten werden, nur braucht man ihre Tragweite nicht eben hoch anzusetzen. Angesichts der außerordentlichen Selbständigkeit des Kaisers ist es fast unmöglich, zu erkennen, was bei seinen Entschließungen den Ausschlag giebt. Nur Vermutungen dürften hier gestattet sein; diese aber gehen dahin, daß die „Staatsraison," die heute die „Zusammenfassung aller staatserhaltenden Elemente" erheischt, es vielleicht erfordert, die kalt zu behandeln, auf deren Unterstützung unter allen Umständen gerechnet werden darf, von denen man aber glaubt, daß ihre Grundsätze wie ihre Per-

sonen der Gewinnung andrer, an sich weniger zuverlässiger Elemente im Wege seien.

Sonstige Gründe lassen sich um so weniger ausfindig machen, je mehr man in die Tiefe geht, ohne sich von dem Schein der Dinge beirren zu lassen. Abgesehen von dem berührten Gegensatze auf dem kirchenpolitischen Gebiete — nicht auf dem des Bekenntnisses selbst, wo er nicht besteht — ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der kaiserlichen Politik und den Bestrebungen, die sich um den Namen Stöcker gruppiren, in der That nicht zu erkennen. Die Forderungen, die den Inhalt der Erlasse vom 4. Februar d. J. ausmachen, sind in den „christlich-sozialen“ Versammlungen Stöckers und anderswo seit langen Jahren vertreten worden; in der Kolonialpolitik, wie überall, wo nationale Interessen in Frage kommen, hat sich Stöcker, wie selbst seine entschiedensten Gegner nicht in Abrede stellen, stets zu Kaiser und Reich gehalten. Für die leitenden Grundsätze der gegenwärtigen Steuerpolitik ist er jederzeit mit Wärme eingetreten.

Insofern, als er Antisemit ist, nimmt Stöcker allerdings einen gesonderten Standpunkt ein, der amtlich keine Vertretung findet. Allein sein Verhältnis zum Judentum ist ausschließlich sozialer Art, hat mit Rassen- und Religionshaß nicht das mindeste zu thun, weshalb er auch von den Antisemiten Böckelscher Richtung nicht für voll angesehen, ja sogar aufs heftigste angefeindet und verfolgt wird.

Nach dem Gesagten versteht es sich von selbst, daß Stöckers fernere Thätigkeit keine „frondirende“ sein kann und wird, wie die Gegner auszusprengen suchen, sich vielmehr zu einer Fortsetzung des Bisherigen gestalten muß, nur mit größerer Freiheit der Bewegung.

Diese Thatsache, so zweifellos sie schon heute feststeht, wird freilich nicht hindern, daß jene andre, die Entlassung Stöckers aus seinem Amte, sachlich eine Wirkung übt, die vom Standpunkte der „Staatsraison“ weder gewollt wird, noch gewollt werden kann. Was dem Politiker von Fach unter Umständen einleuchten mag, wird man der Masse nie verständlich machen. Wenn ein Mann, der sich mit der kaiserlichen Politik thatsächlich in voller Übereinstimmung befindet und ihr die außerordentlichsten Dienste geleistet hat, plötzlich aus seiner amtlichen Stellung entlassen wird, so muß die Masse darin einen Beweis erblicken, daß jene Übereinstimmung eben geschwunden sei, und daß „neue Bahnen“ betreten werden sollen. Das kann aber nach Lage der Dinge zu einer Erschütterung des Vertrauens führen, das, dank der unermüdlichen Hetze, wie sie bald in offner, bald in versteckter Weise gegen die kaiserliche Sozialpolitik getrieben wird, ohnehin auf ziemlich schwachen Füßen steht, dadurch aber, zunächst wenigstens, nicht gestärkt werden kann, daß die neuen sozialpolitischen Gesetze für jetzt mehr Lasten aufzulegen als Gewinn zu bringen scheinen.

Immerhin würde diese Wirkung nicht völlig zum Ausdrucke kommen, wenn nicht die Tagespresse zum guten Teile dabei eine Rolle spielte, die man geradezu niederträchtig nennen muß. Daß der furchtbare Haß, mit dem Stöcker seit Anbeginn seiner Thätigkeit verfolgt wird, bei dieser Gelegenheit wieder aufgelebt ist, mag noch hingehen: à la guerre comme à la guerre. Wie Stöcker in gewissem Sinne seinen Gegnern keinen Pardon gegeben hat, so erwartet er auch keinen von ihnen. Niederdrückend, demütigend für unser deutsches Bewußtsein, beschämend für unser sittliches Empfinden aber ist dieses Maß von Gemeinheit!

Vor mir liegt ein Haufe von Zeitungen, die sich alle mit Stöcker befassen. Ich hätte nur nötig, ihre Urteile aneinander zu reihen, und jede eigne Kritik wäre überflüssig. Leider läßt das der Raum nicht zu. Übrigens bedarf es kaum der Belege. Wir alle haben diesen Kannibalentanz um den Marterpfahl in der letzten Zeit mit angesehen. Wir alle sind Zeugen des Mangels an Großmut und ritterlichem Sinn gewesen, der die deutsche Tageslitteratur der Gegenwart vielfach zu der verächtlichsten der Erde macht.

Wo stammt sie aber her, diese kotbeladene Niedertracht, diese freche Verachtung der Wahrheit, diese wahnsinnige Rachewut, diese Unversöhnlichkeit des Hasses, wo stammt sie her? Deutsch ist das nicht. Was immer unsre Fehler sein mögen, und es sind ihrer wahrlich genug! nach dieser Richtung sind sie nicht zu suchen. Stöcker selbst hat den Finger auf die Wunde gelegt: „Unser Volk ist vermauschelt — hat er gesagt —, daran liegt es." Ja, „vermauschelt" ist das Volk und ist vor allem die Presse. In Judenhände ist sie mehr und mehr gelangt, bis wir da stehen, wo uns Lassalle, selbst ein Jude, vor mehr als fünfundzwanzig Jahren sah, am Rande des sittlichen Zusammenbruches, dem wir nicht entgehen werden, wenn sich das nicht ändert. Oder könnte es irgend ein Volk der Welt ertragen, sein ganzes Sein und Wollen in den Dienst einer fremden Minderheit gestellt zu sehen, die an allem, was unser nationales Leben zeitigt, nur das eine Interesse hat: Was bringt es ein?

Zu allen Zeiten, vor und nach Gewährung der bürgerlichen Gleichberechtigung an die Juden, hat es Männer gegeben, die das klar erkannt haben. Von keinem aber ist es öffentlich, unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts, mit solcher Kraft und Wirkung ausgesprochen worden wie von Stöcker, nachdem ihn die Juden zur Selbstverteidigung gezwungen hatten — früher nicht. Wie maßvoll überdies ist es geschehen, mit welcher Schonung, welcher Pietät für die heiligen Überlieferungen Israels! Wer aber hat darauf gehört? Ein „Hetzer" und „Brandredner" mußte er sein, weil er die Juden zur Bescheidenheit ermahnte, nur von einzelnen weniger verblendeten ist es ihm gedankt worden, weil sie begriffen, daß die Gesamtheit wieder einmal — wie schon so oft in ihrem Übermut — einer Katastrophe entgegenstürme, die alles Gewonnene zu verschlingen droht.

Einstweilen freilich scheint das noch fern zu sein. Die Juden haben es verstanden, sich in den Organen unsrer öffentlichen Meinung eine Vertretung zu schaffen, die Millionen von Deutschen mundtot macht, als Teilnehmer und Mitschuldige an einem Treiben zeigt, das ihnen innerlich zuwider ist, dessen Bann sie sich aber nicht mehr zu entziehen wissen.

So kommt es, daß Stöcker heute in vieler Augen als das dasteht, was seine Gegner sind; daß er als „Sündenbock" in die Wüste gejagt wird, während die wahren Feinde unsers Volkes sich als dessen Wohlthäter geberden und überall auf eine zarte Rücksicht treffen, die dem Gehorsam feiger Sklaven gleicht.

An diesem furchtbaren Gegensatze zwischen der Außenseite der Dinge und ihrem innern Gehalt droht alles zu Grunde zu gehen. Wir wollen unser öffentliches Leben aus der Tiefe heraus erneuern und fangen damit an, daß wir seinen Verderbern schmeicheln!

Freilich sind die Verhältnisse so verwickelt geworden, daß man dem Einzelnen kaum einen Vorwurf mehr daraus machen kann, wenn er sich von dem Strome treiben läßt. Für Unzählige steht bei dem ersten Versuche des Widerstandes alles auf dem Spiel, während die Staatsgewalt sich durch das formelle Recht, das sie zu schützen verpflichtet ist, gebunden sieht, die Folgerung eines Standes der Dinge ziehen muß, den sie, von falschen Voraussetzungen ausgehend, dereinst selbst geschaffen hat.

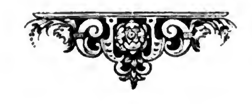
Wer ändert das? Auch der Stärkste nicht, wenn ihm nicht Schicksalsfügungen zu Hilfe kommen. Das ist am letzten Ende die Moral davon, daß Stöcker jetzt hat gehen müssen.

Aber nicht immer heißt es: Wer gegangen ist, kommt nicht wieder. Die Macht des Judentums ist einstweilen noch im Wachsen; allein auch die Gegenbewegung nimmt sichtlich zu. Jene von außen herein, diese von innen heraus. Jeder Schritt weiter auf dem Wege zur gesetzlichen Organisation der Arbeit bedeutet eine grundsätzliche Minderung der Judenmacht, die von der Organisationslosigkeit lebt, mit ihr steht und fällt.

In diesem Sinne wird Stöcker, ob nun im Leibe oder im Geiste, wiederkommen. Vielleicht erst, wenn das Wort, das Herwegh, obschon in einem andern Sinne als wir, von der deutschen Freiheit gesprochen hat, wahr geworden ist:

Nein, sie wird nicht untergehn,
Doch ihr fröhlich Auferstehn
Kostet eine Höllenfahrt!

*





Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

Von Otto Ludwig*)

ch kanns durchaus nicht ertragen, sagte er, und ließ die Rouleaux herab. Gerade solch ein schöner Frühlingstag war es, gerade so strömten die Geputzten aus der Stadt. Seh ich solch ein schlankes Kind, wie es, das Herz voll vom Lerchengesang der jungen Hoffnung, neben dem stampfenden Papa und der schleichenden Mama daher trippelt, so fällt mir eine Geschichte ein, über die ich wahnsinnig hätte werden können, wenn ich nicht besser wüßte, wie es sich damit verhält. Aber ich sehe es an dem einfältigen Gesichte, das du machst; wenn du mich begreifen sollst, muß ich dir erst erzählen, was mir begegnet ist, seit wir uns nicht sahen.

Er setzte sich auf den Stuhl am Flügel und begann:

Zu stille Liebe, eine Liebesgeschichte.

Weder die Tausend und eine Nacht, noch ihr in Berlin verstorbner Vetter, der selige preußische Kammergerichtsrat Hoffmann, hat eine wundersamere Geschichte erdacht, als die ist, die ich selbst erlebt habe, und die ich dir nun erzählen will.

Daß ich vor zwei Jahren mich hierher nach Leipzig wandte, den Koffer voll von Manuskripten, das Hirn voll von Hoffnungen, das weißt du. Wie ich — nicht die Manuskripte, aber die Hoffnungen los wurde, brauche ich dir nicht zu sagen, denn auch du hast am Teiche Bethesda gelegen, bis der Engel die Wasser eines Buchhändlergemütes bewegte. Bei allen bis auf einen war ich gewesen, von allen diesen war ich Unglücklicher, der keinen Namen hatte, abgewiesen worden; wie schämte ich mich vor allen den Magistern, Hausknechten, Kommis, der Jugend nicht zu gedenken, die mir begegnete! Jeder, meinte ich, müßte mir ansehen, daß ich Unseliger keinen Namen hätte. Nun stand ich vor dem Hause des letzten. Es war palastähnlich, seine Größe

*) Aus Otto Ludwigs reichem handschriftlichem Nachlaß, der zum Teil in der neuen großen Gesamtausgabe seiner Werke Aufnahme finden wird, die von Neujahr 1891 ab in dem Verlage dieser Zeitschrift erscheint.

und Eleganz nahm mir das letzte Restchen Mut; die Goldbuchstaben „Jammerdegensche Verlagsbuchhandlung" schauten wie höhnend auf den Autorenembryo herab, dem vor diesem Glanze der letzte Hoffnungsstern, je von der Presse geboren zu werden, erblich.

Während meine Seele in Apathie darniederlag, waren meine Füße desto thätiger. Was nun geschah, muß ich für eine Fügung des Schicksals halten. Ich sah endlich wieder auf, und sonderbarerweise kam mir der Gedanke, daß ich ein Paar Stiefel brauchte, in demselben Moment, als meine Augen der Firma Christlob Fintlein begegneten, unter welcher ein Herrenstiefel gemalt stand. Es geschah aber in der Fleischergasse, daß dies Zusammentreffen stattfand und mich bestimmte, zu Herrn Fintlein hinaufzusteigen.

Aus einem finstern Hausplatze gelangte ich auf eine noch finstrere Treppe. — Hier nicht; vier Treppen hoch. — Ich ergab mich darein und stieg weiter. Das war die vierte Treppe — doch ich irrte wohl — diese führte unmittelbar unter das Dach. Eine Luke warf gerade so viel Licht auf die gegenüberstehende Wand, daß ich in dieser eine Thüre gewahr wurde. Noch stieg ich, als die Thüre sich öffnete, und der Lichtschein wie verklärend auf ein Gesichtchen von solcher Anmut fiel, daß man glauben konnte, nur diesem zu Gefallen habe er es über sich gewonnen, in diese unwirtlichen Räume zu dringen.

Dies Gesichtchen — alle seine Formen waren schön und edel — es war eins von jenen durchsichtigen, die nur wie ein Florschleier um eine höhere geistige Schönheit sich schmiegen, eins von jenen, die uns zugleich reizen und rühren, die uns so fremd und doch so lieb und bekannt erscheinen; es war eins von denen, deren Anblick Frieden und Freude giebt. Aus den ruhigen Augen, über denen die seidnen Wimpern fast ohne Bewegung schwebten, schaute eine Seele, die so über das Stürmen der Leidenschaft, wie über den Wechsel kleiner Launen erhaben schien. Dabei war das ganze Gebilde so mädchenhaft in sich selbst geschmiegt!

Regungslos, wie verzaubert stand ich, als das schöne Mädchen an mir vorbeischritt. Lange war sie im Dunkel der Treppe unter mir verschwunden, als die Stimme des Herrn Fintlein mich aus den seltsamsten Träumen weckte. Er vernahm mein Begehren und bat mich, bei ihm einzutreten. Das enge Stübchen erzählte von bitterer Armut, dennoch hingen über dem schmutzigen Bette einige Christusbilder und flammende Herzen, von schönen Reimen umgeben. Madame Fintlein hockte vor dem Ofenloch, und zwei kleine halbnackte Mädchen wollten sich vor dem Eintretenden in die Rockfalten der Mutter verstecken, ein so mühsames wie vergebliches Streben. Ein drittes, etwa zwölf Jahre alt, hatte über seinen ärmlichen Anzug ein neues Jäckchen gezogen, und ein Lächeln über dem hungerblassen Gesichtchen zeigte, daß sie sich für sehr schön geputzt hielt. Damit ich mich setzen könnte, wurde der einzige Stuhl, den ich sah, von seiner Bürde befreit. Währenddes begann Herr Fintlein:

Sie sind hier zu armen Leuten gekommen, aber Armut schändet nicht, sondern Dummheit und Gottlosigkeit. Wollen Sie sich nun setzen? Rittergüter und Kapitalien setzt es bei meinen Kindern nicht nach meinem Tode; aber die Erziehung ersetzt alles. Wünschen Sie eng schließend oder —?

Weit, sagte ich.

Sehr wohl, fuhr er fort. Eng kann die Stube sein, der Geist aber und das Herz müssen weit sein. Großes Erbe kann ich meinen Kindern nicht hinterlassen, aber ich lasse nichts dahinten, wodurch sie sich hervorthun können; so laß ich sie französisch lernen, und da sie sich eng an die Vorschriften des Magister Kauderer halten, haben sies schon recht weit gebracht. Sie wünschen mit Eisen?

Ja, sagte ich.

Eisern, fuhr Herr Fintlein fort, eisern ist aber auch ihr Fleiß. Und trotzdem, daß unser Magister eigentlich schon unter das alte Eisen der Gelehrsamkeit gehört — Sie kennen ihn wohl?

Nein, sagte ich.

Der gute Mann hat sich eigentlich, fuhr Herr Fintlein fort, dadurch, daß er das Eisen nicht zu schmieden verstand, als es warm war, in das Halseisen der Armut gesteckt — die Schäfte wünschen Sie?

Lang, sagte ich.

Da es nun, fuhr Herr Fintlein fort, da es nun auf keine Weise mehr bei ihm langen wollte, hat ihn die Universität in den Spittel eingekauft. Dadurch wäre die Welt, der er noch lange hätte nützen können, zu kurz gekommen, wenn nicht die Langeweile und das Federschleißen wäre, und der Mann, was seine schwache Seite, den Schnaps betrifft, nicht zu kurz gehalten würde. Nun desertirt er, so oft er kann, um sich durch Unterricht ein Schnäpschen zu verdienen.

Herr Fintlein war mit dem Anmessen fertig. Sie hatten vorhin einen angenehmen Besuch, unterbrach ich ihn. Seine Augen begannen vor Freude zu leuchten; dabei nahmen seine Züge einen geheimnisvollen Ausdruck an. Haben Sie ihn gesehen?

Er war im Aufbruch begriffen, wie ich kam, sagte ich.

O so ist, sagte er, indem er seine Hände wie segnend auf mich legte, fast schluchzend, Ihnen die Bahn gebrochen zum Durchbruch; ein Verbrechen wäre es, brächen Sie nun nicht die Bande der Wollust und Vernunfthoffart durch, die dem Reiche Gottes ohne Unterbrechung Abbruch thun. Der Mensch, der den Stolz seiner Vernunft nicht bricht, ist ein elender Bruch, den nur die Hingebung im Glauben zu einer ganzen Zahl machen kann. O mein Bruder in Gott, brich mir nicht das Herz, indem du den Umgang nicht abbrichst mit dem Wolfe, der täglich sinnt, wie er unter die auserwählten Glaubensschäflein brechen möge!

Dabei streckte er den gelben, hagern Arm mit der pechgesalbten Hand, in der er noch das Maß hielt, gegen die niedrige Decke; an seiner spitzigen Nase

rannen zitternd zwei große Thränen herab, die sich mühsam durch die zusammengekniffnen Lider und die buschigen grauen Wimpern hatten hindurcharbeiten müssen.

Mir ward fast graulich. Bester Herr Fintlein, sagte ich, bemühen Sie sich nicht vergeblich; ich verlange nichts von Ihnen, als die Stiefel und Auskunft über die Dame.

Madame Fintlein setzte einen Topf beiseite, schneuzte eins der kleinen Wesen, dann ließ sie ein gutmütiges Lächeln über die fabelhafte Gestalt ihres Gemahls gleiten und sagte: Sie dürfens dem Fintlein nicht übel nehmen, wenn er Sie ein bischen bekehren will; er meint es gut in seinen närrischen Gedanken. Aber was die Dame betrifft, so ist sie eigentlich gar keine Dame, sondern ein lieber Gottesengel. Das sagte Fintlein schon, wie sie nur zum erstenmale dagewesen war. Unser kleiner Jakob, Gott hab ihn selig, war gerade im Sterben, und ein Polizeidiener wollte Fintlein mit sich nehmen wegen der sechs Thaler, die wir dem Herrn Flötenspiel, dem geizigen Fleischer an der Ecke, schuldig waren. Ich hatte mich über mein sterbendes Kind geworfen und wollte an Gott, an der Bibel und an allem verzweifeln; da stand auf einmal das schöne Wesen mitten unter uns und gab dem Polizeidiener das Geld, daß er fortging. Da langte Jakobchen, Gott hab es selig, das sonst zu keiner andern Seele ging als zu mir, nach der Dame, und sie nahm es auf den Arm, trug es an das Fenster und sah es so mild an und sang dazu so wunderbar schön, daß ich es noch immer in den Ohren höre. Und das Kind, das immer geschrieen hatte und sich gewunden, ehe die Dame hereinkam, war so ruhig und sein Gesichtchen wurde immer freundlicher. Hier stand ich und hatte die Hände gefaltet, und dort stand Fintlein und hatte auch die Hände gefaltet, und wir beide sahen einander lächelnd an; und doch wars, als wärs Sonntag und als wären wir in der Kirche. Aber das Lächeln kam daher, weil jedes wußte, daß es dem andern ebenso war. Nun legte mir die Dame das Jakobchen auf den Arm; es war selig verschieden. Und fort war sie, ehe wirs uns versahen, und auf dem Tische lag Geld, daß wir das Jakobchen begraben lassen konnten und uns Trauersachen kaufen. Da sagte mein Fintlein: Uns hat Gott angesehen, denn seiner Engel einer hat uns heimgesucht. Sie ist auch in allem so ganz anders, wie die jungen Frauenzimmer sind. Dazu war ihr einmal eine Locke aufgegangen; wie sie darnach langte, fiel ihr das Obergewand von dem schönen bloßen Arm, und da sah ich, daß durch Arm und Hand rosenrot die Sonne schien.

Das erzählte mir Madame Fintlein; Herr Fintlein aber bekräftigte die Wahrheit des Erzählten durch fortwährendes Nicken und andre Gesten, indem er mit der einen Seite seines Gesichtes weinte und mit der andern lachte.

Und Sie wissen nicht, wo sie wohnt? wie sie heißt? fragte ich.

Wenn mir, entgegnete Herr Fintlein, diese Fragen auch heiß gemacht hätten, so hätte ich dennoch die Neugier schweigen heißen, denn es heißt —

Bester Herr, fiel ihm Madame Fintlein ins Wort, einigemal wollte ich ihr nachgehen oder wenigstens nachsehen, aber Fintlein litts nicht. Er sagte, das sei Fürwitz, und sie würde dann gewiß nicht wieder kommen.

Ein Meer von unbeschreiblichen Gefühlen arbeitete in meiner Brust. Schneller, als ich heraufgekommen war, eilte ich die dunkle Treppe hinunter; mir war, als müßte sie mir heute noch einmal begegnen. Ich durchrannte alle Straßen der Vorstädte, ich durchrannte alle Wege der Promenade. Hie und da rief mich eine bekannte Stimme; das hörte ich fern wie im Traume. Je dunkler es wurde, desto schneller lief ich; hier rannte ich mit einem zusammen, der mir fluchend nachsah, dort wich eine ängstlich, einer verwundert mir aus, kaum daß ich es bemerkte.

So rannte ich eben durch die Dresdner Straße. Es war schon Nacht geworden; ein rauher Wind blies mir entgegen. Da erhob sich in einem der Häuser eine Frauenstimme in so wundervollen Klängen, daß michs festhielt, als wäre ich gebannt. Ich sah auf; im Scheine der Gaslaterne glänzte mir wieder das goldne: „Jammerdegensche Verlagsbuchhandlung" entgegen. Es war ein einfaches Liedchen, was die Stimme sang, aber diese Klänge — so wundersam getragen, so ruhig und klar! Mir war, als sähe ich den ruhigen Blick, der mich heute durchleuchtet hatte, dem wieder zu begegnen ich mich sehnte. Ich zweifelte nicht, daß beides, Blick und Stimme, derselben gehöre, die, seit ich sie gesehen, die Herrin meines Herzens war. Der Gesang verstummte; ein Licht um das andre verlosch in den Fenstern ringsum. Rauher und immer rauher blies der Wind mich an; in mir aber wehte süße Frühlingsluft, und alle Knospen meines Innern sprangen klingend auf. —

Nachdem er so weit erzählt hatte, blieb er erst schweigend eine Weile sitzen, dann sprang er auf und riß die Binde vom Halse wie einer, dem es an Luft fehlt. Drauf brachte er aus seinen Taschen eine Anzahl Krämertüten hervor, die er auf dem Tische vor sich ausbreitete.

Ich muß, sagte er dann, ehe ich in der Geschichte meiner Liebe fortfahre, einen Absprung machen; die Gefühle, die die Erinnerung jener Zustände in mir hervorruft, würden mich sonst aufreiben.

Du betrachtest diese Tüten mit Verwunderung; was wirst du sagen, wenn du erfährst, daß, was auf ihnen gedruckt ist, im engsten Zusammenhange mit meiner Geschichte steht. Was wirst du sagen, wenn ich dir erzähle, daß ich an einem und demselben Tage in der einen von dem kleinen Kuchengarten Kuchen heimgetragen und diese zweite um ein feines Messerchen gewunden erhalten hatte, das mir ein Freund aus Bamberg zum Präsent schickte, daß mir an dem Abend desselben Tages, wie ich durch die Tauchaer Straße gehe, ein Kind nachläuft und mir diese dritte giebt, indem es sagt: Sie haben das Papierchen verloren. Ich lasse nun von solchen Tüten und Emballagen, die ich bekomme, nichts ungelesen. Du wirst erstaunen, wie ich erstaunte, zu finden, daß diese

drei Dinge ursprünglich Blätter aus einem und demselben Buche und, was das seltsamste ist, unmittelbar aufeinanderfolgende Blätter sind. Muß man nicht hinter diesem scheinbaren Zufallsspiel eine höhere Fügung ahnen?

Diese Blätter sind allem Anscheine nach eine Übersetzung aus einer uralten Sanskrithandschrift. Ich halte mich nicht bei Vermutungen über ihren Ursprung auf, sondern bitte dich, sie durchzulesen. Sowie ich mich erholt habe, fahre ich dann in meiner Geschichte fort.

Ich ergab mich darein und las:

Die Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und dem Fluch des weisen Chyavana.

Es begab sich, daß Arjuna und Krischna auf die Erde herabstiegen und sich von Ahinsa, dem Weibe des heiligen Dherma abermals gebären ließen. Und Dherma nannte Arjuna Nara, dem Krischna gab er den Namen Narayana. Als sie erwachsen waren, führten die beiden ein so beschauliches Leben, daß die Götter darob sich ängsteten. Da sandte Indra, der Gott des Himmels, die schönsten Weiber seines Reiches, Kama (Liebe) und Vasanta (Frühling), mit den fünfunddreißig Millionen Asparasas oder Himmelsnymphen zu ihnen herab, damit die Schönheit sie zur Liebe reize und sie ihrer Buße vergäßen. Die Weisen saßen am Ufer des lotosumnickten Ganges, als die himmlischen Mädchen herabkamen, und schauten so ernst vor sich hin, daß diese nicht wagten, sie anzureden. Da begannen die Mädchen, in der Hoffnung, dadurch die Aufmerksamkeit der Weisen auf sich zu ziehen, himmlische Tänze. Sie verschlangen die Arme zu lieblichen Gruppen in einander, sodaß es schien, Himmel und Erde seien durch unendliche Blumengewinde verbunden, indem die Körper wie Rosen und Lilien erschimmerten und die grünen Schleier wie durchsichtiges Laub sie umwehten; bald bildeten sie ein buntes bewegliches Dach über den Weisen, bald schienen sie künstliche Schriftzüge mit Perlen von Rosenfarbe, Purpur und Silber auf den Sammet des blauen Himmels gestickt.

Aber Narayana erriet den Plan der Götter. Er nahm den Blick seiner Augen von seinem Nabel hinweg und richtete sein Antlitz gegen die Mädchen und hieß sie willkommen, und die Mädchen freuten sich seiner Freundlichkeit und der Gewalt ihrer Reize. Da nahm Narayana einen Lotosstengel von der Erde und setzte ihn vor sich auf seinen Schenkel. Und der Stengel dehnte sich und wuchs und schwoll, bis er dem Bilde eines Weibes glich, schöner als irgend ein Weib im Himmel und auf der Erde. Kama und Vasanta aber weinten, und es weinten mit ihnen die Nymphen über ihre Schönheit, die nun übertroffen war. Narayana richtete sein Auge auf das Bild, da sprang die Rinde des Lotoszweiges und fiel auf beiden Seiten nieder. Und glänzender als die Sonne stand die Schönheit des Weibes, das Narayana erschaffen hatte,

da, nur in den Purpur schamhaften Errötens gekleidet. Und Narayana mußte lächeln zum erstenmale in seinem Leben, und Kama und Vasanta mußten lächeln, und mit ihnen die Nymphen trotz ihres Schmerzes, denn solche Schönheit kann kein Auge schauen, ohne zu lächeln. Von jeder Regung der schönen Glieder zitterte die entzündete Luft und seufzte melodisch auf; was der Blick ihrer Augen traf, loderte auf in farbigem Glanz. Wie sie nun in sich gebogen dahin schritt, tönten die Seufzer zu süßen Harmonien zusammen, und lohte es vor ihr her, wie wenn tausend ausgebreitete Pfauenschweife den abendglühenden Himmel fächeln. Narayana nannte das Weib Urvasi, von Uru (der Schenkel), weil sie auf seinem Schenkel stehend von ihm erschaffen worden war, und übergab sie Kama und Vasanta und den Nymphen, sie Indra zu überbringen. Dazu gebot er ihnen: Saget Indra, an diesem Geschenke möge er sehen, daß Narayana der Gesellschaft der Schönheit nicht bedarf. Indra aber schenkte sie später dem Galava. —

Damit endete das erste Blatt. Wie ich zu dem zweiten greifen wollte, schien er sich wieder erholt zu haben. Er fuhr nun fort in der Geschichte: Zu stille Liebe, wie folgt:

Das Schicksal hatte mich Glücklichen ausersehen, jenes süßeste Leben einer Todesgefahr zu entreißen. Sein vornehmstes Werkzeug dabei war der wohlberühmte Schneidermeister Heidermann. Dieses, zum Ideal des Nobeln mit Gewalt anstrebende Gemüt hatte die Äußerung einiger Mitgäste einer benachbarten Dorfschenke, daß Lords und Barone in London bei Nacht nie anders ritten als mit einer Laterne an jedem Knie, zur Nachahmung solcher Sitte begeistert, diese Sitte aber hinwiederum die hoffnungsvolle Jugend der Stadt zu jubelnder Nachfolge. Das Roß, das sich nicht so leicht in die vornehme Weise fand als sein Herr, scheute plötzlich und rannte wütend mit ihm daher, der sich kaum noch im Sattel hielt. Das Geschrei und verunglückte Versuche, es aufzufangen, machten es nur wütender. Noch einige Schritte war es hinter mir, als ich vor mir in dem Fenster einer Sänfte das lieblichste Antlitz gewahre. Sie öffnet ängstlich die Thüre; der eine Träger strauchelt, da er, hinter sich sehend, das nahende Ungetüm gewahrt. Die Sänfte will eben umfallen; mit einem Sprunge stehe ich zwischen Sänfte und Pferd und fange die Dame auf. Das wütende Pferd wirft mich mit dem Kopf gegen die Sänfte, ich raffe mich auf und nur die Angst um das lieblichste Wesen erhält mir eben so lange die Besinnung, bis ich die Ohnmächtige einem Fiaker übergeben und ihn angewiesen habe, wohin er sie bringen soll. —

Sehen Sie doch, werteste Madame Müller, sagte der Magister Kauderer — und dies waren die ersten Worte, die ich, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm —, sehen Sie doch, werteste Madame Müller, der Juvenis macht Anstalt, wieder zu sich zu kommen, und so empfehle ich mich Ihnen, um in meinen Spittel zurückzukehren, ehe geschlossen wird.

Edler Gefährte unsrer Rettungsthat, entgegnete eine weibliche Stimme, die etwas ausgesungen schien, edler Kauderer, Sie werden doch unsre liebenswürdige Madame Flötenspiel noch begrüßen?

Zugleich vernahm ich von der andern Seite ein Gespräch zwischen zwei jüngern Stimmen.

Und du hast dich zurückgezogen von ihr, die wir alle für deine beste Freundin hielten?

Herzensghismondchen, entgegnete die andre, du kennst mein Zartgefühl. Kann ich mit diesem Herzen die Freundin einer Tyrannin sein, der die höhere Weiblichkeit ein Fremdling ist? Denke dir: Luischen und Belcolore hatten sich beide Tücher gekauft. Ganz glücklich kommen sie zu ihr; jede zeigt ihr ihr Tuch und will wissen, was sie dazu meint. Und sie — nein es ist schrecklich! man kann es kaum erzählen! — sie sagt: Luischen, Ihr Tuch ist nicht garstig, aber — nein, die arme Belcolore, dies durchsichtige Wesen — ich kann nicht daran denken, ohne zu weinen — du mußt wissen, wie die arme an einem Liebeskummer leidet; Eduard, das schwarzlockige Ungeheuer, stieß ihr den Dolch der Untreue in die Brust — der Mensch trug so feine Wäsche, und dennoch war er ein Teufel! Ja sieh: Belcolore, sagte sie — Herzensghismondchen — Belcolore, sagt die unmenschliche, Ihr Tuch ist abscheulich — denke doch, wie entsetzlich: Belcolore, sagt sie, Ihr Tuch ist abscheulich.

Nein, seufzte die andre tief auf, die Natur wollte eine Tigerin schaffen, kein zartes Weib, als sie sie geboren werden ließ. Ja, auf das bitterste mußte dich das erzürnen, du sanftes Wesen, wie ich dich kenne.

Madame Müller streichelte die beiden mit der rechten Hand, in der sie eine Prise hielt, und sagte zwischen Freude und Rührung: Daran erkenne ich meine Pappenheimer. Sehen Sie, teuerster Magister Kauderer, mühsam ist mein Streben, aber so lohnt es sich.

Indem trat die Erwartete ein, die Herrin des Hauses, in dem ich mich befand. Magister Kauderer und Dame Müller traten ihr entgegen, und da ich mit dem Gesichte gegen die Thüre lag, konnt ich, ohne den Kopf drehen zu müssen, durch die halbgeschlossenen Lider alle drei bequem betrachten.

Madame Flötenspiel war eine Brünette, halb Juno, halb Venus, Dame Müller ward neben ihr zum Saturnus. Aus den dunkeln Augen der Madame Flötenspiel schaute ein rasches, entschloßnes Wesen, dem eine gewisse süße Begehrlichkeit gar anmutig über die Schulter sah. Ihre Formen hatten die Fülle, die Frauen über dreißig so stattlich läßt; ihre Stimme war weich und wohlklingend. Dazu gewann dieser kräftigen und doch so anmutigen Erscheinung ein gewisses gutmütig schalkhaftes Wesen jeden Beschauer. Dame Müller schien neben dieser warmen, konkreten Natur ein abstrakter Begriff. Sie war Blondine, und zwar von der langen, hagern, starkknochigen Art; dabei eine Belesene und Denkerin und hatte sich mit aller Energie ihres Wesens auf die

zarte Weiblichkeit geworfen. Magister Kauderer — du wunderst dich, daß ich bei diesen Nebenpersonen meiner Geschichte mit Vorliebe weile und über die Hauptpersonen und Hauptumstände desto schneller hinweggleite. Dir wirds begreiflich werden, wenn ich dir sage, daß ich alle Aufregung sorgfältig vermeiden muß; weshalb ich, wie du siehst, meinen Puls beständig unter den prüfenden Fingern habe. So laß mich denn nur noch andeuten, wie Madame Flötenspiel mich mit gleichsam taxirendem Blick überschaute; wie Magister Kauderer, Madame Müller und ihre Töchter uns verließen und ich mich stellte, als käme ich eben zur Besinnung; wie ich heimkehren wollte; wie Madame Flötenspiel die Angeln ihrer Blicke in meine Augen einzusenken begann, indem sie mich versicherte, ich sähe einem Freunde ähnlich, der ihr Herz durch Untreue gebrochen hätte, und mich mit Sirenentönen fragte, ob auch ich solcher That fähig wäre; wie sie in der Wärme der Unterhaltung sich neben mich aufs Sofa setzte, mir schalkhaft in die Augen sah, ob ich, wie sie sagte, sie ehrlich ansehn könnte; wie sie den einen Arm um meinen Hals legte, damit ich nicht durch Wendung meines Gesichts aus dem Examen liefe; wie sie dazwischen possirliche Streiche trieb, und das alles ihr so natürlich und anmutig stand, daß mir heißer und immer heißer zu Mute ward, und ich fühlte, daß meine Besinnung zum zweitenmal im Schmelzen begriffen sei, als, ein rettender Engel, Herr Flötenspiel eintrat; wie ich, um es möglichst kurz zu machen, endlich für die Aufnahme dankend mich empfahl und, nur auf das Versprechen baldigen Besuches entlassen, den herbeigerufnen Fiaker bestieg. Der Schrecken, die Angst um die geliebte Gestalt hatten ein Unwohlsein zur Folge. Vierzehn Tage mußt ich das Bett hüten. Madame Flötenspiel zeigte ihre Teilnahme durch öftere Nachfragen nach meinem Befinden, über alle Schmerzen aber und selbst über die Langeweile erhob mich das Bewußtsein des Dienstes, den ich jenem Wesen geleistet hatte, das ich mehr liebte als mich; und nur die Sorge, wie auf sie der Schreck jener Stunde gewirkt haben möchte, konnte der Freudigkeit zuweilen Abbruch thun, von der ich mein ganzes Innere erhellt und erwärmt fühlte. —

Hier untersuchte er seinen Puls. Da er ihn zu bewegt fand, machte er abermals eine Pause. Ich aber nahm das zweite Blatt der indischen Geschichte und las:

Nun trug es sich zu, daß Galava, als er hinlänglich unterrichtet war, seinen Lehrer, den weisen Jamadagni anging, ihm zu sagen, durch welches Geschenk er seine Dankbarkeit gegen ihn an den Tag legen könnte. Jamadagni entgegnete ihm, er verlange nichts. Galava wiederholte seine Bitte, Jamadagni seine Antwort. Da ging Jamadagni hinweg, weil er nicht mehr antworten mochte, aber Galava folgte ihm und ließ nicht ab zu bitten. Und Jamadagni verließ seine Einsiedelei und seine Säule und floh vor ihm von einem Ende der Welt zum andern, aber Galava verfolgte ihn unermüdlich mit seinen

Bitten. Da ward der weise Lehrer zornig, daß ihm der Bart zitterte. Wohlan, schrie er, du Lästigster unter allen Menschen, so schaffe mir denn sechshundert Pferde, alle weiß am ganzen Leibe bis auf das rechte Ohr, das schwarz sein muß.

Galava ging in seine Einsiedelei und betrachtete hundert Jahre lang seinen Nabel und büßte, um sich auf seine Reise vorzubereiten. Dann begab er sich mit Urvasi, die Indra ihm geschenkt hatte, auf den Weg. Er durchzog die ganze Welt; zuerst aber kam er zu dem Könige Pururavas, der zweihundert von den Pferden besaß, die Jamadagni von ihm verlangt hatte. Diesem gab er Urvasi zur Frau und erhielt, da die Nymphe dem König eine Tochter geboren hatte, die zweihundert Rosse von ihm zum Geschenk. Drauf entwich er mit Urvasi, die die Gabe hatte, daß sie ewig Jungfrau blieb, nach Persien zu dem Geisterfürsten Asumani und vermählte ihm die Nymphe. Da diese dem Geisterfürsten eine Tochter geboren hatte, erhielt er auch von diesem die zweihundert Rosse, die er von jener Art besaß, wie der weise Jamadagni sie verlangte. Nun waren noch zweihundert solcher Tiere auf der Welt; sie besaß an der westlichen Grenze der Welt ein Held und Fürst, der von seinen Landesgenossen Herr Dietrich von Berne genannt war. Von diesem erhielt er sie auf gleiche Weise, wie er die andern von Pururavas und dem Geisterkönig Asumani erhalten hatte. Nun brachte er die Rosse nebst der schönen Urvasi zu Jamadagni und schenkte ihm beides, die Rosse und das Mädchen. Urvasi gebar aber von dem Weisen ihre vierte Tochter, dann gab sie Jamadagni dem Galava und Galava dem Indra wieder zurück. —

Das war es, was auf dem zweiten Blatte gedruckt stand. Wie ich das dritte beginnen wollte, hatte er sich wieder erholt und fuhr folgendermaßen in seiner Erzählung fort:

Der Schützenhausgarten war angefüllt mit geputzten Figuren. Nur an einem Tischchen war noch Platz für mich. Der mir zunächstsitzende Herr wandte mir das Gesicht zu; es war Herr Flötenspiel. Er grüßte mich mit der süßsauern Miene, die ihm eigen zu sein schien, griff sodann nach dem Glase, das der Kellner mir eben gebracht hatte, trank und sagte ganz ruhig: Das ist wohl das Ihre? Mein Arzt hat mir das Bier verboten; nun passirt mir immer, daß ich in der Vergessenheit ein Glas, das in meiner Nähe steht, für das meine ansehe, indem ich denke, ich hätte mir welches geben lassen. Ich würde Bier trinken dürfen, wie sonst, fuhr er fort, wenn ich nicht geheiratet hätte. Jeden Christenmenschen sollte man vor dem Heiraten warnen. Aber sehen Sie, das kommt davon: ich kanns meiner Frau nicht wehren, daß sie Geld von ihrem Vermögen ausgiebt und mehr ausgiebt, als mir lieb ist, denn das hat sie sich, wie noch manches andre, wie wir uns heirateten, schriftlich ausbedungen. Sie ist täglich, wo etwas los ist; es mag nun Wohlthätigkeit getanzt werden oder auch nur ein simples Gelärm von einem Gartenkonzert sein. Nun kann ich nicht zuhause

bleiben; ich sehe innerlich, wie sie Groschen vor Groschen hinwirft, da duldets mich nicht mehr zuhause. Nun gehe ich in denselben Garten und setze mich, wenn es möglich ist, an einen Tisch, dem ihrigen gegenüber. Da ists denn nun meine ganze Unterhaltung, mich zu ärgern. Kein Kind, kein Dienstmädchen kann das unglückliche Weib sehen, ohne daß es ihnen die Backen voll Kuchen stopft, und wenn nun solch ein ausgehungertes Gesicht von Betteljungen so recht ins Zeug hineinbeißt, kann sie sich vor Freude kaum lassen, und ich geschlagner Mann sitze nun da und zähle Groschen um Groschen nach, und mit jedem Groschen setzt mir der Wurm einen Zahn in den Magen.

Als er so gesprochen hatte, seufzte er tief auf, trank mit einem Zuge mein Glas vollends leer und sagte trocken: Das ist wohl das Ihre?

Flötenspiel, sagte sein Vis-à-vis, erzählt uns doch einmal den siebenjährigen Krieg. Aber erst schaut einmal dort hinüber, wie dem kleinen Veilchenhändler der Kuchen schmeckt, den eure Frau ihm bissenweise in den Mund schiebt und sich tot lachen will, wenn der Kleine den Mund schon für den zweiten Bissen begehrlich öffnet, eh der erste noch hinunter ist.

Herr Flötenspiel seufzte auf und drückte sein Taschentuch krampfhaft in der Hand zusammen.

Beruhigt euch, sagte ein andrer, und alle zusammen: Erzählt uns den siebenjährigen Krieg!

Mir ists gerade nicht so, entgegnete Herr Flötenspiel; weil ihrs aber haben wollt, so kanns geschehen. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehen — das ist wohl das Ihre? — Gott hab ihn selig, denn er lebte damals noch und hat uns Kindern den siebenjährigen Krieg so oft erzählt, daß wir ihn auswendig wissen. Der siebenjährige Krieg war aber so:

Die Geschichte vom siebenjährigen Kriege.

Es war schon ziemlich weit hin, erzählte mein Vater; ich und eure Mutter waren noch auf. Damals nämlich wurde nicht so viel geschlafen wie jetzt, denn die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und das Fleisch war gar nicht zu bezahlen. Lichte und Öl waren nicht wohlfeiler, drum saßen wir im Dunkeln oder auch eigentlich nicht im Dunkeln, denn der volle Mond hing in die Stube herein wie ein Kürbis. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehen. — Das ist wohl das Ihre?

Wie gesagt, es war schon spät, als mein Vater und meine Mutter noch aufsaßen. Sonst hatte er abends gewöhnlich in der Bibel gelesen, aber seine Augen wurden mit jedem Tag älter, und alles war teuer. Da sprachen sie nun von dem und dem und von diesem und jenem; jetzt fiel meinem Vater etwas ein, dann meiner Mutter. Manchmal sangen sie auch ein Kirchen-

lied, denn meine Mutter hatte eine schöne Stimme, und Öl und Lichte kosteten noch einmal so viel als sonst. Der Pfarrer aber war klug genug. Damit er das Geleucht ersparte, kam er abends bald zu dem, bald zu dem, und man mußte ihm noch obendrein Papier geben, worauf er dann mit Bleistift, wie er sagte, etwas aufschrieb, was ihm eingefallen war. Denn wenn der Pfarrer abends zum Besuche kam, konnte man ihn nicht im Finstern sitzen lassen. Und so machte er seine Predigten, und die guten Narren mußten ihn in Licht und Papier dabei frei halten. Mein Vater aber war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehen. — Das ist wohl das Ihre?

Weil nun, wie gesagt, der Pfarrer diesen Abend nicht bei meinen Eltern war, so sangen sie noch: Nun ruhen alle Wälder, machten die Laden zu und dann die Thür und legten sich in Gottes Namen zur Ruhe. Es gab damals viele Leute, die nicht so ruhig schliefen, wie meine Eltern, denn die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen; und der Hunger ist ein unbequemer Bettgenosse, er dreht sich im leeren Magen hin und her, wie einer, der nicht schlafen kann, und wer ihn im Leibe hat, dem gehts nicht besser. Meine Eltern aber, Gott habe sie selig, schliefen, bis sie aufwachten, und da war die Nacht vorbei, und es war Tag. Denn mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehen. — Das ist wohl das Ihre? —

Nun trank er früh im Bette gern einen Kümmel. Diesmal aber wußte er nicht, sollte ers thun, oder sollte ers nicht thun. Denn es war alles teuer; die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen. Endlich aber dachte er: Gestern war der Pfarrer nicht da, und du hast Geleucht und Papier zu seiner Predigt erspart. So, dachte er, kannst du in Gottes Namen einen trinken. Meine Mutter war schon auf; ehe sie noch ihr Halstuch umthat, ging sie gewöhnlich an den Schrank, worin die Flasche stand. Dasmal aber wurde meinem Vater sein Kümmel verkümmelt. Draußen gings auf einmal los, als sollte die Welt untergehen. Pferde trabten vorbei. Das wieherte und trompetete und rasselte und fluchte und sakramentirte dermaßen durch einander, daß mein Vater mit gleichen Beinen in die Hosen fuhr. Er war ein beherzter Mann, aber es war ihm nicht einerlei, wie er den Laden aufmachte, um zu sehen, was es gebe. Und das geschah nicht nur bei meinen Eltern, sondern in allen Häusern war Angst und Schrecken. Draußen aber war der siebenjährige Krieg. — Sehen Sie, das war der siebenjährige Krieg, und ist kein Wort davon oder dazu, denn mein Vater war ein eigensinniger Mann. Alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehen. — Das ist wohl das Ihre?

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zentrum und Sozialdemokratie. Höchst auffällig ist der Eifer, womit sich die Zentrumspresse seit dem 1. Oktober der Bekämpfung der Sozialdemokratie widmet. So lange das Sozialistengesetz in Kraft stand, war in ultramontanen Zeitungsartikeln und Agitationsreden öfter von den berechtigten Forderungen als von den Irrlehren und verwerflichen Bestrebungen der Sozialistenpartei die Rede, sodaß man seinerzeit von einer Reichstagsmajorität Richter-Windthorst-Grillenberger sprechen durfte. Jetzt aber widmen die Zentrumsblätter der Widerlegung der sozialistischen Lehren fast täglich spaltenlange Artikel, und wenn Männer wie Professor Brentano oder die Mitarbeiter der Grenzboten auf die Zeichen einer Besserung der Sozialistenpartei hinweisen und deren Verwandlung in eine auf gesetzlichem Boden wirkende Arbeiterpartei für möglich und sogar wahrscheinlich erklären, so werden jene Blätter förmlich nervös und warnen, man solle sich durch die heuchlerischen Reden eines Bebel oder Liebknecht ja nicht täuschen lassen. Dieser Frontwechsel ist, wie gesagt, auffällig, aber leicht zu erklären. Bis zum 1. Oktober waren die Ultramontanen natürliche Bundesgenossen der Sozialdemokraten, weil sie mit diesen das Interesse an der Beseitigung aller Ausnahmegesetze teilten. Sodann war die Gefahr gering, daß in Gegenden, wo die Zentrumspartei herrscht, die Arbeiter der Sozialdemokratie zufielen. Es war leicht, die an Gehorsam gegen die Geistlichkeit gewöhnte Menge mit Abscheu vor einer Partei zu erfüllen, die allgemein beschuldigt wurde, daß sie auf Vernichtung der Religion, der Familie und der bürgerlichen Ordnung ausgehe, und die das Gegenteil nicht beweisen konnte, weil sie zur Geheimhaltung ihres Programms, ihrer Absichten und Ansichten gezwungen war. Außerdem wurden die Arbeiterinteressen von der Zentrumsfraktion nebenbei mit wahrgenommen, soweit die darin stark vertretenen agrarischen Interessen es gestatteten, und so war denn für die katholischen Arbeiter die Versuchung nicht stark, einer Vereinigung beizutreten, deren ungesetzliches und heimliches Gebahren sowohl ihr religiöses Gewissen bedrückt, wie auch ihnen mancherlei Unannehmlichkeiten und sogar Gefahren zugezogen haben würde. Das alles ist jetzt anders geworden. Durch Beitritt zur sozialdemokratischen Partei wird keine staatsbürgerliche Pflicht mehr verletzt und kein Zusammenstoß mit der Polizei riskirt. Und wenn die Sozialistenführer feierlich versichern, daß sie die Religion als Privatsache behandeln und die Geschäfte der Freigemeindler nicht besorgen wollen, so fallen auch die religiösen Bedenken hinweg. Und da nach Beendigung der „diokletianischen Verfolgung" der Fortbestand einer besondern katholischen Partei keinen rechten Sinn mehr hat, so wird so mancher Arbeiter sich sagen: warum soll ich es nicht einmal mit meinen Kameraden versuchen, die doch mindestens ebenso gut wissen, was uns not thut, wie der Herr Kaplan, nnd dabei nicht, wie dieser, Nebenzwecke verfolgen? Ein Grund mehr für die Ordnungsfreunde unter den Protestanten, die allmähliche Umbildung der revolutionären Sozialistenpartei in eine auf gesetzlichem Boden wirkende Arbeiterpartei zu befördern! Es wäre nicht der schlechteste Dienst, den diese neue Partei dem Vaterlande erwiese, wenn

sie zur Sprengung der Zentrumspartei mitwirkte. Denn so achtungswerte Mitglieder diese auch in ihren Reihen zählen mag, so bleibt doch ihr Fortbestand nach Beendigung des Kulturkampfes eine Ungeheuerlichkeit und ein politisches Unglück. Kommen in den gesetzgebenden Körperschaften kirchenpolitische Gegenstände zur Sprache, so werden sich die evangelischen und die katholischen Mitglieder der verschiednen Fraktionen jederzeit wieder leicht zu einem corpus evangelicorum und einem corpus catholicorum zusammenfinden.

Herr Professor Riegel wird, wie er in Nr. 11 der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins erklärt, die Grenzboten „nicht ferner einer Beachtung würdigen.“ Das ist ein schwerer Schlag, zum Glück trifft er die Grenzboten nicht gänzlich unvorbereitet, da Herr Riegel schon vorher die Neigung verriet, in solcher Art seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, die er sich selbst so vorwitzig übergeworfen hatte; mit Gegnern, die so unbescheiden sind, zurückzuschießen, mag er offenbar nichts zu thun haben. Vorsichtigerweise hat er denn auch von dem ihm gewidmeten Aufsatz in Nr. 42 der Grenzboten „nur die ersten vier Zeilen“ gelesen, die ihn so erschüttert zu haben scheinen, daß er nicht einmal der Anstandspflicht gedacht hat, nachdem in diesen Blättern sein Ausfall wortgetreu wiedergegeben worden war, nun auch seinen Lesern die Entgegnung zur Kenntnis zu bringen. Nur das eine hat er auch diesmal nicht vergessen, sich mit dem Vereine zu identifiziren. „Unsern Verein anzufeinden,“ ist den Grenzboten nie eingefallen, und sie werden sehr erfreut sein, wenn Herr Riegel ihnen künftig keinen Anlaß bietet, sich mit ihm zu beschäftigen. Vielleicht dürfen wir das hoffen. In derselben Nummer der Zeitschrift wird ihm nämlich abermals eine Belehrung über den Hund und den Ofen erteilt. Natürlich behauptet er seine Ansicht, wobei ihm der kleine Irrtum widerfährt, die Redensart vom roten Faden zu den seit Jahrhunderten eingebürgerten zu rechnen, während bekanntlich erst Goethe dieses Bild als etwas neues eingeführt hat, und es landläufig erst seit Jahrzehnten ist. Aber er versichert auch, andern ihre Ansichten „nicht rauben“ zu wollen. Das ist immerhin schon ein Fortschritt! Giebt er jetzt noch den Wahlspruch auf: Le Sprachverein c'est moi, so wird sich ja weiter mit ihm reden lassen.



Litteratur

Gedanken über Bismarck. Politische Aphorismen von Max Bewer. Dresden, Glöß, 1890

Dieses Buch darf sich rühmen, in ungewöhnlich wirksamer Weise den Deutschen empfohlen worden zu sein: was die Freisinnigen so gründlich ärgert, wie ihre Zeitungen verrieten, das muß ja wohl etwas Tüchtiges sein, und wenn Bismarck erklärt, er halte das von Bewer gezeichnete Bild für ähnlich, so darf man sich auch auf diese Kritik verlassen. Der Verfasser war bekanntlich Berichterstatter der Kölnischen Zeitung in Kopenhagen, und hat schon in seinen Schriften: „Bismarck

wird alt" und „Bismarck, Moltke und Goethe" (Abführung des dänischen Freisinnigen Brandes, für den jetzt ein Jahresgehalt vom Staate gefordert wird, weil er, bereits in dem hohen Alter von achtundvierzig Jahren stehend, und jeden Augenblick bereit, über alles und jedes zu schreiben, nicht genug zum Leben habe!) seine auf dem gründlichsten Studium beruhende Begeisterung für seinen Helden kundgegeben. Die neue Schrift, die teilweise Sätze aus den frühern wiederholt, mag wohl mit dem Wunsche ihre Entstehung verdanken, für seine Person zu bezeugen, „daß nicht alle untreu werden." Wirklich bildet sie den wohlthuendsten Gegensatz zu den Äußerungen mancher Preßorgane, die sich herausnehmen, denselben Mann zu schulmeistern, zu dem sie vor seinem Rücktritt in eitel Bewunderung und Verehrung aufblickten. Aber der Verfasser bringt keineswegs nur Wiederholungen. Die anhaltende Beobachtung hat ihn mancherlei Seiten an Bismarcks Charakter erkennen lassen und auf Beziehungen geführt, die der Aufmerksamkeit der meisten entgangen sein dürften. Gleich die Bemerkungen über Bismarcks Religion, über seine Stellung gegenüber den Sozialdemokraten und den Anarchisten (fest und kaltblütig wie Luther gegenüber den Phantasten und den mordbrennerischen Revolutionären der Bauernbewegung) regen zum Weiterlesen an. Wir empfehlen deshalb allen, die es noch nicht gethan haben, das Buch aufzuschlagen.

Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. Leipzig, Richard Richter, 1890

Büchmanns „Geflügelte Worte" lehren, wie oft der Deutsche seine Rede mit fremden Federn schmückt. Das vorliegende Buch bringt dafür einen weitern Beweis. Denn was ist es eigentlich andres als ein Zitat fremder Gedanken, wenn wir Redensarten gebrauchen, wie: einen Bock schießen, aufs Dach steigen, von der Schnure leben, aus dem Stegreif reden, ins Fettnäpfchen treten u. s. w.? Wenn wir gegenüber dem Andrängen einer gewaltigen Menge von Neuigkeiten, die wir alle mitzuteilen nicht imstande sind, ausrufen: „Das geht auf keine Kuhhaut," so bedienen wir uns eines Vergleiches zwischen der Größe eines Briefblattes und einer Kuhhaut, den ein andrer schon früher gemacht hat. Aber wer? Der Nürnberger Bürgerssohn Johann Jakob Beheim, der als Söldner in die Ferne gezogen war und am 4. Dezember 1644 an seine Schwester schrieb, sie müsse ihm wohl „eine Kuehaut vol Neuer Zeitungen, als Hochzeiten und andres mehr" zu berichten haben, wird wohl auch nicht der erste gewesen sein, wenn auch die Redensart sich nicht früher nachweisen läßt. Alter und Herkunft solcher Redensarten werden in dem hier angezeigten Buche untersucht. Bei manchen stellt sich da heraus, daß sie auf sprachlichen Mißverständnissen, auf volksetymologischen Umdeutungen beruhen, z. B. zu Paaren treiben (eigentlich an den barren = die Krippe), saufen wie ein Bürstenbinder, den Rang ablaufen, nach Noten u. a. Für andre Redensarten wird der geschichtliche Hintergrund nachgewiesen, der sich darin wiederspiegelt; da begegnen wir Abschnitten, die sich wie ein anziehendes Stück Kulturgeschichte lesen. „Im Stiche lassen, auf den Sand setzen, jemand ausstechen" führen auf die Turnierplätze des Mittelalters; „durch die Lappen gehen" entrollt ein Bild früherer Jagdgebräuche; „aufs Dach steigen" macht uns mit einem Volksbrauche bekannt, der mit dem Haberfeldtreiben manche Ähnlichkeit hat. In die Zustände des alten Kriegs- und Rechtslebens, in bürgerliche Verhältnisse alter Zeit, in das Leben bei Schützenfesten, in Schulen, im Wirtshause, auf dem Markte u. s. w. führen Redensarten wie: zum Stichblatt dienen, Lunte riechen, ins Hintertreffen kommen, sich die

Finger verbrennen, Stein und Bein schwören, die Leviten lesen, zum besten geben, vom Hundertsten ins Tausendste kommen, das Handwerk legen, auf dem Kerbholz haben u. a. Daß es dem Verfasser bei seiner Belesenheit in alten und neuen Schriften ein Leichtes gewesen wäre, den hier gebotenen hundert Erläuterungen noch viele andre hinzuzufügen, ist wohl nicht zu bezweifeln. Hoffentlich erscheint bald ein weiteres Bändchen oder eine zweite, vermehrte Auflage. Wir enthalten uns daher auch hier der Anführung nichtbehandelter Redensarten. Zum Beweise dafür aber, mit wie großer Teilnahme wir das Buch gelesen haben, fügen wir den gebotenen Belegen noch ein paar hinzu. Bei der Redensart „In die Schanze schlagen" könnte auf ein Wort Baumgartens in der Rütliszene des Tell („Dem Tell verdank ich mein gerettet Leben, gern schlag ichs in die Schanze für das Land") verwiesen werden. Zu „ausbaden müssen" könnte angeführt werden Emilie Galotti III, 2: „Vollends mein braver Nicolo, der das Bad mit bezahlen müssen." Eine recht bezeichnende Anwendung von „Knall und Fall" findet sich in Schupps „Regentenspiegel," wo es von den schwedischen Staatsmännern heißt: „Sie reden wenig, sie machen es wie die Wildschützen, da Knall und Fall ein Ding ist." Dem, was der Verfasser bei der Redensart „aufs Tapet bringen" über den sprachlichen Zusammenhang von Tapete und Teppich sagt, ließe sich hinzufügen, daß Lohenstein im „Arminius" schreibt: „Als der Adel die Herrschaft vieler Häupter wieder auf den Teppicht brachte." Zu „Hundshare auflegen" wäre anzuführen aus Lohmann, Florilegium politicum (1630):

Auf des Hundes Biß
Hundehare nicht vergiß,
Und auf viel Wein laß Wein
Das beste Pflaster sein.

Zu der Redensart „Das Lebenslicht ausblasen," deren mythologischer Hintergrund nachgewiesen wird, könnte vielleicht noch die Inschrift angeführt werden, die ein Seifensieder in Tuttlingen an seinem Hause anbringen ließ:

Bläst uns, o Welt, in deinem Haus
Der Tod des Lebens Lichtchen aus,
Wird am Geruch es offenbar,
Wer Talglicht oder Wachslicht war.

Dem reichen kulturgeschichtlichen Material, das bei der Redensart „Auf dem Kerbholze haben" beigebracht ist, könnte noch hinzugefügt werden, daß auch die Redensart: „Das geht über den Span" in der Anwendung des Kerbholzes ihre Erklärung findet.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Die Jesuitenpetitionen

n zwei Wählerversammlungen, die vor kurzem zu Köln und Krefeld abgehalten worden sind, wurde „mit einhelliger Begeisterung" eine Petition an den Reichstag angenommen, worin dieser gebeten wird, Hand anzulegen, um das Gesetz vom 4. Juli 1872 außer Wirksamkeit zu setzen und die Jesuiten wieder ins Land zu rufen. „Wir erklären uns, sagte der Abgeordnete Fuchs in Köln, für solidarisch mit dem Jesuitenorden. Es wäre ein Verrat an der katholischen Sache, wenn wir sie verleugnen wollten; wir sind alle Jesuiten, und wir leben und sterben mit ihnen und lassen uns totschlagen für die Jesuiten." Die Versammlung hatte für diese Worte „stürmischen Jubel," und die ultramontanen Zeitungen sprachen die Hoffnung aus, daß sich bald keine Stadt in ganz Deutschland finden werde, wo nicht eine Kundgebung im Sinne dieser Petition veranstaltet werden würde; ja es wurde gedroht, daß man die Katholiken, die die Petition nicht unterschreiben würden, abmalen werde, um sie dem katholischen Volke kennbar zu zeichnen. Inzwischen sind denn auch dem Beispiele von Köln und Krefeld andre Städte gefolgt; Dortmund, Mülheim, Düsseldorf, Elberfeld, Karlsruhe, Ulm haben römisch-katholische Versammlungen in ihren Mauern gesehen, die alle den Ruf nach den Jesuiten laut und lärmend erhoben haben. Wie man sieht, sind es auch gut protestantische Städte, woraus der Ruf erscholl, oder vielmehr, wohin der Eifer getragen wurde. Denn von einem Eifer zu sprechen ist erlaubt gegenüber solchem Zelotismus, wie er sich in den angeführten Worten des Abgeordneten Fuchs kundgiebt. Der zelotische Eifer ist überall traurig, denn er hat böse Folgen. Er läßt, wie Friedrich der Große sagt, die Menschlichkeit, die erste aller Tugenden, vergessen, und anstatt eine Wahrheit ans Licht zu bringen, führt er die Dogmen des Verfolgers ein.

Eben weil die Jesuiten durch ihre ganze Geschichte bewiesen haben, daß, wo sie einziehen, auch diese Dogmen mit ihnen einziehen, in deren Gefolge Zwang und Gewalt sind, eben darum haben sich schon in vorigen Zeiten nicht bloß die protestantischen Völker, sondern auch die katholischen immer wieder gegen die Jesuiten gesetzt. Als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Portugal, Frankreich, Spanien, in Neapel, Parma u. s. w. die Verbannung der Jesuiten ausgesprochen und vollzogen wurde, als der Orden selbst von Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 aufgehoben wurde, da ging durch alle diese katholischen Lande ein Gefühl, als ob sie, von den Grundsätzen der jesuitischen Moral befreit, selber von einem angstvollen Druck erlöst wären. Auch Maria Theresia spürte etwas von diesem Gefühl; auch sie vollzog die Aufhebung des Ordens, nachdem ihr Abschriften ihrer Beichtgeheimnisse von Rom aus zugesandt worden waren. Zumal seitdem Clemens selbst, der sich nie verhehlt hatte, daß er mit der Bulle Dominus ac Redemtor noster sein Todesurteil geschrieben habe, kurze Zeit nach diesem Aufhebungsdekret, allem Anschein nach vergiftet, gestorben war, überkam einen großen Teil selbst der katholischen Welt ein Ekel vor jenem Kadavergeruch, den der Jesuitenorden überall, wo er hinkommt, aus seiner Natur heraus verbreitet; denn nicht umsonst steht in den Statuten der Gesellschaft geschrieben, daß sich die Angehörigen der Gesellschaft von ihren Vorgesetzten leiten lassen sollen, gleich als ob sie ein Leichnam wären, perinde ac cadaver essent. Was für ein Unheil von diesem Kadavergehorsam über die Völker kommt, das hat Deutschland-Österreich genug gespürt, seitdem Ferdinand I. sich 1551 die ersten dreizehn Jesuiten nach Wien verschrieb; es war der Anfang zum dreißigjährigen Kriege. Die Niederlande haben es gespürt, als unter jesuitischem Einfluß Alba dort wütete; Frankreich, als der Berufung der Jesuiten im Jahre 1564 die Bartholomäusnacht von 1572 folgte. Aber abgesehen von dem Jammer und dem Elend, das überall da aufsproß, wo sie den Fuß hinsetzten, es war das Gift der jesuitischen Moral, das überall eine Erregung der Gewissen hervorrief, die die Menschen in stete Unruhe versetzte, jener Moral der restrictions mentales, die Blaise Pascal in seinen Lettres provinciales aufdeckte, und von der er nachwies, daß dem Jesuiten Dinge möglich waren, wie sie die Christenheit bis dahin für unmöglich gehalten hatte. On peut jurer, lehrte nach dem neunten Briefe der Jesuit Sanchez, qu'on n'a pas fait une chose quoy qu'on (quoiqu'on) l'ait faite effectivement, en entendant en soy-mesme (même), qu'on ne l'a pas faite un certain jour, ou avant qu'on fust (fût) né.

Diese Umkehrung der sittlichen Grundsätze liegt aber ganz ebenso in der jesuitischen Lehre von der Erhabenheit der katholischen Kirche und ihrer Dogmen über alle irdischen Ordnungen und alle Wissenschaft, wie ihr politisches System in der Lehre von der Erhabenheit des Papstes über Kaiser, Könige und Fürsten begründet ist. Wenn der Papst die Sonne ist, Kaiser, Könige und Fürsten

wie Mond und Sterne sind, die von der Sonne erst ihr Licht erhalten, dann ist es nur folgerichtig, was der Jesuit Martin Becanus 1612 schrieb: „Die Frage, ob der Papst, der Kaiser und Könige aus dem Kirchenverbande ausscheiden kann, sie auch absetzen dürfe, wird von den katholischen Schriftstellern mit Recht bejaht. Der Hohepriester Jojada hat, kraft seiner geistlichen Amtsgewalt, die Königin Athalja zuerst als Königin abgesetzt, dann als Privatperson töten lassen. Dieselbe oberstrichterliche Befugnis, die der Hohepriester im alten Bunde hatte, hat der Papst im neuen: Könige abzusetzen, wenn sie es verdienen. ... Indem der Papst unverbesserliche Könige absetzt, thut er das von Amts, also auch von Rechts wegen. ... Die Absetzung der Könige kann auf verschiedne Weise vorgenommen werden; gewöhnlich erfolgt sie in der Art, daß der Papst die Unterthanen der Pflicht des Gehorsams entbindet, wozu er durch das Wort: Was immer du auf Erden binden oder lösen wirst, das soll auch im Himmel gebunden sein u. s. w. von Christo ermächtigt ist." Derselbe Becanus erklärt in seiner zu Paris 1634 gedruckten Summa theologiae scholasticae: „Wer als ordnungsmäßig bestellter Fürst tyrannisch regiert, kann nicht von einem Privaten umgebracht werden, so lange er Fürst bleibt. Wird die Tyrannei unerträglich, dann muß er vom Staate oder von einer Vertretung des ganzen Volkes oder einem andern, der Autorität hat [die höchste Autorität hat aber nach jesuitischer Lehre der Papst], zuerst abgesetzt oder als Feind erklärt werden, damit man ihm beikommen kann." Natürlich ist im Sinne des Jesuiten die unerträglichste Tyrannei die, wenn der Fürst in seinem Gebiete dem Papst nicht alles zu thun erlaubt, was dieser für das Seelenheil für notwendig hält. Um solche Fürsten unschädlich zu machen, wird die Lehre von der Volkssouveränität, wie sie von den Jesuiten zuerst ausgebildet worden und hier bei Becanus ausgesprochen ist, neben die von der absoluten Autorität des Papstes gestellt.

Man darf nun nicht denken, daß das alte, abgethane Dinge seien. Der Syllabus hat sie erneut, und die jesuitische Moral blüht heute noch ganz so heuchlerisch und auch so unbarmherzig, wie von Anfang an. Denn der Jesuit kann wohl das Gewand wechseln, aber nicht den Sinn. Wenn der Jesuit Gury in seinem kirchlich approbirten Lehrbuche sagt: „Geduldete wie nichtgeduldete Ketzer dürfen an heiligen Orten nicht beerdigt werden und müssen, falls dies geschehen ist, wieder ausgegraben werden," so bestätigt er nur aufs neue die Verdammung aller Ketzer, wie sie Innocenz IV. aussprach, daß, wer einen Ketzer kirchlich beerdigt, der Exkommunikation unterliegt, bis er mit eignen Händen ihn wieder ausgegraben hat. „Die Körper dieser Verdammten soll man wegwerfen, und jener Ort soll nie wieder zu einem Begräbnis benutzt werden." Es ist da nur bei Gury die mildere Form pro ratione temporum gewählt, der Sinn ist geblieben, jener harte, erbarmungslose Sinn, wie er dem geistlichen Fanatismus eigen ist, der nach der Tortur schmeckt und dem

der Jesuit Lipsius Ausdruck in den Worten gab: „In Sachen der Religion ist keine Gnade noch Nachsicht zulässig; die wahre Gnade ist, ungnädig sein. Um viele zu erretten, darf man sich nicht scheuen, einen oder den andern zu entfernen." Und wie die politischen Grundsätze dieselben geblieben sind, jetzt wie früher, das zeigte am besten der von den Jesuiten geleitete Pius der Neunte, wenn er zu einer Abordnung der litterarischen Akademie Roms im Vatikan am 20. Juli 1871 mit Rücksicht auf die damals noch mögliche Opposition der weltlichen Regierungen gegen die Unfehlbarkeit, die es zu beschwichtigen galt, sagte: „Unter allen jetzt herrschenden Irrtümern ist keiner boshafter als der, der der Unfehlbarkeit das Recht zusprechen würde, Könige abzusetzen und Völker ihrer Unterthanenpflicht zu entbinden. Dieses Recht ist ohne Zweifel von den Päpsten zeitweilig in äußersten Fällen ausgeübt worden. Es hat aber durchaus nichts mit der Unfehlbarkeit zu thun, noch entspringt es aus der Unfehlbarkeit, wohl aber aus der Autorität des Papstes." Die Übung dieses Rechtes, meinte er, sei übrigens auch in den glaubensstarken Zeiten, die in dem Papste geehrt hätten, was er in Wirklichkeit sei, nämlich „höchster Richter der Christenheit," gestützt gewesen „auf das öffentliche Recht und die gemeinsame Übereinstimmung der Völker" und sei öfters ausgedehnt worden „auf die höchsten Interessen der Staaten und ihrer Herrscher." Leo XIII. hat dieselben Ansichten. Ob nun der Papst, der nach Windthorst die Welt regiert, dies thun will kraft seiner Unfehlbarkeit oder kraft seiner Autorität, das kann der Welt sehr gleichgiltig sein, alles in allem spricht doch aus der päpstlichen Dialektik auch unsrer Tage der Sinn heraus: Wenn die Sache gemacht werden kann, so wird sie gemacht, si res praestari potest, praestanda est. Geduldet wird etwas nur temporum ratione habita. Fürsten und Obrigkeiten würden auch heute, wenn sie sich als lässige Schäferhunde zeigten, abgesetzt, oder auch, je nachdem, dem souveränen Volke preisgegeben werden, wenn es nur ginge. „Das öffentliche Recht und die gemeinsame Übereinstimmung der Völker," d. h. in Wirklichkeit, das geistliche Recht und die Thorheit der Massen ist ganz geeignet, daß sich die unfehlbare Autorität des Pontifex auf sie stützt. Hierin liegt die innere Verwandtschaft, die die Ultramontanen und die von der Demagogie geleiteten Massen zu Zeiten so eng aneinanderknüpft. Je unwissender und stumpfsinniger die Masse ist, desto besser der Marktplatz, den der Jesuit für seine Künste findet. Darum gilt, was Friedrich der Große von den Priestern sagte, insonderheit gegenüber den Jesuiten, daß nichts gefährlicher sei, als den Priestern einen zu großen Einfluß auf den Geist der Völker zu gestatten. „Die Fürsten werden früher oder später ihre Sklaven." Unsre ultramontanen Zeitungen sollten es doch ja unterlassen, bei dem Geschrei, das sie erheben, um die Jesuiten wieder ins Land zu bringen, die Hohenzollern als deren einstige Beschützer hinzustellen. Sie haben dabei Friedrich den Großen im Sinne, der, als die Jesuiten aus

den katholischen Staaten vertrieben wurden, sie in Schlesien ruhig sitzen ließ. Die Ultramontanen könnten sich dann mit ebenso großem Recht auf Rußland als Beschützer der Jesuiten berufen; denn auch Rußland ließ sie damals in den polnischen Provinzen unter einem eignen Generalvikar unbehelligt. Was aber einem autokratischen Herrscher wie Friedrich erlaubt war, das geht heutzutage nicht mehr, wo die Blindheit des Parteiwesens in dem Parlament auch die Unvernunft möglich macht, und wo der blöde Hödur sich auch einer starken Regierung gegenüber frei zu tummeln Raum hat. Die Jesuiten wußten ganz genau, daß sie der große Preußenkönig sofort auf die Finger klopfen würde, sowie sie die Hand nach Dingen ausstreckten, die ihnen nicht zukamen. Sie haben ihre Krallen auch, so lange er lebte, schön eingezogen gehalten. Im übrigen haben die Hohenzollern gegenüber dem Ultramontanismus in ihrer Politik sich nach dem Großen Kurfürsten gerichtet, der dafür hielt, daß „die wahrhafte Eigenschaft und Charakter der römisch-katholischen Religion ist, den Meister zu spielen und nachgehends alle, die sich als Ketzer qualifiziren, ohne Unterschied zu verfolgen. Solches wird an allen Orten durch evidente und unleugbare Proben bestärkt, dergestalt, daß diejenigen, welche sie anfangs zu karessiren geschienen, andres nicht, als des Ulysses beneficium, so ihm von Polyphemo offeriret ward, nämlich als der letzte gefressen zu werden, davontragen.“ Eine Ausnahme in dieser Politik der Hohenzollern machte allein Friedrich Wilhelm IV., mit dessen Regierung auch der jesuitische Ultramontanismus so lange und so weit zufrieden war, als ihnen die Hoffnung auf „des Ulysses beneficium“ winkte. So weit die jesuitischen Römlinge das auch unter Friedrich Wilhelm IV. nicht hoffen zu können glaubten, stellten sie sich auch unter dem Regiment des hohenzollernschen Romantikers gegen die vielgehaßte Dynastie. So erklärte der Jesuitenfürsprech Hofrat Buß in Freiburg im Jahre 1851: „Wir werden mit einem Netze von katholischen Vereinen den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und von Westen umklammern und durch eine Anzahl von Klöstern diese Klammern befestigen und damit den Protestantismus erdrücken und die katholischen Provinzen, die zur Schmach aller Katholiken der Mark Brandenburg [es ist das Königreich Preußen gemeint] zugeteilt worden sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen.“

Man sieht, daß die Kriegslust, die später der Papst atmete, als er im Jahre 1872 bei der Organisation seiner Streiter wider die Beschlüsse des deutschen Reichstags die Hoffnung ausdrückte, daß das Steinchen im Traume Nebukadnezars den Koloß, nämlich das deutsche Reich, zertrümmern werde, und dieselbe Kriegslust, die die Jesuitenblätter atmeten, z. B. die „Genfer Korrespondenz,“ als sie schrieb, daß der Papst jetzt einsehe, daß die Zeit der Barmherzigkeit vorüber sei und eine Periode eintreten müsse, wo die Gerechtigkeit ihren vollen, unerbittlichen Vollzug habe, und wo das Blatt drohte:

„Wenn die Staaten aufhören, die Kirche offen anzuerkennen, so wird die Kirche bald genötigt sein, den Staaten ihre Anerkennung zu versagen; die Welt wird dann einem Schauspiele greulicher Verwüstung beiwohnen, und die Regierungen dürften sich täuschen, wenn sie glauben, daß die Massen hinter ihnen stehen werden" — man sieht, daß diese Kriegslust schon viel früher, längst ehe der Kulturkampf begann, das Lebenselement der jesuitischen Kreise war. Es war lange alles da, ehe es im Kulturkampf offen hervorbrach, die Operationsbasis, die Streitkräfte, der Feldzugsplan und die Mobilmachung. Man war nur im Zweifel über die rechte Zeit, wo man losschlagen wollte. Diese Zeit hatten die Jesuiten schon einmal gekommen geglaubt, als sie des Papstes Meister geworden waren und ihm den Syllabus diktirt hatten, und als sie dann das Konzil eingeleitet hatten und das Dogma von der Unfehlbarkeit durchsetzten, von dem noch 1869 Windthorst gesagt hat, er könne sich eher den Kopf abschlagen lassen, als glauben, daß der Papst unfehlbar sei; sie hatten sie gekommen geglaubt, nachdem sie den Kaiser Napoleon durch die Kaiserin, ihre bonne et sainte femme, in ihre Hand bekommen hatten. Damals wurden nun freilich die Hoffnungen der Jesuiten grausam getäuscht, noch grausamer als 1866, wo nach dem Siege von Königgrätz Antonelli den Einsturz der Welt sah. Indessen, was schadete ihnen das Unglück, und was kümmerte es sie? Schließlich waren doch nur andre überall die Betrogenen, nicht sie. Sie waren nicht mit zu Grunde gegangen, als die Stuarts, die sich in ihren Dienst gestellt hatten, gesunken waren, nicht, als den Bourbons der Totenkranz geflochten wurde, nicht als Spanien und Neapel ins Elend kamen, die jesuitenfreundlichen Kantone der Schweiz niedergeworfen wurden, die Fürsten von Modena und Toskana in die Verbannung gingen, Österreich 1859 und 1866, nachdem jedesmal ein jesuitenfreundliches Ministerium vorangegangen war, durch die schwersten Niederlagen erschöpft, Eugenie nur noch von den Totengräbern des Kaiserreichs umgeben war, die Jesuiten standen immer wieder auf und gingen an ihre alte Minirarbeit. So kam es auch jetzt, und was im Jubiläumsbuch aus dem ersten Jahrhundert des Ordens zu lesen ist: „So lange der Atem des Lebens in uns wohnt, werden wir gegen die ketzerischen Wölfe kämpfen; der Same des Hasses ist uns eingeboren," das zeigte sich jetzt nur in verstärktem Maße, als ihre Hoffnung, Frankreich, im Staube lag, das Schwert seines Cäsar zerbrochen war, und der Papst selbst Rom verloren hatte. Wie das Unglück des Papstes ihnen dazu dienen mußte, um, zumal bei den gutmütigen deutschen Katholiken, Mitleid mit ihm, dem „auf faulem Stroh gebetteten, armen Gefangenen," zu erwecken und die Meinung zu verbreiten, die Religion sei in Gefahr, so wurde jetzt das Unglück Frankreichs benutzt, um „die älteste Tochter der Kirche" ihrer Mutter in die weitgeöffneten Arme zurückzuführen. Und die Sache mißglückte keineswegs. Selbst atheistische und radikale Deputirte der französischen Kammern sahen in der Vereinigung

mit dem Papsttum die Hilfe, und die französische Akademie schien schon im Jahre 1872 „das Hauptnest der französischen Kleriker“ zu sein. Die jesuitischen Zeitungen aber, l'Univers und Union, lehrten die Franzosen, im Katholizismus „das Geheimnis unsrer unbesiegbaren Hoffnungen“ zu sehen. „Möchten wir endlich begreifen, daß das Übergewicht Frankreichs von der Treue abhängt, mit der es in der Welt seine Rolle erfüllt, die ihm sein Titel als älteste Tochter der Kirche anweist.“

Und hier stehen wir an einem Punkte, der es einem deutschen Parlament unmöglich machen muß, für die Zurückberufung der Jesuiten einzutreten. Es ist die Konspiration wie mit allen Feinden des neuen Reiches, so besonders mit Frankreich, in die die Jesuiten seit dem Entstehen dieses Reiches sofort getreten sind. Sie sind es, die dem Revanchesinn immer von neuem dadurch Nahrung spendeten, daß sie durch ihre Wühlereien im katholischen Deutschland Frankreich die Hoffnung einer militärischen Diversion im Rücken Deutschlands zu Gunsten der Franzosen gaben. Die ultramontanen Blätter im deutschen Reiche verlangen jetzt mit ihrem Rufe: „Wir wollen sie wieder haben!“, den sie „im Namen der Rechtsgleichheit und der Freiheit“ erheben, daß, wer diesem Rufe im deutschen Volke entgegentritt, nachweisen müsse, daß es „ein höheres, besser berechtigtes Interesse gebe, das die Befriedigung unsers (katholischen) Interesses mit Fug behindert.“ So die Eichsfelder Volksblätter, Nr. 46. Wir wollen nun einmal vor der Hand die „Rechtsgleichheit und Freiheit“ lassen; da aber diese Blätter immer wieder darauf zurückkommen, daß das Jesuitengesetz ein Ausnahmegesetz sei, und daß ein Ausnahmegesetz gerechtfertigt werden müsse, was die Gegner der Jesuiten heute ebenso wenig könnten, wie sie es Anno 1872 bei der Entstehung des Jesuitengesetzes gekonnt hätten, so wollen wir doch einmal einen Rückblick in jene Zeit der Entstehung dieses Gesetzes thun. Es wird für viele eine recht nützliche Erinnerung sein.

Wir wollen nur Thatsächliches anführen und nennen da zuerst den Namen Renans. Er war und ist kein Jesuitenfreund, aber er ist ein sehr guter Franzose, wie damals ein Redner im deutschen Parlament sagte. Von Renan nun kennen wir das Wort: „Wir müssen den Kampf gegen die Jesuiten auf kirchlichem Gebiet aufgeben; denn am Tage der Abrechnung mit Deutschland werden sie unsre Verbündeten sein.“ Meinte damit etwa Renan bloß französische Jesuiten? Die sind und waren immer trotz alles Kampfes mit kirchlichen Gegnern mit Frankreich auf Leben und Tod verbündet. Renan blickte aber gerade so bei seinen Worten über die französischen Grenzen, wie der Verfasser des Buches La politique prussienne et le catholicisme en Allemagne, der 1871 den Katholiken in Deutschland zurief, sie sollten mit den Franzosen vereinigt dem protestantischen Kaisertum ein Ende machen. Die jesuitische Union empfahl das Buch mit dem Bemerken, es beweise, „daß Frankreich sicher sei, Freunde und Verbündete bei allen zu finden, die das reine Licht des Katho-

lizismus erleuchte.“ Zu diesen Freunden gehörte vor allen andern die jesuitische Organisation, deren Hauptaufgabe es jetzt mehr denn je war, mit geistlichen Waffen das Interesse Frankreichs als der romanischen Vormacht zu fördern. Denn der Kampf des Jesuitenordens ist im letzten Grunde ein Kampf des romanischen Geistes gegen den germanischen. Diese jesuitische Organisation begann nun, wie gesagt, sofort nach dem großen Kriege und war darauf gerichtet, den ungebildetsten Teil des deutschen Volkes als gehorsame Sklaven des Papstes einzufangen. Waren sie das einmal, so konnte man erwarten, daß sie dann auch gegebenen Falles für die französische Politik passende Werkzeuge werden würden. Zu diesem Zwecke kam es darauf an, den religiösen Gegensatz zu verschärfen. Die Möglichkeit zu solcher Verschärfung hatte man bereits dadurch erlangt, daß man schon seit den fünfziger Jahren die Seminarerziehung in die passenden Hände gebracht und einen unwissenschaftlichen, zum Fanatismus geneigten Priesterstand geschaffen hatte, der den Syllabus durchzuführen ebenso bereit als fähig war. Wurde nun der religiöse Gegensatz in die katholische Bevölkerung gebracht, dann machte man diese zur Arbeit des Bürgerkrieges geneigter, jedenfalls nahm man ihnen die Freude am neuen Reiche. Und diese Rechnung schlug nicht fehl, wie die Rechnung auf die Dummheit und den Fanatismus der Massen bei der richtigen Schlauheit selten fehlschlägt.

Zunächst galt es, Einfluß auf die Wahlen im katholischen Volke zu Gunsten solcher Abgeordneten zu erlangen, denen das deutsche Kaisertum von vornherein eine unerwünschte Sache gewesen war. Was sonst Partikularismus und Rheinbundsgelüste hieß, sich aber jetzt nicht mehr so zu nennen getraute, alles, was einst auf die österreichische Camarilla hoffend gesehen hatte, was zu den Anhängern der depossedirten Fürsten, besonders der Welfen gehörte, alles, was zum klerikalen Feudalismus gehörte und im infallibilistischen Unterricht, in der Bekämpfung der deutschen Wissenschaft, in der Bethörung des gemeinen Volkes das Heil sah, das schoß zusammen zur Zentrumspartei. Und da diese Partei von vornherein in der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes ihr nächstes Ziel hatte, so war für sie jetzt gerade so die Wiederherstellung der Macht Frankreichs eine erwünschte Sache, wie es die Wiederherstellung der Macht Österreichs vor dem Bündnis mit Deutschland gewesen war. Je weniger man auf ein Einschreiten Österreichs zur Wiederherstellung der päpstlichen Macht und auf eine Bekämpfung Italiens von dort her rechnen konnte, desto inniger verbündete sich die römische Hierarchie unter jesuitischer Führung mit Frankreich. Die jesuitische Partei in Deutschland aber verfiel in die Maßlosigkeit, die endlich verhängnisvoll wurde für das Schicksal der Jesuiten selbst, und es werden mußte. Ein deutsches Jesuitenblatt mit dem patriotischen Namen Das Vaterland (die Jesuitenblätter tragen alle patriotische Namen: Germania, Vaterland, Volksblatt, Reichszeitung u. s. w.) schrieb damals

unglaubliche Dinge, die kein erfreuliches Zeugnis für die Güte der Preßfreiheit ablegen; „wir lieben dieses euer deutsches Reich nicht; wir haben nie etwas davon wissen wollen; für uns existirt es nur als eine vorübergehende Gewitterwolke am Himmel.“ Ein päpstliches Breve vom 6. Juli 1871 erteilte dem Blatte ein Lob. Mit solchen Hetzartikeln und mit der dazu kommenden geistlichen Bearbeitung gelang es nun, selbst den Streit in die Familien derjenigen Katholiken zu tragen, die noch vor kurzem mit ihren protestantischen Brüdern zusammen Mann an Mann des Reiches Herrlichkeit errungen hatten. Besonders bei den Wahlen wurde der Haß und die Erbitterung bis zur Glühhitze gesteigert. An solche Erbitterung und die damit entstehende Entfremdung der Gemüter von dem eignen Volke und von der eignen Regierung knüpften die Jesuiten ungemessene Hoffnungen in und außer Deutschland. Die Civilta cattolica, das Jesuitenblatt, das dem Papste täglich vorgelesen wurde und seine Meinung selber ausdrücken sollte, schrieb, nachdem alle Machinationen, Deutschland gegen Italien zu gewinnen, vergeblich gewesen waren, am 3. August 1872: „Die Sache des revolutionären Italiens, mit der Preußen [warum nicht Deutschland?] die seinige verbunden hat, bedeutet offenbar Krieg gegen Gott und seine Kirche. So wird Preußen also, wenn einmal der Krieg mit Frankreich losgeht, alle aufrichtigen Katholiken gegen sich haben, die eignen Unterthanen nicht ausgenommen, die wissen, daß man Gott über alles lieben muß.... Das Wort des Papstes wird nicht auf die Erde fallen, daß der Stein vom Berge rollen und dem Koloß die Füße zerschmettern wird.“ Ein radikaler Franzose und atheistischer Deputirter sagte aber damals zu dem Korrespondenten der Nationalzeitung in Paris: „Wir [Franzosen] sind noch nicht fertig, aber der Papst und die Jesuiten werden euer Gebäude unterminiren, und wenn wir dann bereit sein werden, wird es nur eines Ruckes bedürfen, um das Werk zu vollenden.“ Das sind so einige Thatsachen, an die zu erinnern jetzt bei dem Rufe: Wir wollen sie wieder haben! gut sein wird. Sie mögen genügen. Die klerikal-jesuitischen Wühlereien im preußischen Polen und im ganzen Nordosten in Deutschland geradeso wie im Nordwesten, die Führung des Erzbischofs Ledochowski als Primas von Polen im Verzeichnis der regierenden Fürsten Europas, wie sie der Thorner katholische Kalender von 1872 brachte, die förmlich militärische Organisirung und Disziplinirung der kirchlichen Vereine, die alle unter der Leitung von Geistlichen stehen, die blinde Werkzeuge der Jesuiten sind, das Aufbringen so massenhafter Gelder wie der Peterspfennig, die schon vor Säkularisirung des Patrimoniums Petri auf zehn Millionen Lire jährlich berechnet wurden, die Kirchenkollekten für den in der Gefangenschaft „darbenden und hungernden Vater,“ das Aufstacheln der Bauern und Bergleute, das z. B. in Königshütte bis zur Empörung ging und das eine von Polen aus genährte ultramontane, nicht eine sozialdemokratische Agitation war — alle diese Dinge und viele andre haben wir hier nicht erwähnt. Aber was wir

erwähnt haben, wird wohl genug sein, nicht nur um die Entstehung des Jesuitengesetzes im Jahre 1872, sondern auch sein weiteres Fortbestehen zu rechtfertigen.

Denn ist etwa der Wunsch des Papstes, daß sich das Steinchen loslösen und dem deutschen Reiche den Fuß zerschmettern möge, nicht auch der der Jesuiten? Und besteht er jetzt etwa nicht mehr? Müssen solche Äußerungen für unsre Regierungen wie für uns alle nicht unvergessen bleiben als deutliche Fingerzeige dafür, daß es sich in allen jesuitischen Bestrebungen nicht handelt um die Religion, sondern um einen einheitlich geleiteten Kampf gegen den Protestantismus, das deutsche Reich und Preußen? Ist etwa die Ansicht der jesuitisch-päpstlichen Civilta cattolica vom Oktober 1871, „das neue Reich scheine bestimmt zu sein, wie ein leuchtender Meteor zu verschwinden," nicht auch heute noch wenigstens der Wunsch der jesuitischen Kreise? Man komme uns doch nicht mit den Versicherungen, daß wir nur mit Hilfe der Jesuiten über die sozialdemokratische Bewegung Herr werden würden; „wer vom Papste ißt, der stirbt daran," sagt ein altes Wort, und sicher ist, daß die Schlinge nicht lieblicher wird, wenn sie von den Jesuiten geworfen wird. Wir würden nur, kämen die Jesuiten heute ins Land, zur roten Internationale die schwarze haben.

Aber die Rechtsgleichheit und „das gleiche Recht für alle," von dem die Jesuitenblätter versichern: „Wer es nicht ertragen kann, ist entweder feig oder schlecht"? Nur schade, daß diese Rechtsgleichheit in unserm Staate, wie in so manchem andern, z. B. in der freien Schweiz, früher auch nicht vorhanden war, denn in Preußen sind die Jesuiten erst seit der Mitte der fünfziger Jahre zugelassen; ja schade, daß v. Radowitz einst trotz der Grundrechte in der Paulskirche im Namen seiner katholischen Freunde, zu denen auch Reichensperger gehörte, die Erklärung abgab, sie wünschten die Einführung des Jesuitenordens in Deutschland nicht. Da muß es doch mit der Feigheit und Schlechtigkeit derer nicht gar so schlimm sein, die sich gegen diese Einführung sträuben. Vielmehr steht es mit dieser Forderung der Rechtsgleichheit ungefähr so, wie es stand mit der Forderung Reichenspergers in der Reichstagssitzung vom 1. April 1871 wegen Aufnahme der Grundrechte in die neue Reichsverfassung, also volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses, volle Selbstverwaltung der Kirchen 2c. Was damals Treitschke sagte, daß das keine Grundrechte für die deutsche Nation seien, sondern daß sie nur Vorrechte der römischen Kirche in Deutschland im Sinne der Ultramontanen werden sollten, ganz dasselbe paßt auf die ultramontane Forderung der Rechtsgleichheit. Sie soll der von Jesuiten geleiteten Kirche nur eine unabhängige Position gegenüber dem deutschen Staate gewähren. Denn die Ultramontanen nehmen diese Rechtsgleichheit in der Weise für sich in Anspruch, wie die Preßfreiheit; sie fordern sie für sich, für alle Nichtpäpstlichen lassen sie sie durch den Papst im Syllabus verdammen.

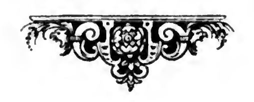
Oder wo gewährt der Ultramontanismus Rechtsgleichheit, wenn er imstande ist, sie zu verweigern? Es ist noch nicht lange her, da kämpften sie in Tirol für die Glaubenseinheit, kerkerten in Spanien die Protestanten ein, wollten ihnen in Österreich das Begräbnis in geweihter Erde versagen; ihren Anspruch auf katholische Kindererziehung in gemischten Ehen haben sie nirgends aufgegeben und würden die Glaubensfreiheit überall versagen, wenn sie könnten, wie sie der Papst im Kirchenstaat versagte, so lange dort sein Regiment bestand. Daß wir uns mit dieser jesuitischen Rechtsgleichheit noch heute bethören lassen sollen, ist in der That eine naive Forderung. Gingen wir darauf ein, der Abgeordnete Gneist würde wieder mit Recht sagen können, wie am 14. Juni 1872 im Reichstag, daß wir Deutschen doch in religiösen Dingen ein eigentümliches Volk wären, „Selbstquäler in religiösen und juristischen Bedenken, auch gegenüber denen, die, wenn sie die Macht in Deutschland hätten, gegen uns weder Rücksicht noch Gewissen haben würden.“ Ganz gewiß, es ist besser, wir lassen die deutsche Eigentümlichkeit mit all ihren juristischen Bedenken fahren und nehmen das Jesuitengesetz als das, was es ist, ein Ausscheiden solcher Elemente aus unserm Volkskörper, die nie etwas andres haben sein wollen, als Unterthanen Roms.

Ebenso wie mit der Forderung im Namen der Rechtsgleichheit ist es auch mit der „im Namen der Freiheit.“ „Wahrhaft ruchlos“ nannte es in jener Debatte am 14. Juni Gneist, „wenn die Jesuiten, die alle Freiheit andrer totschlagen, sich auf die Freiheit berufen, um in deren Namen zu herrschen.“ Wer wissen will, wie die Jesuiten die Freiheit verstehen, der lese die Geschichte des Sonderbundkrieges und der ihm vorausgehenden Jesuitenumtriebe in der Schweiz etwa vom Jahre 1839 an. Alle Forderungen der Ultrademokratie wurden da von ihnen unterstützt, weil sich diese dem religiösen Fanatismus leicht an die Seite stellen ließ. „Durch die Verleitung des Volkes zum Ultrademokratismus — sagt Belani in seinem Schriftchen über die Geschichte des Jesuitentreibens in der Schweiz, S. 41 — wurde den Massen durch Vorspiegelung einer unbeschränkten Volkssouveränität geschmeichelt und der Untergang der gebildeten Repräsentativverfassungen bewirkt. Unter der Herrschaft roher, ungebildeter Volksmänner, die das Volk unter Einflößungen der Jesuiten an die Spitze der Regierungen wählte, war es leicht, alle geistige Bildung im Volksschulwesen wieder auszulöschen und römischen Obskurantismus zu fördern. Das Ergebnis dieses ränkevollen Strebens der Jesuiten war Zurücksinken in geistige und politische Barbarei, weshalb dieses System sehr bezeichnend der »schwarze Jakobinismus« genannt wurde.“ Wohin diese theokratisch-demokratische Freiheit der Jesuiten führte, zeigte sich bei dem Putsch von Oberwallis, durch den im Mai 1844 die liberale Regierung gestürzt und der Kanton Wallis dem katholischen Bunde einverleibt wurde. Selbst der Hausgottesdienst der wenigen Reformirten wurde unterdrückt, und der Bischof, ein Zögling des Jesuiten-

kollegs in Rom, äußerte ohne Scheu: „Zwischen Protestanten und Katholiken giebt es kein Gegenrecht der Toleranz. Zwar sind die Protestanten, weil sie eine Irrlehre haben, zur Toleranz gegen die Katholiken verpflichtet, diese aber nicht zu derselben Pflicht gegen die Protestanten verbunden." Das war die jesuitische Auffassung der Freiheit.

Stellen wir dieser Auffassung die Bismarcks gegenüber! In seinem schönen Briefe an das englische Parlamentsmitglied Kinnaird, der mitten aus dem Kulturkampfe heraus geschrieben ist, sagte er: „Ich freue mich, mit Ihnen in dem Grundsatz einverstanden zu sein, daß in einem geordneten Gemeinwesen jede Person und jedes Bekenntnis das Maß von Freiheit genießen soll, das mit der Freiheit der übrigen und mit der Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes vereinbar ist." Auch die Hohenzollern haben sich stets, und es ist das ihr schönster Ruhm, zu diesem Freiheitsbegriff bekannt. Er erlaubte ihnen, den hohen Beruf zu erfassen, der sie vor allen Dynastien Europas auszeichnet, und der der Monarchie selbst eine höhere Bedeutung giebt, nämlich die, beiden christlichen Kirchen gleiche Achtung, gleiches Vertrauen, gleiches Recht zu gewähren. Diese Parität ist ebenso sehr ein ausgesprochener Grundsatz der protestantischen Welt, wie sie den Jesuiten ein Greuel ist. Sie ziehen lieber den Krieg bis aufs äußerste vor, als sie anzuerkennen. „Die katholischen Dogmen, schrieb die Germania im Jahre 1872, sind das Werk des heiligen Geistes, unbedingt verpflichtend für jeden Katholiken, unabänderlich für alle Zeiten! Schließen diese Dogmen also Forderungen in sich, die die weltliche Macht nicht zugestehen kann oder will, so ist damit der Krieg zwischen Kirche und Staat proklamirt, und zwar der Krieg bis aufs äußerste." Gewiß, die Freiheit, die die Jesuiten verlangen, ist nicht mehr mit der Sicherheit und Unabhängigkeit unsers Landes vereinbar. Sie ist ein Aushängeschild für die, die die vollste Religionsfreiheit für sich beanspruchen, die aber immer bereit sind, jede andre Religion zu unterdrücken.

So viel steht fest: Gegenüber einer Gesellschaft, die bei dem Eintritt in ihren Orden das Gelübde abnimmt: „Ich habe keine Eltern, ich habe keine Familie, Vater und Mutter sind mir gestorben, ich habe keine Heimat, kein Vaterland, keinen Gegenstand der Liebe und Verehrung, als allein den Orden," gegenüber einer solchen Gesellschaft werden wir gut thun, den § 1 des Gesetzes vom 4. Juli 1872 beizubehalten: „Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen sind vom Gebiete des deutschen Reiches ausgeschlossen."





Vereinfachungen auf dem Gebiete des Zivilprozesses

Der beste Weg zur Rechtsverwirklichung ist der kürzeste und billigste. Umständlichkeiten der Gerichtsverfassung und des Prozeßverfahrens hindern den flotten und glatten Prozeßverlauf wie Schlagbäume, die über den Rechtsweg gelegt sind. Der Prozeß muß nicht bloß mit innerer Sachlichkeit, sondern auch mit haushälterischer Knappheit eingerichtet sein. Im Verhältnis zu diesem Grundsatz ist die Einzeluntersuchung, ob und welche Ansätze der Gerichtskosten und der Anwaltsgebühren ermäßigt werden können, von untergeordneter Bedeutung, wenn auch heutzutage der hohe und harte Felsen der Prozeßkosten am meisten angegriffen wird. Im Nachstehenden soll aus dem Gebiete der Gerichtsverfassung, des Zivilprozesses und der Prozeßkosten je eine besonders wichtige Einzelheit besprochen werden, um zu zeigen, wie unser heutiger Prozeß einfacher zu gestalten wäre und billiger und zweckmäßiger arbeiten könnte.

1. Mit Sorgsamkeit hat die Gerichtsverfassung die Amtsgerichte zahlreich über das platte Land verteilt und an vielen Orten zur Erleichterung des Publikums Gerichtstage eingerichtet. Aber es ist ein empfindlicher Übelstand, daß so viele Amtsgerichte nur mit einem einzigen Richter besetzt sind. Abgelöst von der anregenden und unterstützenden Beziehung zu einem Fachgenossen, ohne Zusammenhang mit einem größern Richterkollegium und auf sich selber angewiesen, soll ein solcher Richter doch auf den verschiedensten Gebieten der Rechtspflege, in der streitigen und nichtstreitigen Gerichtsbarkeit, in der Gefängnisverwaltung und Strafvollstreckung, im Kassenwesen und in der Dienstaufsicht bewandert sein. Dazu kommt, daß die plattländischen Stellen meist aus der Zahl der Gerichtsassessoren, denen noch Gewandtheit und Erfahrung des alten Praktikers fehlen, besetzt werden. Übernimmt auch der Neuernannte sein Amt mit Pflichteifer, so treibt ihn doch der Wunsch, aufzusteigen und an einen bessern Ort zu kommen; er hat nur ein halbernstes Bestreben, sich in die örtlichen und persönlichen Verhältnisse seines Bezirks dauernd einzuleben, und begnügt sich damit, die Ortschaften, Gemeindevorsteher und Gendarmen zu übersehen und die Gebräuche, Sitten, Handelsverhältnisse und Erwerbsquellen seiner Gerichtseingesessenen nur zufällig kennen zu lernen; er ist befriedigt, wenn herkömmlich die Akten angelegt und geschlossen werden, entstehen und vergehen. Eine einzige Hand wird selten die verschiednen Justizzweige eindringlich pflegen und in

ihrer Eigenart würdigen; darum wird der Betrieb des Einzelrichters so oft das Opfer der Schablone. Kaum daß das Publikum anfängt, auf die Person seines Richters das Vertrauen zur Justiz zu übertragen, so tritt schon die Versetzung des Richters ein; die Beständigkeit und Einheitlichkeit der Gerichtsthätigkeit, namentlich in den jahrelang geführten Vormundschaften, wird dadurch ausgeschlossen.*) Wie anders der angesessene Landrat, der seinen Kreis und seine Bewohner so genau wie die Flurkarte und die Leute seines Gutes kennt! Sind zudem in solchen kleinen Gerichtsbezirken die Geschäfte wenig zahlreich und gegenständlich geringfügig, so findet nicht einmal ein Rechtsanwalt Aussicht auf Verdienst und Mut zur Niederlassung. Auch darum werden die Rechtsanwälte so übermäßig in die großen Städte gedrängt; könnte ein Anwalt auf ein ausreichendes Einkommen hoffen, so würde er ebenso wie der Arzt auch kleine Verhältnisse nicht verschmähen. So ist der Amtsrichter auf den schwierigen unmittelbaren Verkehr mit dem Publikum angewiesen; dieses treibt aber vertrauensselig in die dunkeln Netze gewerbefreiheitlich fischender Winkeladvokaten. Nur in wichtigeren Sachen und aus besondern Anlässen erscheint wohl oder übel der von auswärts zugezogene Rechtsanwalt; doch seine in allen Ehren zu haltende Geschäftserledigung trägt den roten Faden der hohen Reiserechnung.

Ist es also dem Richter oder der Justizverwaltung zu verdenken, wenn auf so unbefriedigenden Amtssitzen häufiger Personenwechsel erfolgt? Gleichwohl soll die örtliche Verteilung der Amtsgerichte nicht bloß als vollzogene Thatsache, sondern auch deswegen anerkannt werden, weil sich die Selbständigkeit der Amtsgerichte bewährt hat, und der gerügte Übelstand im Rahmen der bestehenden Verfassung wenigstens gemindert werden kann.

Die Amtsgerichte, denen die Rechtspflege in den gewöhnlichen Lebens- und Verkehrsverhältnissen anvertraut ist, stehen nicht genügend im Mittelpunkte des Rechtsverkehrs ihres Bezirkes und müssen namentlich im Zivilprozeß eine reichere Zuständigkeit erhalten. Es würde schon viel helfen, wenn die Zuständigkeit des Zivilrichters erst bei Streitgegenständen im Werte von fünfhundert Mark aufhörte. Erst dann würden sich die Geschäfte des kleinen Umsatzhandels, die Jahresrechnungen kleiner Kaufgeschäfte und mittlerer Haushaltungen für postenweise angeschaffte Waren, die Jahresmiete für kleine Wohnungen und Landgüter in die erweiterte Zuständigkeit der Amtsgerichte einfügen; der bisherige Höchstbetrag von dreihundert Mark ist für die Aufgabe und Bedeutung der Amtsgerichte unzureichend. Auch durch die allgemeine

*) In den Grenzboten vom 31. Juli 1890, S. 209, findet sich in dem Aufsatze über Bildungsschwindel und Volksbeglückung der schwarzgefärbte Satz: „Es giebt nur wenige Juristen, die sich bei ihrem verknöcherten Bureaukratismus überhaupt noch die Mühe geben, den eigentümlichen Charakter des Volkes, seine Dialekte und Ausdrucksweisen kennen zu lernen, obwohl ihr Urteil durch diese Vertrautheit mit dem Volksgeiste vielfach geändert werden würde.“

Verteuerung wird die amtsgerichtliche Zuständigkeit verringert; ein aufmerksamer Gesetzgeber wird dem Steigen der Preise nicht langsam und verspätet folgen, sondern an einer auch für die zukünftigen Verhältnisse ausreichenden Zuständigkeitsgrenze vorsprungartig Fuß fassen. Dazu kommt, daß die Rechtsprechung des Einzelrichters, der bereits in vielen Sachen, z. B. in der freiwilligen Gerichtsbarkeit, bei Konkursen, Zwangsvollstreckungen, Grundbuchangelegenheiten unbeschränkt zuständig ist, Vertrauen verdient und gefunden hat. Dem heutigen Prozeß sind sogenannte Bagatellsachen, für die ein weniger gründliches Verfahren gilt, fremd; vielmehr ist der amtsgerichtliche Prozeß durch besondre Vorschriften ausgestattet, um die Laienpartei vor den Gefahren unzureichender Prozeßführung zu schützen. In diesem Sinne besteht das erhöhte Frage- und Aufklärungsrecht des Richters und die Zugänglichkeit der Gerichtsschreiberei für Aufnahme von Klagen und sonstigen Anträgen. Wenn bei manchen Amtsgerichten an eine Vermehrung des Richterpersonals wird gedacht werden müssen, so ist die Errichtung neuer Stellen für die einsitzigen Gerichte nur ein Vorteil; dann können die Geschäfte gegenständlich zweckmäßig eingeteilt werden, die Seßhaftigkeit im Amte und die Ständigkeit der Praxis wird im Falle der Versetzung des einen Richters durch den Inhaber der zweiten Richterstelle gewahrt; aufhören wird an vielen Gerichten die Anwaltslosigkeit. Ohne Einbuße an den Gerichtskosten wird trotzdem die amtsgerichtliche Prozeßführung billiger; für Streitgegenstände von dreihundert bis fünfhundert Mark fällt der Anwaltszwang weg, die teure Zuziehung auswärtiger Anwälte wird seltener, die Partei spart die Auslagen für die Informationsreisen zu dem am Landgerichtssitz wohnenden Anwalt. Und jede Ersparnis an Kosten der kleinen Prozesse ist, da sich gerade die vielen notwendigen Nebenauslagen so drückend aufsummiren, bedeutungsvoll.

2. Im Prozeßverfahren kommt es auffallend oft vor, daß der Beklagte im Termin zur Verhandlung über die Klage nicht erscheint und deswegen nach dem Klageantrage verurteilt wird, sodaß man fragen muß, ob dieses Verfahren nicht einfacher und billiger zu gestalten wäre. Zwar kann der Gläubiger vielfach gegen den Schuldner einen gerichtlichen Zahlungsbefehl erwirken; kommt der Schuldner diesem nach, so ist der Rechtsstreit allerdings kurz erledigt. Aber noch mehr würden die sogenannten Versäumnisurteile vermindert werden, wenn der Schuldner seine Schuld vor dem Prozeßbeginn in einer Form anzuerkennen Gelegenheit hätte, daß ohne weiteres eine Zwangsvollstreckung gerichtlich zugelassen werden könnte. Der Nutzen dieser Vereinfachung würde nicht nur darin liegen, daß der Gläubiger leichter und schneller zu seinem Gelde käme, sondern auch darin, daß der Schuldner von den mit einer Klage und Klageverhandlung verbundenen Kosten verschont bliebe. Es ist diese Idee nicht aus theoretischen Erwägungen hervorgegangen, sondern aus der Beobachtung entstanden, daß die allermeisten Klagen aus Wechsin mit einem Versäumnisurteile gegen den Beklagten abschließen, und daß gerade

in vielen dieser Fälle der Wechselprozeß entbehrlich gemacht werden kann. Die Geschichte des Wechsels und des Protestes deuten hierzu den Weg an. Der Wechsel, der ursprünglich wie jedes Rechtsgeschäft allen Einreden ausgesetzt war, ist im heutigen Rechte eine abstrakte und fast einredefreie Schriftverbindlichkeit geworden. Ähnlich ist es dem Wechselprotest ergangen. Ursprünglich, wie heute noch in England, sollte er nur die Sorgfalt des Gläubigers bei der Einziehung der Wechselsumme darthun; in dem entwickeltern deutschen Wechselrecht ist er zu einem notwendigen Akt insofern geworden, als ohne ihn keine Regreßansprüche an die Vormänner des Wechselschuldners erhoben werden können. Aber noch vollkommener würde der Protest werden, wenn die Antworten des Wechselschuldners nicht bloß aus Billigkeit aufgenommen würden, sondern einen wechselstrengen Charakter erhielten. Beweist der Protest schon jetzt, daß der Wechsel nicht gezahlt worden ist, so ist es nur ein kleiner Schritt, die Beweiskraft im gegebenen Falle auch darauf zu erstrecken, daß der Schuldner die Wechselschuld anerkannt hat. Es muß dem protesterhebenden Beamten zur Pflicht gemacht werden, den Schuldner zu fragen, ob er die Schuld anerkenne. Einem solchen im Protest vermerkten Anerkenntnis gegenüber ist aber ein nachfolgender Wechselprozeß nur eine leere Umständlichkeit. Denn es genügt alsdann für die Beitreibung der Wechselsumme, wenn der Wechsel gerichtlich unmittelbar für vorläufig vollstreckbar erklärt wird, z. B. in Form eines auf den Protest zu setzenden Vollstreckungsbefehles; ein Vorbild hierfür giebt schon das in der Prozeßordnung geordnete Mahnverfahren.

3. Die Behandlung der Prozeßkosten ist heute keine einheitliche. Zunächst wird über die Kostenpflicht, und dann im besondern Festsetzungsverfahren über den Betrag der Kosten des Gegners entschieden. Ist es theoretisch richtig, daß beide Punkte nur in einer Entscheidung erledigt werden, so hätte die Zivilprozeßordnung diesen Grundsatz möglichst wahren sollen. Sie hätte es namentlich bei den so häufigen im ersten Verhandlungstermin ergehenden Versäumnis- und Anerkenntnisurteilen thun können, wo ohne weiteres eine sofortige Berechnung der Kosten bei der Erteilung der Urteilsausfertigung z. B. in Form einer Anhangsberechnung möglich ist oder doch möglich gemacht werden kann. Denn die Anwaltsgebühren betragen nach festem Tarife das anderthalbfache der gewöhnlichen Prozeßgebühr, die Parteiauslagen können nach dem Zeugentarif berechnet, für Zustellungs-, Porto- und Schreibauslagen können richterlich zu bemessende Pauschquanta eingeführt werden. Die Praxis wird schon zweckmäßige Anhalte schaffen; auch bleibt es der Partei unbenommen, in der Klage und im Verhandlungstermin ihre besondern Kosten anzugeben. Die Umständlichkeit und Kostspieligkeit der jetzigen Festsetzung der Kosten würde dadurch sehr vermindert, insbesondre dem Schuldner die heute nicht seltene zweite Zwangsvollstreckung aus dem Kostenbeschluß erspart werden.



Die Rembrandt-Ausstellung im Berliner Kupferstichkabinet

2



ie fortschreitende Entwicklung Rembrandts in dem folgenden Abschnitt seines Lebens, den die Jahre 1637 und 1642 begrenzen, letzteres das Todesjahr seiner Gattin Saskia, zeigt sich vorzugsweise in der Erweiterung des Stoffkreises, dem seine Radirungen angehören. Wie jedes wirkliche Genie vielseitig ist, so sehen wir auch Rembrandt aus den verschiedensten Gebieten des Darstellbaren seine Anregungen holen, ohne sich doch jemals mit der bloß oberflächlichen Anregung zu begnügen. In zahlreichen unermüdlichen Versuchen erschöpft er fast den künstlerischen Gehalt der einzelnen Szenen der biblischen Geschichte mit dem steten Bemühen, dem psychologischen Kern aller dieser Vorgänge in seiner Wiedergabe möglichst nahe zu kommen. Mehr noch als in seinen Bildern tritt dieses protestantisch-germanische Bestreben in seinen Radirungen und Handzeichnungen zu Tage. Wenn wir z. B. die Verstoßung der Hagar, ein Blatt aus dem Jahre 1637, daraufhin ansehen: wie wunderbar ist der Widerstreit der Gefühle in der Gestalt des greisen Patriarchen geschildert! Durch die schwerfällige holländisch-orientalische Kleidung hindurch glauben wir die seelische Erregung, das Zittern bis in die Fingerspitzen hinein zu empfinden. Halb zieht es ihn fort, seiner treuen Magd zu folgen, die thränenden Auges davonzieht, von dem ahnungslosen Ismael begleitet. Segnend breitet er seine Hände aus; halb wendet er sich zurück nach dem Hause, aus dessen Fenster der hämisch grinsende Kopf der Sara herausblickt, während ein zweites Knäblein neugierig durch die Thürspalte lugt. Der Haushund macht sich gewohnheitsmäßig mit auf den Trab, seiner Pflegerin und ihrem Knaben folgsam. Welche ungezwungene, zum Herzen sprechende Auffassung des an sich künstlerisch kaum besonders anregenden Vorganges! Man muß das Gemälde seines Schülers P. de Koninck in der Pester Landesgalerie, das denselben Gegenstand darstellt, mit dieser Meisterleistung vergleichen, um den rechten Maßstab für das hier zu Tage tretende künstlerische Feingefühl zu gewinnen. Offenbar hat Koninck bei seiner Darstellung Rembrandts Radirung vor Augen gehabt, die Herübernahme einzelner Motive läßt darüber keinen Zweifel; aber alles ist

vergröbert, wir empfinden bei dem Vergleich etwa dasselbe, als wenn wir einen Ungebildeten in der Erzählung eines Vorganges oder in einer Auseinandersetzung die halb oder gar nicht verstandenen Worte eines geistig Höherstehenden mißbrauchen hören.

Neben die Verstoßung der Hagar kann man die noch aus dem Jahre 1636 stammende Rückkehr des verlornen Sohnes als Gegenstück stellen: auch hier ist der seelische Inhalt gewissermaßen bis auf den letzten Tropfen von dem künstlerischen Geiste aufgesogen worden, wohl niemals ist das Gemisch von Reue, Zerknirschung und leidenschaftlicher Wiedersehensfreude, wie es das Gemüt eines äußerlich scheinbar völlig Verkommenen bei der Rückkehr in die Arme des verzeihenden Vaters erregt, so packend wiedergegeben worden, wie hier. Diese Art „Seelendramatik" — der Ausdruck drängt sich uns angesichts der Schöpfungen Rembrandts unwillkürlich auf — ist die Hauptaufgabe, der er sich in dieser Zeit mit dem ganzen Aufgebot seiner künstlerischen Kraft widmet. Er sucht sich in derartige Probleme auch seelisch hineinzuarbeiten, bis ihn eine ähnliche Stimmung wie die zu schildernde zur künstlerischen Wiedergabe zwingt. Darin drückt sich noch immer ein gewisses Ringen aus, das auch in der technischen Behandlung unverkennbar ist: im Gegensatze zu der sieghaften Sicherheit, mit der er in späterer Zeit auch den schwierigsten Aufgaben eine überraschende Wirkung abzutrotzen weiß, sehen wir ihn jetzt den Einzelheiten mit einer ängstlichen Sorgfalt nachspüren, mit der Radirnadel, der nicht selten auch die Schneidenadel zu Hilfe kommen muß, eine Feinmalerei ausbilden, die einer nachstrebenden Schule von Radirern das Hauptziel abgab, während er schon lange darüber hinaus, in der breitesten Manier sich seine eigne neue Kunstsprache gebildet hatte. Als besonders charakteristisches Beispiel sei hier nur noch der „Joseph seine Träume erzählend" aus dem Jahre 1638 erwähnt.

Völlig aus dem Rahmen dieser seiner Art, die Radirnadel zu handhaben, fallen zwei große Blätter heraus, die trotz der großen Wertschätzung, deren sie sich in älterer Zeit erfreuten, und trotz der Bezeichnung: Rembrandt cum privil(egio) aus der Reihe seiner eigenhändigen Arbeiten durchaus gestrichen werden müssen: die Kreuzabnahme (datirt 1633) und das Ecce homo vom Jahre 1636. Die erstgenannte Radirung ist mit Recht in die Berliner Ausstellung gar nicht aufgenommen; aber das Ecce homo verdient durchaus dieselbe Zurückweisung. Wenn wir uns die beiden Blätter in Rembrandts Atelier und unter seiner Leitung von der Hand seiner Schüler ausgeführt denken, dürften wir wohl der Wahrheit am nächsten kommen. Die Geschichte der Platten, die zu studiren das jüngst erschienene Werk des Senators Rovinski*) durch seine Lichtdrucknachbildungen sämtlicher Plattenzustände der Radirungen

*) L'oeuvre gravé de Rembrandt. 1000 Phototypies sans rétouches. St. Pétersbourg, 1890.

Rembrandts in einer bisher unerreichten Weise ermöglicht, weist auch auf diese Entstehungsart hin. Von dem ersten noch unvollendeten Zustande des Ecce homo besitzen wir z. B. ein Exemplar im British Museum, das Bisterretouchen offenbar von der Hand des überwachenden Meisters zeigt. Daß in diesem ersten Zustand außerdem die Mitte der Komposition noch ganz fehlt, während die äußern Teile bereits ausgeführt sind, scheint mir ein deutlicher Beweis, daß der Radirer hier nach einer Vorlage arbeitete, als die wir wohl die im Besitze der Lady Eastlake befindliche Grisaille betrachten dürfen. Auch der Umstand, daß diese Radirung und die oben erwähnte Kreuzabnahme die einzigen sind, die die Bezeichnung: cum privilegio tragen, die dem Verkäufer den Rechtsschutz der Behörden zusichert, unterstützt die Vermutung, daß es sich um Werkstattarbeiten handelt, die mit Rembrandts Einwilligung unter seinem Namen auf den Kunstmarkt gebracht wurden. Daß das große Ecce homo im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts den damals auffallenden Preis von vierzig Gulden erzielte, was ihm den Namen des Vierziggulden-blattes — ähnlich dem später noch zu erwähnenden „Hundertguldenblatte" — eintrug, und daß man in neuerer Zeit für den dritten Zustand desselben noch über viertausend Franks zahlte, darf uns in der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht weiter beirren. Wurde doch noch im vergangenen Jahre in der Versteigerung Danlos der sogenannte „Goldwieger" Rembrandts (1639) mit fünftausend Franks bezahlt, obwohl die Überzeugung, daß hier eine Arbeit Ferdinand Bols vorliege, der Rembrandt höchstens den Kopf des Dargestellten hinzufügte, in Kennerkreisen heute kaum noch einem Zweifel begegnet. Wenn man in Berlin dieses Blatt und die große Kreuzabnahme nicht, das Ecce homo dagegen doch ausgestellt hat, läßt sich das wohl nur damit erklären, daß hier in einem einzelnen Falle dem Publikum Gelegenheit geboten werden sollte, sich selbst sein Urteil zu bilden. Ein Vermerk auf der Beischrift des Blattes würde dem Verständnis der Besucher vielleicht zu Hilfe gekommen sein. Freilich sollte man meinen, daß ein Blick auf das in unmittelbarer Nähe ausgestellte echte Blatt, das den Tod Mariä darstellt, auch dem Laien den letzten Zweifel benehmen müßte: beide Leistungen sind so grundverschieden in Auffassung und Ausführung, daß auch der Zwischenraum von drei Jahren, der sie trennt — der Tod Mariä entstand 1639 — keinen genügenden Grund dafür abzugeben vermag. Man hat wohl versucht, die merkwürdig von allen andern Arbeiten der Zeit abweichende Technik des Ecce homo aus der Absicht Rembrandts zu erklären, hier ein dekorativ wirksames, als Wandschmuck gedachtes Werk zu schaffen, wozu die großen Maße des Blattes sehr wohl Anlaß bieten konnten. Doch sehen wir im Tode der Maria, daß der Künstler derartige Absichten, wenn wir sie ihm überhaupt zuschreiben dürfen, ganz anders zu erreichen wußte. In dieser Beziehung ist die Nebeneinanderstellung der beiden Blätter überaus lehrreich.

Der Tod Mariä erscheint auf den ersten Blick als eine durchaus in katholischem Sinne aufgefaßte Darstellung, und doch ist Rembrandt auch hier seiner schon geschilderten Art, biblische Vorgänge durchaus nur auf ihren psychologischen Kern anzusehen, getreu geblieben. In welchem scharfen Kontrast steht diese lebhaft bewegte und von rein menschlichen Empfindungen durchsetzte Handlung zu der stillen Feierlichkeit, die ältern Darstellungen des Gegenstandes gewissermaßen den Charakter des Sakramentalen zu geben pflegt! Rembrandts enge Beziehungen zu den protestantischen Sekten, die damals in Holland zahlreichste Gefolgschaft fanden, bezeugt nicht nur Baldinucci, der den Künstler mit nicht mißzuverstehender Verachtung geradezu zu einem Mennoniten macht, sondern auch die Porträts zweier Geistlichen, des Arminianers Jan Uytenbogaerd und des Wiedertäufers Cornelis Claesz Anslo (1641). Es mag seltsam klingen, wenn wir auch in Rembrandts Art der Naturbetrachtung, wie sie namentlich in seinen Landschaftsradirungen so ergreifend zu Tage tritt, einen protestantischen Zug finden. Die zahlreichen Landschaften der folgenden Jahre — die nächste Abteilung der Ausstellung enthält ausschließlich landschaftliche Darstellungen — bieten uns Gelegenheit, diese Seite des Rembrandtschen Genius näher kennen zu lernen. Wir verzichten auf die hier gerade sehr umfangreiche kritische Sichtung des reichen Stoffes und verweisen den Leser auf den in dieser Beziehung besonders ergebnisreichen Aufsatz von A. de Vries in der Kunstzeitschrift: Oud Holland I, 292 ff. Was uns an den Landschaften des Meisters interessirt, von denen wir doch noch immer etwa achtundzwanzig echte zählen, ist das neue Element, das sich in ihnen zum erstenmale mit besondrer Betonung in der landschaftlichen Auffassung Geltung verschafft. Die Stimmungslandschaft im modernen Sinne darf als eine Schöpfung Rembrandts angesehen werden. Wer da glaubte, Rembrandt sei als Landschafter durchaus Naturalist, vermeide jede künstlerische Steigerung, jede selische Belebung der angeschauten landschaftlichen Umgebung, würde sehr irren. Freilich verzichtet er auf die Requisiten jener Landschafter, die man mit mehr oder weniger Recht als Romantiker zu bezeichnen pflegt. Er braucht nicht, wie Ruysdael, Ruinen, finstere Wolkenmassen, nicht rauschende Sturzbäche, entblätterte Baumkronen vom Winde gepeitscht, um in landschaftlichen Darstellungen den Beschauer zu ergreifen. Auch hier sehen wir ihn wie bei den Schilderungen der biblischen Geschichte sich in die Dinge völlig hineinleben, den Stimmungsgehalt nicht in sie hineinthun, sondern aus ihnen herauslesen. Cornelis Bie, der im Jahre 1661 in seinem Guldenkabinet den Künstler andichtete, weiß ihm keinen höhern Preis zuzuerteilen, als daß „Natur selber beschämt vor solchem Künstler stünde," daß in seinen Werken nichts als echter „Lebensgeist" wohne und wirke. Das gilt in hervorragendem Maße von seinen Landschaften: die weit sich dehnenden Dünen seiner Heimat mit den am Horizont aufsteigenden Umrissen der Küstenstädte und Dörfer, die verfallende Hütte mit ihrem Planken-

zaun, der Heuschober, der kaum bewegte Kanal, eine Baumgruppe mit unergründlich tiefschattenden Kronen vor einem bescheidenen Landhause, sie alle haben in den Radirungen Rembrandts etwas Sehnsuchterweckendes und Stimmungerregendes, wie kaum je in der Natur. Wie dazu die meist geringe Staffage gewählt ist, wie sich erst beim nähern Zusehen aus den tiefern Schatten ein kosendes Paar herauszulösen beginnt, dort ein Landmann sorgend in die Weite blickt — alles verrät uns, daß dem Künstler das Geschaute nicht nur eine willkommene Anregung zur malerischen Wiedergabe gewesen ist, sondern daß er sich tief innerlich mit dem Wesen der ihn umgebenden, an sich ziemlich reizlosen Natur verwachsen fühlte. Dies nannten wir oben protestantische Naturauffassung, es liegt weit ab von jener Vorstellung, daß aus der Natur nur der gewaltige, allmächtige Gott zu uns rede, oder daß alle Kreatur in ihrem Glanze und ihrer Pracht nur einen volltönigen Hymnus auf die überirdische Macht des Schöpfers anstimmen müsse. Es fehlt das dekorative, das feierliche Element, wie es etwa die Landschaften eines Rubens mit ihrem Regenbogenlicht und ihren wohlverteilten Farbenreizen in sich tragen. Freilich, daß sich auch die sinnige, gemütvolle Auffassung eines Rembrandt zum Erhabenen steigern konnte, zeigt die von jeher als Perle unter seinen Radirungen geschätzte Landschaft mit den drei Bäumen. Hier ist auch die Wolkenbehandlung, die für die holländischen Landschafter das Hauptproblem bildete, wirkungsvoll in die Gesamtstimmung hineingezogen, und die rechts auf sonst baumloser Düne aufragenden schlichten drei Bäume ergreifen den Beschauer mit derselben Unwiderstehlichkeit, wie die gewaltigen, oft auch gewaltsamen Symphonien, die Ruysdael mit Sturm- und Sturzbachgebraus aufzuführen liebt.



Sodoms Ende



as Fell der Reklametrommel war diesmal in voreiligem Siegesrausche zu stark angespannt, um ein paar Töne zu hoch gestimmt worden. Es hätte nicht viel gefehlt, so wären statt des Triumphgesanges die dumpfen Wirbel eines Trauermarsches herausgekommen, und der Apparat war doch wieder so geschickt gehandhabt worden, daß er von Bern bis Königsberg, von Hamburg bis Wien seine Schuldigkeit that. Freilich scheint die Trauer, als urplötzlich das polizeiliche

Verbot die seit Jahresfrist gehegten Hoffnungen auf goldne Ernten zu nichte zu machen schien, im Direktionsbüreau des Berliner Lessingtheaters größer gewesen zu sein. als im Lager des Dichters und seiner journalistischen Unternehmer und Teilhaber. Während der bedrängte Theaterdirektor die Sache realistisch vom Standpunkte seiner Kasse auffaßte und die maßgebenden Instanzen durch Nachgiebigkeit, durch Preisgebung der beanstandeten Stellen umzustimmen suchte, gefielen sich Sudermann und seine litterarischen Genossen in der Rolle entrüsteter Sittenprediger, die in ihrem heiligen Vorhaben durch die Blindheit der Obrigkeit gestört würden. Als es dem Direktor bereits gelungen war, den Behörden eine mildere Auffassung von „Sodoms Ende" beizubringen, versandte die Redaktion des „Magazins für Litteratur," das nach häufigen Wandlungen kürzlich in den Besitz der Verleger Sudermanns übergegangen ist, das also, wie sich der „Berliner Börsenkurier" in seiner zaghaften Art ausdrückt, dem Dichter „litterarisch nahesteht," eine Erklärung, in der sie mit der Veröffentlichung des verbotenen Stückes in seinem Wortlaut drohte. Sie hat damit eine Weile gewartet, und als sie mit den ersten Szenen des Dramas kam, war die sittliche Entrüstung einer merklichen Abkühlung gewichen, nachdem die erste Aufführung einen sehr ruhigen, von keinem Sturm erschütterten Verlauf genommen hatte. Gegen alle theatralischen Wetterregeln hat es keinen Kampf widerstrebender Elemente, keinen Streit litterarischer Parteien gegeben, und wer behauptet, daß das Publikum der ersten Aufführung eine ungewöhnliche Erregung gezeigt habe, der lügt entweder, oder er hat noch nie vorher der ersten Aufführung eines neuen Schauspieles in einem Berliner Theater beigewohnt. Die Grundstimmung des Publikums senkte sich von gespannter Erwartung schnell zur Enttäuschung, und von da war nur noch ein kleiner Schritt zur Langenweile, um die sich der Dichter in seinem Bestreben, der Natur möglichst nahe auf den Leib zu rücken, redlich bemüht hat. Seit Menschengedenken hat das stärkste aller Reklamemittel, das polizeiliche Verbot, zum erstenmale seine Wirkung versagt, und noch dazu versagt, trotzdem daß der juristische Beistand aller von der Zensur bedrängten Schriftsteller und Künstler aus dem freisinnigen Lager, der Rechtsanwalt und freisinnige Agitator Dr. Grelling, seine gewaltige Stimme gegen die Theaterzensur im „Magazin für Litteratur" erhoben hatte.

Das ist ein Fall, der in erster Linie den Reklamebüreaus zu denken giebt und sie zu einer gründlichen Verbesserung ihrer keineswegs an Schüchternheit leidenden Einrichtungen veranlassen könnte. Der Fall kann aber auch zu ernstern Betrachtungen anregen. Haben die zwei Jahre, die seit dem Tode des großen Kaisers verflossen sind, wirklich ausgereicht, um auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens — wir wollen nicht sagen: eine Versumpfung — aber eine allgemeine Unsicherheit, eine Unlust des Schaffens, eine Abstumpfung gegen jede Autorität herbeizuführen? Ist das polizeiliche Verbot eines Theater-

stückes, das in der That, wie die Aufführung gelehrt hat, auch trotz mancher Säuberungen gegen die guten Sitten verstößt, eine Handlung von so geringer Bedeutung, daß sie nicht einmal eine Opposition, eine Gegendemonstration verlohnt?

Die eine, in erster Linie zuständige Behörde verbietet das Stück, wie wir aus Achtung vor ihr glauben, aus wohl erwogenen Gründen, und die höhere Behörde gestattet die Aufführung, wieder aus wohl erwogenen Gründen, und sie hat Recht behalten, weil durch die Aufführung kein öffentliches Ärgernis erregt worden ist und die durch die Presse vertretene öffentliche Meinung mit Ausnahmen, die wenig oder gar nicht in Betracht kommen, das Schauspiel von ästhetischen wie von moralischen Gesichtspunkten verurteilt hat. Aber der Öffentlichkeit sind die Begründungen beider Behörden vorenthalten worden, und das ist ein Fall, der neben vielen andern dazu beitragen muß, die Unsicherheit des öffentlichen Urteils zu erhöhen. Es ist behauptet und nicht amtlich widerlegt worden, daß der Berliner Polizeipräsident bei seinem Verbot einer Weisung von höchster Stelle gefolgt sei, nach der nicht bloß der einzelne Fall, sondern die ganze Richtung, die das Sudermannsche Schauspiel vertritt, beurteilt werden sollte. Andre Erwägungen in Zwischeninstanzen sind anscheinend zu der Meinung gelangt, daß diese Richtung — es ist die naturalistische, die ihre Aufgabe in der wahrheitsgetreuen Schilderung des Lasters, angeblich zu seiner Bekämpfung, sieht — den Keim des Todes in sich trägt, und daß sie um so schneller zu Grunde gehen wird, je mehr man ihr freien Lauf läßt. Das ist eine Anschauung, die man gelten lassen kann, und die sich auch bei den Aufführungen von „Sodoms Ende" als richtig erwiesen hat. Aber während sich diese ohne aufregende Zwischenfälle an einander reihen, meldet der „Reichsanzeiger," daß die zur Verteilung des Schillerpreises niedergesetzte Kommission ihre Entscheidung bis auf weiteres aufgeschoben habe, und einige Zeitungen sind sogleich bei der Hand, Gründe dafür anzugeben. Es soll sich in der Kommission eine starke Minderheit dafür ausgesprochen haben, daß Sudermanns Schauspiel „Die Ehre" dasjenige Stück sei, das in den letzten Jahren die stärksten und nachhaltigsten Erfolge errungen und die öffentliche Meinung am lebhaftesten beschäftigt habe, und daß es demnach mit dem Schillerpreise auszuzeichnen sei. Weil man sich nicht darüber einigen konnte, sei die Zuerkennung des Preises hinausgeschoben worden. Gegen alles Herkommen scheuen sich die Zeitungen nicht mehr, bei jeder Kleinigkeit die Person des Kaisers in die Debatte hineinzuziehen, weil amtliche Widerlegungen entweder gar nicht mehr erfolgen oder so lange hinausgezogen werden, daß sich schließlich niemand mehr erinnern kann, wer eigentlich der Betroffene ist, gegen wen sich die Berichtigung wendet. Es wird jetzt weiter verbreitet, daß der Kaiser sich nicht dazu entschließen könne, das Lessingtheater zu besuchen und sich durch eigne Anschauung ein Urteil über das Sudermannsche Schau-

spiel „Die Ehre“ zu bilden. Die Zeitungen melden ferner, daß sich der Kaiser Ernst v. Wildenbruchs neuestes geschichtliches Drama „Ein neuer Herr“ von dem Verfasser habe vorlesen lassen, und daß er sein Wohlgefallen darüber geäußert habe. Neben solchen Mitteilungen, die ihre sachliche Begründung in dem halbamtlichen Hofbericht finden, läuft aber die Legende einher. Man erzählt sich in Kreisen, die dem Dichter nahe stehen, daß der Kaiser sich gegen das im „Deutschen Theater“ aufgeführte Schauspiel Wildenbruchs „Die Haubenlerche,“ das sich auch in Ausschreitungen des Naturalismus gefällt, ablehnend geäußert habe.

Das ästhetische Urteil über Sudermann und „Sodoms Ende“ kann natürlich durch solche publizistischen Machenschaften, durch Zeitungsmanöver und öffentlichen Klatsch nicht beeinflußt werden. Aber es wäre doch an der Zeit, der Ausnutzung hoher Personen für unlautere Zwecke einen Riegel vorzuschieben, damit die große Masse, die nicht selbst urteilen kann, das Gefühl der Sicherheit wiedergewinne, das in den letzten Monaten, wenn auch nicht stark erschüttert, so doch stark auf die Probe gestellt worden ist.

„Sodoms Ende“ ist nun freilich nicht dazu angethan, uns in diesem Punkte zu beunruhigen. Es beunruhigt überhaupt nicht, sondern langweilt nur, und wenn es wirklich Beunruhigungen hervorgerufen hat, so können davon nur die Kreise der Berliner Finanzwelt betroffen worden sein, die in dem hohlen, wüsten Treiben des Salons der Bankiersfrau Adah Barczinowski ein Spiegelbild ihres eignen Daseins erkannt haben sollen. Diese Erkenntnis soll ihnen erst später gekommen sein. Denn am ersten Abend spendeten die Insassen des ersten Ranges und der Logen lebhaften Beifall, weil ihre Mehrzahl Sudermann für den ihrigen hielt, und die ganze Angelegenheit am Ende zur Parteisache geworden war. Vielleicht sind ihnen erst die Augen geöffnet worden, als das sozialdemokratische „Berliner Volksblatt“ im höchsten Pathos sittlicher Entrüstung schrieb: „Der Dichter, der solch eine flammende Anklageschrift wider das Bestehende in die Welt schleudert, hat etwas verspürt vom Wehen der kommenden Zeit, und sein scharfes Ohr vernahm den wuchtigen Schritt des Schicksals, das mit eherner Rücksichtslosigkeit die alten abgelebten Formen in Scherben schlagen wird, um neue Bildungen, um lebenskräftige Gestalten an jene Stelle zu setzen.“ Und die „Germania,“ das Organ des katholischen Radikalismus, das niemals fehlt, wo es seine sozialdemokratischen Brüder unterstützen kann, machte die Charakteristik noch deutlicher, indem sie unmittelbar zum Angriff auf die angeblich von Sudermann gemeinten Kreise losging. „Diese Sudermannsche Gesellschaft existirt — so behauptet die „Germania“ —, aber sie ist nicht die „Berliner,“ nicht die ganze Gesellschaft. Es sind hauptsächlich gewisse Börsenkreise und was sich ihnen anschließt, welche diese Gesellschaft bilden, die Geldaristokratie, welche schnell reich geworden ist, ohne die Noblesse der Gesinnung zu übernehmen, die man in der wirklichen,

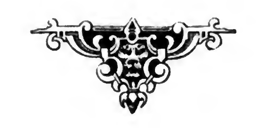
guten Gesellschaft Berlins noch immer finden kann. Das schlimmste aber ist, daß die Sudermannsche Gesellschaft sich bis in die Presse und Litteratur hinein erstreckt und hier ihre Macht in verderblicher Weise zur Geltung bringt. Daß die Juden eine hervorragende Rolle in diesen Kreisen spielen, ist wohl nicht zufällig. Wir aber sagen: Wehe der Gesellschaft, die sich auf solche Grundlagen stützen muß! Es ist bezeichnend, daß selbst die „Kreuzzeitung," die sonst die dritte im Bunde zu sein pflegt, wo es gilt, solche Anklagen zu erheben, bestreitet, daß die Sudermannschen Zeichnungen Bilder nach dem Leben seien, es müßte denn sein, daß „die Kreise, in denen der Verfasser die lebenden Originale vorfand, geheime Verbindungen tiefster Unsittlichkeit" sind.

Man sieht deutlich aus diesen einander widersprechenden Stimmen, wohin sich der Schwerpunkt des ästhetischen Urteils verschoben hat. Man fragt nicht mehr, inwiefern ein Kunstwerk den ewigen Gesetzen der Kunst entspricht, sondern wie es sich zur gemeinen Wirklichkeit stellt. Allerdings hat diese Sorte von naturalistischen Litteraturerzeugnissen kein besseres Schicksal verdient, und man würde ihnen eine zu große Ehre anthun, wenn man sie nach höhern Gesichtspunkten beurteilen wollte.

Es ist schwer, einem Dichter, der sich in dem Schauspiel „Die Ehre" in der liebevollsten, zärtlichsten Schilderung des Berliner Kokottentums und seines schützenden und bemutternden Anhangs gefallen hat, während für die Zeichnung anständiger, ehrenhafter Menschen nur die verbrauchtesten Schablonen zur Hand gewesen sind, zu glauben, daß er in „Sodoms Ende" keine andre Absicht als die eines moralischen Strafgerichts gehabt habe. Wir wollen es ihm glauben, aber wir müssen ihm zugleich sagen, daß er diese Absicht mit den verkehrtesten Mitteln zu erreichen gesucht hat, und daß ihm aus diesem Grunde sein Versuch völlig mißglückt ist. Die Figuren, an die er den größten Teil seiner dichterischen Liebe gewendet hat, die schamlose Messaline, die Bankiersfrau, und der von ihren Netzen umgarnte, gänzlich entnervte, von diabolischer Sinnenlust hin und her gehetzte Maler Willi Janikow, treten so stark in den Vordergrund des dramatischen und künstlerischen Interesses, daß für die Charakteristik der übrigen Figuren keine Gestaltungskraft mehr übrig geblieben ist. Wie Schatten schleichen sie an uns vorüber, aber nicht schnell wie Gespenster, sondern beschwert von den Bleigewichten der schleppenden Charakteristik, die der Naturalismus braucht, um uns mit Personen bekannt zu machen, deren Seelenleben sich in der Tretmühle einer jedermann geläufigen Alltäglichkeit bewegt oder die bereits so abgewirtschaftet haben, daß sie hoffnungslosem Kretinismus verfallen sind.

Der maßlosen Übertreibung, die ein von der Reklame über alles Maß verwöhnter, jetzt plötzlich von der launenhaften Macht im Stich gelassener Schriftsteller in seiner völligen Unkenntnis der Kraft, die ihn groß gemacht,

gewagt hat, könnte am besten durch die Satire begegnet werden, wenn Deutschland wie Frankreich ein Land wäre, in dem die Lächerlichkeit tötet. Wir sind ernster angelegt, und deshalb bedarf es stärkerer Beweismittel, als sie die Macht allgemeiner Heiterkeit gewährt hat. Wir haben einen Ersatz dafür, indem wir auf Originalität sehen und in Kunst und Litteratur nichts so sehr bemängeln wie die Manier. In seinem Schauspiel „Die Ehre“ hat Sudermann — nicht als der erste, die selige Birch-Pfeiffer hat diesen Pfiff auch schon gekannt, aber mit starker Betonung der gegenwärtigen Verhältnisse — die Bewohner des Vorderhauses in scharfen Gegensatz zu den Insassen des Hinterhauses gebracht, die besitzende oder doch reichlich erwerbende Klasse in Gegensatz zu dem von der Hand in den Mund lebenden Proletariat. Das hat einmal gezündet, obwohl die eine Hälfte nicht Natur, sondern romanhafte Phantasie, die andre Hälfte nicht reine, sondern jene stark übertriebene Natur war, wie sie die Bühne für ihre Wirkungen braucht. Die Keckheit, eine feile Dirne in ihrem gedankenlosen Cynismus auf die Bühne zu bringen, hat Glück gemacht, und das Ostendtheater hat die Frechheit gehabt, in „Zimmermanns Lene“ das weitere Leben der Prostituirten abzumalen. Das ist der geringere Schaden, da solche Dinge sich selbst richten. Aber Sudermann hat ernsthaftere Mitbewerber gehabt: Ernst von Wildenbruch hat in seiner „Haubenlerche“ und Ludwig Fulda in einem dreiaktigen Schauspiele „Das verlorene Paradies,“ dessen Konflikt sich gleichfalls zwischen dem Wohlleben des Fabrikherrn und der Not seiner gedrückten Arbeiter bewegt, dasselbe dramatische Gerüst, dasselbe Gegenspiel der Interessen, den gleichen Gegensatz der herrschenden und der leidenden Charaktere benutzt. Als Sudermann zum zweitenmale mit seiner sittlichen Entrüstung kam, traf er auf lange Gesichter. Wirkliche Dichter haben solches nicht zu befürchten, sondern nur wagehalsige Spekulanten, die vom Übermut eines großen Erfolges geschwellt eine Welt für sich zu haben glauben, die nur dem ihre Mittel gewährt, der sich ihr mit Haut und Haaren verkauft.





Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

Von Otto Ludwig

(Fortsetzung)



Nachdem Herr Flötenspiel seiner schönen Erzählung halber belobt worden war, forderte man ihn auf, noch etwas Belehrendes der Art zum besten zu geben. Er aber deutete auf seine Frau, die eben aufbrach, und sagte: Sehen Sie, lieben Freunde, nun wird sich wo-anders geärgert. Gott behüte einen Christenmenschen vor dem Heiraten. Ich habe ihr sechzehn Groschen Konrant nachgerechnet, die sie hier unnötigerweise für Kuchen — sehen Sie, sie hat ein Stück liegen lassen; ehe die Kellner abräumen — Ihr Diener! —

Der Tisch, den Madame Flötenspiel und ihre Gesellschaft inne gehabt hatte, wurde alsbald von einer andern eingenommen. Ein ältlicher dicker Herr und zwei junge Damen, die eine von überaus edler Gestalt, nahmen an ihm Platz. Die Damen saßen von mir abgewandt und unterhielten sich; die kleinere zeigte große Lebendigkeit und schien die Kosten des Gespräches fast allein zu tragen. Der Herr senkte wie in stiller Beschaulichkeit sein Antlitz nach vorn und hielt seine Augen unverwandt auf den untersten goldnen Knopf des feinen blauen Fracks geheftet, der über Nankingbeinkleidern zugeknöpft seinen stattlichen Leib umgab. Augen, Nase und Mund waren von so bedeutender Größe, daß das ganze Gesicht eben nur aus Augen, Nase und Mund zu bestehen schien; den träumerischen und doch scharfen Ausdruck seiner Augen verstärkten noch um ein Großes die starken, langharigen schwarzgrauen Brauen, die über sie herabhingen wie Gras und Flechten aus dem alten Gesteine gewachsen über die hohlen Fenster einer Ruine.

Jetzt wandte sich die edle Gestalt — ihr Auge glitt über mich hin — sie wars, der Engel des Herrn Fintlein, die Sängerin, die von mir gerettete! Sie wandte sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an den dicken Herrn, dem sie zu erzählen schien, indem sie zuweilen herübersah zu mir. Der dicke Herr erhob sich und kam mit vornehmer Freundlichkeit auf mich zu.

Entschuldigen Sie — meine Tochter sagt mir soeben, in Ihnen erkenne sie den Retter aus Lebensgefahr, den uns alle angewandte Mühe bisher nicht auffinden ließ. Darf ich? unterbrach er sich selbst, indem er eine kostbare goldne Dose präsentirte. Es war mir äußerst unangenehm, fuhr er dann fort; denn ich bleibe nicht gern schuldig — mein Name ist Jammerdegen. Ich bin, wie Sie wohl gehört haben werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen — kommen Sie doch mit herüber. Sie heißen?

Ich nannte meinen Namen und folgte ihm pochenden Herzens. Es ist wahrlich nichts Kleines, auf einmal mit allen seinen Unvollkommenheiten vor der zu stehen, um deren Heiligenbild man einen Himmel gebaut hat von geträumten Herrlichkeiten, und um einem solchen Blicke begegnen zu müssen, vor dessen Klarheit alles Geckische, alles Verwirrte, Düstere, Unganze in uns abfällt und wir mit Schrecken sehen, wie arm wir sind und daß nun eigentlich gar nichts in uns stehen bleibt, was ihr gefallen könnte, der zu gefallen der einzige Wunsch unsers Lebens ist. Und doch lag in diesem Blick eine Milde, ein Versöhnendes, Friedengebendes, ein — da haben wirs; mein Puls läutet wieder einmal Fiebersturm.

Er ging auf und ab, um sich zu beruhigen; derweile nahm ich das dritte Blatt der indischen Geschichte und las:

Die vier Töchter der Urvasi wuchsen auf und wurden der Mutter gleich an Schönheit und Anmut, sodaß jede in dem Lande ihres Vaters für das Schönste galt, was je ein Auge gesehen. Urvasi, die gern einmal ihrer sich erfreuen wollte, bat Indra, diesen Wunsch ihr zu gewähren. Da schickte Indra seine Gandharbas ab, die sie während der Nacht von ihrem Lager holten und sie zu Urvasi brachten, ohne daß die Schlummernden gewahr wurden, was mit ihnen vorging. So sehr sie beim Erwachen staunten, sich an einem ihnen fremden Orte zu befinden, so gewannen sie sich bald lieb, und gewannen sich so lieb, daß sie sich nie wieder trennen wollten. Auf Urvasis Bitten wies Indra den Prinzessinnen einen der herrlichen Haine von Gandhamadana zum Aufenthalt an. Dort freuten sie sich in ewiger Jugend der heitern Gegenwart und ihrer Liebe. Jetzt erquickten sie die schmachtenden Lotosblätter ihrer Glieder in den krystallnen Fluten des Mandakini, und es kamen die goldgelben Schwäne herbei, schmiegten sich liebkosend unter sie und trugen sie wie lebendige Kähne am schattigen Ufer dahin; wenn sie schlummerten, fächelten sie unzählige weiße Pfauen mit ihren stolzen Schweifen, und der süße Koil wiegte sie ein und weckte sie wieder mit seinen schönsten Liedern. Und sie liebten sich so, daß sie umarmt gingen, umarmt saßen und umarmt schliefen. Und ließen sich ihre Hände im Schlummer, so schraken sie auf und faßten sich von neuem.

Eines Tages erwachten die drei ältesten eher als die jüngste, und weil

diese so sanft schlummerte, blieben sie ruhig neben ihr liegen, damit sie sie nicht weckten. Da sagte die älteste zu den beiden andern: Sehet doch, Geliebte, welch seltsamer Hügel unter den dichten, schattenreichen Ästen des breiten Jambu dort!

Es sind Zellen der weißen Ameise, sagte die zweite, und aus den Zellen ist Kusagras gewachsen und buntfarbiges Moos.

Was aber, sagte die erste wieder, mag den Glanz verursachen, der aus dem Hügel durch die beiden Öffnungen dringt, die neben einander stehen wie zwei Schwestersterne?

Gewiß, sagte die dritte, sind es zwei edle Steine; wollt ihr, so graben wir so aus.

Da die jüngste eben erwachte, so begaben sie sich zu dem Hügel der weißen Ameisen; jede der drei ältesten brach einen Kusahalm ab und fuhr damit in eine der beiden Öffnungen. Kaum aber hatten sie die Halme eingesenkt, als Blut aus den Öffnungen drang. Da erschraken die Mädchen, daß ihre Haut erstarrte und ihre Antilopenherzen zitterten.

Es war aber Chyavana, der Sohn Brigas, des Sohnes Brama, der gewaltigste aller Weisen, der über himmlischen Dingen brütend, seinen Nabel also tiefsinnend beschaute, daß ihn die weißen Ameisen mit ihren Nestern überbaut hatten. Aus einigen der verwitterten Nester war Gras und Moos gewachsen. Urvasi, die eben daher kam, als ihre ältesten Töchter dem Weisen mit Kusahalmen in die Augen stachen, fürchtete die Rache des Gewaltigen und bat Indra, er möchte die drei in die entfernteste Weltgegend entrücken. Indra gewährte ihr die Bitte und entrückte sie samt dem Haine von Gandhamadana in den fernsten Westen der Welt. Aber der weise Chyavana erhob sich und schüttelte im Zorn seine Glieder, daß die Ameisen von seinem Leibe weithin in die Lüfte stoben. Seitdem findet man die Ameisen in aller Welt. Und Chyavana fluchte den Mädchen und dem Lande, das sie aufnahm, und sprach: So soll Flachheit Land und Volk strafen, wohin ihr floht vor meinem Zorn. Einander nahe, seid ewig getrennt. Nur dann endet die Kraft meines Fluches, wenn — hier fiel der erzürnte Weise in eine fremde Sprache. Folgendes sind die Worte, die er sprach, und die bis jetzt kein Brahmane enträtselt hat. (Hier stehen, merkt der Übersetzer an, in Sanskritlettern folgende deutsche Worte: Wenn, wo ihr lebt, ein reicher Buchhändler einst einem unberühmten Autor den Verlag eines seiner Werke und zugleich seine einzige Tochter selbst zum Weibe anbietet.) Urvasi, so fährt das Manuskript fort, Urvasi, die das Schreckliche vernommen hatte und Schrecklicheres noch befürchtete, fiel ihm zu Füßen und richtete die unwiderstehlichen Blicke ihrer Lotosaugen bittend auf ihn. Als die Nymphe so in dem ganzen verführerischen Glanze ihrer Reize vor ihm lag, begann sein Mund zu stammeln, seine Augen gruben sich ein in ihre Schönheit wie zwei lüsterne Bienen ins Schattiginnerste der Mangoblume,

und er vermochte nicht, ihnen zu wehren. Da floh er in eine Einsiedelei, und es währte hundert Jahre der Selbstbeschauung und Buße, bis seine Brust wieder so ruhig atmete, daß er die Worte seines Fluches fortsprechen konnte. Aber von seinem Feuer glimmten nun auch nur die Kohlen noch. Und er sprach: Barmherzigkeit will ich üben um deiner Schönheit willen, wo ich das Schwert des Rechtes gezückt in meinen Händen führe. Euch sei das Süßeste, was Menschen und Götter kennen, die der Beschaulichkeit nicht leben, euch sei die Lieblichkeit der Liebe ein Trost. Doch jede von euch soll dem, den sie erkiest, eine Bedingung auflegen, die — der Weise schien noch viel zu sprechen, aber er murmelte, schon wieder in die Betrachtung seines Nabels sich vertiefend, so leise, daß der Bart die Worte verschlang, und das Ohr der Weltgeschichte vergeblich lauschte. —

Das war es, was auf den drei Blättern stand; mithin war ich am Ende der Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und von dem Fluche des heiligen Weisen Chyavana. —

Er fuhr fort in der Erzählung der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe. Was soll ich zu meinem Schmerze jedes Wort wiederholen, das wir wechselten, während Herr Jammerdegen in tiefer Beschaulichkeit den untersten der fünf goldnen Knöpfe betrachtete; was soll ich die Schneide meiner Sehnsucht schärfen durch die Aufzählung und Schilderung der Blicke, die bald Boten wurden eines süßen Verständnisses! Dir genügt zu wissen, daß wir uns öfter sahen, daß wir beide wußten, daß wir uns liebten, ohne daß ein Wort dies Verhältnis je berührt hätte. Das Kind eines Buchhalters von Herrn Jammerdegen, ein wunderschöner Knabe, den Fides stets um sich hatte, war das Mittelwesen, in dem wir uns körperlich berührten. Es starb. Ein Lied, wenn man einen solchen kunstlosen Erguß Lied nennen mag, das ich zu jener Zeit aufschrieb, mag die Sache erklären. Späterhin hab ich ihm den Namen gegeben:

Zu stille Liebe

Ein Dämmerlied

Zwei liebten sich und wolltens sich nicht sagen.
Sie küßten sich auf eines Kindes Munde,
Beschauten sich nur durch des Kindes Augen
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht sprechen,
Nicht sehen mehr und auch nicht mehr sich küssen.
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden,
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede
Und sind am End vor Sehnsucht gar gestorben.

So standen die Sachen, als eines Tages auf dem Augustusplatze ein Freund mir begegnete, der mit wichtigem Blick mich fragte, ob ich eine Neuigkeit wissen wollte. Weißt du denn, daß Jammerdegens Fides heiratet?

Soll ich das Chaos von Schrecken, Schmerz, Wahnsinn noch einmal fühlen, indem ich dir erzähle, wie mir bei diesen Worten zu Mute ward? Der Freund schien meinen Zustand nicht zu bemerken und fuhr fort: Alle Welt wundert sich, daß das schöne, reiche Mädchen solch einen verlebten, kranken Häßlichen heiraten will. Aber die Krankheit und die Häßlichkeit des Patrons ist es eben, was sie ihm gewonnen hat. Weil sie so ganz anders ist wie die andern, ist sie allen ein Rätsel. Können sie doch schon nicht begreifen, wie sie, die nicht etwa eine Kopfhängerin oder ein überzartes Leipziger Wesen, sondern ein lebenskräftiges und gesundes Mädchen ist, nicht an Bällen und dergleichen Vergnügen findet und sich nur wohl befindet, wo sie helfen kann, unter Armen und Kranken — von denen auch du einer bist. Dazu kommt noch, daß der unermeßlich reiche Bräutigam ihr eine sehr bedeutende Summe jährlich zur Disposition zu stellen versprochen hat, wenn sie ihn heirate, mit deren Hilfe sie ihren Trieb zum Wohlthun leichter befriedigen kann.

Der Freund verließ mich. Ein Frost schüttelte mich, ich fühlte den Tod in allen meinen Gliedern. Ich wußte, daß, was der Freund mir erzählt hatte, nur ein lügenhaftes Gerücht sein konnte; dennoch wurde mir immer fieberischer. So ging ich denn in die Walderichsche Restauration, die, wie du weißt, in der Dresdner Straße, der Post gegenüber, liegt, um Zerstreuung und Erwärmung in einem Glase Punsch zu suchen, eine Hoffnung, die kurz vor mir drei junge Männer hereingeführt hatte, die, wie du bald hören wirst, an demselben Übel litten wie ich.

Ich kanns nicht begreifen, sagte Herr Walderich, wie man solche Dummheiten nachreden kann, die irgend ein loser Vogel ersonnen hat, einem Albernen etwas aufzubinden. Zweierlei kann mich zum unbändigsten Zorn reizen, nämlich wenn einer mir zeigt, daß er mich für schlecht, oder daß er mich für dumm hält.

Ich sage Ihnen, entgegnete einer von den Gästen, die ganze Stadt ist voll von den drei Dingen. Erstlich einmal soll sich am letzten Freitag im Februar auf dem Schneckenberg ein herrliches Schloß haben sehen lassen.

Ein langer Seufzer unterbrach den Sprechenden. Er kam von einem Tische, an dem drei junge Männer saßen.

Zum zweiten, fuhr jener fort, logirt im Hotel de Bavière gegenwärtig eine Dame von unendlichen Reichtümern, die anstatt eines Kopfes, wie es bei lebendigen Menschen üblich ist, einen Totenkopf auf dem Halse trägt.

Wieder erscholl von jenem Tische her ein Seufzer.

Die dritte Merkwürdigkeit endlich ist, daß aller acht Tage im Härtelschen Palais bei Nacht eine wundersam fremdartige Musik sich hören läßt, ohne daß ein lebendiger Mensch drinnen sich aufhält.

Ein dritter Seufzer erklang von dem Tische, an dem die drei jungen Männer saßen, und lenkte alle Blicke dahin. Es waren drei blasse Gesichter: das eine zeichnete ein außerordentlich langes Haar, das zweite ein schwarzes Pflaster auf der linken Wange, das dritte ein starker Knebelbart aus. Auf jedem der drei Gesichter stand in deutlichen Lettern das verlorene Lebensglück zu lesen. Keiner sprach eher ein Wort, als da die andern Gäste, im Schachspiel vertieft, sie nicht mehr zu gewahren schienen. Da mich die drei ungemein interessirten und ich in der Stimmung, in die mich des Freundes Mitteilung versetzt hatte, mich vor dem tête-à-tête mit mir selbst fürchtete, so ließ ich eine Bowle Punsch bringen und bat jene, meine Gäste zu sein. Ich erfuhr nun, daß sie drei Litteraten waren, der Langhaarige gab sich daneben mit dem Sanskrit ab, der mit dem Pflaster hatte sich auf das Altdeutsche und auf die politische Poesie geworfen, der Litteratus mit dem Knebelbarte endlich übersetzte persische Lieder ins Deutsche.

Wir wurden bei jedem Glase bekannter. Endlich sagte ich, indem ich das meine erhob: Was wir wünschen! Alle drei seufzten auf, wie vorhin bei der Erzählung von den drei Gerüchten. Da der Langhaarige meine Verwunderung bemerkte, sagte er: Sie wundern sich über den Eindruck, den das Wort Wünsche auf mich gemacht hat; wollen Sie die Erzählung meiner Schicksale anhören, werden Sie ihn begreiflich finden. Er erzählte:

Geschichte des ersten Litteraten.

In meinem siebzehnten Jahre, begann der erste Litterat seine Geschichte, in meinem siebzehnten Jahre war ich Laufbursche bei dem Schuhmachermeister Fintlein in der kleinen Fleischergasse. Ich fühlte auf das lebendigste in mir, daß ich zu andern Dingen bestimmt sei, als zum Wasserholen, Stiefelwichsen und was damals noch sonst meines Amtes war. Da ich nun dies alles mit Widerwillen trieb, so ist es kein Wunder, daß es oft nicht zu meinem Lobe ausfiel und ich böser Worte genug vernehmen mußte, was meinen Widerwillen nur wieder verstärkte. Das einzige, was in jenen Tagen trauriger Knechtschaft mich erhielt, war ein Freundschaftsbund, den ich mit zwei gleichgeplagten Wesen gestiftet hatte. Der eine, ein schlanker, zarter Junge, war dem Schneidermeister Heidermann eine Treppe tiefer das, was ich eine Treppe höher Herrn Fintlein war. Der andre, der Pflegesohn einer gewissen Madam Müller, ein blonder Krauskopf mit treuherzig blauen Augen und roten Backen, wohnte uns gegenüber. Wir wußten uns auf unsern Berufswegen zu begegnen; da ging denn die eine Hälfte des halben Stündchens, das wir zu erübrigen wußten, mit Klagen über die Gegenwart, die andre Hälfte mit Träumen über die Zukunft hin. So saßen wir einst, während unsre Tyrannen uns im Schweiße unsers Angesichtes glaubten, ganz gemütlich beisammen. Einige noch unbesetzte Buden und unausgepackte Kisten, denn es war gerade die Ostermesse, verbargen uns vor jedem Späherauge, das unsre Muße unsern Tyrannen hätte

verraten können. Wir saßen auf unsern Holzpantoffeln zu ebner Erde und schauten träumend in das helle Frühlingsgewölk hinein, das eilend über uns dahinzog.

Endlich sagte ich: Wißt ihr, was ich eigentlich werden möchte? Ein schwedischer General! Da dürfte mich Herr Fintlein nicht um jede Kleinigkeit aushunzen, und wenn ich Semmeln holte, ginge ich in Uniform; wie würde der dicke Bäcker dann Respekt bekommen und Madame Nauplius, die hübsche junge Fleischerin an der Ecke, was würde die für Augen machen!

Hier unterbrach den Litteraten mit dem langen Haare der Litterat mit dem Pflaster, und seine Stimme zitterte vor Freude: Der schlanke Schneiderjunge hatte seine Augen fest auf das große Haus gerichtet, das ihm gegenüberstand. Wenn ich das große Haus hätte, sagte er, brauchten wir nicht mehr auf offner Straße zusammenzukommen, wo einer unsrer Tyrannen uns doch einmal finden kann. Das schönste Zimmer behielten wir dazu; das übrige würde vermietet und dafür Pfefferkuchen gegessen.

Der Litteratus mit dem Knebelbarte stand auf und sprach in großer Bewegung: Der kleine blonde Krauskopf aber sagte: Wer ein Pascha von drei Roßschweifen wäre! Dann weinte ich nicht mehr, wenn ich betteln muß, sondern zöge meinen türkischen Säbel heraus. Wie würde mich dann Madame Müller loben, brächte ich nicht bloß schlechte Pfennige nach Hause.

Noch nicht ausgesprochen hatte der dritte Litteratus, als sich alle drei lachend und weinend in den Armen lagen.

Hundert Fragen flogen hin und her. Erzähle du nun fort, sagte der zweite Litteratus, dann melden auch wir nach der Reihe unsre Abenteuer; auf diese Weise erfahren wir in kürzerer Zeit und in besserer Ordnung, wie es jedem ging, und wie es ihm noch geht, als durch verwirrendes Hin- und Herfragen.

So fuhr denn der erste Litteratus in seiner Geschichte fort: Wir träumten, sagte er, und träumten; darüber verging Stunde um Stunde, und die einbrechende Nacht erinnerte uns zu spät an das Nachhausegehen. Wir stoben aus einander und haben einander nicht wiedergesehen, bis wir uns so unerwartet wiedergefunden haben. Wie ich nach Hause kam, blieb Meister Fintlein ruhig auf seiner Brücke sitzen und sah sich nicht einmal nach mir um, sondern zeigte jene schreckliche Ruhe, die einem Gewittersturm voranzugehen pflegt. Ein alter verabschiedeter preußischer Korporal, der ihn jeden Abend zu besuchen pflegte, saß ihm gegenüber und dampfte aus einem thönernen Pfeifenstück, das er, wenn er einige Züge gethan hatte, vor sich hin hielt, indem er es nachdenklich zu betrachten schien. Endlich bewegte er nach alter Leute Art erst wie sprechend den Mund, ehe er begann: Ich weiß nicht, Monsieur Fintlein, ob Sie die Geschichte wissen vom alten Fritzen, die sich im Anfang des siebenjährigen Krieges zugetragen hat? Herr Fintlein verneinte.

Ja seht ihr, sagte der alte Soldat, der alte Fritz hatte einen Blick in seinen Augen, der desperat war. Wenn er einen armen Sünder nur ansah, so fiel der in die Kniee und gestand alles, was er auf seinem Gewissen hatte. Wenn er diesen Blick nicht hatte, war er in der Schlacht bei Lowositz verloren. Da sieht er sich einmal per Zufall um, und was sieht er? Einen österreichischen Grenadier sieht er ganz in der Nähe, der die Flinte auf ihn angeschlagen hat und eben losschießen will. Da denkt der alte Fritz, wenn der losschießt, so ist der siebenjährige Krieg in den vier ersten Wochen zu Ende. Was thut nun der alte Fritz? Der alte Fritz sieht den Kerl mit seinem desperaten Blick an, sodaß der hinfällt vor ihm, die Flinte wegwirft und anfängt, alle seine Sünden zu gestehen, die er in seinem Leben begangen hat. Aber der alte Fritz lachte sich ins Fäustchen, daß das Ding so gut abgelaufen war, und ritt davon.

Meister Fintlein lachte ärger als der alte Fritz und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der Korporal aber, der nicht sicherer zu beleidigen war, als wenn man über seine Geschichten lachte, stieg von seinem Stuhle auf und ging mit einem kirschroten Gesichte umher, indem er leise vor sich hin fluchte. Ein böses Ungefähr, wenigstens hielt ich es damals dafür, ein böses Ungefähr wollte, daß er in dieser Stimmung meiner ansichtig wurde. Ich saß in einer Ecke und spann Hanf. Er trat vor mich hin, wichste seinen grauen Schnauzbart und schnauzte mich an: Willst du auch solch ein Schuster, solch ein Monsieur Pechvogel werden?

Nein, Herr Korporal, sagte ich in Angst; ich will kein Schuster werden, aber ein General will ich werden.

Was? schrie der alte Soldat, froh, eine Kreatur gefunden zu haben, an der er seinen Zorn auslassen konnte. Ich habs nicht weiter gebracht als bis zum Korporal, und solch ein Esel von Schusterjungen will General werden? Und solch ein Monsieur Fintlein will mir meine Geschichten verbetestiren?

Damit zog er mich mit der Kraft eines alten Löwen hinter meinem Spinnrade vor, warf mich über einen Schemel und bearbeitete mich mit seinem alten Korporalstock auf das beste.

Herr Fintlein aber geriet aus seinem Lachen plötzlich in gleichen Zorn. Solch ein Korporalstecken will dem Fintlein eins aufstecken? Wers aber nicht ruhig einsteckt, das will ich ihm stecken! So schrie Herr Fintlein und — schlug mit dem Korporal um die Wette auf mich los.

Ich habe andern Leuten meine Geschichten erzählt; dem General Möllendorf habe ich meine Geschichten erzählt. Weiß er das?

Dieser Junge ist dazu da, daß ich ihn prügle; es hat niemand anders meinen Jungen zu prügeln. Ich bin selbst alt genug, meinen Jungen zu prügeln. Weiß er das?

So wurden die beiden, indem sie sich zankten, immer heftiger, und ich Unglücklicher konnte an einem gewissen Teile meines Leibes ihre zunehmende Hitze gradweise messen. Lange ertrug ichs mit heldenmäßiger Fassung, endlich aber riß ich mich los und rannte vor Schmerz und Wut laut weinend davon.

Wo und wie lange ich nun, von Schmerz, Scham und Wut betäubt, herumgelaufen sein mag, das weiß Gott. Die Besinnung kam mir wieder in der Gegend des Café français, als ich mich vergebens fragte, ob ich wachte oder ob ich träumte. Denn vor mir lag statt des Schneckenberges ein herrliches Schloß, rotglühend, wie aus einem einzigen Rubin geschnitten. Und rings um das Schloß wiegten riesige Bäume ihre seltsam geformten Blätter in sommerwarmer, von den süßesten Düften träufender Luft. Große, rote Blumen, wie ich hernach erfuhr, Lotosblumen, winkten aus dem smaragdenen Grün wie halbgeöffnete, küssedurstige Mädchenmünde. Ohne zu wissen, was ich that, schritt ich immer weiter in diese Herrlichkeit hinein. Jetzt dehnte sich, zitternd im Mondenschein, unübersehbar vor mir ein blinkender See, von weißen und goldgelben Schwänen berudert. Drin spiegelte sich das rubinrote Schloß und die schlanken Palmen mit den tausend und abertausend Pfauen, deren Flügelschlag die lauen Lüfte sanft kühlend bewegte. Der See hatte seinen Zufluß von einem Wasserfall, der in unzähligen Absätzen von einem Gebirge herabkam, das in dunkeln Wald gekleidet von Höhe zu Höhe aufstieg, bis seine letzten blauen Spitzen mit dem Himmel verschwammen. Hier rollten die Wasser mit sanfter Gewalt zu Thal in den See hinab; ein Brausen aus der Ferne erzählte, daß sie weiter oben jäher herabstürzen mußten. Rechts, wo ein Teil der Wasser von dem andern sich trennte, um nach kleinen Umwegen, wie verirrt zwischen schattigem Gebüsche hin und her wankend nach dem See sich hinzufühlen, glaubte ich unter blühendem Jasmin eine menschliche Gestalt ruhen zu sehen. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war das schönste Weib, das man sehen konnte. Halb lag sie, halb saß sie, den rechten nackten Arm hatte sie wie selbstvergessen über sich ausgestreckt, sodaß das Wasser des kleinern Falles an ihrer Hand sich brechend in funkelndem Staubregen über die ganze liebliche Gestalt dahinstob, und sie mit einem Schleier von dem feinsten Silberflor überdeckt schien. Über die schlanken Glieder, deren Schönheit ein grünes Gewand nicht verbarg, war eine süße Mattigkeit ausgegossen; der Busen zuckte von Zeit zu Zeit, wie mit einem Kummer ringend, auf. Das lieblichste Mädchenantlitz war auf die Seite gesunken; um den Mund wohnte der reizendste Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht, und die großen, dunkeln Augen waren halb träumend, halb suchend nach der Ferne gerichtet.

Ich stand in einem nahen Busche und wagte nicht zu atmen. Da sagte die wunderschöne Gestalt halblaut vor sich hin: Es kommt wieder keiner, es kommt wieder keiner. Der wunderbar klagende Ton klang mir in der Seele

wieder; mein eignes Ungemach war vergessen über dem Schmerz, von dem ich dieses Wesen tyrannisirt sah, dessen unaussprechliche Anmut meine ganze Seele eingenommen hatte. Er weckte einen niegefühlten, niegeahnten Heroismus in mir. Ich hielt mich nicht mehr und stürzte auf die Kniee vor ihr, die mich verwundert freundlich betrachtete.

Nehmen Sie mein Leben, Mamsellchen, wenn es Ihnen helfen kann! so rief ich, indem ich mich innerlich über mich selber wunderte, wie ich zu der Herzhaftigkeit käme, so zu einer so vornehmen Dame zu reden. Schon fürchtete ich, sie würde es übel nehmen, aber sie erhob sich und lachte laut vor Freude und klatschte in die Hände, wie ein recht fröhliches Kind; aber es stand ihr das alles so schön und majestätisch, wie vorhin der Ausdruck des Schmerzes. Von der See kamen auf das Klatschen sechs Schwäne auf mich zu, die mich, ich weiß heute noch nicht, wie es zuging, in die Luft hoben und mit mir davonflogen. Erst wußte ich nicht, sollte ich mich fürchten; bald aber gefiel mir diese Partie außerordentlich. Ich lag wie auf dem weichsten Bette und hatte ganz das angenehme Gefühl, als wenn ich zuweilen im Traume flog. Nun ließen sie sich sanft herab und trugen mich in ein grünes, rings mit Spiegeln verziertes Gemach, auf dessen Boden ein Bassin von weißem Marmor angebracht war. Als sie mit ihren Schnäbeln an meinem Schusterschurz zupften, verstand ich sie und legte den Schurz, ebenso meine übrigen Kleidungsstücke und meine Holzpantoffeln ab, worauf sie mich mit sanfter Gewalt in das Bassin drängten, das mit blauem Wasser soweit angefüllt war, daß es, wenn ich drin saß, mich bis zum Halse bedeckte. Da ich zu verstehn glaubte, was ich solle, so säuberte ich mich nach Kräften. Das Wasser mußte eine wunderbare Kraft besitzen, denn ich mußte selbst die Weiße und Zartheit bewundern, die meine Haut nach dem Bade zeigte. Die Schwäne hoben mich abermals auf und trugen mich in ein andres Bassin, das wie Rosen duftete und, wie ich nachher erfuhr, mit Rosenöl gefüllt war. Als ich aus diesem Bassin stieg, sah ich mich in den unzähligen Spiegeln und wunderte mich selbst über mein schönes Ansehen. Die Schwäne brachten mir von Jasmin duftende Kleider von fremdartigem Schnitt, in deren Gebrauch ich mich nun so leicht fand, als wäre ich von Kind an an diese Tracht gewöhnt. War aber meine Außenseite verändert, so war es mein Inneres noch viel mehr. Der ganze Schusterjunge war durch dieses Bad aus meiner Persönlichkeit herausgeschwemmt; ich begriff selbst nicht, wie ich zu den hohen Gedanken kam, die in den gewähltesten Ausdrücken mir nur so von der Zunge flossen.

Als ich der Spiegel nicht mehr bedurfte, rauschte es rings um mich auf, und ich merkte nun erst, daß die grünen Wände von den dichten Zweigen des Sambu gebildet waren, daß, was ich für die blaue Decke des Gemachs gehalten hatte, der blaue Himmel selbst, und die Spiegel nichts andres als die ausgebreiteten Schwänze weißer Pfauen gewiesen waren. Nun hoben mich die

Schwäne abermals auf und brachten mich in einen herrlichen Hain voll von den lieblichsten Vögelgesängen. Sie hatten mich kaum niedergesetzt, als ich die schöne Jungfrau von einem goldnen Throne herabsteigen und mir entgegenkommen sah. Sie war herrlich geschmückt; ihr schönster Schmuck aber war ein wahrhaft königlicher Anstand neben dem schamhaftesten, mädchenhaftesten Wesen. Heil, sagte sie, indem sie sich entschleierte und mich mit roten Asokablumen überstreute, Heil meinem Herrn! Dann faßte sie mich bei der Hand und hieß mich, mich auf einen ebenfalls goldnen Thron setzen, der neben dem ihrigen stand. Teuerster Prinz, fuhr sie fort, von nun an sehe ich euch für meinen Herrn und Gatten an, und alles was ihr sehet, dieser große frucht- und tierreiche Hain wie das Rubinschloß mit seinen sieben Höfen, alles, was ich besitze, ist euer Eigentum, wie ich selbst es bin. Aber es ist schon spät, und ihr werdet der Ruhe bedürfen. Sie klatschte in die Hände, und von dem See her kamen die Schwäne, hoben uns auf und trugen uns in das Schloß, und zwar in das herrlichste, heimlichste Schlafgemach, das man sich denken kann.

So schnell ich vorhin mich angekleidet hatte — wieviel schneller kleidete ich mich nun aus! Als wir beide das Lager bestiegen hatten, schlug ich trunken von Seligkeit meine Arme um sie. Wie erstaunte ich, wie schmerzte es mich, als sie meine Zärtlichkeit nicht allein nicht erwiderte, sondern sich mir entwand und sich erhob — wie ich glauben mußte —, um mich zu verlassen.

Nicht so, Prinz, sprach sie mit Ernst. Wisset, daß ich Vasanta bin, eine von den drei unglücklichen Prinzessinnen, die dem heiligen Chyavana mit Kusagras in die Augen stachen. Da ich die letzte war, die es that, bin ich, obwohl zu Strafe, doch zu geringerer von ihm verdammt, als meine geliebtesten Schwestern, diese so ärmsten und beklagenswertesten Frauen, wie sie die schönsten und besten sind. Diese Strafe besteht darin, daß ich, ihnen nahe, dennoch ewig von ihnen getrennt bin. Nur der Liebe ist es vergönnt, über dieses Ungemach mich zu trösten. Und zwar kann nur ein Goldensonntagskind mein Gatte werden, da kein andrer weder mich noch mein Schloß und meine übrigen Besitztümer gewahr werden kann. Jeder andre sieht nur einen kleinen Sumpf, über den hinweg der Blick einen Ruhepunkt findet, eh er noch der Ruhe begehrt, und einen Ruhepunkt findet in dem unschönen Hinterteil eines gemästeten Engels auf der Höhe des Berges von der traurigen Gestalt. Ihr seid solch ein Goldensonntagskind, das mir Indra zugeschickt hat. Ihr seid nun mein Gatte und Herr und könnet in ewiger Jugend und Schönheit bei mir wohnen, wenn ihr nur eins zu thun fest gewillt seid. Das eine ist, daß ihr nie das Mal zu sehen begehret, das ich auf meiner linken Hüfte trage. Wollet ihr mich nun ganz besitzen, so schwöret mir, dies eine zu halten.

Ich schwur. Sie nahm mich hierauf, indem sie vor Scham und Freude errötete, liebevoll in die Arme, küßte mich auf den Mund und sagte mit dem süßesten Tone: O halte deinen Schwur, mein liebes Herz, daß du mein bleibest,

den ich mehr liebe als mich; so wie du ihn brichst, sind wir ewig geschieden.

So führten wir nun ein Leben, in dem Sorge, Ärger und Gram Fremdlinge waren. Sie zeigte mir mit jedem Tage mehr Liebe; jeder Tag wies mir neue Reize an ihr. Weit entfernt, daß der ungestörte Besitz Überdruß oder auch nur vorübergehendes Erkalten erzeugt hätte, wuchs unsre Seligkeit mit jedem Tage, sie war so reich, daß sie immer neu blieb; jeder letzte Kuß schien mir der süßeste. So lebten wir, und so würden wir noch leben, wäre ich nicht der Elendeste und der Hassens- und Verachtungswürdigste unter allen Menschen!

Einst brachten wir, wie gewöhnlich, die schönste tropische Nacht im Freien zu. Ich horchte den Gesängen des Koil; Vasanta sah unverwandt zum gestirnten Himmel auf. Plötzlich verbreitete sich ein Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, schön, wie diese Züge selbst, und sie rief: Heil mir, daß die Zeit gekommen ist, meinem lieben Herzen einen Wunsch zu erfüllen, wonach es lange geschmachtet hat! Dann aber wischte eine ängstliche Blässe das Lächeln vom Lotos ihres Antlitzes, und mit trauriger Stimme fuhr sie fort: Wehe mir, daß die Stunde zu kommen droht, da ich die Sonne meines süßen Glückes zum letztenmale sehen soll! Damit ergriff sie beide meine Hände, senkte ihre Augen tief in die meinen und sagte mit einer Stimme, die mir das Herz umwendete: Liebe Seele, brichst du mir deinen Schwur, so sind wir beide elend; du nur kurze Zeit, denn ihr Menschen habt den mitleidigen Tod, ich aber ewig und ohne Ende.

Ich stürzte ihr zu Füßen und verschwor mich bei allem, um sie zu beruhigen, ich Unseliger! Es gelang mir, wenn sich das treueste Herz der Erde nicht nur so stellte, als sei sie beruhigt, um mir nicht einen Augenblick zu verbittern, mir, der ich Unmensch genug war, aus elendem, kindischem Fürwitz sie und mich zu verderben.

Es begab sich aber, daß der König von Schweden unerkannt nach Leipzig kam und einige Zeit sich dort aufhielt. Abends pflegte er mit einem Kammerherrn um das Thor zu wandeln. Bei einem solchen Gange fiel ihm ein großer und prächtiger Palast auf dem Roßplatze auf. Er hatte nie ein schöneres Gebäude gesehen; dazu waren alle Fenster des Palastes prächtig erleuchtet. Trompeten- und Paukenschall scholl festlich aus dem Palaste weithin durch die Nacht. Elegante Wagen kamen von allen Seiten her angerasselt, prächtig gekleidete Herrschaften stiegen heraus, und so oft einer vorfuhr, so oft sprangen zwei Thore von köstlicher Eisenarbeit auf, und man sah in einen unermeßlichen Raum mit so unzähligen Lichtern, daß mehr als Sonnenhelle herausdrang, und mit schönen Gruppen der herrlichsten fremden Blütenbäume aus allen Zonen in solchem Reichtum besetzt, daß mit jeder Thüröffnung ein wahrer Strom der süßesten Wohlgerüche herausquoll. Der König befahl seinem Be-

gleiter, den ersten besten, der aus dem Schlosse kommen würde, nach seinem Besitzer zu fragen und nach der Ursache des Festes, das er heute feiere. Es währte nicht lange, da schritt ein ansehnlicher Mann heraus; diesen hielt der Kammerherr an, indem er ihn höflich bat, seine Neugier zu entschuldigen. Mein Herr, entgegnete der Gefragte, was ich von dem Besitzer des Schlosses weiß, will ich Ihnen gerne mitteilen. Sie fragen nach der Ursache des Festes, das er giebt? Darauf kann ich Ihnen nur sagen, daß er entweder jeden Tag ein Fest giebt oder gar keins; denn so prächtig und laut wie heute ist das Schloß jeden Tag, den Gott werden läßt. Daraus können Sie abnehmen, wie reich der Besitzer des Palastes sein muß. Betrachten Sie aber seine Gemahlin, so wissen Sie nicht, weshalb er mehr verdient, beneidet zu werden, um seine Reichtümer oder um die Schönheit, die Güte und den Geist seiner Frau. Man sagt, daß er einer wunderlichen Grille zu Gefallen in der Welt umher reise. Er erwartet nämlich, daß irgend ein Fürst ihn zum General mache, aber ohne daß er sich darum auf irgend eine Art bemühen will. In dem Lande, wo er General wäre, würde er dann bleiben. Der Fürst, der es wüßte und seinen Wunsch erfüllte, würde seinem Lande keinen geringen Vorteil dadurch verschaffen, denn es ist kein König, der mehr Aufwand machte, als der Besitzer dieses Palastes.

Dieser, der Besitzer dieses Palastes, war ich nun selbst, und meine Gemahlin hatte, ohne daß ich es wußte, alles angeordnet, daß es so kommen mußte, wie es kam.

Der König von Schweden fühlte eine unbezwingliche Lust, den Besitzer des Schlosses und seine Gemahlin kennen zu lernen. Deshalb entschloß er sich kurz, mit seinem Kammerherrn ohne weiteres hineinzutreten. Sollte der Besitzer des Schlosses fragen, was sie wünschten, so sollte der Kammerherr sagen, sie seien Fremde, die morgen mit dem frühesten abreisen müßten; weil sie nun so viel von der Schönheit des Schlosses gehört hätten, so hätten sie sich mit eignen Augen davon überzeugen wollen, selbst auf die Gefahr hin, unhöflich und zudringlich zu erscheinen. Als sie dies unter einander ausgemacht hatten, traten sie auf das Thor zu und verwunderten sich nicht wenig, daß die Thorflügel vor ihnen aufsprangen, als wären sie erwartete Gäste. Ihr Staunen wuchs, als auf der Treppe ich und meine Frau ihnen mit prächtigem Gefolge entgegenkamen und beide, den König und den Kammerherrn, auf die Weise bewillkommneten, wie es ihrem Range zukam.

Er konnte sich kaum fassen, und besonders schien die Schönheit Vasantas, die im ausgesuchtesten modernen Putze bei weitem alles überstrahlte, was ein Auge irgend von weiblicher Schönheit und fürstlichem Anstand gesehen haben mag, ihn auf das angenehmste zu überraschen. Wir führten ihn durch viele Säle, deren jeder anders und schöner verziert war als der vorige, in den Speisesaal; meine Frau wies ihm und seinem Kammerherrn die ersten Plätze

an, die für sie aufgespart waren. Die Pracht des Saales und der Tafelausschmückung, die Vortrefflichkeit des Orchesters, das den Gästen unsichtbar angebracht war, die Delikatesse der feinsten Speisen und Weine, vor allem aber die geistreiche Unterhaltung meiner Frau bezauberten ihn so, daß, wie er endlich, von seinem Kammerherrn mehrmals erinnert, aufbrach, er seinen Rock aufknöpfte und den Gustav-Wasaorden, den er über dem Unterkleide trug, herabnahm und ihn mir umhing, indem er sagte: Einen Mann, den das Glück und die Natur bedacht haben wie Sie, können Könige nicht beschenken. Nehmen Sie dies nur als einen Zoll der Dankbarkeit für den schönsten Abend, den ich bei Ihnen genießen durfte. Weil aber nach den alten Ordensgesetzen diesen Orden niemand tragen darf, der nicht Generalsrang hat, so müssen Sie sich schon gefallen lassen, daß ich Sie hiermit zu meinem General der Infanterie ernenne.

So sprach der König und ging, und am Thore, bis wohin wir ihn begleiteten, stand eine köstliche Staatskarosse für ihn bereit, die ihn nach Hause brachte.

So war ich denn nun am Gipfel aller meiner Wünsche angelangt, Gatte des schönsten, besten Weibes und was zu sein ich schon als Kind gewünscht hatte, schwedischer General; ich war der glücklichste aller Menschen, wie ich so bald darauf der unglücklichste werden sollte — durch meine eigne Schuld!

Es war schon am nächsten Morgen, daß das Unkraut des unseligsten Fürwitzes in mir aufschoß. Noch war ich im ersten Gefühl der Freude über den neuesten Liebesbeweis meines Weibes, als ich schon mutwillig ihr ganzes Glück vernichten sollte. Ich war munter und weidete meine Augen an der Schönheit meines Weibes, das noch fest schlummerte. Ihr Köpfchen lag auf meinem linken Arm. Da kam mir der unselige Gedanke: sie liegt so, daß die kleinste Bewegung dir das Mal zeigen könnte, das du nicht sehen sollst. Der Gedanke dieser Möglichkeit erregte mir so das Blut, daß ich meine Pulse schlagen hörte. Ich rief alle meine Festigkeit zu Hilfe. Ich wünschte, sie möchte aufwachen und so den Kampf in mir enden. Und doch weckte ich sie nicht, weil der Fürwitz in mir sprach: Wer weiß, ob je die Gelegenheit dir wiederkommt, die du jetzt benutzen kannst, ohne daß sie es merkt, ohne daß irgend jemand es merkt; dabei sah ich mich in dem Zimmer um, als wollte ich mich überzeugen, daß niemand mich das thun sähe, was ich vorhatte. Immer schneller wechselte das Für und Wider in meinen Gedanken, eine Art Wahnsinn kam über mich; ein krampfhafter, wie unwillkürlicher Zuck mit dem Finger und — die schönste Hüfte lag bloß, wie aus Marmor gehauen vor meinen Augen, die das bewegte Blut wie mit Nebel umhüllt hatte. Gerade auf der Mitte der Wölbung ward das Mal, einer Lotosblume ähnlich, sichtbar, nur wie ein Erröten auf das zarteste Weiß gehaucht. Eine eben so schnelle Bewegung verdeckte es wieder. Nun das

Gelüste befriedigt war, überfiel mich der entsetzlichste Haß, die tiefste Verachtung gegen mich selbst. Sie seufzte in demselben Augenblick im Schlafe auf, und ihr Antlitz erbleichte wie von tötlichem Schreck. Hatt ich eine Waffe in den Händen, ich erlebte den Augenblick nicht, in dem sie die Augen öffnete und mich mit so schmerzlichem und doch vorwurfslosem Blick ansah. Ich hatte meine Augen geschlossen vor Scham und hatte nicht den Mut, mich nur zu regen. Blinzend, indem ich mich stellte, als schliefe ich noch, sah ich, wie sie aufstand und sich anzog, in welcher Beschäftigung sie sich tausendmal unterbrach, um die Hände zu ringen. Ihr Antlitz war wie versteinert, und vergebens bemühte sie sich zu weinen. Dazwischen sank sie mehrmal kraftlos auf das Bett zurück. Endlich war sie fertig. Sie kam auf mich zu; indem sie sich über mich bog, kamen ihr die ersten Thränen und kamen in solcher Fülle, daß sie mich wirklich in Thränen badete. Der Schmerz, der mir wie ein glühendes Eisen durch die Seele sengte, nahm mir die Besinnung. Nur noch wie im Traume hörte ich, wie sie in den süßschmerzlichsten Worten von mir Abschied nahm, wie sie mir so liebevoll zuredete, mich zu fassen, und dann wieder in lautes Schluchzen ausbrach, fühlte ich, wie sie mich mit tausend Küssen und Thränen bedeckte, meine Hände und mein Gesicht unaufhörlich an Mund, Wangen, Augen und Busen drückte.

Wie ich endlich wieder zu mir kam, war sie verschwunden samt dem Gemach und dem Bette; unfern des Schneckenberges glaubte ich in einem Busche zu liegen. Eiseskälte rann statt des Blutes durch meine Adern; von neuem floh mir die Besinnung. Zum zweitenmal erwachend fand ich mich in einem ärmlichen Bette; die guten Leute, die mich umstanden, hatten mich im bloßen Hemde als einen Fieberkranken im obern Park gefunden. — Und so bliebe mir denn weiter nichts zu melden, als daß ich endlich aus Verzweiflung unter die Litteraten gegangen bin. Die langen Haare trage ich, um den Mangel meines rechten Ohrläppchens zu verstecken, das mein scheidendes Glück im Schmerzenssturme des Abschiedes mir abbiß.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Für und wider das deutsche Gymnasium. Die Namen der Männer, die der preußischen Regierung in den nächsten Wochen ihre Gutachten über einige Erziehungs- und Unterrichtsfragen vortragen sollen, sind größtenteils bekannt geworden. Schön, daß man es auf keiner Seite für einen Raub geachtet hat, wenn in Berlin auch außerpreußische Stimmen gehört würden. Verhältnismäßig stark

ist die Einheitsschule vertreten. Das wird, soweit die Absicht der Regierung in Betracht kommt, Zufall sein; doch scheint in der That der Gedanke eines auf die beiden alten Sprachen gegründeten, aber fachmännisches Philologisiren fernhaltenden, dafür überall auf ein Verständnis des Lebens hinführenden Gymnasiums immer mehr durchzudringen, während der entgegengesetzte, die neunjährige Vorbildungsanstalt schon in den ersten Jahren zu spalten, trotz eines ungeheuern Aufwandes von Bosheit und Scharfsinn immer mehr an Boden verloren hat. Dem Vorgang Halles zu Anfang des Winters hat sich jetzt Tübingen angeschlossen: beide Universitäten erklären durch die Mehrzahl ihrer Lehrer, daß sie weder Aufhebung der Gymnasien wollen, noch Spaltung in Fachschulen. Dem stellt sich jetzt gegenüber die stattliche Zahl von vierhundert Fachlehrern der Medizin und der Naturwissenschaften, Leipziger Dozenten an der Spitze, mit der verblüffenden Erklärung, die Gymnasien seien als Vorbereitungsanstalten zum Studium der Medizin und der Naturwissenschaften wenig geeignet. Vermutlich handelt es sich bei den Anstiftern des Aufrufs nur um einen Putsch zu Gunsten der unglückseligen Realgymnasien. Denn um von einzelnen Namen zu schweigen, die Fragestellung mit dem Appell an das Fachinteresse und mit der ganz unbestimmten Fassung des abfälligen Urteils hat ganz das Aufreizende der bekannten Wühlereien gegen die Vorrechte des Gymnasiums. Die angeblich empörenden Vorgänge bei der Vorbereitung einer gymnasialfreundlichen Adresse, die zur Rechtfertigung des eignen Vorgehens angeführt werden, entziehen sich unsrer Beurteilung. Was die Mehrzahl der Vierhundert zur Unterzeichnung mag bewogen haben, bleibt jedenfalls dunkel. Vom Standpunkte des Fachmenschen erscheint wohl jede nicht fachmäßig zugeschnittene Vorbereitungsanstalt als wenig geeignet. Wollen daraufhin wirklich die Vierhundert besondre Vorschulen für die medizinische und die mathematisch-physikalische Fakultät vom zwölften oder dreizehnten Lebensjahr ab? oder denken sie eben auch nur an ein Gymnasium, das mit dem alten Formalismus und der durch und durch undeutschen stilistischen Dressur ernstlich bricht, wie es heute nahezu alle Freunde des Gymnasiums von den Heidelbergern bis zu den Tübingern wollen? Bis sich also die Herrn nicht weiter auslassen, ist ihre Erklärung ziemlich nichtssagend. Vielleicht ist es ihnen erwünscht, wenn wir sie durch einige weitere Fragen zwingen, mit der Sprache herauszukommen. Ob sie wohl sämtlich glauben, jemand könne ein guter Physiker oder gar ein guter Arzt werden, wenn er nicht als Knabe den Grund gelegt hat zu einem ganzen Manne? Und ob sie als Universitätslehrer nie erfahren haben, wie viel dankbarer und fruchtbarer ein gerade in Bezug auf ihre Einzelwissenschaft jungfräulicher Boden war, als einer, auf dem unkrautartig schon allerlei Halb- und Viertelswissen wucherte? Gerade das (nur allzu einseitig wahrgenommene) Fachinteresse hat 1882 einen damals einflußreichen Germanisten vermocht, in Preußen das schlichte Verbot jedes mittelhochdeutschen Unterrichts durchzusetzen, zum Schaden vielleicht nicht des Faches, wohl aber des deutschen Unterrichts, wie wir meinen, zumal wenn nicht einmal von den Lehrern durchweg Kenntnis des Werdens der Muttersprache gefordert wird. Genug, die Frage, was unsre Söhne bis zum neunzehnten Lebensjahre lernen sollen, wird nicht durch Gutachten einzelner Fakultäten entschieden, nicht irgend welche Quersumme von Fachforderungen giebt den Ausschlag. Wer hier mitsprechen will, muß mehr sein als Fachgelehrter, mehr als Techniker seiner Einzelwissenschaft. An solchen Technikern haben wir heute keinen Mangel, an Menschen fehlt es weit und breit. Die Schule allein kann daran allzu viel auch nicht ändern, aber sie soll darum doch den Zersetzungsprozeß nicht künstlich beschleunigen. Der Heranwachsende soll lernen seine Arme

rühren, seine Sinne und seinen Verstand gebrauchen und seine junge Seele weiten in jeder Richtung, nicht am wenigsten in der, in der es ihm später versagt ist; ob nun versagt, weil später die Empfänglichkeit oder weil die Zufuhr aufhört. So lange vollends die Menschheit nicht einer Spezialwissenschaft wegen da ist, müssen sich die Vertreter eines Faches bescheiden in ihren Forderungen an den Jugendunterricht. Auch die philologisch-historischen Fakultäten würden sich bescheiden müssen, wenn manches, was früher der Gymnasiast an Vorkenntnissen zur Universität mitbrachte, von nun an auf der Universität getrieben werden müßte, die Gymnasien also für das Studium der Theologie oder der Geschichte weniger geeignete Vorbereitungsanstalten werden sollten als bisher.

Was wir am dringendsten brauchen, das ist etwas mehr Studienfreiheit in Prima: etwas weniger Uniform, etwas weniger des Reglementirens und Examinirens. Dann wird der allmählich zu sich selber kommende Geist des werdenden Mannes sich selber eine immer geeignetere Vorbildung suchen — ob gerade in der Richtung seiner spätern Spezialstudien? wer weiß? Möglich immer, daß dann ein zukünftiger Botaniker in Oberprima sich nebenher zum leidenschaftlichen Homeriker entwickelt und ein zukünftiger Bakteriologe zum heimlichen Goetheverehrer. Also unmittelbaren Gewinn dürften hiervon die Fachmenschen kaum erwarten. Aber ein eignes geistiges Leben führen, freiwillig, wenn auch keineswegs ohne Anleitung und Aufsicht, mit Lust und zugleich mit Ernst arbeiten, das würden die Primaner dann besser lernen als bisher; und mittelbar würde dies dem gesamten Geistesleben unsers Volkes und jedem Einzelfache zu gute kommen.

Auri sacra fames. In dem Aufsatze über Rodbertus in Nr. 45 ist ein Punkt übergangen, der nachträglich noch erwähnt zu werden verdient. Die Dienste, die das Geld bei der Güterverteilung wie beim Güteraustausch den Einzelnen und den Völkern leistet, werden von den meisten modernen Nationalökonomen hoch gepriesen. Auch ist es ja richtig, daß die Zumutung, zum Tauschhandel oder zu den Geldformen halbzivilisirter Völker, etwa Kaurimuscheln oder Steinsalzblöcken, zurückzukehren, uns alle mit Entsetzen erfüllen würde. Anderseits ist doch auch nicht zu leugnen, daß unsre vortrefflichen Tauschmittel so wenig fehlerlos sind, wie irgend ein andres irdisches Wesen, daß, wie Rodbertus hervorhebt, die Wertschwankungen des Geldes und der Mißbrauch der Geldmacht die übeln Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsform wesentlich verschärfen, und daß das Treiben der großen Geldhändler immer wieder aufs neue Beunruhigungen erzeugt, die durch das Geschrei über Reaktion, Kulturfeindlichkeit und über die „Schmach des Jahrhunderts“ (den Antisemitismus) zwar in ihren Äußerungen gehemmt, aber nicht beseitigt werden können.

Die letzten Monate haben der Sorge neuen Stoff zugeführt. Der schwankende Silberpreis hat zu der Klage Veranlassung gegeben, daß niemand mehr so recht wisse, wieviel er eigentlich im Vermögen habe. Das Steigen des Rubel- und des Guldenkurses ist von den Russen und den Österreichern nicht etwa mit Freuden begrüßt worden, sondern mit großem Gejammer über den Schaden, den die Exporteure dadurch erleiden, sodaß das Verlangen mancher reichsdeutschen Agrarier nach schlechterem Gelde gerechtfertigt und der Grundsatz allgemein anerkannt erscheint, eine Nation könne im Konkurrenzkampfe nur bestehen, wenn sie schlechtes Geld führt, d. h. auf Übervorteilung der übrigen ausgeht. Mit der Börse endlich sind selbst ihre wärmsten Freunde nicht mehr zufrieden. „Die Börse kennt keine Logik! — hieß es in einem Berliner Börsenbericht der letzten Oktoberwoche —,

man läßt den Kursdrückern willenlos und wehrlos freies Spiel, um erst dann wieder thätig einzugreifen, wenn die unter den Kursen angerichteten Verwüstungen das denkbar höchste Maß erreicht haben. Ein trauriges Schauspiel, ein Walten sinnlos roher Kräfte!" Roh und rücksichtslos benehmen sich diese Kräfte allerdings, aber sinnlos und ohne Logik durchaus nicht. Vernehmen wir, wie ein Wiener Börsenbericht vom 31. Oktober die Sache auffaßt. „Ein erbarmungsloser Zinsfuß bedrückte die Spekulation. Man glaubte die Hand zu sehen, die ohne das geringste Mitgefühl und nur geleitet von den kühlen Berechnungen der Selbstsucht den Schraubstock preßte. Es ist die alte Geschichte und das alte Elend. Erst wird die Börse durch eine Fülle von Kredit, durch Lockungen und Versprechungen zu großen Engagements verleitet, und wenn die Karpfen im Teiche sich ein wenig gemästet haben, schießt der Hecht hervor und zehrt an ihrem Fette. Für wen hat die Börse in den letzten Wochen gearbeitet? Wenn wir das Saldo ziehen, so wird sich herausstellen, daß nicht der Unternehmer, der alle Gefahren der Spekulation zu tragen hat, sondern der Besitzer des Leihkapitals, der nur ein geringfügiges Risiko auf sich ladet, den größten Gewinn erzielte. So geht es immer. Der Zinsfuß ist der weite Schöpflöffel, der die Fleischstücke aus der Brühe holt und nur die Knochen zurückläßt." So zu lesen nicht etwa in einem Stöckerschen Blatte, sondern in der „Neuen Freien Presse." Da haben wir also ein ganz unverdächtiges und vollkommen sachverständiges Zeugnis dafür, daß das volkstümliche Mißtrauen gegen die Börse begründet ist. Die großen Geldinstitute dienen allerdings dem Volke durch Vermittlung zwischen Angebot und Nachfrage, und es ist schwer zu sagen, wie und wodurch dieser Dienst ersetzt werden könnte, wenn sie aufgehoben würden. Zugleich aber dienen diese Institute als Presse, um von Zeit zu Zeit den produzirenden Ständen ihre Ersparnisse herauszupressen und sie in die Arnheims der großen Geldhändler und ihrer nicht produzirenden, sondern nur spekulirenden Helfershelfer überzuleiten. Daß der unermüdliche französische Bauer und Industriearbeiter eigentlich nur noch für die Rothschildgruppe arbeitet, ist neuerdings wieder zu Tage getreten. Rothschild war das eigentliche Haupt des Kupferringes. Aber nur einige seiner untergeordneten Helfer wurden zur Beschwichtigung des Volksunwillens bestraft. Der vorige Justizminister, der so einfältig ehrlich war, daß er es wagte, die Erhebung der Anklage gegen den Hauptschuldigen zu beantragen, mußte fallen. Wenn man den französischen Antisemiten glauben dürfte, so wäre Frankreich thatsächlich eine Monarchie, deren unverantwortlicher Gebieter Rothschild hieße. Daß aber die kapitalistische Gesellschaftsverfassung auch ohne Mitwirkung der jüdischen Nation zu demselben Ergebnis führt, das beweisen die Vereinigten Staaten. Es mag dem alten Fortschrittler Karl Schurz sehr schwer angekommen sein, aber er ist ehrlich und mannhaft genug gewesen, es in einer Rede, die er zu Boston gegen die Mac Kinley-Bill gehalten hat, einzugestehen, daß das „freie" amerikanische Volk sich nicht selber regiert, sondern von den großen Kapitalisten beherrscht wird. Das Hauptgeschäft der Regierung, sagte er u. a., bestehe nur noch darin, daß sie die Reichen in Stand setze, den weniger begüterten Bürgern das Geld aus der Tasche zu ziehen. Nach allen diesen Erscheinungen zu urteilen, scheint das Endergebnis der herrschenden Geldwirtschaft sein zu sollen, daß alle produktiven Stände nur für das Großkapital arbeiten. Diesen Punkt fest im Auge zu behalten, bei allen gewerbe-, steuer-, finanz- und sozialpolitischen Maßregeln vor allem auf die Hemmung des angedeuteten unheilvollen Prozesses Bedacht zu nehmen, das dürfte auf lange hin die Hauptaufgabe aller Regierungen und Volksvertretungen bleiben, die sich ihrer Verpflichtungen bewußt sind.

Was wir von den Zulukaffern lernen können. Daß wir zivilisirten Menschen sehr häufig den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen und über unsrer Gelehrsamkeit den Zweck des Wissens aus den Augen verlieren, ist eine alte und bekannte Geschichte. Dieser Tage haben uns die Klagen einer einfachen Frau über die Milchteuerung zu der beschämenden Erkenntnis verholfen, daß die Zulukaffern eigentlich bessere Volkswirte sind als wir. Wenn man den Reisebeschreibungen glauben darf, hält bei diesem Volke jedes Dorf eine besondre Herde von Kühen für die Knaben von drei bis vierzehn Jahren. Diese begeben sich jeden Tag zweimal in die Hürde, legen sich an die Euter und trinken sich satt. Andre Nahrung bekommen sie nicht. Davon werden sie gesund und stark; sind doch die Zulukrieger durch ihre Kraft und Tapferkeit berühmt. Da die Milch das von der Natur selbst für die kleinen Kinder bereitete Nahrungsmittel ist und alle dem Körper nötigen Stoffe in der zweckmäßigsten Mischung enthält, so ist es klar, daß sie bei den Säuglingen durch kein andres Nahrungsmittel ersetzt werden kann und auch später noch dem heranwachsenden Menschen in reichlichem Maße neben andern Speisen gegönnt werden muß, wenn er gedeihen soll. Für alle schwächlichen, zur Auszehrung neigenden oder an unreinen Säften leidenden Kinder und Frauen ist außer der Bewegung in freier Luft gute Milch das einzige wirksame Heilmittel. Auch den Jünglingen, namentlich den zum Stubenhocken verurteilten, würden zwei Glas Milch täglich sehr gut thun; auf das Bier könnten sie ohne Schaden für ihre Gesundheit verzichten. Das „flüssige Brot" ist eine zum Nutzen der Brauer und Gastwirte erfundene alberne Redensart; nicht das Bier, das nur eine winzige Menge Nahrungsstoff enthält, sondern die Milch ist flüssiges Brot. Wollte nun unser Volk seine Ernährung in diesem Punkte den Forderungen der Natur gemäß umgestalten, so würde sich sofort zeigen, daß die dafür erforderliche Menge Milch nicht vorhanden wäre. Die Größe des Vorrats einer Ware drückt sich in ihrem Preise aus. Bei den jetzigen Milchpreisen würde eine Familie, die vier Kinder unter zehn Jahren hat, den Bedarf der Mutter eingerechnet täglich etwa für eine Mark fünfzig Pfennige Milch brauchen; so viel haben aber die ärmern Familien kaum für die ganze Nahrung aufzuwenden. Wenn auch nur die wohlhabendern Klassen ihren Milchverbrauch dem wirklichen Bedürfnis entsprechend steigerten, so würden die Minderbegüterten den Mangel noch schmerzlicher empfinden. Am größten ist dieser Mangel, so sonderbar das auch klingen mag, auf dem Dorfe und in ganz kleinen Städten. Schon vor zwanzig Jahren hörten wir einen Dorfarzt ausrufen: „Es ist zum verzweifeln! Wir sitzen hier mitten unterm Rindvieh, und verordnet man einem armen Kranken Milch, so ist selbst für Geld und gute Worte keine zu haben!" Die Landwirte schickten nämlich schon damals am liebsten ihre Milch entweder unverändert oder in Butter oder Käse verwandelt in die größern Städte. Seitdem ist es damit noch bedeutend schlimmer geworden. Dank dem rastlosen Fortschritte der Landwirtschaft werden überall Molkereien gegründet, die dem Landwirt Gelegenheit geben, seine Milch bequemer und vor allem „rentabler" zu verwerten als im Einzelverkauf. Er läßt sie zu Käse verarbeiten, damit die Wein- und Biertrinker desto früher zu einer Karlsbader oder Kissinger Kur genötigt werden. Wie viel hunderttausend Säuglinge verschmachten und wie viel heranwachsende junge Leute aus Mangel an geeigneter Nahrung verkümmern, darnach fragt er nicht.

Und das kümmert, wie es scheint, auch sonst niemanden. Merkwürdig! Daß der Mensch erst leben muß, ehe er philosophiren oder sonst etwas Erhabenes oder auch nur Menschliches treiben kann, und daß zum Leben vor allem ein ganz be-

stimmter Vorrat von Lebensmitteln gehört, diese einfache Wahrheit scheint in dem Meer unsrer Gelehrsamkeit ertrunken zu sein. Aus jener Wahrheit folgt doch offenbar, daß die Sorge für gute Volksernährung die erste und wichtigste aller Regierungssorgen sein und bleiben müsse, und in der That ist sie es früher auch immer gewesen. Die Mittel, zu denen die Fürsorge der Behörden zu greifen pflegte; wie amtliche Feststellung der Lebensmittelpreise, Verbot der Getreideausfuhr, Bestrafung der Bauern, die keine Lebensmittel zu Markte brachten, waren ja oft recht ungeeignet, aber daß sich in der Absicht die richtige Auffassung der Regentenpflichten äußert, kann doch nicht bestritten werden. Unserm erleuchteten Jahrhundert blieb es vorbehalten, das erste und notwendigste Gebot des volkswirtschaftlichen und Regierungskatechismus zu vergessen. In allen gesetzgebenden Versammlungen, in allen Regierungskörperschaften, in allen Zeitungen wird über Währungs-, Zoll-, Steuer- und Rentabilitätsfragen beraten und gestritten, aber die Frage, ob genug zu essen im Lande sei, wird gar nicht mehr oder doch erst seit vorigem Jahre wieder hie und da einmal aufgeworfen. Und doch würden, wenn diese Frage verneint werden müßte, alle übrigen Debatten nur Zänkereien um Kaisers Bart sein, da bei fortschreitender leiblicher Verkümmerung des Volkes über kurz oder lang alle Steuer und Rentabilität ein Ende hat. Wir wünschten von Herzen, daß der neue Herr Kriegsminister den Plan seines Vorgängers festhielte und mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst machte. Die Ergebnisse der jährlichen Musterungen und Aushebungen würden ihn sehr bald nötigen, vor den höchsten Kriegsherrn mit der Erklärung hinzutreten: Die allgemeine Wehrpflicht muß einstweilen auf dem Papiere stehen bleiben, bis die Minister des Innern, der Landwirtschaft, der Finanzen und der öffentlichen Arbeiten gewisse Aufgaben gelöst haben werden.

Vorläufig bleiben wir dabei, daß es im Zululande besser um die Volkswirtschaft bestellt ist als bei uns. Ja, wird man uns einwenden, unter so einfachen Verhältnissen das Richtige zu treffen, das ist keine Kunst! Darauf erwidern wir im voraus: Auch durch die ärgsten Verwicklungen und Schwierigkeiten darf sich der Künstler nicht in dem Grade verwirren lassen, daß er den Endzweck seiner Kunst vergißt. Ein tüchtiges Volk und ein tüchtiger Staat sind nicht denkbar ohne tüchtige Menschen. An die lebendigen Menschen sollten die Staatskünstler vor allem denken, nicht immer bloß an tote Abstrakta wie Rentabilität, Interessen von Ackerbau, Gewerbe und Handel, Geldteuerung u. dergl. Die Arbeiterschutzgesetzgebung beweist nun allerdings, daß bereits eine erfreuliche Wendung eingetreten ist, daß man wieder anfängt, sich mehr mit den Personen als mit den Begriffen zu beschäftigen. Indes den Kern der Volkswirtschaft, die Volksernährung, hat man doch noch nicht ins Auge gefaßt; wo die gesichert ist, da bedarf es keines Arbeiterschutzes, denn nur hungernde Arbeiter verzichten auf die Sonntags- und Nachtruhe und opfern ihre Kinder den „Interessen der Industrie."

Litteratur

Goethes Hermann und Dorothea. Ins Altgriechische übersetzt von A. Dühr. Gotha, Fr. Andr. Perthes

Der Verfasser dieser Übersetzung, früher Lehrer an dem Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg, hat als tüchtiger Kenner der griechischen Sprache schon früher eine Anzahl Geibelscher Gedichte mit großer Gewandtheit ins Griechische übertragen. In dem vorliegenden Büchlein hat er sich an Goethes herrliche Dichtung

gewagt. Hermann und Dorothea verdankt seinen Ursprung der in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den großen Hallischen Philologen Friedrich August Wolf angeregten Homerischen Frage und dem durch Voßens Luise und Übersetzung der Odyssee und Ilias neu erwachten Interesse an der epischen Dichtung. Hatte sich doch Goethe sehr eingehend mit Homer beschäftigt und zwar nicht bloß in Italien, sondern sein ganzes Leben hindurch; ja am 17. Dezember 1820 schreibt er an Knebel: Ein vor zwanzig Jahren gefertigtes Schema, wo alle Motive der Ilias Schritt vor Schritt ausgezogen sind, ist nun sorgfältig revidirt . . . Junge Freunde ersuchen mich dringend, mein Schema drucken zu lassen, und ich thue es vielleicht in einem meiner Hefte. Es erschien dann in Kunst und Altertum 3. Band 2. Heft (vergl. Goethes Brief an Schiller vom 12. Mai 1798).

Die Übersetzung Dührs beweist eine genaue Bekanntschaft mit der Homerischen Dichtung, die epischen Formeln sind in glücklicher Weise verwertet, sodaß die Übertragung allen, die sich für das Epos interessiren, zu belehrender Vergleichung mit dem deutschen Original empfohlen werden kann. Es ist ein schöner Beweis der Blüte griechischer Studien, daß sich Schulmänner eine so gründliche Kenntnis hellenischer Sprache angeeignet haben, daß sie imstande sind, solche Übertragungen, wie die besprochene, zu veröffentlichen. Bereits im Jahre 1861 hat Theodor Kock in musterhafter Weise die Goethische Iphigenie ins Griechische übersetzt. Zu dieser Arbeit war eine genaue Kenntnis der dramatischen Dichter der Hellenen erforderlich, über die der treffliche Herausgeber einiger Komödien des Aristophanes und der Fragmente der Komiker allerdings zu gebieten hatte. Auch diese Arbeit sei in empfehlende Erinnerung gebracht.

Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (Anno 69 n. Chr.) von **Felix Dahn.** Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1890

Manchmal möchte man wirklich an der Möglichkeit, in ästhetischen Dingen die Wahrheit zu finden, verzweifeln, so wenn man über diese oder jene Dichtung von scheinbar ganz ernsten und unterrichteten Menschen Urteile liest, die unsrer Empfindung ganz und gar widersprechen. Ein Zufall führte uns Dahns neuestes Buch „Die Bataver" in die Hände, wir lasen die Widmung: „Otto dem Großen, dem Fürsten Bismarck zu eigen," und diese Zeile reizte uns, das Buch durchzulesen. Denn ein Werk, das sich in den Schatten eines großen und geliebten Genius stellt, regt ja schon damit allein ein freundliches Vorurteil für sich an. Es ist uns aber mit unserm guten Willen schlimm ergangen: so gelangweilt, wie bei diesen „Batavern," haben wir uns lange nicht, und wir sind nicht gerade verwöhnt durch die Lektüre andrer deutscher Romane. Zunächst war es uns, als hätten wir eine Mode von vor vielen hinter uns liegenden Jahren wieder gesehen: so fremd, so abgethan mutet uns die ganze Gattung des historischen Romanes an. Im Grunde war diese Gattung doch die Schöpfung der Erschöpfung. Es war in der Entwicklung des deutschen Geistes nach dem Kriege ein Stillstand eingetreten; man war von den politischen Wandlungen so erfüllt, daß kein Sinn mehr für andre große Fragen und Probleme — natürlich nur eine kleine Zeitspanne lang — übrig blieb. Die Kunst stand still. Der gewöhnliche Bedarf an neuen Poesien mußte jedoch befriedigt werden, da wurde denn das überlieferte Bild von der Menschheit in allen möglichen Kostümen wieder abgezeichnet und abgeschrieben, und daraus entstand der historische Roman, richtiger: der kulturhistorische Roman. Es ist gar nicht zu sagen, wie sehr diese Gattung das Verständnis und den Sinn für die wahren Aufgaben der Poesie getrübt und geschädigt hat. Die Poesie hat eben

einen höhern Beruf, als geschichtliche Sittenbilder zu malen; ja man kann sagen: je geschichtlicher ein Kopf denkt, umso weniger versteht er die Poesie, die in letzter Linie in der Metaphysik ruht, also jedenfalls über dem Historischen steht. Das Ewige in der Menschennatur will die Poesie erfassen, nicht das fort und fort Wandelbare. Sie hat neue Ideale zu schaffen, nicht aber alte Schablonen nachzuzeichnen. Damit greifen wir gleich in die Wurzel des Dahnschen Schaffens. Wäre er ein Dichter, so könnte er unmöglich den höchst prosaischen Gedanken haben, schon den siebenten Roman aus der Völkerwanderung zu schreiben, wenn er überhaupt dann historische Romane schriebe! Im Wesen dieser Gattung liegt schon das Bekenntnis des Mangels an schöpferischer Kraft „monumentalen Stils," den seine Freunde ihm so nachrühmen. Die stetige Wiederholung derselben Germanen und Römer ist nur Sache des Virtuosentums, wie ja bekanntlich Dahn seine ganze Urgermanenwissenschaft in verschiedner Mischung und unter verschiednen Etiketten gern des öftern zu Markte trägt. Virtuosenarbeit wird aber doch kein Einsichtiger als große Poesie feiern. Indes kann auch solche, dem Kunsthandwerk nahegerückte Arbeit erfreulich sein, wenn sie anspruchslos auftritt, um ein bescheidenes Publikum einige Stunden anmutig und freundlich zu unterhalten. Das thut aber Dahn nicht, im Gegenteil, dem Fürsten Bismarck selbst, dessen Prosa von einer Poesie überquillt, die sich Dahn auch in seinen „monumentalsten" Versen nicht träumen läßt, glaubt er seine Weihnachtsgabe widmen zu müssen, und dann kommt ein guter Freund und schreibt in einem angesehenen Blatte (Münchner Allgemeine Zeitung, 10. November) die gewaltigen Worte nieder: „Und »Die Bataver« sind fürwahr eine Weihegabe, würdig des Empfängers wie des dichterischen Spenders." Ist das nicht — bezeichnend? Haben wir nicht Recht, wenn wir sagen, daß der kulturhistorische Roman Sinn und Verständnis für Wesen und Aufgabe der Dichtkunst verdorben habe? Ist es nicht lächerlich, Felix Dahn als Dichter dem Fürsten Bismarck für gleichwürdig zu erklären? Es handelt sich hier durchaus nicht darum, Dahn irgend eins „aufzumutzen"; wir haben im übrigen gar nichts gegen den fruchtbaren Gelehrten und Romanschreiber. Auch die Widmung als eine solche verargen wir natürlich dem Dichter nicht, so wenig wir auch imstande gewesen sind, eine innere Beziehung zwischen dem Buche und Bismarck zu entwickeln. Aber für die litterarischen Zustände unsrer Zeit ist die gewaltige Phrase, die wir da mitgeteilt haben, zu charakteristisch, als daß wir sie nicht hätten ins richtige Licht stellen sollen. Nach unsrer Meinung besitzt gegenwärtig unsre Litteratur keinen einzigen Dichter, der das als Dichter wäre, was Bismarck als Mensch und Politiker ist. Die schönste Prosa haben wir in Bismarcks eignen Reden und Schriften. Es ist daher auch gleichgiltig, wie sich Fürst Bismarck selbst zu dem Buche stellt, ob er es mehr oder weniger langweilig findet. Aus unsrer Kenntnis des großen Staatsmannes schließen wir aber, daß es ihn nicht sehr unterhalten haben kann. Große Männer pflegen zur Unterhaltung gern Bücher zu wählen, die mühelos die Phantasie anregen; indem sie die eine Geisteskraft beschäftigen, ruht die andre, die Reflexion dabei aus, und das thut wohl. Diese Eigenschaft besitzt Dahns Roman nicht. Er ist skizzenhaft komponirt, man kommt nicht dazu, für eine bestimmte Figur recht warm zu werden, obwohl der Stoff dies immerhin möglich gemacht hätte, wenn er mit mehr Kunst und Sorgfalt ausgestaltet worden wäre.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der Entwurf des preußischen Einkommensteuergesetzes

er mit Spannung erwartete Entwurf eines Einkommensteuergesetzes ist vor wenigen Tagen dem preußischen Abgeordnetenhause von dem neuen Finanzminister Miquel vorgelegt worden und hat in der Parteipresse bereits verschiedne Beurteilung gefunden. Wie der genannte Minister aus der nationalliberalen Partei hervorgegangen ist, so hat die Presse dieser Partei auch bis jetzt nur Worte unbedingtester Anerkennung für den Entwurf. Der Entwurf, so lauten diese Urteile, sei ein kühner Schritt nach vorwärts, verfolge hohe, weise überlegte Ziele, sei insbesondre geeignet, die soziale Erregung im Lande zu beschwichtigen und allgemeine Beruhigung herbeizuführen, fördere auch die preußische Steuergesetzgebung in unerwartetem Grade. Nur von der äußersten Linken erheben sich einzelne Gegenstimmen. Die konservative Presse schweigt noch, ihr Losungswort: Nil admirari kommt auch hier zur Geltung. Und doch dürfte die konservative Partei, insbesondre soweit sie dem Stande der Grundbesitzer angehört, viel mehr als die liberale ihre Interessen in dem Gesetzentwurfe vertreten sehen. Der Grundbesitz hat aus dem neuen Gesetze keine Mehrbelastung zu befürchten, wie aus den nachfolgenden Ausführungen hervorgehen wird.

Der Gesetzentwurf eignet sich aber auch kaum als Kampfplatz für die politischen Parteien, da er nur eine Entlastung der Minderbegüterten, die richtige Ermittelung des wirklichen Einkommens, daher Gleichmäßigkeit der Besteuerung beabsichtigt, und es geziemt sich, den Entwurf nur sachlich und ohne Rücksicht auf das politische Parteitreiben zu prüfen und nach Umständen zu verbessern. Wir versuchen dies, stellen uns aber dabei nicht die Aufgabe, das Gesetz in allen seinen Bestimmungen zu erörtern. Nur die hauptsächlichsten

Bestimmungen wollen wir beleuchten, und zwar die Bestimmungen über die Deklarationspflicht, die neue Ordnung des Veranlagungsverfahrens und die neu in Vorschlag gebrachten Steuersätze.

Die neu aufgestellte Deklarationspflicht und die damit zusammenhängenden Bestimmungen über die genaueste Ermittelung des steuerbaren Einkommens bilden offenbar den wichtigsten Teil des Gesetzentwurfes und stehen zu den bisherigen gesetzlichen Bestimmungen im geradesten Gegensatze. Denn die bis jetzt geltenden Gesetze vom 1. Mai 1851 und vom 25. Mai 1873 sagen ausdrücklich: „Die Gemeindevorstände haben über die Einkommensverhältnisse der Steuerpflichtigen, soweit dieses ohne tieferes Eindringen geschehen kann, möglichst vollständige Nachrichten einzuziehen," und „die Einschätzungskommissionen haben bei Prüfung der Veranlagung jedes lästige Eindringen in die Vermögens- und Einkommensverhältnisse zu vermeiden." Man erwäge noch, daß nach den jetzigen Bestimmungen die Einschätzungskommissionen nur aus gewählten Mitgliedern bestanden, und daß den Veranlagungskommissarien, insbesondre den Landräten zur Bewältigung der umfangreichen Veranlagungsarbeiten keine besondern Hilfskräfte überwiesen wurden. Die Landräte selbst waren neben ihren übrigen bedeutenden Arbeiten polizeilicher, politischer und kreisständiger Natur — zufällig ist mehrmals die Ausführung politischer Wahlen gerade in die knappe Zeit der Steuerveranlagung gefallen — völlig außer stande, sich dem Veranlagungsgeschäfte eingehend zu widmen, auch die Kreissekretäre sind durch die laufenden Geschäfte des Landratsamts schon genügend belastet, und die Hauptarbeiten bei der Veranlagung mußten oft niedern Beamten anvertraut werden. So kam es, daß bisher die Veranlagung wenigstens in vielen Bezirken ohne jedes tiefe Eindringen in die wirklichen Einkommensverhältnisse nach Gutdünken und schablonenhaft ausgeführt wurde. Nirgends fehlte es an Reklamationen und Rekursen, aber in Wahrheit wurde nicht deshalb, weil das Einkommen unrichtig veranlagt war, sondern nur deshalb reklamirt, weil der Nachbar verhältnismäßig noch weniger als der Beschwerdeführer zu zahlen hatte. Auch darin lag keine Bürgschaft für die richtige Veranlagung, daß die Klassen- und Einkommensteuer Grundlage für die örtlichen Gemeindeabgaben bilden sollte. Allerdings wurden in den mit Ortsabgaben belasteten Gemeinden die Klassen- und Einkommensteuer einigermaßen richtig veranlagt, wenigstens suchte man alle Einwohner des Ortes verhältnismäßig richtig zu besteuern. Zu niedrig wurden aber die Staatsabgaben bei allen Einwohnern veranlagt, und man half sich wegen der Ortsabgaben leicht dadurch, daß man sie nicht um den einfachen, sondern um den zwei-, drei- bis vierfachen Betrag der Staatssteuer steigerte, also bis zu vierhundert Prozent der Staatssteuern an Ortsabgaben erhob. In vielen Gemeinden und in allen Gutsbezirken werden aber keine Ortsabgaben erhoben, und hier trat bisher überall die Neigung unumwunden hervor, die Staatssteuern möglichst zu ermäßigen, und diese Er-

mäßigung hat denn auch in sehr beträchtlichem Umfange stattgefunden. In den mit Ortsabgaben belasteten Dorfgemeinden werden z. B. die gewöhnlichen Arbeiter, da man ihnen leicht das niedrigste Einkommen zur Klassensteuer, jährlich 420 Mark, nachrechnen kann, auch wirklich zur ersten Stufe der Klassensteuer herangezogen. In den mit Ortsabgaben nicht belasteten Gemeinden und in den Gutsbezirken, wo sie in der Regel noch besser als in den Dörfern gestellt sind, blieben und bleiben die Arbeiter derselben Klasse von der Klassensteuer befreit, weil die bäuerlichen und die Großgrundbesitzer, in deren Lohn die Arbeiter stehen, diese schonen und von der Staatssteuer befreien wollen, was sie einfach dadurch erreichen, daß sie die als Lohn ihren Arbeitern gegebenen Naturalien gering bewerten. Gleiche Mißverhältnisse gehen nun aber durch alle Steuerstufen und durch alle Stände. Eine Gemeinde wird höher als die andre, ein Kreis und ein Regierungsbezirk höher als andre Kreise und Bezirke veranlagt, und trotz aller Bemühungen der obern Behörden muß die Richtigkeit der Einschätzung und die Gleichmäßigkeit der Besteuerung durchaus bezweifelt werden. Dieser bedauerliche Zustand wird in der Hauptsache durch die obenerwähnten milden Veranlagungsvorschriften und durch die Mangelhaftigkeit der untern Verwaltungsorgane verschuldet und soll gegenwärtig durch den neuen Gesetzentwurf beseitigt werden. Zu diesem Zwecke wird den Einschätzungskommissionen nicht nur das tiefere Eindringen in die Vermögens- und Einkommensverhältnisse der Steuerpflichtigen nicht verboten, sondern es wird ihnen nach § 38 des Entwurfes auch die Befugnis erteilt, Zeugen und Sachverständige zu vernehmen, auch von jedem Steuerpflichtigen eine Steuererklärung mit der Maßgabe zu erfordern, daß jede unrichtige Angabe mit den im § 68 des Entwurfs bestimmten harten Strafen geahndet wird. Alle mit über 3000 Mark jährlichen Einkommens bisher veranlagten Steuerpflichtigen haben diese Steuererklärung vorweg abzugeben. Diese Deklarationspflicht soll — so hofft der Entwurf — die Richtigkeit der Veranlagung verbürgen. Die Formulare zu den Steuererklärungen werden — diese Befugnis hat große Bedeutung — von dem Finanzminister (§ 24 des Entwurfes) entworfen und kostenfrei erteilt, die Formulare sondern vorweg die im § 7 des Gesetzes aufgestellten vier Einkommensquellen, nämlich 1. Einkommen aus Kapitalvermögen, 2. Einkommen aus Grundvermögen, 3. Einkommen aus Handel und Gewerbe, 4. Einkommen aus gewinnbringender Beschäftigung, und wie § 26 des Entwurfs ausdrücklich besagt, soll jeder Steuerpflichtige den Betrag seines Einkommens getrennt nach diesen vier Einkommensquellen anzugeben verpflichtet sein.

Wir sind wohl berechtigt, die Deklarationspflicht und die daran geknüpften Strafandrohungen mit Druckpumpen zu vergleichen, geschraubt auf diese Einkommensquellen, damit sie zu Tage fließen und dem Steuerfiskus den gesetzlichen Obolus spenden. Wir fürchten, daß diese Druckpumpen auch bei gleich-

mäßiger, wackerster Bedienung nicht gleichmäßig bei den vier Quellen arbeiten werden. Wir sind nicht vertrauensselig, wir behaupten, daß die Neigung, den Fiskus, insbesondre den Steuerfiskus zu hintergehen, leider allzusehr verbreitet ist, und daß Hinterziehung der Einkommensteuer, unwahre Angaben in den Steuererklärungen trotz der Strafandrohungen, ebenso oft stattfinden werden, wie die Betrügereien gegen die indirekten Steuern, Zölle, Maischsteuer, Verbrauchssteuern, Stempel u. s. w. Die Zahl dieser Betrügereien steigt allein im Staate Preußen auf Hunderttausende. Unsers Erachtens setzt die wissentlich falsche Steuererklärung keine größere Entsittlichung voraus, als das Einschmuggeln zollpflichtiger Waren über die Zollgrenze oder die nur zu oft vorkommenden Hinterziehungen der Maisch- und Stempelsteuer. Bei welchen Einkommensquellen sind nun vorzugsweise unwahre Steuererklärungen zu befürchten, oder, um unser Gleichnis fortzusetzen, an welcher Quelle wird die Druckpumpe — die Strafandrohung — am wenigsten wirken? Wir fürchten, daß bei der ersten Quelle, bei dem Einkommen aus Kapitalvermögen, und zwar vorzugsweise bei großem Kapitalbesitz, die meisten und bedeutendsten Betrügereien vorkommen werden. Bei den übrigen drei Einkommensquellen sind nur in sehr seltenen Fällen falsche Steuererklärungen zu erwarten, vielmehr werden die Steuerpflichtigen ihr aus diesen Quellen fließendes Einkommen und die darauf zu veranlagende Steuer dadurch zu verringern suchen, daß sie — was nach § 27 des Entwurfs zulässig ist — die Abgabe einer Steuererklärung ablehnen und die Schätzung ihres Einkommens der Veranlagungskommission anheimgeben. Die Steuerpflichtigen der drei genannten Klassen sind mit alleiniger Ausnahme der Kaufleute, der Großindustriellen und einzelner Großgrundbesitzer, die über ihre Betriebe Bücher führen, in der That gar nicht imstande, über ihr Einkommen genaue Angaben zu machen, sie sind daher im § 27 des Entwurfs von dieser Angabe entbunden und — ebenfalls freilich unter Androhung von Strafen bei Unrichtigkeiten — nur verpflichtet, in die Steuererklärung diejenigen Nachweisungen aufzunehmen, deren die Veranlagungskommission zur Schätzung des Einkommens bedarf. Diese Nachweisungen können selbstverständlich nicht jeden einzelnen Einnahme- und Ausgabebetrag, aus denen sich das Gesamteinkommen ergiebt, wiedergeben, sie werden und müssen summarische, also auf Schätzung beruhende Angaben enthalten, die zur widerrechtlichen Kürzung der Steuer führen und doch straflos bleiben, weil ihre Unrichtigkeit nicht nachgewiesen werden kann. Auch bisher wurden nach den von dem Finanzministerium gegebenen Instruktionen zu den Klassensteuer- und Einkommensteuerrollen besondre und in die Erwerbsverhältnisse näher eingehende, sogenannte Einkommensnachweisungen mit zahlreichen Kolonnen gefertigt, die beispielsweise bei dem Grundbesitz genaue Angaben über den Flächeninhalt, Güte der verschiednen Bodenarten, Grundsteuerreinertrag, Zahl und Ertrag des Nutzinventariums an Vieh, Umfang und Ertrag etwaiger

landwirtschaftlicher Gewerbe, Brennerei, Ziegelei u. s. w. enthielten. Nun geben wir gern zu, daß die von den Steuerpflichtigen in die Steuererklärungen aufzunehmenden Nachweisungen, da unrichtige Angaben mit Strafe bedroht sind, etwas richtiger als die von den Behörden aufgestellten Nachweisungen sein werden, aber unbedingte Richtigkeit ist ihnen nicht zuzusprechen, und die Veranlagungskommissionen, auf deren Schätzung es in allen diesen Fällen allein ankommt, werden sich bei vorhandnen Zweifeln und bei nicht völlig aufgeklärten Verhältnissen leicht zur mildesten Besteuerung umso mehr veranlaßt fühlen, als in jedem Veranlagungsbezirke mehrere, oft viele tausend Steuerpflichtige vorhanden sind und der durchaus richtigen Einschätzung aller unüberwindliche Hindernisse entgegenstehen. Das Einkommen aus Grundvermögen ist auch bereits durch die Grund- und Gebäudesteuer, das Einkommen aus Handel und Gewerbe durch die Gewerbesteuer besonders belastet, das Einkommen aus gewinnbringender Arbeit, als das unfundirteste, will der Gesetzentwurf grundsätzlich am wenigsten belasten, und wie die Steuerpflichtigen der bezeichneten drei Klassen eine Erhöhung ihrer Einkommensteuer nur in beschränktem Grade zu befürchten haben, werden für sie auch die im Entwurfe vorgeschriebenen Steuererklärungen, also die Deklarationspflicht und die damit verbundenen Strafen, die geringste Bedeutung haben. Für diese Steuerpflichtigen ist die Ordnung des übrigen formellen Verfahrens, namentlich die Bestimmung der Veranlagungsorgane, von größerer Wichtigkeit.

Die Deklarationspflicht soll vorzugsweise gegen die erste Einkommensquelle, gegen das Einkommen aus Kapital gerichtet werden, wie denn der Gesetzentwurf in der erklärten Absicht, die vielfach beantragte Kapitalrentensteuer entbehrlich zu machen, das Kapital mit voller Wucht treffen und voll besteuern will. Dieser durch den Entwurf eröffnete Kriegszug gegen das Kapital findet in der Entwicklung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse genügende Erklärung. In den beiden letzten Jahrzehnten, also seit dem französischen Kriege und der darauf folgenden Gründerperiode haben sich sehr bedeutende Kapitalien in einzelnen Händen, deren Zahl keineswegs unbedeutend ist, angehäuft. Während bis zum Jahre 1870 abgesehen von einzelnen Bankiers und einzelnen Kaufleuten im Staate Preußen die Großgrundbesitzer als die beträchtlichsten Kapitalbesitzer galten, trat demnächst die Landwirtschaft als hervorragendste Einkommensquelle zurück, die durch Zölle geschützte Industrie und die in und mit ihr per fas et nefas (Gründergewinn) gewonnenen Kapitalien überstiegen sehr bald die im Landbau gewonnenen Summen. Dazu traten die ungemessensten, um nicht zu sagen wildesten Börsenspekulationen, bei denen Milliarden verloren und gewonnen wurden. Als Folge dieser Vorgänge, deren malerische Schilderung Aufgabe für den Pinsel eines Höllen-Breughel bilden könnte — denn an ihnen haften Elend, Verzweiflung und Blut — ergiebt sich Anhäufung eines ungemessenen Kapitalbesitzes in einzelnen Händen. Ein kurzer

Blick auf den Kurszettel der Berliner Börse, in dem aber die von zahlreichen Provinzialunternehmungen ausgegebenen Papiere fehlen, belehrt uns, daß die in Preußen gehandelten und besessenen Papiere nach vielen Milliarden zu berechnen sind. Aus allen Weltteilen strömen zinstragende Papiere an die Berliner Börse und sind dort in den letzten Jahren mit Vorliebe erworben worden, weil der Zinssatz bei hypothekarischen Darlehen in Preußen wesentlich verringert ist. Die neugewonnenen großen Kapitalien sind nun vorherrschend in diesen zinstragenden Papieren, zu sehr großem Teile in ausländischen Papieren angelegt, während der kleine Kapitalist hypothekarische Darlehen vorzieht und sich mit niedrigem Zinse begnügt. Wie wird nun die Deklarationspflicht — in unserm Gleichnis die Druckpumpe — bei dem verschiednen Kapitalbesitz wirken?

Die Besitzer von Hypothekenbriefen, also die kleinen Kapitalisten, die durch den Rückgang des Zinsfußes bereits schwer gelitten haben, können nicht das geringste Kapital verschweigen, weil die Unrichtigkeit ihrer Angabe sofort entdeckt wird und der Bestrafung unterliegt. Denn die mit Hypotheken belasteten Grundbesitzer sollen und werden die eingetragenen Schulden einzeln angeben und aus einer einfachen Vergleichung der beiderseitigen Angaben ergiebt sich jede Unrichtigkeit von selbst. Diese kleinen Kapitalisten, zu denen die Klein- und Mittelbürger, Militärs und Beamte, Witwen und Waisen mit ihren geringen, daher hypothekarisch sicher angelegten, einzigen Vermögen gehören, werden daher die ganze Schwere der Deklarationspflicht zu fühlen, sie werden ihre geringen Zinseinnahmen vollständig zu versteuern haben. Ihnen gegenüber wird die Druckpumpe unbedingt richtig arbeiten, sie werden, wie einst Fürst Bismarck bei Gelegenheit des einzuführenden Tabakmonopols von den Tabakrauchern äußerte, zu bluten haben.

Die Besitzer zinstragender Börsenpapiere dagegen, zu deren Zahl neben vielen kleinen insbesondre die großen Kapitalisten gehören, werden ohne Gefahr der Entdeckung und Bestrafung falsche Angaben in den Steuererklärungen machen können, da eine Kontrolle über die Richtigkeit ihrer Angaben völlig unmöglich ist. Der Erwerb und der Besitz dieser Papiere, ebenso die Versilberung der Zinsscheine kann sehr leicht verheimlicht werden. Der große Kapitalbesitzer hat seine Papiere in den Gewölben der Dresdner Bank am Berliner Opernplatz oder in einer andern Bank oder in seinem Geldschranke niedergelegt und bewahrt seinen Schatz vor dem Blicke jedes Fremden. Eine genaue Feststellung des Betrages ist unmöglich und daher unser Mißtrauen wohl begründet, daß gegenüber diesen nach Milliarden zählenden Kapitalien, deren richtige Besteuerung von dem Gesetzentwurfe gerade erstrebt wird, die Druckpumpe der Deklarationspflicht wenig gleichmäßig arbeiten wird, daher auch keine vollständig richtige Besteuerung dieser Kapitalien zu erwarten ist. Wir sind weit davon entfernt, den großen Kapitalisten besondre Neigung zur

Hinterziehung zuzumuten, aber mit den Summen wächst die Verlockung dazu, und es erschien uns als unsre Pflicht, nachzuweisen, daß die Deklarationspflicht allein eine unbedingte Bürgschaft für die Richtigkeit der Veranlagung nicht bildet und daß zur Erreichung dieses Zieles noch weitere Hilfsmittel in Anwendung gebracht werden müssen. Als solche bezeichnen wir vorweg die Bestellung zuverlässiger und allgemein vertrauenerweckender Veranlagungsorgane, die Anordnung eines ebenso eindringenden, als gerechten Veranlagungsverfahrens und die Bestimmung angemessener Steuersätze unter möglichster Berücksichtigung des sogenannten unfundirten und des bereits mit hohen Ertragssteuern belasteten Einkommens. Indem wir auch diese Fragen im nachstehenden näher erörtern, bemerken wir nur noch, daß die guten Erfahrungen, die man nach den Mitteilungen des Finanzministers im Königreich Sachsen, in andern kleinen Staaten und in einzelnen Städten für die richtige Steuerveranlagung aus der eingeführten Deklarationspflicht gewonnen hat, für uns nicht maßgebend sind. Mit dem geographischen Umfange eines Staates wachsen die Schwierigkeiten einer wirklichen Veranlagung in unverhältnismäßigem Grade, auch kommt es neben der Deklarationspflicht auf viele andre Umstände, insbesondre auf die Beschaffenheit der Veranlagungsorgane in den einzelnen kleinen Staaten an. Selbstverständlich können in kleinen Staaten vollkommnere Organe bestellt werden, sie können auch mit größerer Sicherheit und mit besserm Erfolge arbeiten, als beides in großen Staaten zu erwarten ist.

Der vorliegende preußische Gesetzentwurf läßt nun die bisherigen Veranlagungsorgane im wesentlichen bestehen, insbesondre sollen, wie bisher, die landrätlichen Kreise Veranlagungsbezirke bilden, die Landräte und in den Städten, die eigne Kreise bilden, die Bürgermeister oder sonstige Magistratsbeamte sollen mutmaßlich als Veranlagungskommissarien verbleiben, und neu wird nur bestimmt, daß den Veranlagungskommissionen neben den erwählten Mitgliedern auch ernannte Mitglieder beigegeben werden sollen, daß den Vorsitzenden der Veranlagungskommissionen zur Bearbeitung der Einkommensteuersachen von der Regierung Hilfsbeamte zugeordnet werden können, und daß in Berlin zur rechtlichen Entscheidung von Steuerbeschwerden ein Steuergerichtshof bestellt und dieser in der Mehrzahl seiner Mitglieder aus hochgestellten Gerichtsbeamten bestehen soll (§§ 34, 37 und 44 des Entwurfes). Wir halten diese Bestimmungen für durchaus unzureichend und die richtige Veranlagung der Einkommensteuer damit durchaus nicht für verbürgt.

Was zunächst die Wirksamkeit des Steuergerichtshofes betrifft, so soll dieser nach § 44 des Entwurfes nur bei behaupteten Gesetzesverletzungen und bei behaupteten Mängeln des vorgeschriebenen Verfahrens, nicht bei Unrichtigkeit der von der Veranlagungskommission erfolgten Schätzung (§ 27 des Entwurfes) angerufen werden können. Wir haben aber schon nachgewiesen, daß die große Mehrzahl aller Steuerpflichtigen genaue Angaben über ihr Ein-

kommen nicht wird machen können und daher der Veranlagungskommission die Schätzung ihres Einkommens wird überlassen müssen. In allen diesen Fällen wird auch keine Berufung an den Steuergerichtshof zugelassen werden. Eine nur rechtsprechende höchste Instanz kann überhaupt keine Einwirkung auf die allgemeine Richtigkeit und Gleichmäßigkeit der Steuerveranlagung ausüben. Das vermag nur die höchste verwaltende Instanz, also der Finanzminister, der berufen ist, die Veranlagungskommissarien und die sonstigen bei der Veranlagung thätigen Beamten nach ihrer Persönlichkeit auszuwählen und zu ernennen, nach Umständen aus einer Provinz in die andre zu versetzen, der ferner berufen ist, die ernannten Mitglieder der Veranlagungskommissionen zu bestimmen, vor allem aber das formelle Verfahren für die Veranlagung vorzuschreiben und zu überwachen. Wir erachten die von dem Steuergerichtshof zu erwartende Einwirkung für bedeutungslos.

Einschneidender und wohlthätiger wird die Bestimmung wirken, daß der Veranlagungskommission neben erwählten Mitgliedern auch ernannte Mitglieder beigegeben werden sollen. Diese Bestimmung verbürgt in der That eine richtigere Einschätzung, und darum begrüßen wir sie als einen Fortschritt. Daß den Veranlagungskommissarien besondre Hilfsbeamte zur Bearbeitung der Einkommensteuer beigegeben werden, halten wir für durchaus notwendig, da sich die Geschäfte wesentlich vermehren werden und die bisherigen Büreaukräfte der Landräte ganz ungenügend sind. Die Wirksamkeit dieser Hilfsbeamten wird aber lediglich von der Persönlichkeit des Veranlagungskommissars, dem sie beigegeben sind, abhängen, und hier berühren wir die uns am wenigsten befriedigenden Bestimmungen des Entwurfes, Bestimmungen, die wir neben der neu eingeführten Deklarationspflicht und den sonstigen neuen Bestimmungen für völlig unhaltbar ansehen.

Wie in dem neuen Gewerbesteuergesetz überall größere Veranlagungsbezirke als bisher, für die Gewerbesteuerklasse I sogar die ungeteilten, zum Teil sehr großen Provinzen in Vorschlag gebracht sind, so erachten wir auch für die Einkommensteuer die Bestimmung größerer Veranlagungsbezirke, als ein einzelner landrätlicher Kreis darstellt, also die Vereinigung zweier oder dreier Kreise zu einem Bezirke für wünschenswert und ausführbar. Sollen wirklich sachlich richtige Einschätzungen erzielt werden, dann müssen die Einschätzenden aus allen persönlichen Beziehungen herausgehoben, auch aus den persönlichen Verbindungen, die bei Zugehörigkeit zu einem Kreise leicht geschlossen werden, abgetrennt werden. Dieser Erfolg wird erreicht, sobald mehrere Kreise zu Veranlagungsbezirken vereinigt werden. Wenn dieser Vereinigung Bedenken, namentlich wegen der dadurch entstehenden größern Veranlagungskosten entgegentreten, so halten wir es mindestens für notwendig und auch für billiger, daß ein Veranlagungskommissar für mehrere Kreise bestellt wird, mit der Maßgabe, daß dieser Kommissar Vorsitzender mehrerer Kreiskommissionen wird.

Dadurch würde die Richtigkeit und Gleichmäßigkeit der Einschätzung verbürgt werden. Vor allem müssen als Veranlagungskommissarien lediglich Finanzbeamte, Beamte, die der alleinigen Disziplin des Finanzministers unterworfen sind, bestellt und alle politischen und Polizeibeamten, auch die aus Wahlen hervorgegangenen Beamten, also die Landräte, Bürgermeister und sonstige städtische Beamte, aus den Stellungen als Veranlagungskommissarien entfernt werden.

Man vergegenwärtige sich nur, daß nach dem Entwurfe jetzt überall richtig, also scharf eingeschätzt werden soll, daß der gewissenhafte Steuerpflichtige richtige Steuererklärungen abgeben wird und daher richtig, also scharf eingeschätzt werden wird, und daß diesem gewissenhaften Steuerpflichtigen daher auch die richtige Einschätzung aller seiner Nachbarn verbürgt werden muß, daß Strafandrohungen und Strafverfolgungen vielfach notwendig sein und die Amtshandlungen des Veranlagungskommissars, so gesetzlich und geboten sie auch sind, als gehässige und feindselige Handlungen werden betrachtet werden. Beamte, die, wie die Landräte und die städtischen Beamten, aus den Wahlen oder Vorschlägen der Eingesessenen hervorgegangen sind, werden auch den Schein einer Feindseligkeit zu vermeiden suchen und die Einkommensteuer äußerst mäßig, wie bisher, veranlagen. Diese Beamten bedürfen auch, wenn sie in ihrem Hauptamte wohlthätig wirken wollen, vielfach der bereitwilligen, oft mit Geldopfern verbundenen Mitwirkung der Kreis- und Ortseinwohner, und obwohl der Mehrzahl weder Befähigung noch Arbeitskraft abzusprechen war, so waren sie doch sehr milde Veranlagungskommissarien. Sie haben das Interesse, daß ihre Eingesessenen — wir könnten auch sagen ihre „Schutzbefohlenen" — finanziell geschont, also zu den Staatssteuern gering veranlagt werden, sie können also das entgegengesetzte Interesse des Steuerfiskus nicht vertreten.

Nach dem Gesetzentwurfe sollen nun aber diesen zur Vertretung des Steuerfiskus ganz ungeeigneten Beamten noch größere Befugnisse, als sie bisher besaßen, zugestanden werden. Denn nach § 36 des Entwurfes haben die Veranlagungskommissarien die von den Voreinschätzungskommissionen in den Gemeinden und Gutsbezirken vorgeschlagenen Steuersätze zu prüfen und, so weit sie nicht von ihnen beanstandet werden, festzusetzen. Nur in Betreff der Steuerpflichtigen, bezüglich deren kein Vorschlag der Voreinschätzungskommission vorliegt oder der Vorschlag von ihnen beanstandet wird, haben sie der Veranlagungskommission eine Vorlage zu machen, bei dieser auch die Steuersätze vorzuschlagen. Nach der bisherigen Gesetzgebung erfolgte dagegen die Festsetzung der Steuersätze bei der Einkommensteuer nur durch die Einschätzungskommission, bei der Klassensteuer nur durch die Bezirksregierung, die in dem Falle einer beabsichtigten Erhöhung die Einschätzungskommission nochmals zu hören hatte. Eine selbständige Festsetzung der Steuersätze durch die Veranlagungskommissarien fand in keinem Falle statt, und diese durch den neuen Entwurf beabsichtigte Macht-

erweiterung der Kommissarien will uns jetzt, da es sich um eine wesentliche Erhöhung der Steuer, insbesondre um eine besonders scharfe Heranziehung des Kapitals handelt, durchaus bedenklich erscheinen. Man wende nicht ein, daß, wer sich durch die Festsetzung des Veranlagungskommissars für überbürdet erachtet, die Berufung an die höhere Instanz einlegen könne. Damit wird das Mißtrauen und die Beunruhigung nicht beseitigt. Einem einzelnen Beamten, auch dem von uns in Vorschlag gebrachten Finanzbeamten, darf die Festsetzung der Steuer nicht überlassen, sie darf nur der Veranlagungskommission anvertraut werden. Nur dann würde das Mißtrauen schwinden, daß der Veranlagungskommissar einzelne Steuerpflichtige begünstige.

Die preußischen Landräte sind bereits mit Geschäften überhäuft, sie sind durch die Veranlagungsorganisation dem Einflusse und der Disziplin der Bezirksregierungen und des Finanzministers mehr als früher entrückt, jetzt nur der des Regierungspräsidenten und des Ministers des Innern unterworfen, und der Finanzminister würde sich die eigne Hand fesseln, wenn die Landräte Veranlagungskommissarien blieben. Wir sind gespannt darauf, ob im Landtage Einsicht und Patriotismus genug vorhanden sein wird, um die bezügliche, wohl nur als Versuchsballon in den Entwurf aufgenommene Bestimmung aus dem Gesetze zu entfernen und in den Äther entschwinden zu lassen. Geschieht dieses nicht, und werden nicht überall Finanzbeamte als Veranlagungskommissarien berufen, so wird das ganze Einschätzungswerk auf eine schiefe Ebene gestellt, von der es, trotz Deklarationspflicht und trotz der sonstigen scharfen Bestimmungen, wie bisher, in die Tiefe, das heißt zur Unrichtigkeit und Ungleichmäßigkeit herabrollt, ein Hergang, der zur allerheftigsten Unzufriedenheit reizen wird, da einzelne Steuerpflichtige durch die Deklarationspflicht hart werden betroffen werden.

Die öffentliche Moral würde bei der in dem Entwurfe vorgesehenen Organisation am wenigsten Vorteil haben, und überzeugt von der Richtigkeit unsers Urteils, rufen wir: Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat.

Wir haben in den vorstehenden Ausführungen über die Bildung der Veranlagungsorgane mehrfach neue Bestimmungen zu dem ausgesprochenen Zweck in Vorschlag gebracht, daß die Einschätzung scharf, d. h. richtig erfolge, und die Steuer erhöht werde, und wir zweifeln nicht, daß, wenn unsre Vorschläge angenommen würden, bei der neu zu erwartenden Einschätzung viele Millionen Mark mehr, als bisher, an Steuer würden gewonnen werden, sodaß der aus einzelnen Bestimmungen des Entwurfes zu erwartende Mindererträg unzweifelhaft ersetzt, auch der in der Begründung des Entwurfes auf 804 759 Mark berechnete Mehrertrag der Steuer sicher um viele Millionen jährlich würde überstiegen werden. Diesen Erfolg wollen wir aber keineswegs erzielen und schlagen jetzt eine rückläufige Bewegung ein, die wir zum Gelingen des Werkes ebenfalls für schlechterdings notwendig halten. Wir sind der Ansicht, daß die

in dem Gesetzentwurfe vorgeschlagenen Steuersätze durchweg zu hoch sind und ermäßigt werden müssen, und stellen die Forderungen, daß 1. die dreiprozentige Besteuerung nicht schon von einem Einkommen von 9500 Mark ab, sondern erst von einem Einkommen von 12000 Mark beginne; 2. daß das geringere Einkommen in allen Stufen mit geringern Sätzen als den im § 17 des Entwurfes bestimmten versteuert werde; 3. daß das unfundirte Einkommen, namentlich das Einkommen aus gewinnbringender Arbeit, sowie das mit der hohen Grund- und Gebäudesteuer belastete Einkommen aus Grundvermögen nur mit einem Teilbetrage des Steuersatzes, höchstens mit drei Vierteln zur Einkommensteuer zu veranlagen sei, endlich 4. daß im Gesetze die ausdrückliche Bestimmung aufgenommen werde, daß die gesamten Zuschläge zur Einkommensteuer, als Gemeinde-, Kreis- und Provinzialabgaben, den anderthalbfachen Betrag der Staatssteuer niemals übersteigen, also höchstens 150 Prozent der letztern betragen dürfen. Die Vorschläge unter 1, 2 und 3 würden zwar den Gesamtbetrag der Einkommensteuer wesentlich verringern, zunächst den nach der Begründung des Entwurfes zu erwartenden, oben bereits bezeichneten Mehrertrag von 804759 Mark nicht bloß verschwinden, sondern noch einen wesentlichen Mindererertrag aus der Berechnung hervorgehen lassen. Diese Berechnung geht aber nur von der jetzigen Einschätzung aus, während nach dem neuen Entwurf eine schärfere Einschätzung erstrebt und allgemein erwartet, nach unsern obigen, vielleicht zu streng erscheinenden Vorschlägen auch weiter gesichert wird. Wir glauben nicht fehlzugreifen in der Annahme, daß die jetzigen Einschätzungen sehr oft die Hälfte, durchschnittlich jedenfalls ein Viertel des Einkommens unberücksichtigt, also von der Besteuerung freigelassen haben, und daß die neuen Einschätzungen als Gesamteinkommen ein Viertel, also 25 Prozent mehr als bisher, also auch 25 Prozent mehr Steuer ergeben können. Eine genaue Berechnung des zu erwartenden Steuerbetrages ist selbstverständlich unmöglich. Nach der Begründung des Gesetzentwurfes beträgt aber das Hebungssoll für das laufende Steuerjahr

für die Klassensteuer	26578000 Mark
für die Einkommensteuer . . .	48430000 Mark
zusammen	75008000 Mark.

Lassen wir das Hebungssoll an Klassensteuer ganz außer Betracht und nehmen wir nur an, daß die bisher schon zur Einkommensteuer, also mit einem Einkommen von über 3000 Mark veranlagten Personen durchschnittlich 25 Prozent mehr an Steuer werden zu bezahlen haben, so werden von diesen Steuerpflichtigen nicht 48 Millionen, wie bisher, sondern 48 + 12, also 60 Millionen mehr an Steuer entrichtet werden. Ein Mehrertrag von 12 Millionen würde auch jedenfalls ausreichen, um den Mindererertrag in den jetzigen Klassensteuerstufen, der nach den im Entwurfe vorgesehenen Ermäßigungen bereits 1240924 Mark beträgt, sowie die Ausfälle zu decken, die durch unsre

Ermäßigungsvorschläge zu befürchten stehen. Unsre Vorschläge dürften der Gerechtigkeit entsprechen, viele Klagen über Überbürdung verstummen machen und insbesondre, was wir immer und immer erstreben, zu richtigen Steuererklärungen führen. Nicht die Steuerpflichtigen mit einem Einkommen von 9500 Mark, sondern nur die von 12000 Mark und darüber treten aus dem Mittelstande heraus, der zu schonen ist, nur sie können bei der jetzigen Teuerung aller Bedürfnisse den wohlhabenden Klassen beigezählt und wie diese besteuert werden. Ebenso erachten wir eine gewisse Berücksichtigung des Einkommens aus gewinnbringender Arbeit, des unfundirten Einkommens und des mit Grund- und Gebäudesteuer belasteten Einkommens aus Grundvermögen für notwendig, wobei wir letzteres nur mit drei Vierteln, ersteres, nämlich das Einkommen aus gewinnbringender Arbeit, nur mit vier Fünfteln des wirklichen Betrages zur Steuer heranziehen möchten. Damit würden gleichzeitig die Klagen über die Doppelbesteuerung des Grundvermögens verstummen und die vielfach beantragte, im Gesetzentwurf auch bereits in Aussicht genommene Überweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeindeverbände wegfallen. Diese Überweisung würden wir als eine ungerechtfertigte, als verderbliche Maßregel ansehen. Die Grundsteuer gehört zu den ältesten, schon im Altertum und im Mittelalter vielfach vorkommenden Steuern, sie haftet auf dem Grund und Boden, findet in diesem, wie der Staat selbst, die sicherste Grundlage. Wie die Grundsteuer in den deutschen Landen ursprünglich aus Kriegsleistungen hervorgegangen und an deren Stelle getreten ist, aus der persönlichen Gestellung mit Wehr und Waffen, mit Roß und Reisigen, so hat der Grundbesitz auch heute noch das besondre Interesse, sich vor dem äußern Feinde zu schützen und zu den Kosten des vaterländischen, diesen Schutz übernehmenden Militärs einen verhältnismäßig höhern Beitrag zu leisten. Durch feindliche Eroberung leidet kein Stand mehr als der Stand der Grundbesitzer. Daher waren die kräftigsten preußischen Könige vor allem dafür besorgt, die Grundsteuer richtig zu veranlagen. Friedrich Wilhelm I. reiste im Jahre 1719 nach Ostpreußen, nur zu dem Zwecke, sich die Kataster des auf seinen Befehl neu veranlagten Generalhufeschosses vorlegen zu lassen und durchzusehen; Friedrich der Große beeilte nach dem ersten schlesischen Kriege die Katastrirung der neuen Provinz Schlesien so sehr, daß sie schon im Jahre 1743 vollendet war. Die Veranlagung der Grund- und Gebäudesteuer infolge des Gesetzes vom 21. Mai 1861 war ein so großartiges und ruhmreiches Werk, wie der Staat Preußen in seiner Zivilverwaltung wenig gleichartige zu verzeichnen hat. Noch heute verdient die damals ausgeführte Abschätzung, abgesehen von einzelnen Verbesserungen und Verschlechterungen in der Bodengüte, noch größeres Vertrauen, als irgend eine andre Abschätzung, zum mindesten ist ihr für die einzelnen Regierungsbezirke verhältnismäßige Richtigkeit nicht abzusprechen. Die sichern Steuern, die aus diesem großen Werke hervorgegangen sind und für die der

Staat fortdauernd die beträchtlichen Kosten der Katasterverwaltung hergeben mußte, sollen nun ganz und zum Teil den Gemeinden und Gutsbezirken überwiesen werden. Diese Überweisungen würden in den zahlreichen Fällen, wo die Grund- und Gebäudesteuer im Jahre 1865 mit Rücksicht auf die seitherige Steuerfreiheit gegen Kapitalentschädigung — im ganzen wurden damals etwa 30 Millionen Mark als Entschädigung gezahlt — übernommen sind, nichts andres als bare Geschenke darstellen. Wir meinen, daß zu derartigen Geschenken und zu der beabsichtigten Überweisung von Staatssteuern gar keine Veranlassung vorliegt. Wenn der Grundbesitz, worüber allein geklagt wird, jetzt einer Doppelbesteuerung unterliegt, nämlich den Grundabgaben und den Personalabgaben, die aus der jetzigen Klassen- und Einkommensteuer besteht, so mag der belastete Grundbesitz von den letztgenannten Personalsteuern, deren neue Gestaltung jetzt im Werke ist, ganz oder teilweise befreit werden, nicht von den alten, lange bestehenden Grundabgaben. Das haben wir vorgeschlagen, indem wir ein Viertel des Einkommens aus Grundvermögen von der neuen Einkommensteuer befreien wollen.

Wir können den Ausführungen des Finanzministers, die er bei der Vorlegung des Gesetzentwurfes im Abgeordnetenhause gemacht hat, dahin nicht folgen, daß die Zeit dazu gekommen sei, die sogenannten Ertragssteuern — zu denen Grund- und Gebäudesteuern gezählt werden — aus den Staatsfinanzen zu verdrängen und an ihre Stelle die Subjektssteuern — insbesondre die Einkommensteuer — zu setzen. Sie, die Einkommensteuer, soll nach der Auffassung des Finanzministers der mächtigste Eckstein der Finanzen werden!

Die Finanzwissenschaft und die Jahrhunderte umfassenden Erfahrungen in der Finanzwirtschaft lehren ein andres, sie lehren, daß eine Vielheit der Steuern notwendig ist, um alle Einkommensquellen richtig zu treffen, und sie lehren ferner, daß alte Steuern die besten sind und nur dann abgeschafft werden sollen, wenn sie Recht und Billigkeit offenbar verletzen. Dies kann von der jetzt bestehenden Grund- und Gebäudesteuer nicht behauptet werden.

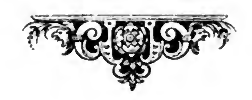
Die physiokratischen Finanzkünstler des achtzehnten Jahrhunderts empfahlen die Grundsteuer als einzige Staatssteuer, und wie über diesen Irrtum des philosophischen Jahrhunderts, wird man in der Gegenwart über den Versuch zur Tagesordnung übergehen, die ganzen Staatsfinanzen auf Personalsteuern aufzubauen. Dieser Versuch würde sich sehr bald als unheilvoll erweisen.

Den Gemeinden und Gutsbezirken ist in neuerer Zeit durch die Übernahme der Schullasten auf den Staat sehr bedeutende Hilfe geleistet worden, namentlich auch den Gutsbezirken, die, wie in Schlesien, bisher sehr beträchtliche Schulpatronatslasten zu tragen hatten. Wenn hier noch weitere Staatshilfe, namentlich bei den Schulbauten, notwendig ist, so mag der Staat für diese Leistungen eintreten, aber nicht alte, wohlbegründete Staatssteuern den Gemeinden abtreten. Preußens und des deutschen Reiches Finanzverwaltung

verfällt durch die verschiednen Überweisungen von Geldmitteln vonseiten einer Verwaltung an die andre bereits einer solchen Unklarheit und Unsicherheit, daß wir nur raten können, von fernern derartigen Überweisungen Abstand zu nehmen.

Wir begründen noch kurz unsre Forderung, daß gesetzlich höhere Zuschläge als der einundeinhalbfache Betrag zur Einkommensteuer verboten werden. Bisher galt der Grundsatz, daß der Finanzminister die Höhe der Gemeindezuschläge zu den Staatssteuern zu bestimmen habe. Jetzt, wo die Einkommensteuer Eckstein der Finanzen werden, also beträchtliche Mehrerträge bringen soll, erachten wir die gesetzliche Bestimmung eines Meistbetrages für die Zuschläge für durchaus notwendig. Diese Zuschläge werden auch in viel geringern Prozentbeträgen künftig erforderlich sein, da sich der Betrag der Staatseinkommensteuer viel höher gestalten wird. Wenn aber in einzelnen Gemeinden der einundeinhalbfache Zuschlag wider Erwarten zur Deckung aller Bedürfnisse nicht ausreichen sollte, so möge man auch hier zu der von uns empfohlenen Vielheit der Steuern seine Zuflucht nehmen, zur Mietssteuer und zur indirekten Besteuerung, von denen aber die letztere selbstverständlich die ärmere Bevölkerung nicht treffen darf.

Wir kommen zum Schluß. Unsre Ausführungen gipfeln in folgenden Sätzen: 1. Die jetzigen preußischen Klassen- und Einkommensteuergesetze sind reformbedürftig, der neue Gesetzentwurf stellt sich als Fortschritt dar und muß mit Einschluß der Bestimmungen über die Deklarationspflicht von jedem Patrioten angenommen werden, ist aber dahin zu verbessern, daß 2. die Steuersätze in allen Klassen bis aufwärts zu einem Einkommen von jährlich 12000 Mark ermäßigt werden; 3. daß der Zuschlag von Gemeinde-, Kreis- und Provinzialabgaben über 150 Prozent des Staatssteuerbetrages gesetzlich verboten wird; 4. daß überall Finanzbeamte in großen, aus mehreren Kreisen zusammengesetzten Veranlagungsbezirken angestellt, diesen auch entsprechende Hilfsarbeiter zugeordnet werden. Diesen Finanzbeamten könnten viele andre fiskalische Geschäfte, z. B. gewisse Mitwirkungen bei der Katasterverwaltung, ferner die Verwaltung der Erbschafts- und Stempelsteuern, die Beaufsichtigung und Revision der königlichen Kassen, sowie vieles andre übertragen werden. Endlich 5. erachten wir die Überweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden für ungerechtfertigt und schlagen dafür eine verhältnismäßig niedrigere Veranlagung der Grundbesitzer vor, eine Begünstigung, die dann auch dem sogenannten unfundirten Einkommen in annähernd gleichem Betrage zuteil werden müßte.





Die Seele des Kindes

as Werden der Seele zu ergründen, diese gewaltige Aufgabe stellte sich Professor Preyer, als er sich der unendlich mühseligen, wenn auch durch den Gegenstand versüßten Arbeit unterzog, das Benehmen seines Söhnchens in den ersten tausend Lebenstagen, seine Muskelübungen und Empfindungsäußerungen, die allmähliche Entwicklung jedes seiner fünf Sinne, seines Willens und seines Verstandes, endlich sein Sprechenlernen genau zu beobachten und jede beobachtete Thatsache sorgfältig aufzuzeichnen.*) Was andre ihm an Beiträgen geliefert haben, ist im Vergleich zu dem, was er selbst an diesem studirtesten aller Knaben wahrgenommen hat, unbedeutend zu nennen. Tiere werden fleißig zur Vergleichung herangezogen, und für die Darstellung der Spracherlernung die an Taubstummen und Blödsinnigen gemachten Wahrnehmungen benutzt.

Die Goldbereitung zu erfinden, haben sich Tausende von Alchimisten abgemüht, und schließlich fand einer von ihnen die weit nützlichere Porzellanbereitung. So ungefähr geht es den Metaphysikern, zu denen auch die modernen Naturforscher, so sehr sie sich gegen die Bezeichnung sträuben mögen, gehören; auf die Erforschung des Unerforschlichen gehen sie aus, aber unterwegs fördern sie viel nützliche Dinge zu Tage. Es versteht sich, daß aus Preyers Buche für die leibliche Behandlung und Pflege der kleinen Kinder allerlei zu lernen ist, das herauszusuchen wir den Müttern und Vätern überlassen. Was die Pädagogik anlangt, die sich von einem solchen Werke Nutzen versprechen darf, so sagt der Verfasser im Vorwort zur dritten Auflage: „Die freundliche Aufnahme eines so umfangreichen Werkes bei Gelehrten und Ungelehrten in Deutschland, und die weite Verbreitung, welche seine Übersetzungen gefunden haben, sind zugleich eine Gewähr für das Durchdringen der Erkenntnis, daß die Psychogenesis (Seelenwerdung) die notwendige Grundlage der Pädagogik bildet. Ohne das Studium der Seelenentwicklung des kleinen Kindes kann die Erziehung und Unterrichtskunst nicht auf festem Boden begründet werden. Aber an sich ist dieses Buch nicht pädagogisch, so viele dem

---

*) Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren. Von W. Preyer in Berlin. Dritte, vermehrte Auflage. Leipzig, Th. Grieben, 1890.

Erzieher und Lehrer wichtige Thatsachen es auch berührt, sondern physiologisch und psychologisch." Es will uns scheinen, als ob sich der berühmte Physiologe die Erziehungsfrage einerseits zu leicht und anderseits zu schwer machte. Zu leicht, indem er glaubt, sie sei schon gelöst, sobald das Seelenleben des jungen Menschen durchschaut und die Kunst, es zu beherrschen, gefunden ist. Nein, dann fängt die Schwierigkeit erst an. Sie liegt in der Frage: Wozu soll der junge Mensch erzogen werden? Das ist der Hauptstreitpunkt, gerade so wie bei der Schulreform, wo die Streitenden weit mehr darin uneins sind, was, als wie es gelehrt werden soll, vielleicht, weil sie aus Erfahrung schon wissen, daß begabte Jungen das Latein auf jede, unbegabte auf keine Weise erlernen. Zu schwer aber macht sich Preyer gleich andern Pädagogen die Sache, indem er übersieht, daß es zu allen Zeiten nicht wenige Menschen gegeben hat, die so vollkommen in ihrer Art waren, daß kein Verständiger sie sich besser und anders wünschen möchte. Und wenn man im Lebenslauf solcher Menschen nachforscht, so findet man gewöhnlich, daß sie entweder eine scheinbar sehr unzweckmäßige Erziehung genossen haben, oder daß sie überhaupt wenig erzogen worden und schon früh zu großer Selbständigkeit gelangt sind, oder daß ihre Eltern schlichte Leute waren, die es zwar von Herzen gut meinten und bei der Erziehung treulich ihre Pflicht erfüllten, von wissenschaftlicher Pädagogik aber keine Ahnung hatten. So wie die Menschen richtig essen, trinken, sehen und laufen lernen, ehe sie eine wissenschaftliche Erkenntnis dieser Verrichtungen und der dazu nötigen Organe erlangen, so behandeln auch ungebildete Leute, wenn sie nur gutartig und nicht gar zu dumm oder durch gar zu große Armut gebunden sind, ihre Kinder im allgemeinen richtig, und das richtige besteht u. a. auch darin, daß den Kindern für den wichtigsten Teil der Erziehung, die Selbsterziehung durch persönliche Erfahrung, die nötige Freiheit gelassen wird. Nicht daß wir die wissenschaftliche Pädagogik geringschätzten. Aber ihr Wert ist mehr theoretischer als praktischer Art, d. h. sie vermittelt hauptsächlich die Einsicht in die Ursachen des Erfolges von Thätigkeiten, die auch ohne Kenntnis des ursächlichen Zusammenhanges meistens richtig geübt werden. Praktisch wertvoll wird die Pädagogik weit weniger durch das, was sie thun, als durch das, was sie meiden lehrt. Das Übel unsrer Zeit liegt nämlich nicht, wie manche glauben, darin, daß zu wenig, sondern darin, daß zu viel erzogen wird: in dem Übermaße planmäßiger Einwirkungen, in der übertriebenen Dressur, die bei manchen unsrer Kinder im Säuglingsalter anfängt und in dem Alter, wo Alexander der Große schon die halbe Welt erobert hatte, noch nicht zu Ende ist. Die verderblichen Wirkungen dieser Dressurseuche aufzuzeigen und sie, soweit ihr nicht zu entkommen ist, möglichst unschädlich zu machen, ist heute die praktische Hauptaufgabe der Pädagogik. Und es freut uns, zu sehen, wie auch Preyers Beobachtungen diese Auffassung bestätigen. Mahnt er doch bei mehreren Gelegenheiten, die Dressur möglichst zu meiden, und fand er doch,

nachdem er sich oft vergebens unsägliche Mühe gegeben hatte, dem Kinde die richtige Aussprache gewisser Wörter beizubringen, daß es mit dem Erlernen dieser und andrer Künste weit rascher geht, wenn man das Kind „alleine machen" läßt, wie es häufig ausdrücklich verlangt; auch tadelt er sehr entschieden, und mit Recht, die in Deutschland eingerissene Übertreibung der Fröbelschen Methode. Und so wird man wohl vom Säugling aus allmählich zu der Einsicht kommen, daß auch beim vierzehn- und zwanzigjährigen Menschen so manches Wünschenswerte leichter von statten gehen würde, wenn man ihn etwas mehr „alleine machen" ließe.

Die wissenschaftliche Pädagogik selbst aber wird noch außerdem unnötigerweise dadurch erschwert, daß unsre heutigen Naturforscher ein genaues physiologisches Studium als ihre selbstverständliche und unumgängliche Vorstufe fordern. So interessant es auch sein mag, den leiblichen Apparat und den Zusammenhang seiner einzelnen Verrichtungen mit den daran gefesselten Seelenthätigkeiten zu kennen, für die Erziehung ist es nicht notwendig. Herbart, der noch nichts von alledem wußte, was uns in neuerer Zeit die Vivisektionen und die Sektionsbefunde an den Leichen verstorbener Kranken über die verschiedne Bestimmung gewisser Gehirnteile kennen gelehrt haben, ist doch in den pädagogischen Fragen, die Preyer berührt, so ziemlich zu denselben Ansichten gelangt wie dieser. Die Übereinstimmung erstreckt sich sogar auf Einzelheiten, in denen sonst die Meinungen weit auseinandergehen; beide Männer erklären z. B. die Märchen für schädlich. Das allerdings darf der Pädagog in der Theorie wie in der Praxis niemals übersehen, daß die geistige Thätigkeit überhaupt von der Beschaffenheit und dem jedesmaligen Zustande des Körpers abhängig ist; aber die Einsicht in die Art des Zusammenhanges würde ihm in den meisten Fällen nichts nützen. Daß es vergebliche Quälerei für beide Teile ist, wenn man einen schon ermüdeten Schüler noch zu weiterer Aufmerksamkeit zwingen will, haben einsichtige Lehrer schon lange vorher gewußt, ehe die Physiologen die Ursache der Müdigkeitsempfindung in den „Ermüdungsstoffen" entdeckt haben. Und was würde es dem Lehrer nützen, wenn er genau die Stelle des Gehirns wüßte, deren unvollkommne Entwicklung dem Schüler das Behalten der lateinischen Vokabeln erschwert? Ausbessern könnte er den Fehler doch nicht. Nehmen wir an, der Schädel des kleinen Kindes könnte durchsichtig und die allmähliche Ausbildung der Gehirnwindungen und Verbindungsbahnen, die zur richtigen Auffassung und Wiedergabe des Gesprochenen dienen, durch Vergrößerungsgläser sichtbar gemacht werden, so genösse der Physiolog allerdings ein himmlisches Schauspiel, wenn er nun beobachtete, wie die Sprachübungen des Kindes mit dem Wachstum jener Gehirnteile gleichen Schritt halten. Der Physiolog, sagen wir, denn was die übrigen Menschen anlangt, so macht es ihnen meistens kein Vergnügen, andern Menschen, namentlich solchen, die sie lieben, ins Eingeweide hineinzuschauen. Aber nützen würde

es auch nichts, da jenes Gehirnwachstum weder geleitet noch beschleunigt werden könnte; der gelehrteste Physiolog kann in dieser Beziehung nichts andres thun als die unwissendste Mutter, nämlich in Geduld abwarten, bis die Sache fertig ist.

Interessant ist aber die Physiologie der Sprache, wie Preyer sie behandelt, im höchsten Grade. Zuvörderst weist er nach, was nebenbei gesagt Herbart ebenfalls schon ganz bestimmt behauptet hat, daß es ein Denken ohne Worte giebt, daß dieses wortlose Denken bei jedem Kinde dem Sprechen vorhergeht, und daß dieses ohne jenes gar nicht möglich wäre. Sodann wird in einer lichtvollen, durch Zeichnungen unterstützten Abhandlung gezeigt, wie die einzelnen Stufen der sprechenlernenden Kinder in gewissen Krankheitszuständen ihr Abbild finden. Bekanntlich rühren die mancherlei Sprachstörungen, die entweder als Begleiterscheinungen von Geisteskrankheiten, oder als Folgen einer partiellen Lähmung, oder selbständig vorkommen, von Schädigungen gewisser Gehirnteile her, sei es der zur Aufnahme der Sinneswahrnehmungen, oder der zur Erteilung von Bewegungsantrieben, oder der zur geistigen Vermittelung zwischen Wahrnehmungen und Willensäußerungen bestimmten Zentren, oder der Leitungsbahnen, die alle diese Zentren mit einander verbinden. Was einem solchen Kranken abhanden gekommen ist, das besitzt das Kind noch nicht. Indem man nun durch das Seziren der Leichen solcher Sprachkranken gefunden hat, welche Gehirnteile bei einem bestimmten Leiden, z. B. der Unfähigkeit, gesprochne Wörter zu verstehen bei unversehrtem Gehör, entartet, beschädigt oder vernichtet waren, kann man feststellen, welche Gehirnwindungen beim Kinde noch unentwickelt sind, und kann man auch ohne Durchsichtigmachung seines Kopfes an der Überwindung der verschiednen Unvollkommenheiten der Rede bei jedem Fortschritt auf die nunmehr eingetretene Vollendung der entsprechenden Nervenmasse schließen.

Ein überraschendes Licht verbreiten diese Untersuchungen auch über die Sprachwissenschaft. Von den vielen wichtigen Beobachtungen, die Preyer in dieser Hinsicht gemacht hat, heben wir nur eine hervor. Die ersten Wörter, die das Kind bildet, sind vieldeutig. Mit dem Worte atta bezeichnete Preyers Kind alle möglichen Gegenstände und namentlich „fort,“ sowie alle Verhältnisse, bei denen das Sichentfernen eine Rolle spielt. Dieselbe Eigentümlichkeit vieldeutiger Worte weisen sehr alte Sprachen auf. Aber noch mehr; das Kind bezeichnet kalt und warm, auf und ab, zu viel und zu wenig, ich und du mit demselben Wort; es faßt diese Begriffe richtig als Endglieder einer und derselben Reihe gleichartiger Begriffe auf. Dieser „Gegensinn der Urworte,“ den Kurt Abel namentlich im Ägyptischen nachgewiesen hat, erstreckt sich vielleicht, schreibt Preyer, auf alle Sprachen, „und wenn der Entdecker selbst ihn als ein grundlegendes Denk- und Sprachgesetz der Menschheit bezeichnet, so sagt er wohl nicht zu viel.“

Noch ein praktisch nicht unwichtiges Ergebnis von Preyers Beobachtungen möchten wir erwähnen. „Die erste Periode des menschlichen Lebens gehört zu den am wenigsten angenehmen, da sowohl die Anzahl der Genüsse als auch die Genußfähigkeit eine geringe ist und die Unlustgefühle überwiegen, bis der Schlaf sie unterbricht. . . . Im ersten Jahre sind die Unlustgefühle häufiger als später. Selbst bei der sorgfältigsten Pflege, Ventilation, Regulirung der Luft- und Badetemperatur, Kontrolle der Mutter-, Ammen-, Kuhmilch oder der Surrogate und in der freundlichsten Umgebung wird es nicht oft einem Menschenkinde beschieden sein, ganz gesund zu bleiben, ohne einen Tag des Leidens." Denken wir uns nun die Kinder der Armen, die bei unzureichender oder widerwärtiger Nahrung, wie sauerm Brotmehlbrei, halbe oder ganze Tage lang ohne Wartung auf ihrem ungeeigneten und verunreinigten Lager in überheizten oder naßkalten, nicht selten mit Ofenrauch, Tabaksqualm und allen möglichen schlechten Dünsten angefüllten Stuben liegen müssen und zuweilen von den durch die Not erbitterten Eltern schon vor Ablauf des ersten Jahres gemißhandelt werden: was für eine Giftgrube voll Ingrimm, Wut und Bosheit müßte ihr Herz werden, wenn die Erinnerung dieser unaufhörlich und schuldlos erduldeten Leiden in ihrem Gedächtnis haftete! Und wie müßte sich bei tiefer Eindrucksfähigkeit für empfundene Schmerzen das Gift auch in den nachfolgenden Jahren mehren, da bei vielen die Genüsse immer noch ausbleiben und zu den unbehaglichen Empfindungen von Hunger, Kälte, Hitze und Unreinlichkeit sich die Mißhandlungen gesellen! Giebt es doch arme Kinder, namentlich arme Knaben genug, die bis zum siebzehnten oder achtzehnten Jahre täglich Schläge bekommen. Welches Glück also, daß das Kind in seinen ersten Tagen noch fast gar kein persönliches Gedächtnis hat, und daß das Gedächtnis für ertragene Widerwärtigkeiten die ganze Jugendzeit hindurch gewöhnlich schwach bleibt! Dem Erwachsenen erscheint dieses schnelle Vergessen als Leichtsinn, und der orthodoxe Moralist sieht darin einen deutlichen Beweis für die erbsündliche Verderbnis der jungen Kreaturen, zu deren Austreibung die Gnadenmittel der Kirche nicht genügen, wenn nicht das Universalmittel aller trägen und unwissenden Pädagogen, eine tägliche Tracht Prügel, fleißig weiter verabreicht wird.

Wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Zwecke der Untersuchungen Preyers, so will es uns scheinen, daß er von materialistischen Anschauungen ausgegangen, aber in der andauernden Beschäftigung mit seinem Gegenstande, der doch ganz andre Gedanken und Gefühle erwecken mußte als ein Sezirbefund von Fröschen, Hühnern oder Kaninchen, daran irre geworden ist und vor dem Geheimnis des leiblichen und geistigen Lebens kapitulirt hat. Die Kindheit, sagt er am Schluß, lehrt den Menschen deutlich, daß er „mit der übrigen lebendigen Natur nicht allein innig verwandt, sondern auch verwachsen ist. Soweit er sich auch ausbildet, immer vergebens tastet er im Dunkeln nach

einer Thür in eine andre Welt. Aber schon die Thatsache des Nachdenkens über die Möglichkeit einer solchen zeigt, wie weit der entwickelte Mensch seine Mitwesen überragt. Den Schlüssel zum Verständnis des großen Rätsels, wie diese Extreme zusammenhängen, liefert die Entwicklungsgeschichte der Seele des Kindes." Das klingt schon recht bescheiden. Noch bescheidener sagt er im Vorwort zur zweiten Auflage: „So drängen sich dem Beobachter des Kindes die höchsten Fragen von selbst auf in der heitern Form des lächelnden rosigen Kindergesichtes, aber zugleich undurchdringlich wie das große Geheimnis des Werdens und Vergehens überhaupt." Demnach scheint mit dem „Verständnis, wie diese Extreme zusammenhängen," nur die Ermittlung der wahrnehmbaren Zwischenglieder zwischen den niedrigsten und den höchsten Lebensäußerungen gemeint zu sein. Sollte der Ausdruck mehr bedeuten, eine wirkliche Lösung des Rätsels, so würde auch dieses Buch, gleich vielen andern physiologischen Werken, nur das Gegenteil von dem beweisen, was beabsichtigt war.

Beleuchten wir nur einen einzigen Punkt der Untersuchung. Das Gedächtnis bildet die unerläßliche Bedingung und den Anfang der geistigen Entwicklung. Dieses Gedächtnis ist, wie wir Preyer zugeben können, teils persönliches, teils Stammesgedächtnis. Mit letzterm ist gemeint, daß eine häufig geübte Bewegung, z. B. bei Hühnern das Picken der auf dem Boden erblickten Körner, eine feste Verbindung zwischen dem Sehzentrum und dem Bewegungszentrum im Hühnergehirn herstellt, daß der solchergestalt hergestellte, nach jeder Übung immer leichter gehende Apparat vererbt und in jedem frisch ausgekrochenen Hühnchen sofort in Thätigkeit versetzt wird, sobald einer seiner Hebel, der Sehnerv, beim Anblick von Körnern in Bewegung gerät. Freilich ist auch das persönliche Gedächtnis an ein ererbtes Organ gebunden; sein Unterschied vom „phyletischen" besteht jedoch darin, daß bei ihm nur die Fähigkeit, Erfahrungen zu machen, sie aufzubewahren und zu benutzen, beim zweiten aber die richtige Benutzung der von den Vorfahren gemachten Erfahrungen vererbt wird. Die Äußerungen des Stammesgedächtnisses bezeichnen wir als Instinkt, die Anwendung des persönlichen Gedächtnisses führt zur Ausbildung des Verstandes. Bekanntlich überwiegt beim Tiere der Instinkt, beim Menschen der Verstand. Beim Menschen, sagt Eduard von Hartmann, den Preyer beistimmend anführt, „scheint das Kind gar nichts mitzubringen, sondern alles erst zu lernen; in der That aber bringt es alles oder doch unendlich viel mehr als das fix und fertig aus dem Ei kriechende Tier mit, aber es bringt alles in unreifem Zustande mit, weil des zu entwickelnden bei ihm so viel ist, daß es in den neun Monaten des Embryolebens nur erst im Keime vorgebildet sein kann." Es ist zuweilen sehr schwierig, mit Sicherheit zu unterscheiden, welche Lebensäußerungen neugeborner Tiere auf den Instinkt, welche auf eine wunderbar früh und scheinbar ohne vorhergehende Erfahrung ausgebildete Verstandesthätigkeit zurückzuführen sind. Wenn die ausgekrochnen Hühnchen

sofort Körner picken, die neugebornen Ferkel, vom Muttertiere entfernt, sofort zu diesem zurücklaufen, die Zitzen finden und saugen, so läßt sich das ja als Instinkt — erklären wäre zu viel gesagt, sagen wir auffassen. Wenn jedoch ein solches Schweinekindlein, auf einen Stuhl gestellt, die Vorderbeine in Kniestellung bringt und mit einem Satze hinunterspringt, der auf richtige Distanzabschätzung schließen läßt, so müßte der Begriff des ererbten Gedächtnisses doch schon sehr weit ausgedehnt werden, um noch zur Verdeutlichung des Vorganges herangezogen werden zu können. Preyer meint, das Schweinchen benehme sich so, weil seine Vorfahren es unzähligemal auch so gemacht hätten. Allein wie wenig Gelegenheit zu solchen Turnübungen wird unsern deutschen Schweinen geboten! Doch wollen wir darüber mit Preyer nicht rechten; das Experimentirferkelchen kann ja freie Karpathenbewohner zu Vorfahren gehabt haben. Geradezu erstaunlich aber ist die Intelligenz des frisch aus dem Ei geschlüpften Einsiedlerkrebses. Dieses Tierchen weiß sofort, daß es zum Schutze seines weichen Hinterleibes eines Gehäuses bedarf. Legt man eine Muschel in sein Behältnis, so stürzt sich der junge Krebs darauf, untersucht, ob sie leer ist, und quartiert sich in die leer befundene ein. Findet er aber ein Tier darin, so wartet er, bis es tot ist, was unter den vom Experimentator geordneten Umständen nicht lange dauert; dann zieht er die Leiche heraus, verspeist sie und kriecht in das Gehäuse. Dieser neugeborne Krebs weiß offenbar mehr, als selbst der größte Naturforscher vor Untersuchung der Lebensbedingungen der Weichtiere wissen würde, nämlich daß das Muscheltier unter den obwaltenden Umständen bald sterben wird; wüßte er das nicht, so würde er nicht darauf warten.

Vergegenwärtigen wir uns einmal ganz oberflächlich, welche Wunder oder eigentlich Wundergruppen jedes lebende Wesen in sich birgt. Das erste Wunder ist sein Leib, eine Maschine von so künstlichem, feinem und verwickeltem Bau, daß kein menschlicher Künstler etwas ähnliches zu schaffen vermöchte. Den Unterschied einer anatomischen Wachsfigur von den nachgebildeten Körperteilen eines wirklichen Tieres oder Menschen bemerkt jeder sofort mit bloßem Auge. Um ein Stückchen Menschenhaut naturgetreu darzustellen, müßte der Künstler ihr aus vielen verschiedenartigen Schichten bestehendes, mit allerlei Gefäßen und Nervenfäserchen durchsetztes Gewebe nachahmen können. Und es würde dazu noch nicht genügen, mikroskopisch kleine Körperchen an einander zu fügen und unter einander zu verbinden, da ja die Urbestandteile, von deren Beschaffenheit und Lage die Art des Gewebes abhängt, so klein sind, daß sie durch keine noch so gewaltige Vergrößerung jemals werden sichtbar gemacht werden können.

Das zweite Wunder ist das Leben. Der Säfteumlauf wäre dabei noch das wenigste. Ein Pump- und Röhrenwerk wie unser Gefäßsystem könnte man sich, abgesehen von der mikroskopisch feinen Verzweigung und der schwer

zu beschaffenden stetig wirkenden Triebkraft, allenfalls noch als menschliches Kunstwerk denken. Aber wie es zugeht, daß die aufgenommenen Nahrungsstoffe in jenen Gefäßen gerade diese und keine andern chemischen Veränderungen erleiden, daß ein Teil dieser Stoffe auf verschiednen Wegen, auf jedem in einer eigentümlichen Form ausgeschieden, ein andrer zum Aufbau teils von Blutkörperchen, teils von Nerven- und Muskelzellen verwendet wird, daß bis zu einem gewissen Lebensalter die Organe sich durch Anbau neuer Zellen vergrößern, ja daß sogar neue Organe gebildet werden, während nach dieser Zeit der Stoffwechsel nur noch zur Wiederherstellung der abgenutzten Teile dient und alle Organe in Thätigkeit erhält, das alles vermag kein Mensch zu ergründen.

Als drittes Wunder begegnet uns sodann die Entwicklung der Organismen aus einem Keime. Denken wir uns den Weltmechanismus, woher er auch immer stammen mag, schon in Thätigkeit, wie fängt es die Keimzelle an, auf rein mechanischem Wege aus den von ihr ergriffenen Stoffen andre Zellen von sehr verschiednem Bau zu bilden und diese sich mit solchem Geschick anzugliedern, daß das Ganze einen fein durchgebildeten lebenden Organismus darstellt? Wie geht es zu, daß diese aus scheinbar ganz ähnlichen Keimzellen hervorgehenden Organismen so unendlich verschieden ausfallen, je nachdem der Keim von einem Apfelbaum, von einer Rose, von einer Schnecke, von einem Pferde oder von einem Menschen stammt, daß aber alle Wesen, die sich aus Keimen derselben Art entwickeln, die bewundernswürdigste Übereinstimmung der äußern Gestalt wie des innern Baues zeigen? Unter allen erdenklichen Vorstellungen wäre die abenteuerlichste wohl die, daß der Menschenkeim selbst schon ein kleiner Mensch wäre, d. h. daß er alle Teile des erwachsenen Menschen, unter andern auch alle Gehirnwindungen, in unendlich kleinem Format bereits enthielte, und daß das Wachstum nur in der Ausdehnung, gewissermaßen Aufblähung der schon vorhandenen Organe bestünde.

Dieses Abenteuerliche würde geradezu lächerlich, wenn wir es auf das vierte Wunder, das Wunder der Vererbung ausdehnen und annehmen wollten, daß im Urkeime schon alle Nachkommen eingeschachtelt gelegen hätten, die im Laufe der Zeit aus ihm hervorgehen. Jeder Keim hat nicht allein die Kraft, sich zu einem Organismus, und zwar gerade nur zu einem Organismus dieser ganz bestimmten Art auszuwachsen, sondern auch noch die andre, wiederum Keime abzusondern, denen dieselbe Kraft innewohnt, sodaß sich das Spiel durch unzählige Geschlechtsfolgen hindurch jahrtausendelang fortsetzt. Daß dieses Gesetz der Vererbung nicht mit starrer Unabänderlichkeit waltet, sondern Abweichungen zuläßt, die teils schon an dem soeben zur Welt gekommenen Wesen hervortreten, teils erst in dessen Lebenslauf durch Anpassung an die äußere Umgebung bewirkt werden, ist streng genommen ein neues Wunder. Die Sache bleibt gleich unbegreiflich, mögen wir annehmen, daß die aus ursprünglich ver-

schiednen Keimen hervorgegangenen Arten allen verändernden Einwirkungen zum Trotz ihren Artcharakter behaupten, oder daß sich gewisse Veränderungen von Zeit zu Zeit nach einer bestimmten Richtung hin planmäßig häufen, bis ihre Summe so groß ist, daß die damit behafteten Individuen als eine neue Art erscheinen, die dann wiederum ein paar tausend Jahre lang ihre Eigenheiten bewahrt.

Das fünfte Wunder besteht in den geistigen Erscheinungen. In den Organismen höherer Art tritt plötzlich auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung die wunderbare Erscheinung der bewußten Empfindung hervor, die sich zuerst in die grundverschiednen Wahrnehmungsarten der fünf oder eigentlich sechs Sinne verzweigt, dann mit Lust- und Unlustgefühlen, hierauf mit logischen, moralischen und ästhetischen Urteilen verbindet und den ganzen Reichtum des geistigen Lebens erzeugt. Ohne daß zwischen den mechanischen, chemischen und organischen Vorgängen im Leibe und jenen geistigen Lebensäußerungen die geringste Ähnlichkeit oder Verwandtschaft bestünde, bleiben doch beide, soweit menschliche Erfahrung reicht, im Menschen aneinandergekettet, sodaß der geistige Fortschritt nicht ohne vorhergehende Ausbildung gewisser Gehirnteile möglich ist, während anderseits, wie es scheint, die geistige Thätigkeit auf das Gehirn zurückwirkt und dessen Vergrößerung und vollkommnere Durchbildung zur Folge hat, sodaß die innere Beschaffenheit eines vor Jahrtausenden ins Dasein gerufenen Keimbläschens unser heutiges Denken bestimmt, und dieses Denken wiederum durch eine Reihe von Keimen hindurch die Gehirne der Menschen wird bilden helfen, die Jahrtausende nach uns leben werden.

Denken wir nun weiter, in wie viel Millionen Einzelwesen diese Wunder sich fortwährend ereignen, so müssen wir sagen: wer über dem Gedanken, daß diese unendliche Fülle ihren Zweck mit unfehlbarer Sicherheit erreichender Ordnungen dem blinden Zufall ihren Ursprung verdanken könnte, nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren. Das Walten des blinden Zufalles aber ist jeder gezwungen anzunehmen, der den persönlichen Gott leugnet, denn „unbewußte Intelligenz" ist ein so widersinniger Begriff, daß man es fast nur aus einem wunderlichen Eigensinn erklären kann, wenn sehr gescheite Leute andern und sich selber einzureden suchen, sie hielten diesen Ungedanken für denkbar. Die Phantasien eines Häckel lesen sich wie eine absichtliche Selbstverspottung. Er meint, die Thatsache, daß die kleinsten Teile der organischen Wesen, die Zellmoleküle, sich immer in einer Weise gruppiren, die den Eindruck zweckmäßiger Anpassung macht, lasse sich nur dann erklären, wenn man diesen Körperchen „unbewußtes Gedächtnis" zuschreibt. Nun wäre aber ein Plastidul, so nennt er die Zellmoleküle, mit seiner einzigen Geistesgabe des unbewußten Gedächtnisses offenbar ein weit dümmeres Tierchen, als der dümmste Mensch. Demnach sollen Billionen dumme Tierchen im Zusammenwirken — beim sinnlosen Walten blinder Kräfte pflegt doch die größere Menge

der Mitwirkenden der Ordnung nicht gerade förderlich zu sein — jene bewunderungswürdige Ordnung herstellen, die zu erkennen für den begabtesten der Menschen höchste Ehre ist, die nachschaffen zu können aber nur Narren sich einbilden könnten.

Und so endet denn das Unternehmen, den Zweck aus der Welt zu beseitigen und die bewirkende Ursache allein stehen zu lassen, mit der alten christlichen und aristotelischen, aber sich schon in allen vorphilosophischen Göttersagen verratenden Erkenntnis, daß eine erste Ursache nur als zwecksetzende, ein zwecksetzendes Wesen aber nur als bewußte Persönlichkeit gedacht werden kann. Ein Naturforscher nach dem andern stellt sich mit dem bescheidenen Bekenntnis ein, daß die erste Ursache in einer dem menschlichen Wissen unzugänglichen Tiefe waltet, daß der Gelehrte sich damit begnügen müsse, die Verkettung der zweiten Ursachen, wie die Scholastiker das nannten, besser aufzudecken, und daß wir entweder auf die Befriedigung des Kausalitätstriebes verzichten oder an Gott glauben müssen. Denn das Aufdecken jener Verkettung verschiedner Erscheinungsreihen befriedigt auch nicht einmal teilweise jenen Trieb, den die moderne Wissenschaft als den höchsten und edelsten preist. Wir sehen z. B. wohl, daß mit einem organischen Keime von bestimmter Art der Anstoß zu einer Reihe ganz bestimmter Bildungen gegeben ist, aber wie es zugeht, daß immer eine dieser Bildungen auf die andre folgt, und daß sich jedesmal gerade diese und keine andre an die vorhergehende anschließt, davon haben wir keine Ahnung. Zwar beobachten die Erscheinungen jedes Gebietes in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge so beharrlich dieselbe Ordnung, daß wir aus einem gegenwärtigen B mit völliger Sicherheit auf ein vorhergegangenes A schließen, und aus dem gegenwärtigen A ohne Furcht, durch die Ereignisse widerlegt zu werden, den Eintritt des B vorhersagen können; allein die Empfindung, daß A der zureichende Grund von B sei, haben wir niemals. Vollends, wo Reihen seelischer Erscheinungen sich mit Reihen von organischen Veränderungen verschlingen, kann von Ursächlichkeit keine Rede mehr sein. Wir beobachten zwar die immer wiederkehrende Gleichzeitigkeit gewisser seelischer und Nervenvorgänge, aber daß die einen durch die andern verursacht sein sollten, erscheint uns nicht allein unbegreiflich, sondern bei der Unvergleichbarkeit beider geradezu widersinnig. Nur einen Gedanken giebt es in der ganzen Welt, der unsern Kausalitätstrieb zu befriedigen vermag, das ist der eines allweisen und allmächtigen Gottes; und jemehr zweckmäßig geordnete Erscheinungsreihen die Naturforschung aufdeckt, desto gebieterischer fordert jener Trieb durch diesen Gedanken befriedigt zu werden. Gott vom Throne zu stoßen, sind die modernen Titanen ausgezogen, und diesen Thron in den Herzen aller denkenden Menschen für alle Zeiten unerschütterlich befestigt zu haben, ist das Endergebnis ihrer gewaltigen Anstrengungen. Haben wir aber diesen allein zureichenden Erklärungsgrund gewonnen, dann brauchen wir auch nicht mehr mit Hartmann und

Preyer anzunehmen, daß das Menschengehirn in den neun Monaten seines Embryolebens nicht fertig werden könne, was durch nichts bewiesen ist; sondern wir glauben einfach, daß Gott das Menschenkind darum unfertig geboren werden läßt, damit durch Pflege und Erziehung zwischen ihm und den Eltern sittliche Verhältnisse begründet werden.

Wenden wir unsre Blicke von diesem letzten und höchsten Gegenstande menschlicher Erkenntnis noch einmal auf den eigentlichen Gegenstand unsers Buches zurück. Am Schluß einer Untersuchung, die sich mit der Entwicklung des Ichgefühls beschäftigt, sagt Preyer: Alle Fortschritte des kindlichen Seelenlebens „bilden gleichsam konvergirende Linien, die im vollkommenen Gefühle des Geschlossenseins der Persönlichkeit und ihres Abgegrenztseins von der Außenwelt gipfeln. So viel kann die rein physiologische Betrachtung unbedenklich zugeben. Sie vermag aber nicht außerdem noch eine Einheitlichkeit oder Ungeteiltheit oder ununterbrochene Permanenz des kindlichen Ich mit den hier zusammengestellten Thatsachen zu vereinigen." Solche Thatsachen seien, daß das Kind mit seinen eignen Gliedern als mit fremden Gegenständen spielt, daß hirnlos geborene Kinder zweckmäßige Bewegungen ausführen, Hunger empfinden und den Hunger zu stillen vermögen, daß demnach der Rumpf im Rückenmark sein besondres „Ich" haben muß, daß die Gesichts-, Gehör- u. s. w. Wahrnehmungen anfänglich, ehe die Verbindungsbahnen im Gehirn fertig sind, jede für sich gesondert auftreten, daß auch beim erwachsenen Menschen im Traume z. B. noch einzelne in gewissen Gehirngegenden wohnende „Ichs" ohne das höchste die Oberaufsicht führende Ich thätig sind. „Das Ich ist nur da, wenn die einzelnen Sinnesgebiete mit ihren Ichs wach sind, aus denen es abstrahirt wird, es verschwindet im traumlosen Schlafe. Im Wachsein ist es stets nur da, wo die zentrosensorischen Erregungen gerade am stärksten hervortreten, d. h. wo die Aufmerksamkeit angespannt ist." Was wir gewöhnlich Ich nennen, sei demnach die Vereinigung aller jener einzelnen Ichs.

In dieser Darstellung bestreiten wir zunächst die Richtigkeit des Ausdruckes, das Ich werde „abstrahirt." Der abstrahirte Ichgedanke des Philosophen und das Ichgefühl, das jedermann einschließlich aller Philosophen hat, sind zwei ganz verschiedne Dinge, und es ist als verdienstlich anzuerkennen, daß Preyer nach dem Vorgange Lotzes das Ichgefühl in den Vordergrund stellte. Sodann möchten wir den einzelnen empfindenden Wesen im Rückenmark und in den verschiednen Gehirngegenden, was immer sie sein mögen, nicht die Bezeichnung von Ichs zugestehen, weil wir nicht glauben, daß sich ihr Bewußtsein zum Selbstbewußtsein steigern könne. Die Bezeichnung „Ich," so scheint es uns, kommt nur einem einzigen Wesen zu, jenem irgendwo in der Großhirnrinde wohnenden Wesen, das da denkt und will, und das allerdings nicht eher zum klaren Bewußtsein seiner selbst gelangt, als bis ihm die übrigen erregbaren Wesen desselben Nervensystems ihre Erfahrungen mitgeteilt haben. Wir fassen

also das Ich nicht als eine Abstraktion aus vielen Ichs auf, sondern glauben, daß es nur ein Ich giebt, eben dasjenige, das zu abstrahiren pflegt, wenn es philosophisch ausgebildet wird; der größere oder geringere Reichtum dieses einen Ich aber hängt von der Zahl und Beschaffenheit der dienenden Wesen ab, die ihren Inhalt in jenes ausschütten. Wie sie das anfangen, das gehört wieder zu den Fragen, die kein irdischer Geist zu lösen vermag. Wir sehen also in den Entdeckungen unsrer Physiologen eine Bestätigung der leibnizischen Ansicht, nach der jeder lebende Organismus aus Monaden besteht, die von einer Zentralmonade beherrscht werden. Und nur der Zentralmonade des Menschen gestehen wir die Würde eines Ichs zu. Daß ich mir mein Ich nicht als eine Verbindung oder Verschmelzung oder Vergesellschaftung vieler Wesen oder gar als eine Abstraktion aus solchen denken kann — irgendwer muß doch der Abstrahirende sein —, das beruht nicht auf der Erkenntnis physiologischer Thatsachen, sondern auf meiner persönlichen Beschaffenheit, auf der Einrichtung meines logischen Apparates. Diese scheint allerdings nicht bei allen dieselbe zu sein, denn auch Wundt z. B. hält die Annahme eines ungeteilten und unteilbaren Ichs nicht für notwendig.



Die lateinischen und griechischen Pensa



Als vor Jahren die Frage der Überbürdung unsrer Schuljugend auftauchte und von dem einen in seiner Berechtigung bestritten, von dem andern als berechtigt verteidigt und schließlich bald bis zum Überdrusse besprochen wurde, da wurden wohl auch vereinzelte Stimmen laut, die, um die Gymnasiasten etwas zu entlasten, am freien lateinischen Aufsatze rüttelten und das griechische Pensum, gegen das schon ein verdienter württembergischer Schulmann vor zwanzig Jahren zu Felde gezogen war, wesentlich beschränkt wissen wollten.

Der Einfluß dieser Stimmen ist gering gewesen; denn wo man überhaupt jede Überbürdung leugnete, blieben sie unbeachtet, und die, die gern darauf eingegangen wären, konnten nicht gegen den Strom schwimmen. Es erschienen einige Verordnungen, vereinzelt mochten wohl auch Anordnungen getroffen und auch wohl geringfügige Erleichterungen geplant worden sein, in der Hauptsache aber blieb alles beim alten.

Jetzt kommt die Frage der Schulreform wieder in Fluß, jetzt wird damit endlich Ernst, eine Enquete (wir brauchen das Fremdwort ungern) soll in Berlin beraten, was zur Besserung unsers Schulwesens nötig sei und gethan werden müsse. Es dürfte daher an der Zeit sein, daran zu erinnern, daß wirklich eine Überbürdung, aber nicht so sehr durch den Stoff, als durch die Mittel des Unterrichts hervorgerufen wird. Es wird daher nicht unpassend erscheinen, nochmals auf jene damaligen Angriffe zurückzukommen und nachzuforschen, ob die schriftlichen Übungen beibehalten werden müssen oder beschränkt oder gar abgeschafft werden können. Vorher möchte ich mich dagegen verwahren, als Feind der Gymnasien betrachtet zu werden; möge man den Schluß dieser kurzen Erörterung abwarten, ehe man hierüber ein Urteil fällt.

Wer Gymnasiasten während der Zeit ihrer Hausarbeiten zu beobachten Gelegenheit hat, wessen Kinder selbst ein Gymnasium besuchen, der wird mit mir übereinstimmen, daß sie überbürdet sind. Vor mir liegt der Stundenplan meines Sohnes. Auf diesem sind verzeichnet täglich von acht bis zwölf, ja einmal bis ein Uhr früh, und am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag noch von zwei bis fünf Uhr nachmittags Unterricht. Während dieser Zeit giebt es für das kleine Kinderhirn wahrlich schon genug Arbeit, für ihr natürliches, jugendliches Blut eine genügende Geduldsprobe und für ihr Sitzefleisch auch Abhärtung genug. Ja, wenns nur damit gethan wäre! Aber kaum ist der Bursche zu Hause angekommen, so wird er schon an die Schularbeiten getrieben, die wir täglich nur auf zwei Stunden berechnen wollen, obwohl wir wissen, daß schon mancher Sekundaner bis zehn oder elf Uhr jeden Abend sitzen muß. Mein Sohn, ein sehr begabter, aber im Schreiben ungewandter Junge hat jeden Tag von sechs bis neun Uhr zu arbeiten, ja auch Sonntags, und dabei ist er 11½ Jahre.

Welchem Fabrikbesitzer würde das Gesetz gestatten, seine jugendlichen Arbeiter, die doch vierzehn bis sechzehn Jahre alt sind, so lange zu beschäftigen? Unsre Kinder müssen aber doch so lange mit dem Kopfe, dem Hirn arbeiten, dessen Anstrengung sowohl auf das psychische als auch auf das physische Wesen des Menschen noch aufreibender einwirkt als die Handarbeit jener; sie müssen dabei sitzen, während jenen ihre Beschäftigung nicht selten einen freien Umgang, jedesmal aber eine freie Körperbewegung gestattet. Ein Erwachsener, sei er Beamter, sei er Lehrer, denkt des Tages Last und Hitze genugsam ertragen zu haben, wenn er täglich acht Stunden arbeitet, unsre Kinder aber müssen länger arbeiten.

Und wenn wir nun nachforschen, was den Kindern die meiste, die schwerste, die unliebsamste Arbeit verursacht, was ihnen auch am wenigsten Befriedigung und Freude verursacht, so ist es das Pensum mit dem folgenden Emendatum und womöglich gar Superemendatum. Präparirt solch ein Junge z. B. seinen Nepos, so hat er zwar auch Schwierigkeiten zu überwinden und Kopfarbeit,

aber so wenig auch der Nepos wert sein mag, der Knabe erfreut sich doch dabei, er wird geistig angeregt. Da heißt es: Aber Vater, der Themistokles hat die Spartaner mit dem Mauerbaue Athens angeführt! oder: Themistokles muß aber ein gescheiter Mensch gewesen sein, daß er in einem Jahre die persische Sprache so gut hat lernen können, und so könnte ich noch viele Stellen anführen, wo dem kleinen Burschen das Herz aufgeht und der Mund über. Da geht das Arbeiten flott, da ist Lust und Liebe da, da arbeitet nicht bloß der Kopf, nein das Herz arbeitet mit, da gewinnt nicht bloß der Verstand, sondern auch das Gemüt. Da zeigt sich die Wahrheit des Wortes: Der Buchstabe tötet, der Geist giebt Leben! Geht er aber dann ans Pensum, so ist es, als ob sein Herz aus einem Paradiesgarten in eine trostlose Wüste versetzt würde; alles ist trocken, alles ist Regel, und wenn er sich durchgearbeitet hat, weiß er weder, wie er gearbeitet hat, noch warum. Darum sage ich: Fort mit den schriftlichen Arbeiten in den toten Sprachen! Unsre Kinder haben zu viel zu thun, schafft ihnen Erleichterung und nehmt ihnen diese trostlose Regelwüste.

Sie haben zu viel zu thun; denn Schule und Hausarbeit entziehen sie fast ganz der Familie. Das ist sehr traurig, das verursacht aber auch nicht bloß in Familien-, sondern auch in Gesellschaftskreisen die unliebsamsten Folgen. Wann besitzt die Familie ihre Kinder? Beim Essen, und da sehr oft nicht einmal. Abends, da muß der kleine Bursche arbeiten, und ist er endlich fertig, abgespannt und müde, so gehts ins Bett. Nun Gott sei Dank, er hat einen gesunden Schlaf. Wo aber bleibt die Einwirkung der Eltern, wo der gemütliche Familienverkehr? Für ihn ist keine Zeit vorhanden. Wohl aber für den ungemütlichen. Die Mutter teilt die Sorge des Jungen um die Schularbeiten, sie muntert ihn auf, treibt ihn an, steht dabei. Und kommt dann der Vater heim, so muß er, der in seinem Berufe Arbeit und Verdruß genug gehabt hat, womöglich auch noch angreifen, und das geht sehr häufig nicht so glatt und glimpflich ab.

Der eine oder der andre wird denken, daß ich zu schwarz malte; ich habe aber nach dem Leben, nach der Wirklichkeit geschildert, und selbst wenn ich etwa zu viel Grau in Grau gebraucht hätte, wäre es noch schlimm genug, denn wo bleibt bei derartigen Verhältnissen Jugendlust und Jugendfreude! Wann soll sich der Knabe durch einen Spaziergang körperlich erfrischen, wann sich im frohen Spiele mit seinen Altersgenossen aufheitern und die Schulsorgen, die schwerer auf ihm lasten, als man denkt, einmal vergessen? Wann soll er seiner Neigung folgend zu seiner Erholung und zur Freude seiner Geschwister etwas „bästeln“? Wann endlich soll der Knabe etwas lesen, um seinen Geist zu erfrischen, sein Gemüt zu erheitern und anzuregen, seine Kenntnisse zu erweitern? Wer von uns Ältern erinnert sich nicht gern der genußreichen Stunden, die er beim Lesen Nieritzischer oder Franz Hoffmannscher Bücher

verlebte! Wir hatten dazu Zeit, und bei aller Bescheidenheit dürfen wir es sagen, wir sind auch keine dummen Menschen geblieben.

Ich weiß wohl, daß sich viele Stimmen gegen das Lesen von Unterhaltungsbüchern aussprechen, und kann ihnen, wenn ich an die jetzt im Schwange befindlichen Indianergeschichten denke, nicht so Unrecht geben. Ich bin auch in Anbetracht des Lesens für den Grundsatz: Erst das Geschäft, d. h. die Schularbeiten, dann das Vergnügen, d. h. das Lesen. Aber ich halte es für naturwidrig, das Lesen allzu sehr einzuschränken; es bleibt nie ohne Nutzen, und die Einbildungskraft des Knaben bedarf unbedingt ebenso der Anregung wie der Nahrung.

Erleichtert also die Knaben, sie müssen Erleichterung haben, nehmt ihnen vor allen die schwierigste, das Gemüt nicht im geringsten befriedigende Arbeit: die schriftlichen Arbeiten in den toten Sprachen!

Ja, warum denn nicht auch in den lebenden Sprachen? Oder warum nicht lieber in diesen? Machen die etwa weniger Arbeit, weniger Mühe? Verursachen sie weniger Verdruß? Darüber ließe sich wohl streiten, denn da herrscht ein großer Unterschied; da aber eine weitläufige pädagogische Erörterung mich zu weit vom eigentlichen Ziele abführen würde, ich auch einen Sieg der toten Sprachen weder zu fürchten, noch einen Sieg der modernen Sprachen als Beihilfe zu benutzen nötig habe, will ich jetzt ohne weiteres zugeben, daß ein englisches Exercise für die Knaben nicht leichter zu bewältigen sei als ein lateinisches Specimen, und, der Accente wegen, ein französisches Thème nicht leichter als ein griechisches Pensum; daraus folgt aber noch nicht, daß nun gleich auch alle schriftlichen Spracharbeiten über Bord geworfen werden müssen. Wenn ich einem Packträger vier Pakete auflade und schließlich finde, daß sie ihm zu schwer werden, werde ich ihm doch auch nicht gleich alle vier abnehmen und ihn ledig nebenher laufen lassen, es wird genügen, wenn ich ihn um die zwei entbehrlicheren erleichtere, den sichern Transport der beiden übrigen, mir unentbehrlichen, werde ich ihm nicht erlassen. Das Gleichnis hinkt weniger, als mancher denken wird; der Schüler ist ein geplagter Träger, und das lateinische und das griechische Pensum sind uns entbehrlich, das französische und das englische nicht. Nur mit Widerwillen muß ich mich hier einmal auf das sogenannte Utilitätsprinzip, das sonst in Schulsachen zu mengen nicht meine Sache ist, stellen. Wenn ich zwischen zwei Dingen die Wahl habe, so wäre es aber doch wahrlich thöricht, das aufzugeben, was mir auch im Leben nutzen kann, d. h. auf unsre Frage angewendet, das französische und englische Pensum.

Schon der ganze Zweck des Unterrichts in den modernen Sprachen spricht für Beibehaltung der schriftlichen Arbeiten. Latein und Griechisch wird gelehrt zur grammatischen und logischen Bildung, und beide Sprachen sind zur Erreichung dieses Zweckes vorzügliche Mittel. Wenn auch der Unterricht in

den modernen Sprachen demselben Zwecke mitdienen soll, so hat er doch als Hauptzweck, den Verkehr mit gleichzeitigen, benachbarten Kulturvölkern zu ermöglichen und zu erleichtern, und wenn auch unsre Abituri selbstverständlich nicht gleich ohne Anstoß mit jedem Franzosen und jedem Engländer mündlich oder schriftlich zu verkehren imstande sind, so besitzen sie doch die Hauptgrundlage dazu. Wenn man aber befähigt sein soll, in einer Sprache schriftlich zu verkehren, so muß man auch im schriftlichen Gebrauche der Sprache geübt worden sein, und schon deswegen können die schriftlichen Arbeiten in den modernen Sprachen nicht preisgegeben werden; ob eine Beschränkung ins Auge zu fassen wäre, bleibe dahingestellt. Ich wäre nicht dagegen. Mit den alten Griechen und Lateinern aber treten wir weder in mündlichen, noch in schriftlichen Verkehr, auch der Gebrauch der lateinischen Sprache im internationalen Verkehre der Gelehrten hat so gut wie aufgehört, nur aus kleinen Ländern, wie aus Dänemark und Holland, deren Sprache ein zu geringes Gebiet umfaßt, werden wir noch mit lateinischen Publikationen beglückt. Wozu also schriftliche Arbeiten in diesen Sprachen?

Aber, könnte man entgegen, wir können, wenn unsre Schüler ordentlich Latein und Griechisch lernen sollen, diese Übungen nicht entbehren. So lange mir für diese Unentbehrlichkeit keine Beweise gebracht werden, bestreite ich sie, indem ich mich auf folgendes stütze: Erasmus und Reuchlin und mancher andre Humanist haben doch die sogenannten klassischen Sprachen nicht bloß genau gekannt, sondern auch, wenn man Eckstein, Klotz und einige andre ausnimmt, in einer in der Neuzeit unerreichten, musterhaften und eleganten Weise zu handhaben verstanden, und doch: wo steht denn geschrieben zu lesen, daß sie in der Jugend Pensenschreiber gewesen? Oder will man etwa ernsthaft behaupten, Miltiades habe persische Skripta, Exploratoria und Extemporalia geschrieben und sich mit deren Hilfe in so kurzer Zeit eine so bedeutende Beherrschung der persischen Sprache verschafft? Mir ist bekannt, wie an einem Gymnasium ein Extraner die Reifeprüfung mit der II bestand, während drei Schüler des Gymnasiums durchfielen, obschon jeder von ihnen allein in der Sexta mehr Skripta gemacht hatte, als dieser Extraner während seiner ganzen Vorbereitungszeit. Und sollte Humboldt, sollten die übrigen berühmten Sprachforscher schriftliche Exerzitien gemacht haben bei ihrer Erlernung der Sprachen? Müssen etwa die Studenten, wenn sie Gotisch, Alt- und Mittelhochdeutsch, Nordisch, Altfranzösisch und Altenglisch, wenn sie Syrisch und Ägyptisch, Arabisch, Persisch und Chinesisch lernen, auch schriftliche Arbeiten machen, auch Formenextemporalia schreiben? Ich weiß nichts davon. Und doch werden aus diesen Studenten genaue Sprachkenner, ja sogar Professoren der von ihnen ohne Exercitia gelernten Sprachen, halten Vorlesungen darüber, schreiben gelehrte Werke darüber. Sapienti sat. Also fort mit den schriftlichen Arbeiten in den toten Sprachen!

Diese Übungen sind überflüssig, sie sind aber auch schädlich, schädlich nicht bloß vom Gesichtspunkte der Überbürdung, sondern auch sonst für das Gemüt des Knaben, sie machen die Schüler zu trockenen Kleinigkeitskrämern, zu Buchstabenklaubern. Sie verleiten ferner die Lehrer zu schiefen, ja bisweilen ungerechten Beurteilungen. Docti male pingunt, das gilt auch von unsern Kindern; die begabtesten haben mit der korrekten und saubern Ausführung eines Pensums in der Regel mehr Mühe, als die weniger begabten, denen eine gütige Natur die Gabe einer schönen, leichten Handschrift gewährte, und doch werden ihre Arbeiten und infolge dessen ihre Gesamtleistungen geringer zensirt. Man legt eben zuviel Gewicht auf den Ausfall der schriftlichen Arbeiten — unsre Schulen allesamt sind mehr Tinten- als Denkschulen geworden. Wie mancher Schüler verdankt die ungenügende Zensur seines griechischen Pensums nur der mangelhaften Setzung der Accente, und wenn er ein oder zwei Spiritus weggelassen hat, kann er unter Umständen schon das Prädikat nachlässig oder leichtfertig erhalten. Und doch sind Accente und Spiritus für Lappalien zu erachten. Es kann einer in der griechischen Grammatik recht wohl bewandert sein, er kann eine Stelle aus Demosthenes oder aus der Antigone fein zu erfassen, glatt zu übersetzen und tüchtig zu interpretiren vermögen, ohne imstande zu sein, wenn er den Text nicht vor Augen hat, über die Accentuation jedes Wortes Rechenschaft zu geben; ein andrer wieder, so ein richtiger kleinlicher Buchstabenklauber, der macht keinen Accentfehler, wenn er aber übersetzen soll, steht er da wie die Kuh vorm neuen Thore. Welcher ist nun in Wirklichkeit der bessere Schüler?

Und so ist es auch bei den Kleinen. Wie viele werden mir Nepos Epaminondas 2, 4 gut übersetzen und den Inhalt richtig erfassen; wie wenige aber werden den Satz, deutsch diktirt, ins Lateinische übertragen können! Verstehen sie deswegen von der lateinischen Sprache nichts? Genügen sie deswegen den an sie zu stellenden Anforderungen nicht? Ich gehe aber noch weiter. Ich habe mir einwenden lassen, daß die schriftlichen Arbeiten zur Festigung der Sprachkenntnisse nötig seien, daß sie also der Grammatik dienen sollen, und wenn ich das auch an Beispielen als überflüssig erwiesen zu haben glaube, so ließe sich dies doch noch hören. In Wirklichkeit liegt freilich die Sache nicht selten ganz anders, da werden die schriftlichen Arbeiten nicht in den Dienst der Grammatik gestellt, sondern die Grammatik in den Dienst der schriftlichen Arbeiten; damit diese gut ausfallen, paukt man Grammatik, nicht damit die Schüler einen Schriftsteller verstehen lernen. Es mag ja an verschiednen Schulen eine verschiedne Praxis üblich sein, mir ist aber vor nicht langer Zeit ein Fall vorgekommen, daß der grammatikalische Unterricht in einer Sekunda darin bestand, daß der Lehrer in der einen Stunde Phrasen diktirte, in der andern Stunde sie überhörte. Darüber müßte man den Kopf schütteln, selbst wenn die Phrasen aus dem Schriftsteller gesucht gewesen wären,

den die Schüler gerade gelesen hatten. Was soll man aber dazu sagen, daß das nicht der Fall war, daß Phrasen darunter waren, die vielleicht mancher Student der klassischen Philologie nicht gekannt hätte? Heißt das nicht, die Grammatik in den Dienst der Tinte stellen? Heißt es nicht, den Zweck des Sprachunterrichts ganz und gar verkennen? Verlegt man damit nicht den Schwerpunkt des Unterrichts dahin, wohin er nicht gehört und schädigt damit geradezu die Kenntnis des Lateinischen, des Griechischen? Ich denke, jeder vernünftige Gymnasiallehrer wird mir beistimmen. Aber nun, Hand aufs Herz! hat noch keiner von denen, die mir beistimmen, geäußert: Ja, der Schulze oder Müller ist gar nicht so schlecht, er übersetzt gut, und seine Arbeiten sind auch sonst nicht so schlecht, aber er hat eine schlechte Examenarbeit gemacht, er muß sitzen bleiben? Das ist doch auch Tintenschule! Darum fort mit den schriftlichen Arbeiten in den toten Sprachen!

Aber noch in andrer Beziehung schädigen diese Arbeiten die Ausbildung unsrer Kinder. Wenn sie fallen und somit die Grammatik anders behandelt werden kann, wird nicht nur die Überbürdung beseitigt werden, sondern wir werden auch noch Zeit gewinnen zur Erlernung andrer nützlicher Dinge. Glaube niemand, daß ich dem griechischen und lateinischen Unterricht nun auch mehr Unterrichtszeit entziehen wolle, als zur Vorbereitung und zur Zurückgabe der Hausaufgaben, zum Diktiren der Extemporalien und zum Überwachen der Specimina verbraucht wurde, oder zum mündlichen Übersetzen aus dem Deutschen erforderlich ist. Ich will gar nicht so viel, ich begnüge mich mit einer durchschnittlichen Verkürzung um zwei Wochenstunden; der übrige griechische und lateinische Unterricht wird nur dabei gewinnen, nicht bloß an Konzentration, sondern auch an Zeit. Aber auch wir werden Zeit gewinnen, und die möchte ich, was sich leicht bewerkstelligen lassen wird, dazu verwenden, daß der jetzt bloß fakultative englische Unterricht in obligatorischen verwandelt und damit eine Lücke in unsrer Gymnasialbildung ausgefüllt würde.*) Geradezu schmach-

*) Dabei wäre nur leider zu befürchten, daß die von Tag zu Tage schlimmer werdende Verwitterung und Verwilderung der deutschen Sprache, die vor allem aus der zunehmenden Beschäftigung mit dem Englischen stammt, dann vollends nicht mehr aufzuhalten sein würde. Vor allem müßte doch mehr Französisch getrieben werden. Wo haben denn unsre Klassiker, und nicht bloß diese, wo haben die untergeordnetsten Skribenten des vorigen und aus dem Anfange dieses Jahrhunderts ihr logisch und grammatisch richtiges, syntaktisch klares und übersichtliches und daher gutes, fließendes Deutsch hergehabt? Doch nur aus dem Französischen, dessen Beherrschung damals für jeden Gebildeten unerläßlich war. Seit 1870 sind wir unsre frühere Franzosenschwärmerei gründlich los, wir haben aber dabei vielfach auch das mit fortgeworfen, worin wir von den Franzosen lernen können und worin sie uns stets überlegen gewesen sind, und statt dessen sind wir tief in die Anglomanie hineingeraten: in unsern Schaufenstern englische Waren und Anpreisungen in englischer Sprache, auf den Straßen männliche und weibliche Gigerl, die die greulichen englischen Kleidermoden nachäffen, und in unsrer Sprache solche Albernheiten wie die Verdrängung des Perfekts durch das Imperfekt u. a. D. Red.

voll ist es, wenn Studenten, wenn studirte Leute, sobald sie die Zeitung lesen, nicht einmal den Namen irgend eines darin genannten englischen Staatsmannes aussprechen können, wenn sie gelegentliche Äußerungen im Gespräche, wie: er ist ein selfmade man, nicht verstehen. Wie kläglich ist es, wenn ein Student der klassischen Philologie in seinem Lesezirkel die Saturday Review bekommt und nicht einmal den Titel richtig aussprechen kann, wenn er, der sonst immer auf die Quellen gewiesen wird, Max Müllers Werke in der nicht besonders lobenswerten Übersetzung Böttchers studiren muß; wenn er endlich als wohlgeprüfter Lehrer und Dr. phil. gar an ein Realgymnasium oder an eine Realschule kommt, und kein Wort von der Sprache versteht, die seine zwölfjährigen Schüler lernen! Dem muß ein Ende gemacht werden, und dem kann ein Ende gemacht werden, wenn man in meinen Ruf: Fort mit den schriftlichen Arbeiten in den toten Sprachen! einstimmt.

Wenn aber das Englische als obligatorisches Lehrfach in den Lehrplan des humanen Gymnasiums aufgenommen wird, was hindert dann daran, auch das Griechische in den des realen aufzunehmen? Nichts, gar nichts, und die höhere Einheitsschule wäre da, der lange, bisweilen geradezu ekelhafte Streit um Gleichberechtigung, die Jagd nach Berechtigungen wäre beseitigt. Welch ein Segen für die Schule, die Jugend, die Lehrer und die Nation!

Mag sein, daß mancher über meine Forderung und deren Folgerungen den Kopf schüttelt; der eine oder der andre wird sie einen tollen Gedanken nennen: ich werde es ertragen, wenn man nur anerkennt, daß sie ernst und gut gemeint ist. Mag manchem mein Vorschlag vom Übel zu sein scheinen, er ist ganz geeignet, Schlimmerem vorzubeugen. Anders muß es werden, unsrer Jugend muß Hilfe werden, und anders wird es werden. Schon greift man in Schweden, in Rußland, in Ungarn das Griechische an, ein Vorgehen, dem ich in Anbetracht der Überbürdung nicht alle Berechtigung absprechen mag, dessen Gelingen mich jedoch mit dem größten Schmerz erfüllen würde. Drum gebt die schriftlichen Arbeiten auf, alles könnt ihr nicht retten, rettet der deutschen Jugend die herrliche griechische Sprache, rettet ihr ihren Xenophon und ihren Homer, rettet ihr Herodot und Demosthenes, rettet ihr Sophokles! Schaffet, daß sie diese lesen und verstehen lernt, ohne Beihilfe einer Eselsbrücke, einer deutschen Übersetzung, wie der in diesem Punkte wohl kaum ernsthaft zu nehmende Güßfeldt vorschlägt, schafft, daß sie sich mit ihrem ganzen Gemüte in jene herrlichen Schriften versenke und Nahrung für alle menschlichen Tugenden aus ihnen ziehe! Verstummt das durchaus berechtigte Geschrei über die Überbürdung, so wird auch das Streben, dem Gymnasium das Griechische zu entreißen, beseitigt sein.



Blüten und Früchte der Moderne



Obwohl zu dem absterbenden Geschlechte gehörend, das „die Moderne“ nicht zu würdigen vermag, bin ich doch nicht ohne Bildungsbedürfnis und nicht so verstockt, um den Verkündigern des neuen Evangeliums grundsätzlich aus dem Wege zu gehen. Tempel genug sind ja jetzt aufgerichtet, in denen mit feurigen Zungen gepredigt wird. Da sitzen im hohen Chore die Priester und Priesterinnen Kopf an Kopf gedrängt, und wie der Geist über einen kommt, erhebt er sich, um Bannflüche zu schleudern auf das verrottete neunzehnte Jahrhundert, die schändliche Gesellschaft, das elende Christentum. Bebend erwarten wir, die heilige Schar werde nun alles umstürzen, was ist, damit Raum werde für das himmlische Reich auf Erden ohne Armut, ohne Krankheit, ohne Arbeit, ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Gesetz, ohne Scham u. s. w. Allein sie begnügen sich, feierlich zu nicken und zu singen: Ja, du bist groß, wir sind groß, wir sind die neue Zeit, Heil uns! Und dann geht unsereins zerknirscht von dannen, weil er die neue Wahrheit wieder nicht verstanden hat.

Ohne Bild: eine ganze Reihe von neuen Wochen- und Monatsschriften in Deutschland widmet sich ausschließlich der Verbreitung der Lehre, daß ein neuer Tag anbreche, oder vielmehr der Tag nach der Nacht, die seit Anbeginn über dem Lande gelegen hat, der Tag der Freiheit nach der vieltausendjährigen Sklaverei. So oft ein neues Heft kommt, hofft man endlich zu erfahren, wie das sündige, verkommene Geschlecht, zu dem wir noch gehören, emporgehoben werden soll zu der reinen Höhe der Modernen; doch lassen sie sich leider dazu nicht herab. Es bleibt ihnen vielleicht keine Zeit, da sie unablässig ihren Zorn und Hohn in Reime bringen oder sich gegenseitig verherrlichen müssen. Denn so gründlich ihr Abscheu vor aller Reklame ist, halten sie doch treulich zusammen, und wenn A den B „gewaltig“ genannt hat, so nennt B den A einen „Heros“ und C den A und den B „Titanen“ u. s. w. Diese gute Kameradschaft ist gewiß lobenswert, möge sie nur länger vorhalten als bei dem ersten jungen Deutschland! So lange das jung war, bewunderten und lobten die Gutzkow, Laube u. s. w. einander auch nach Kräften, aber als das gegenseitige Händewaschen seinen Zweck erfüllt hatte, stand einer dem andern in der Sonne, und die Freundschaft schlug in Neid und Haß um.

Wer in der allerneuesten Litteratur „auf dem Laufenden" bleiben will, dem macht das namentlich die in Brünn erscheinende Monatsschrift „Moderne Dichtung" sehr bequem. Welche Menge von Dichtern, fast unübersehbar! Und was das merkwürdige ist, darunter einige, die ganz ohne Scheu noch Freude am Leben in dieser Welt verraten. Da kommen Sachen vor, die nach unserm altmodischen Geschmack allerliebst sind. Ich will keine Namen nennen, um gegen die Träger nicht eine Achtserklärung heraufzubeschwören. Auch sind sie die Ausnahmen. Das meiste ist sonderbar oder abgeschmackt oder widerwärtig, manches auch recht heiter.

Beginnen wir mit den heitern Sachen. Jedes Heft der genannten Zeitschrift hat seinen Heiligen, der im Bilde und in eignen Beiträgen vorgeführt und beweihräuchert wird, das Aprilheft den Dr. Georg Brandes. Mit dem Bilde muß aber der Redaktion ein Schabernack gespielt worden sein. Ein schlechter Spaßmacher hat ihr offenbar eine fremde Photographie zugeschickt, vielleicht von dem Herrn, der unlängst sich selbst in einer großen Zeitung folgendermaßen ausbot: „Der Besitzer eines schwunghaften Modengeschäftes, Isr., aber vorurteilsfrei, von solidem Charakter und angenehmem Äußern, hochfein gebildet, sucht eine Lebensgefährtin mit vierzig bis fünfzig Mille." Doch welche Bewandtnis es mit dem Bilde haben möge, der Aufsatz „Donatello" ist echter Brandes. Er beginnt mit einer Schilderung der Straße von Florenz nach San Miniato: die Stadt „liegt da gleich einer Mosaikblume im Boden einer kostbaren Schale." Nun fragen wir die ungezählten Tausende, die vom Viale dei Colli aus den unvergleichlichen Blick auf das Arnothal genossen haben, ja auch jeden andern, ob ein alberneres Vergleich erdacht werden kann! Aber das ist ja eben das Wesen der „Geistreichigkeit," heranzuziehen, was so unpassend ist, daß kein vernünftiger Mensch darauf verfallen würde. Dann belehrt uns der Verfasser, daß der heilige Georg von Donatello ein Prachtwerk ist, was natürlich noch niemand gewußt hat, und daß Michel Angelo in seinem David den Georg und in seinem Moses den sitzenden Johannes Donatellos (im Dom) „nachgeahmt" hat. Daß der spätere Meister den frühern studirt, sich von ihm beeinflussen läßt, ist für Herrn Brandes, der bei dieser Gelegenheit Florenz nach Umbrien verlegt, Nachahmung. Wie weit überhaupt die Verwandtschaft in beiden Fällen geht, muß hier unerörtert bleiben. Ferner „ist nämlich (wer wagte da zu zweifeln!) Shakespeares Heißsporn das Gegenstück der Renaissance zu Homers Achilles, der St. Georg steht mitten zwischen beiden." Wenn jemand behaupten wollte, Herr Brandes sei das Gegenstück der Moderne zu dem Hanswurst der Stegreifkomödie, so würde das auf keinen Fall weniger Sinn haben. Doch das beste kommt erst. „O St. Georg! mein Schutzpatron!" Richtig, bald hätte ich vergessen, daß Herr Brandes sich Georg nennt! „Du, der du preisgegeben dem Eiter (Geifer?) und dem Gift der Drachen, du weißt es, daß die Zeit wird kommen, wo du wieder einen Lanzen-

schaft in Händen hältst! Dann töte den Drachen, stoße das Eisen ihm ins Herz und zerschmettere ihm die Knochen im Leibe, damit er nimmermehr Jungfrauen verschlinge und uns die Jünglinge nimmermehr ermorde!" Jetzt ist es also klar: Herr Brandes ist der St. Georg unsrer Zeit, und Donatellos Statue „steht mitten zwischen beiden." Wohl uns, die wir weder Jungfrauen verschlingen noch Jünglinge ermorden, wie Bismarck und Moltke! Die Festrede endlich hält ein Herr Öhquist in Helsingfors. Er nennt in den einleitenden Worten Herrn Brandes in einem Atem mit Lessing und Taine! Noch weiter zu lesen, kann wohl niemand zugemutet werden.

Gehen wir lieber zu einer „Novelle" über. Der aus zahllosen Romanen und Erzählungen alten Stils wohlbekannte unwiderstehliche junge Mann hat sich bekanntlich unversehrt in die „Moderne" herübergerettet. Diesmal ist er nicht, wie in Zolas Au bonheur de dames, Kommis in einem Modengeschäfte, seine Mittel erlauben ihm, nichts zu thun. Er trifft eine fünfzehnjährige Bauerndirne, deren „in erzener Gliederzusammengeschmiegtheit kraftverrammelter Leib" seine Sinnlichkeit erregt. Er „umfaßt sie mit einem einzigen Griffe seines Blickes" und sie kann nicht umhin, sich sofort an ihm zu reiben — körperlich natürlich. Abends begegnen sie sich im Dunkeln und fallen sofort brünstig über einander her. Brutale Gewalt trennt das liebenswürdige Paar, aber ihre „Schicksalsliebe war und wird sein." Der Worte bedurfte es zwischen ihnen nicht. Nun von der Sprache noch einige Proben. „Interimsstimmungen haben zuweilen eine merkwürdig schwüle, heiße, betäubende Pikanterie. — Dieses Bett mit seiner ungeheuern Decke, die so viel Versteckendes, Zuguteredendes, ins Land weicher, mildfingeriger Träume hinein wollüstig Einsargendes besaß. — Der Kutscher querte den Hof [wie schade, daß er ihn nicht „längste!"] — Das schmutziggraue, struppige, borstige Haar, das mit seinen harten, glasigen, ausgedörrten Spitzen gleichsam der Luft in den Zähnen herumstocherte [wie wird Wippchen jammern, daß dieses Bild nicht ihm eingefallen ist!]. — Kühn abgesäulte Glieder. — Dora war von blutroter, in breiten Lappen hinschießender Glut überbrüht." — Genügt das? Aber das sind nicht etwa die einzigen oder auch nur die leuchtendsten Schmockschen Brillanten, Seite für Seite geht es fort in diesem unverdaulichen Kauderwelsch, in Wendungen und Bildern, die um jeden Preis originell sein sollen. Dieser Jünger Zolas mit Namen Hermann Conradi ist durch einen frühen Tod verhindert worden, von seinen Gaben einen vernünftigen Gebrauch zu machen, und nun halten ihm seine Freunde Nachreden, nicht etwa, wie Uhland „den abgeknickten Zweig, den blütevollen" auf Wilhelm Hauffs Grab legte, sondern etwa als ob Schiller nach Vollendung des Wallenstein gestorben wäre. Doch nein! Auch dann würde niemand einen solchen Bombast vorgebracht haben. Da sagt einer: „Nicht irgend ein Künstler, ein Litterat ist da gestorben — hier starb vielmehr der Künstlerprophet, der philo-

sophische Pädagoge der zukünftigen Generation. . . Die künstlerische Gestaltung dieser Weltanschauung ist nun mit Conradi für immer verloren u. s. w." Ein andrer erzählt, daß Conradi mit siebenundzwanzig Jahren sterben mußte, weil er nicht für die Welt paßte. „Er dachte zu tief über das Leben nach, ohne zu fühlen, daß unser Leben nur dann erträglich [ist], wenn man nicht darüber nachdenkt. . . Die Universität Würzburg kann stolz auf diesen Jünger sein, der lernte, wo er lehren konnte." Und ein dritter singt ihm nach: „Kaum des Gymnasiums Grabesthor sich schloß, da wardst du mein, da ward ich dein Genoß." Glückliches Zeitalter, glückliche Nation, deren Führung die Studenten im ersten Semester übernehmen!

Eine andre Sorte erregt nur Ekel durch das Prahlen mit der Frechheit. So jung auch die Herren und Damen noch sämtlich zu sein scheinen, geberden sich doch die meisten, als hätten sie alle Kloaken durchstudirt mit heißem Bemühn, vor allem sich im Dienste der Venus vulgivaga die Oberpriesterwürde verdient. Größere Proben wird mir der Leser gern erlassen. Man höre nur, was ein Herr Hermann Bahr zum besten giebt: „Ich gebe es Ihnen, mit ehrenwörtlichem Gelöbnis, schwarz auf weiß: den Tag, an dem ich die erste honette Frau, aber komplet honett, gefunden haben werde, und einen ungehörnten Gatten, das will ich sofort in sehr gereimten Alexandrinern langatmig besingen." Ungefähr auf gleicher Höhe steht eine novellistische Skizze eines Herrn Schwarzkopf; die Handlung ist mit greifbarem Hohn in eine Kirche verlegt, und darnach auch der Titel gebildet, die Studien dürfte der Verfasser wohl in einer Synagoge gemacht haben.

Dabei fällt mir etwas ein, was ich neulich in einem Tageblatt gelesen habe. Ein Pariser Possen- und Singspielverfertiger hat etwas Neues vom Stapel gelassen. Über ein so wichtiges Ereignis müssen natürlich große deutsche Zeitungen schleunigst weitläufig berichten. Der Höhepunkt der schmutzigen Geschichte ist, daß ein „Baron" zufällig erfährt, eine lüderliche Schauspielerin, die ihn zum besten hat, sei seine Schwester, und ihr nun erzählt, seine Mutter habe ihm auf dem Sterbebette gestanden, er sei nicht der Sohn ihres Gatten, sondern desselben Mannes, den die Schauspielerin als ihren Vater betrachtet. Diese Enthüllung sei ihm sehr unangenehm gewesen, denn er habe sich immer für den Sohn eines Herzogs gehalten. Diese Wendung fand der Berichterstatter ein wenig „ärgerlich." Ist das nicht hübsch? Die empörendste Schamlosigkeit, die überhaupt begangen werden kann, eine solche Äußerung im Munde des Sohnes über seine Mutter, ist „ärgerlich." In Österreich wettern Geistliche gegen ein Schauspiel von Anzengruber, in dem der Satz ausgeführt wird, daß auch die Eltern Pflichten gegen ihre Kinder haben: wenn, wie ja erwartet werden kann, die neueste „Dichtung" Henri Meilhacs auf ein Wiener Theater gebracht werden sollte, würden die frommen Herren gegründetere Ursache haben, sich zu ereifern. Darf man sich wundern, daß die Zahl der Leute fortwährend

anwächst, die da meinen, eine Presse, die sich keinen Zügel anzulegen weiß, und ein Publikum, das eine solche Presse gewähren läßt, seien der Freiheit nicht würdig? Man müßte im Gegenteil an unserm Volk irre werden, wenn sich in ihm nichts gegen ein solches Treiben empörte. Bemächtigt sich dann der Sache die Partei der Reaktion in Staat und Kirche, schlagen die Kapläne mit dem Dreschflegel drein, wird gar ein Jude — Jude genannt, dann jammern die Zeitungen über „Verrohung,“ voran dieselben, die geflissentlich die Roheit pflegen und züchten.

Wenn die Dichter der jüngsten Schule in Versen die Redensarten wiederkäuen, mit denen Volksversammlungsredner ihre Zuhörer sättigen, wenn sie den Staat, die Gesellschaft, den Glauben an Unsterblichkeit für Armut und Elend verantwortlich machen, wenn sie verächtlich von der ernsten Arbeit und den Thaten für die Armen und Elenden sprechen, „dem Proletarierweibe singen am Krankenbett,“ sich aber wohl hüten, einem (nicht dem abstrakten) Proletarierweibe hilfreich zu nahen, so kann man ihnen das wohlfeile Vergnügen gönnen, denn die Massen erfahren von ihren Poesien nichts, oder erfahren wenigstens daraus nichts Neues. Aber unter den Halbgebildeten und Überbildeten andrer Kreise, unter der unreifen Jugend kann die Verherrlichung der Sittenlosigkeit, die Verhöhnung alles dessen, was göttliche und menschliche Ordnung genannt wird, so lange menschliche Gemeinschaften bestehen, wirkliche Verheerungen anrichten.

In manchem andern Falle bleibt ein Zweifel, ob etwas noch zum Lustigen zu rechnen oder in eine andre Klasse zu bringen sei. K. Henckell z. B. bringt ein Gedicht „Prinzeß Karneval,“ nach dessen Lesung der aufrichtige Wunsch auftaucht, daß der Verfasser nicht in der Welt allein stehen, und daß seine Angehörigen beizeiten einen verständigen Arzt zu Rate ziehen möchten. Aber vielleicht ist das moderner Humor — wer kanns wissen! Dieser Henckell ist in seiner Gemeinde schon sehr berühmt. „Glückauf den Menschen, die er führen wird,“ schließt die Besprechung seiner Gedichtsammlung „Diorama“ in einer andern Zeitschrift. Wohin, das können einige Proben andeuten.

Sie stecken uns tief noch im Blut,
Die rohen Henkerskniffe,
Der Unterschied von Bös und Gut,
Die sittlichen Begriffe.

Oder:

Aus Urdunst schwang zu Dichterstirnen
Des Lebens Bildkraft ihre Glut,
Stolz türmen der Entwicklung Firnen
Sich in des Kosmos Sonnenflut.

Oder:

Setzt mich ab mein dampfender Wallach,
Schrein die Götter in Walhall Ach,

Auf dem Ball Ach Fräulein Blind.
Frau von Vornehm, Herr von Dünkel
Kriechen in den hintersten Winkel,
Doktor Stumpf gebiert ein Kind.

Oder:

Jedes Einzelglück ist nur Verschulden an der Menschheit allgemeiner Not!

Gefährlich ist dieser Mann offenbar nicht, denn wer sich an dergleichen berauschen kann, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen. Aber er ist möglicherweise ein ganz harmloser Mensch, der sich nur wichtig machen will. Auf diese Vermutung bringt das Beispiel einer Dame. Eine Dichterin namens Maria Janitschek hat die Entdeckung gemacht, daß eine Frau, die ihren Mann betrügt, allerdings nicht schön handelt, eine Witwe jedoch, die wieder heiratet, ein unsühnbares Verbrechen begeht. Überspannt ist für jemand, der solchen Unsinn ausbrütet, ein zu milder Ausdruck, sollte man meinen. Nun erzählt aber ein begeisterter Kritiker, die Dichterin sei eine brave, anspruchslose Gattin und Hausfrau. Sonach müssen wir sie wohl zu den Frauen zählen, die, sobald sie am Schreibtische Platz nehmen, unerhörte Gedanken glauben produziren zu müssen, und mit aller Mühe Dinge ausklügeln, die ihrer Natur ganz fremd sind. Sie mag, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine Sonntagspessimistin sein.*) Frauen, denen das Glück, Mutter zu werden, versagt ist, und denen es deshalb an nützlicher Beschäftigung fehlt, verfallen ja mitunter auf die wunderlichsten Exzentrizitäten. Und ähnlich mag es sich mit manchem ihrer Brüder und Schwestern in — ja, in Apoll darf man da nicht sagen, vielleicht in Nietzsche? — verhalten. Sie regen sich auf, drapiren sich vor dem Spiegel, spielen mit dem Feuer; die Knaben, die „Räuber" spielen, haben ja auch nicht die Absicht, in die böhmischen Wälder zu gehen, und würden, einem Polizeimann begegnend, ihre hölzernen Dolche schleunigst verstecken.

Mangel an nützlicher Beschäftigung werden wir wohl bei vielen unverstandenen Frauen und unverstandenen Jünglingen (denn auch diese Spezies gedeiht aufs üppigste in der „Moderne") als Entschuldigung gelten lassen müssen. Schmeichelhaft ist es zwar nicht, wenn man einer Dame nachsagt, sie renommire, aber einige würden, sollte ihnen gegenüber dies nicht gestattet sein, entschieden schlimmer wegkommen. So z. B. eine, die sich rühmt, durch die Frage nach Christus einen Hirtenjungen in Verlegenheit gebracht zu haben, und dann in mitleidigem Ton eine alte Frau erwähnt, die sich das Wort von den Mühseligen und Beladenen auf ihre Art auslegte. Hoffentlich kommt die junge Zweiflerin recht bald in die Lage, wie Gretchen, schaffen zu müssen früh

*) Bekannt ist eine andre Spielart von Pessimisten, die ähnlich gewissen Pietisten unter stetem Seufzen über die Unvollkommenheit des irdischen Jammerthals die dort reifenden Früchte behaglich schmausen.

und spat, dann wird sie sich nicht mehr über Dinge, die sie gar nichts angehen, den Kopf zerbrechen, und vor allem einen jeden nach seiner Façon selig werden lassen.

Über das naturalistische Zukunftsdrama sind nicht viele Worte nötig. Dank den „freien Bühnen“ ist ja das Rezept kein Geheimnis mehr. „Stelle dir vor, daß eine Mustersammlung von lasterhaften, von halb übergeschnappten und von unausstehlichen Menschen unter einem Dache leben müsse, und berechne dann, wie sich »nach psycho-physischen Gesetzen« deren Verkehr entwickeln müßte.“ Der Realismus ist in allen Nebensachen streng zu wahren, insbesondre müssen schlechte Angewohnheiten und rohe Reden unerzogener Menschen mit photographischer Treue wiedergegeben werden; nur wo der Realismus dem Autor unbequem sein würde, ist von ihm abzusehen. Wenn z. B. die Glanzszene einer Dichtung darin besteht, daß ein besoffener Lump in das Schlafzimmer eines Mädchens eindringt und die Thür hinter sich abschließt, so darf nicht etwa jemand, wie das vor Erfindung des Naturalismus wohl geschehen wäre, mit kräftigem Fußtritte die Thür sprengen und den Helden niederschlagen, da er für ein erbaulicheres Ende aufgespart werden muß!

Allem Anscheine nach hat die Influenza jetzt ihren Höhepunkt erreicht, und es darf daher, auch nach psycho-physischen Gesetzen, dem Eintritte der Reaktion entgegengesehen werden. Mit dieser tröstlichen Aussicht nehmen wir vorläufig von der „Moderne“ Abschied.



Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

Von Otto Ludwig

(Fortsetzung)



Alle Anwesenden bezeugten mit mir dem ersten Litteraten, wie er seine Erzählung mit einem tiefen Seufzer als Punktum geschlossen hatte, ihre Teilnahme und wandten sich nun zu dem zweiten Litteraten, der alsbald folgendermaßen das Wort nahm.

Geschichte des zweiten Litteraten

Vor allen Dingen muß ich Ihnen, so begann der Litteratus mit dem Pflaster auf der rechten Wange, den Wunsch, den ich als Schneiderjunge that, als ich mit meinen beiden Leidensgefährten hinter den noch unbenutzten Buden saß, die uns eine Mauer waren gegen den möglichen Überfall eines unsrer Tyrannen, vor allen Dingen muß ich Ihnen diesen Wunsch in das Gedächtnis

zurückrufen, das große, schöne Haus zu besitzen, dem ich gegenübersaß, und mich einmal satt essen zu können in Pfefferkuchen.

Als ich jenen Tag nach Hause eilte, fürchtete ich das ärgste von dem Grimm des Herrn Heidermann, der mir bei ähnlicher Gelegenheit schon gedroht hatte, mich fortzujagen, sobald ich wieder meine Pflicht vergessen würde. Diesen Tag sollte das drohende Gewitter ohne Ausbruch über mir dahingehen. Herr Heidermann war ausgefahren und wollte erst spät wieder zurückkommen. Sie müssen wissen, daß mein Tyrann — was wahr ist, muß man sagen — der nobelste Tailleur war, den man sich denken kann. Er besaß eine nette Equipage und mit einem Kollegen zusammen einen Kutscher, aus dem sein Genie einen kleinen Hofstaat zu machen wußte, da er ihn vermittelst mehrerer Livreen bald als Kutscher, bald als Reitknecht, bald als Jäger auftreten ließ. Dazu war er ein Patriot und Liberaler, voller Flamme gegen den Servilismus, und zwar einer aus der zahlreichsten Klasse der Liberalen, einer von denen, die, während sie gegen Tyrannei deklamiren, Tyrannen ihrer Familie sind und aller der Unseligen, die von ihnen abhängen. In seiner äußern Erscheinung war er Kavalier und Lebemann, wußte trotz einem Grafen durch die Nase zu reden, wenn er den Marqueur rief, in Geberden und Sprache war der große Kunst sein Muster; was soll ich viel Worte machen? er war der Schneider des Jahrhunderts. Auch Madame Heidermann stand nicht im Geruche des Servilismus. Vor den Augen der Leute waren Herr Heidermann und Madame Heidermann das zärtlichste Paar, woraus ich schon damals, besaß ich mehr Erfahrung, hätte schließen müssen, sie seien sich im Herzen spinnefeind.

Wie ich schon sagte, war Herr Heidermann, als ich jenesmal zu spät nach Hause kam, ausgefahren. Dazu hatte den Studiosus, der uns gegenüber wohnte und zufällig immer etwas zu fragen und zu bestellen hatte, wenn Herr Heidermann nicht zu Hause war, eben wieder ein solches Geschäft herübergeführt. Da nun Madame Heidermann während seiner Anwesenheit besonders guter Laune zu sein pflegte, kam ich auch bei ihr heute ohne Strafe, ja selbst ohne Strafrede durch.

Ich habe, sagte der Studiosus Bellin zu Dame Heidermann, ich habe das Gedicht, das Sie zu dem morgenden Geburtstage Ihres Gemahles wünschten, besorgt. Schicken Sie nur zu Herrn Sterzing im Gewandgäßchen bei Herrn Restaurateur John und lassen Sie das Gedicht holen, von dem ich mit ihm gesprochen habe, daß es eine Dame würde abholen lassen.

Dies geschah sogleich, und zwar wurde der Auftrag mir. Um mein voriges Ausbleiben gut zu machen, eilte ich nun desto mehr. Als ich mit dem Gedichte zurückkam, fand ich Herrn Bellin und Dame Heidermann über einem ausgezogenen Sekretärfach gebückt, worin sie sehr angelegentlich etwas zu suchen schienen. Sie fuhren wie erschrocken auseinander, als ich hereintrat. Herr Bellin hob die Hand hoch auf, in der er eine Stange Siegellack hatte,

und rief: Hier hab ichs. Ist das Gedicht gesiegelt, daß er es für einen Brief halten muß, so wirds Herrn Heidermann eine doppelt angenehme Überraschung verursachen. Während Herr Bellin die Siegelung vornahm, verbat mir Dame Heidermann bei Strafe sofortiger Entlassung mit Schimpf, Herrn Heidermann etwas davon zu sagen, daß Herr Bellin in seiner Abwesenheit hier gewesen sei, Siegellack mit gesucht und das Gedicht gesiegelt habe, weil ihm sonst, wie sie sagte, die Freude der Überraschung verdorben werden würde. Herr Bellin empfahl sich und ging.

Der merkwürdige Tag brach an, der der Welt den Heidermann gegeben, aber so heiter, als Herr Heidermann selbst als Sonne des Hauses im Osten seines Schlafzimmers aufging. Der stolze Blick seiner Augen war gemildert durch eine sanfte Rührung. So begegnete er mir, festlich in seine Kommunalgardistenuniform geknöpft, auf seinem ersten Wege zum Wohnzimmer. Um einen Zentner fühlte ich mein Herz leichter, als er mir im Vorbeischreiten lächelnd mit dem Finger gedroht hatte. Im Wohnzimmer, wohin ich ihm folgte, weil ich Zeuge der Überraschung sein wollte, die hier vorgehn sollte, kam ihm Dame Heidermann mit ausgebreiteten Armen entgegen. Das Dienstmädchen mußte das Pfand der ehelichen Liebe herbeibringen, bei dessen Erblicken eine neue graziöse Umarmung erfolgte, wobei Dame Heidermann über die Schulter des Herrn Gemahls einen Feuerblick nach Herrn Bellin hinüberwarf, der gegenüber in seinem Fenster sichtbar war, und Herr Heidermann mit der Hand des rechten Armes, den er in gefälliger Rundung um den Nacken seiner Frau gelegt hatte, dem Dienstmädchen die pralle Wange kneipte. Dazu seufzten beide vor Wonne und Rührung dermaßen, daß erst der Zuschneider und dann die übrigen Gesellen, die der großen Szene zuschauten, in ein lautes Weinen ausbrachen, in das aus Sympathie einzustimmen ich als eine weiche Seele mich nicht enthalten konnte. Madame Heidermann führte den König des Festes zu dem Tische, auf dem die Geschenke ausgebreitet lagen, unter ihnen das versiegelte Gedicht. Dies ergriff er, warf einen Blick auf seine Gattin, dann zum Himmel. Er erbrachs, entfaltete es, las laut einige Verse und schrie auf, indem sein Haar sich sträubte: Entsetzliches Weib, thust du mir das?

Wie er so, wie Karl Moor auf der Bühne, mit dem Oberleibe zurückgebogen die geballten Fäuste weit vor sich hinstreckte, ließ sich fast zugleich ein unauslöschliches Lachen und ein schmerzliches Weinen vernehmen. Das Lachen kam von Herrn Bellins Fenster, das Weinen von Madame Heidermann, die mit Schmerz und Zorn erkannte, daß Herr Bellin ein Unwürdiger sei und ihr Herz schändlich betrogen habe. Wie ich später erfuhr, hatte Bellin Herrn Sterzing, den er gut kannte, gebeten, eins von seinen schönen Schneiderliedern sauber abgeschrieben bereit zu halten, weil eine sehr gebildete Dame, die dem Volkshumor sehr zugethan wäre, es abholen lassen würde. Eine tolle Laune

hatte ihn getrieben, das Schneiderlied dem Festeskönig in die Hand zu spielen. Herr Sterzing mußte glauben, ich sei von jener Dame gesandt. Dies war die Ursache dieses entsetzlichen Schneiderzornes, und ich sollte sein Opfer werden.

Madame Heidermann, das ärgste fürchtend von dem Zorne des tyrannischen Gatten, der noch immer sprach- und bewegungslos, eine furchtbare Gewitterwolke, an dem Horizonte stand, dessen Sonne er eben noch gewesen, rief schluchzend: Teuerster Heidermann, holder Gatte, zürne nicht deinem unschuldigen Weibe, das bis in den Tod dich liebt; an dem Irrtum ist der Junge schuld, der das Gedicht zu deinem Preise bestimmt holen sollte und dieses Unglückspapier gebracht hat.

Mehr brauchte es nicht, um Herrn Heidermanns ganze Wut auf mich Unschuldigsten zu lenken. Wie ein Tiger stürzte er auf mich los. Entfloh ich nicht, so war es meine letzte Stunde. Ich hörte ihn noch, indem ich über die Gasse lief, wie er vor Wut brüllend Spiegel, Gläser und selbst die Fenster mittels einer großen Schere demolirte, die ihm unglücklicherweise gerade zur Hand gelegen hatte.

Ich war lange gelaufen, als ich meinen Schritt anhielt und zu überlegen begann, was nun zu thun sei. Zu Herrn Heidermann zurückzukehren, dazu hätte mich keine Macht der Welt zwingen können. Wie ich zufällig aufsah, merkte ich, daß ich wieder vor dem Hause stand, dessen Besitz mein größter Wunsch war. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß auch das zarteste Schneidergemüt immer Courage hat; einen Beleg dazu finden Sie, meine Herren, in diesem Teil meiner Geschichte. Jeder andre, jeder Nichtschneider würde an meiner Stelle der Verzweiflung nahe gewesen sein; ich hielt mein Haupt keck empor, schaute mich um und fragte das Schicksal: Welches von diesen Häusern hast du für mich bauen lassen?

Über dem Besinnen, was ich thun sollte, fiel mir ein Gerücht ein, das Magister Kauderer bei Herrn Heidermann erzählt hatte. Im Hotel de Baviere sollte seit einiger Zeit eine Dame von ungeheuern Reichtümern logiren, von der es hieß, sie sei nach Leipzig gekommen, sich einen Mann damit zu kaufen. Manche, Jung und Alt, waren von der Hoffnung angelockt, den Reichtum der Dame zu heiraten, zu ihr gekommen und hatten sich ihr zum Gemahl angeboten. So lange die Dame den Schleier vorbehalten, hatte es gut gethan; sowie sie aber den Schleier gelüftet hatte, waren sie, vom entsetzlichsten Grauen gepackt, davongelaufen und totkrank oder wahnsinnig geworden; denn statt des schönen, blühenden Antlitzes, auf das man von ihrer Gestalt und ihren schönen Händen schloß, hatte sich ein grinsender Totenkopf gezeigt. Schneider haben immer Courage. Ich war wegen des Geburtstagsfestes im vollen Putz — ein junger Mensch muß alles versuchen. Ich blies über meinen blauen Frack hin und — ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich den Weg nach der Petersstraße einschlug.

In den Thorweg des Hotel de Baviere kaum eingetreten, wurde ich von dem ersten Marqueur, dessen ich ansichtig ward, noch ehe ich ein Wort gesprochen hatte, auf das artigste gebeten, ihm zu der Dame zu folgen, die mich erwarte. So seltsam dies mir schien, so ging ich dennoch, ohne das mindeste von Furcht oder Besorgnis zu empfinden, dem Voranschreitenden nach. Denn ich wußte, daß ich mein Glück machen würde, weil ich wußte, daß ich es recht wollte. Man kann, was man will, aber man muß wollen können. Hätte ich es immer gekonnt!

Der Marqueur öffnete und hieß mich eintreten. Wollte ich sagen, daß meine Fassung sich völlig gleich geblieben wäre, so würde ich lügen. Die Halbdämmerung, die durch irgend eine künstliche Art der Beleuchtung erzeugt hier herrschte, konnte wohl den, den eben noch die Helle des natürlichen Tages umgeben hatte, überraschen. Dazu war es ein seltsam grünliches Licht, das an den schwarz beschlagenen Wänden spielte, durch dessen Wirkung mir meine eignen Hände wie Totenhände vorkamen. Einige Minuten stand ich in Erwartung dessen, was da kommen sollte, allein. Es war eine solche Totenstille, daß mir war, als hörte ich die Gewänder der Zeit vorbeirauschen. Nun öffnete sich ohne das mindeste Geräusch eine Thür, und herein trat, leise wie ein Geist, eine hohe, schöne Frauengestalt. Ein schwarzes Gewand umschloß ihren Leib und bedeckte selbst die Füße und folgte ihrem Schritt in dunkeln Wellen als Schleppe. Den obern Teil ihres Leibes, Gesicht und Schultern verhüllte ein schwarzer Schleier von solcher Dichtigkeit, daß weder Farbe, noch Umriß durch ihn zum fremden Auge sprach. Zwei weiße Hände von seltner Schönheit glichen zwei weißen Rosen auf einem Leichentuche. Eine tiefe Altstimme von außerordentlicher Weichheit und Anmut, dabei von seltsam feierlichem Klang ließ sich vernehmen, wie sie mich als einen Bekannten, Längsterwarteten empfing und durch die Thür, aus der ich sie eben hatte schreiten sehen, in ein Gemach führte, dessen Beleuchtung und Ausschmückung noch weit schauriger war, als die in dem ersten. Die Wände waren ebenfalls schwarz tapeziert; darauf waren in gleichen Zwischenräumen Kissen gemalt wie von blutrotem Sammet, auf den die zwei Totenbeine, die sich auf unsern Beinhausverzierungen unter einem Schädel kreuzen, in blendender Weiße glänzten. Man wunderte sich, daß die Schädel fehlten. Eben das erinnerte aber an die Sage, daß die Dame statt eines blühenden Mädchenkopfes einen solchen auf den Schultern trage. Ein Schneider hat immer Courage; nichtsdestoweniger fühlte ich Schauer auf Schauer in mir dahingleiten. Die Hand, in der sie die meine hielt, schien mir regungslos glatt und kalt wie Marmor, dafür pulsirten meine eignen Fingerspitzen; ich zitterte vor dem Augenblick, wo sie den Schleier heben würde. So saß sie stumm vor mir, ohne daß ich ihren Atem hörte oder aus der mindesten Bewegung ihrer Schleierfalten und ihrer Busenbedeckung hätte schließen können, daß ein lebendiges Herz unter ihnen schlage. Dazu

ward es dunkler und dunkler und immer dunkler, die schwache Beleuchtung schien gänzlich verlöschen zu wollen; der grünliche Schein ward immer grüner.

Endlich sagte sie, und ihre Stimme klang wie eine Totenglocke: Sie haben mich noch nicht gesehen; es ist Zeit, daß Sie mich sehen. Und ohne daß sie sich bewegte, wie von unsichtbaren Händen gezogen, fiel der Schleier zu beiden Seiten zurück — mich schüttelte es — ein bleicher weißer Schimmer — jetzt gilts, sagte ich zu mir, indem ich entschlossen die Zähne zusammenbiß; seis, was es wolle, ich mache mein Glück! Und mit festem Blicke schaute ich — plötzlich ward es tageshell — in das schönste, blühendste Mädchengesicht, dessen Züge von der lieblichsten Freude strahlten.

Alle Götter mögen dich segnen, rief sie aus, mein liebster Freund, für deinen Mut! Alle, die bis jetzt um mich warben, alle sahen in dieser Dämmerung das Gespenst ihrer eignen Feigheit, das sie zum Wahnsinn erschreckte. Ich bin nun dein mit allem, was ich besitze, selig, das Eigentum eines Mannes zu sein. Doch schwöre mir, eh ich dein Weib werde, daß du nie an einem Montage mich besuchen willst oder forschen, was ich an diesem Tage treibe. Brichst du den Schwur, so ist dein Glück und das meine für ewig dahin.

Ich schwur, und sie nahm mich in die Arme, indem sie mich liebevoll küßte; dabei fiel ihr langes, gelbes Haar um uns beide und deckte die Umfangenen bis auf die Füße, wie eine goldstoffene Decke. Sie klatschte in die Hände, da traten zwanzig schöne Jungfrauen herein, alle mit blondem Haar und von hohem, schlankem Wuchse, ihnen folgten zwanzig zierliche Pagen und ebensoviel Ritter in schimmernden Schuppenharnischen.

Wisse, sagte sie zu mir, daß ich Hildeswind bin, die Tochter Herrn Dietrichs von Berne; und zu jenen gewandt sprach die Prinzessin: Hier sehet ihn, der nun mein und euer Herr geworden ist.

Ich war erstaunt; die Prinzessin sagte lächelnd, indem sie mich an das nächste hohe Spitzfenster des gotischen Saales führte: All diese Burgen, die du diese Waldberge krönen siehst, gehören dir; bis wo der blaue Himmelsbogen sich müde auf die fernen Gebirge stützt, dehnt sich das Reich Dietrichs von Berne, dessen König du nun bist. Tausende von Menschen, Sklaven des Tyrannen Gold, sehen von diesen Herrlichkeiten nichts; ihnen ist diese Gegend flach, wie sie selbst sind. Darauf sehen sie eine bunte Masse von Häusern, in denen man mit Kaffee handeln kann und mit Büchern und Papieren; das nennen sie Leipzig und bilden sich viel darauf ein.

Ich muß sagen, daß mich diese Rede fast verdroß. Ich bin ein geborener Leipziger und habe, wie alle meine Mitbürger, und mit Recht, eine große Verehrung für meine Vaterstadt. Wer aber kann über solche Worte zürnen, wenn sie von den schönsten, frischesten Lippen kommen, von Lippen, die ihn so liebevoll geküßt, von Lippen, die nur erst gesprochen: Ich und all mein

Land, wir sind von nun an dein? Und gegen das alles brauchte ich nichts in die Wage zu legen, als je nach sechs Tagen des Vergnügens einen Tag der Entsagung, einen Tag, der mir ohnedies nicht Langeweile bringen konnte, da es der lustige blaue Montag war.

Der lustige blaue Montag — mir raubte er die Lust meines Lebens.

O Schändlichster! Heute erfüllt das beste Weib deinen heißesten Wunsch, und morgen schon dankst du ihr mit Verrat! Ach! sie ahnte nichts von ihrem und meinem, also umso mehr ihrem Unglück, als sie mir das Tuch von den Augen nahm und über mein Erstaunen lachte, die Hände zusammenschlug und wieder lachte wie ein frohes Kind, indem sie zehnmal wiederholte: Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert? Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert?

Vor mir aber stand mit unzähligen brennenden Weihnachtslichtern besteckt jenes große schöne Haus, das ich als Kind schon zu besitzen gewünscht hatte. An der Fassade des Hauses waren die herrlichsten Zieraten angebracht, und zwar, wie ich bald sah und roch, von dem gewürzigsten Pfefferkuchenteig, von Mandeln strotzend und Zitronat. Einen großen Pfefferkuchen gab sie mir zum Kosten. Wie ich ihn breche, um ihn mit ihr zu teilen, habe ich den Schlüssel zu dem Hause in der Hand; der Pfefferkuchen war in den Kaufbrief geschlagen. —

Hier geriet der zweite Litterat in große Bewegung. Wiederholt schlug er sich mit den Fäusten vor die Stirn, indem er mit kläglichem Tone rief: Und all dies Glück mußtest du stören! Du selbst! Was du durch Mannesmut errungen, mußtest du durch die erbärmlichste, kindischste Leichtgläubigkeit verlieren! Ach mir selbst scheint es jetzt unglaublich! Blauer Montag! Blauer Montag! Was für ein schwarzer Fleck bist du in meiner Geschichte!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Stöcker in Baden. Der Verfasser des Aufsatzes über Stöcker in Nr. 47 der Grenzboten bezeichnet die Ansicht, Äußerungen der Großherzöge von Baden und Hessen hätten den Sturz Stöckers herbeigeführt, als irrig; „Stöcker hat die Judenfrage bei seiner letzten Anwesenheit in Baden kaum gestreift, in Hessen-Darmstadt unsers Wissens nie öffentlich gesprochen.“ Wie wahr das ist, sieht man mit Beziehung auf Baden aus der jetzt im Verlag des christlichen Kolportagevereins zu Gernsbach erschienenen Rede, die Stöcker am 10. Oktober in Villingen gehalten hat. Daß über diese Rede, die den Zuhörern die Liebe zum Vaterlande, zur Monarchie

und zur Religion ans Herz legt und sich gegen die Verkleinerer des Vaterlandes mit patriotischer Entrüstung wendet, ein badischer Beamter dem Großherzog Nachteiliges berichtet haben könne, ist rein unmöglich, umso unmöglicher, als Stöcker in liebevoller Weise der einzelnen Angehörigen des deutschen Kaiserhauses und der großherzoglichen Familie gedenkt. Man könnte sogar sagen, daß Stöcker dem in den badischen Beamtenkreisen herrschenden optimistischen Liberalismus geschmeichelt habe, da er so ziemlich alles im deutschen Vaterlande vortrefflich findet, und von der ganzen sozialen Frage nur die Notlage einiger wenigen örtlich beschränkten Arbeiterklassen übrig läßt. Jedem andern wenigstens, der diese Rede in irgend einer badischen Stadt gehalten hätte, würden, so weit wir die Herren kennen, der Oberamtmann, der Gerichtspräsident, der Staatsanwalt und der Bürgermeister voll herzlicher Freude die Hand gedrückt haben. Die Juden werden an zwei Stellen in einer so unverfänglichen Weise erwähnt, daß wir den Ausdruck, die Judenfrage werde gestreift, eigentlich noch zu stark finden. Seite 16 heißt es: „Sonderbar! Immer ist es nur die christliche Religion, die christliche Kirche und ihre Diener, über welche die Feinde herfallen. Gegen die Synagoge sagt niemand etwas. Warum behandeln sie die Konfessionen nicht auf gleichem Fuß? Sonderbar, daß diese Schreiber und Redakteure, die oft selbst nicht einmal Christen sind, gerade die christliche Kirche und alles, was damit zusammenhängt, mit Schmutz bewerfen. Das Judentum behandeln sie niemals schlecht. Das ist doch auffallend! Oder hat jemand von Ihnen schon einmal in solchen Blättern etwas gegen die Synagoge gelesen? Ich nicht." Das ist nun Thatsache, und in Anbetracht des Umstandes, daß neunundneunzig Prozent der Einwohner des deutschen Reiches wenigstens dem Namen nach Christen sind, eigentlich eine sehr merkwürdige Thatsache. Sollte es wirklich nicht mehr erlaubt sein, eine solche merkwürdige Thatsache öffentlich auszusprechen? Noch dazu erweist Stöcker dem Judentum die Ehre, es als gleichberechtigte „Konfession" neben die beiden großen anerkannten Kirchen zu stellen. Und Seite 23 erwähnt er den Ausspruch Lassalles: „Die Juden und Litteraten hasse ich; leider bin ich beides." Lassalle zu zitiren, wird doch wohl auch kein Verbrechen sein.

Litteratur

Goethe und die Bibel. Von H. Henkel, Gymnasialdirektor a. D. Leipzig, F. W. v. Biedermann, 1890

Wir wissen aus vielen Kundgebungen, daß Goethe in seiner Jugend schon ein fleißiger Leser der Bibel gewesen ist, daß ihm biblische Sprüche immer gegenwärtig und geläufig waren (Riemer, Briefe an Goethe. Leipzig, 1846, S. 368). Im Goethejahrbuche von 1887 hat der ausgezeichnete Kenner und Beurteiler Goethischer Schriften, V. Hehn, eine lesenswerte Abhandlung: Goethe und die Bibel veröffentlicht, und in dem vorliegenden Büchlein des um das Verständnis unsers größten Dichters verdienten Direktor Henkel wird uns die Gesamtheit der Anspielungen und unmittelbaren wie mittelbaren Beziehungen auf die Bibel, die sich bei Goethe findet, nahe gebracht, und zwar werden nicht bloß die schriftlichen, sondern auch die mündlichen Äußerungen, wie sie sich in der großen an ungeahnten Schätzen reichen Sammlung der Gespräche Goethes von Wold. von Biedermann zu müheloser Verwertung darbieten, vorgeführt. Die Schrift ist eine schöne Ergänzung oder soll man sagen ein weiterer Beleg für das Verhältnis, das der Dichter dem

Christentume gegenüber eingenommen hat, wie sie uns in der von Th. Vogel gemachten Zusammenstellung von Goethes Selbstzeugnissen über seine Stellung zur Religion und zu religiös kirchlichen Fragen u. s. w. (Leipzig, 1888) entgegentritt. Man erkennt aus der Henkelschen Sammlung immer wieder von neuem, eine wie tiefe Ehrfurcht Goethe vor dem Buche der Bücher gehabt hat, und wie sehr er in der Schrift bewandert war. Schon in den Gesprächen mit Eckermann nimmt der Dichter oft Anlaß, sich über das Christentum zu äußern. Als Ergänzung dieser Äußerungen fügen wir eine Mitteilung hinzu, die die Frau August Goethes dem Dr. O. Mejer, einem Freunde des jungen Wolf Goethe, bei einem Besuche machte: Es war, schreibt Mejer (Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. Weimar, 1889, S. 10), das Goethewort erwähnt worden, daß das Christentum eine Kraft sei, an der die krankende Zeit sich immer wieder gesund lebe, und das Gespräch, in welchem der Alte den Lehrpunkt von der Gnade auseinandersetzt. So sei er auch einmal, erzählte sie, auf die Herrlichkeit Christi zu reden gekommen und habe sie immer ernster, immer feuriger, mit immer wachsender Rührung gepriesen, bis er in einen Thränenstrom ausbrechend hinausgegangen sei. Man wird sich also wohl hüten müssen, den größten Dichter der Deutschen für einen „Heiden" auszugeben. Freilich hat er ab und zu, vielleicht in Unmut und gereizt durch Angriffe von Heißspornen, Äußerungen hingeworfen, die den Vorwurf einer feindlichen Stimmung gegen das Christentum rechtfertigen könnten. Betrachtet man aber den Dichter im ganzen, so wird man anerkennen müssen, daß er für die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums ein tiefes Verständnis hatte. Insbesondre zog ihn, wie wir aus dem Büchlein erkennen, das Alte Testament an (S. 1—50), die Zitate aus dem Neuen füllen die Seiten 50 bis 84. Allen Freunden Goethischer Dichtung wird die Schrift Henkels höchst willkommen sein.

Ludwig Richters Leben. Dem deutschen Volke erzählt von Dr. Hermann Gerlach. Dresden, O. Brandner

Das Leben des unvergeßlichen Meisters ist gewiß ein Stoff für ein wahres Volksbuch. Ein solches kann das von dem Sohne herausgegebene Werk aus verschiednen Gründen nicht werden, auch nicht, wenn — was wir immer gewünscht haben, und nun, da der Herausgeber gestorben ist, als möglich betrachten — sowohl das Buch als die etwa noch nicht benutzten Aufzeichnungen und Briefe einer geschickten und vorsichtigen Hand zu neuer Bearbeitung anvertraut würden. Durch bessere Anordnung könnte das Buch sehr gewinnen, für die weitesten Kreise dürfte es jedoch immer in manchem Sinne zu hoch bleiben. Der Gedanke, eine Auswahl des Inhaltes in eine populäre Form zu gießen, war daher gut, allein wir können nicht sagen, daß die Ausführung ganz gelungen sei. Der Bearbeiter hat unsers Erachtens für den Zweck zu wenig gesichtet. Es ist ganz begreiflich, daß da das rechte Maß nicht leicht einzuhalten war, wo fast aus jeder Zeile uns das milde, geistvolle Antlitz Richters anblickt. Aber wer imstande ist, sich völlig in seine menschliche und künstlerische Seele hineinzudenken, für den bedarf es eines Auszuges nicht, der ist auf das Original zu verweisen. Und vieles von der Kleinmalerei in der Erzählung seiner Jugend verliert das Anziehende, wenn es nicht mit seinen Worten wiedergegeben wird, und dasselbe gilt auch von manchen spätern Erlebnissen. Die eignen Zuthaten Dr. Gerlachs sind mitunter von recht fraglichem Werte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der Kampf mit geistigen Waffen gegen die Sozialdemokratie



Erbaulich kann man das Schauspiel nicht nennen, das nach dem bedeutsamen 1. Oktober 1890 das Ringen für und wider die Sozialdemokratie im deutschen Reiche bietet. Wir sind in eine Periode der Gährung, der Auflösung und Neubildung eingetreten; es wird lange währen, bis sich die Lage einigermaßen klärt, eine neue Ordnung sich befestigt. Die kaiserliche Regierung schreitet auf dem Wege sozialer Reformen planmäßig weiter, und die Sozialdemokratie erkennt unter Lobsprüchen auf das jetzige und mit schonungslosen Hieben auf das ehemalige System an, daß ein „neuer Kurs“ eingeschlagen sei, der ihr gefalle und sich ihres Beifalls erfreue. Obwohl sich schwer entscheiden läßt, ob die Partei in der sozialen Gesetzgebung nur eine Förderung ihrer eignen weitergehenden Ziele erblickt, oder bereits nicht ohne Furcht ist, daß die gewährten Zugeständnisse an die Bestrebungen der Arbeiterklasse ihre Wühlerei auf die Dauer dämpfen und lahmlegen möchten, jedenfalls findet diese Abart des eingeschränkten Sozialismus ihre vorläufige Billigung, weil er als der Anfang „des Hineinwachsens der jetzigen Gesellschaftsordnung in den echten Sozialismus“ angesehen wird. Aber die Regierung hat wiederholt erklärt, daß die Aufgabe, die soziale Frage ihrer Lösung zu nähern und den sozialen Frieden wieder herzustellen, nicht ihr allein, nicht bloß dem Staate überlassen bleiben dürfe, sondern daß sie sich an die thätige Mitwirkung aller ordnungsliebenden Bestandteile des Volkes wende. Der Kaiser wünscht, daß „unsre Bürger endlich aus dem Schlummer erwachen mögen, in dem sie sich so lange gewiegt haben, und nicht bloß dem Staat und seinen Organen die Bekämpfung der umwälzenden Elemente überlassen, sondern selbst mit Hand anlegen“ (September 1890). Durch

das Aufhören des Sozialistengesetzes ist eine Beschränkung der Polizeimaßregeln erfolgt, ist der Fehde in Wort und Schrift freie Bahn gegeben, ist die Gesellschaft anstatt ausschließlich auf staatliche Fürsorge auch auf ihre Selbsthilfe zu ihrer Erhaltung angewiesen, muß sich ihrer Haut wehren, so gut sie kann. Im Gegensatze nun zu der Anerkennung, die sie den gegenwärtigen gesetzgeberischen Neuerungen, sei es mit oder ohne Hintergedanken, im ganzen entgegenbringt, hat die Sozialdemokratie bis jetzt sicherlich keinen großen Respekt vor dem angedrohten „Kampf mit geistigen Waffen“ gezeigt und keine Furcht vor den Angriffen ihrer Gegner verraten; dieser Kampf hat sogar das Unglück gehabt, ihren scharfen, beißenden Spott herauszufordern. „Geisteskampf heißt solche Hetze! wir lachen der ganzen Gevatterschaft.“ Woran mag das liegen? Eine erschöpfende Antwort läßt sich darauf nicht in kurzen Worten geben: der Sozialismus von heute ist eine zu verwickelte Erscheinung, die man stets als vollständiges Ganze betrachten muß, um sie sich richtig zurechtzulegen; beachtet man nur einen Teil, so erhält man ein falsches Bild, in keiner andern Sache richtet die einseitige Auffassung und ihre Folge: halbe und unsichere Maßregeln, so viel Unheil an. Die Beurteilung und die Diagnose ist daher ebenso erschwert wie die Bekämpfung und die Kur; teilweise liegen also die Gründe der bisherigen verhältnismäßigen Erfolglosigkeit des Geisteskampfes in der Sache selbst, teilweise aber auch sicherlich in dem eingeschlagenen Verfahren.

Die Sozialdemokraten behaupten, in den vergangnen zwölf Jahren, wo ihre Propaganda nur im Geheimen thätig sein konnte, „nichts vergessen“ und „viel gelernt“ zu haben. Eine Vervollkommnung ihrer „Taktik“ ist zweifellos vorhanden, obwohl auch nicht einmal diese ihnen allgemein zugestanden wird; wie viel sie sonst noch gelernt haben, muß dahingestellt bleiben. Die Ausarbeitung eines neuen Parteiprogramms und die Neuformulirung des „ehernen Lohngesetzes“ müssen nicht zu wichtig genommen werden; sie sind ein Spielball für dialektische Sträuße mit den Gegnern, ein Beschäftigungsmittel für die Anhänger und ein glänzender Beweis, daß die Partei „mit der Wissenschaft fortschreitet.“ Aber hat die bunte Schar ihrer Gegner, die jetzt allen Ernstes den Kampf mit geistigen Waffen aufnehmen will, hinzugelernt und nichts vergessen? Man begegnet in den Sozialistenblättern immer wieder der Behauptung, der Klage, daß die Partei in ihren Meinungen und Bestrebungen von ihren Gegnern nicht oder nicht genügend gekannt sei. Gewiß ist diese Behauptung zum Teil nur berechnete Taktik; wie bequem ist es, von Widersachern in die Enge getrieben, die Ausflucht zu gebrauchen: Sie kennen mich nicht, Sie werden mich nie verstehen! Trotzdem liegt viel Wahres in Aussprüchen wie diesen: „Unsre Gegner kennen eben unsre Litteratur nicht, sondern sind gewöhnt, alles der Polizei zu überlassen. Hätten sie die Geschichte unsrer Partei verfolgt, kennten sie unsre Parteilitteratur, so . . .“ (Berliner Volksblatt, 29. Oktober d. J.), oder: „Unsre Gegner lesen nun einmal keine sozialdemokratischen

Zeitungen und Schriften und verschließen überhaupt ihre Augen und ihre Schädel, wenn sie in die Nähe eines Sozialdemokraten kommen" (ebenda Nr. 258), oder: „Die Unwissenheit der Massen ist unser Feind, die Unwissenheit der Gegner dagegen unser Bundesgenosse" (Dr. Lütgenau). Ein Beweis dafür, daß diese Aussprüche zum Teil richtig sind, ist die Unkenntnis verschiedner Tageszeitungen von dem am 1. Oktober im „Volksblatt" wieder abgedruckten Gothaer Programm, insofern es von ihnen für eine Neuigkeit gehalten wurde; die verflossenen zwölf Jahre hatten eben die Beschäftigung mit der Geschichte und dem Wesen der Sozialdemokratie zurückgedrängt. Nun, diese wird ihrerseits dafür sorgen, daß das Versäumte nachgeholt wird; die sozialistische Broschüren- und Buchlitteratur, auch wenn sie bisher verboten war, erscheint in neuen, stärkern Auflagen, von Bebels „Frau" bis Engels' „Umwälzung der Wissenschaft"; der Verlag von Dietz in Stuttgart wird gute Geschäfte machen; die möglichste Verbreitung ihrer Druckerzeugnisse liegt im Interesse der Sozialdemokratie, denn das Lesen macht zahllose halbe und ganze Proselyten.

Auf Unkenntnis beruht der noch immer nicht ausgestorbene Wahn, daß die ganze sozialdemokratische „Genossenschaft" samt ihrer Lehre eines guten Tages ebenso plötzlich vom Erdboden wieder verschwinden werde, wie sie gekommen sei. Mancher gebildete Zeitungsleser mag, wenn er sein gemütliches Leibblatt öffnet, die Anzeige von dem sanften Ableben des roten Gespenstes täglich von neuem zu sehen erwarten. Leider ist dieses Gespenst von ungemein zäher Lebenskraft; alles Hoffen und Lauern auf Spaltung und Uneinigkeit in jenem Lager, auf die Opposition der „Jungen" gegen die „Alten," auf die Aussicht, daß sich die „Genossen" einander selbst ums Dasein brächten, hat nur den einen Erfolg gehabt: das festere Aneinanderschließen und die größere Einigkeit der Partei, das Zurückdrängen der wider den Strom schwimmenden, wider die Führerschaft Bebel-Liebknecht vorgehenden Elemente. Man muß sogar annehmen, daß es auf Seiten der bürgerlichen Presse aller Schattirungen keineswegs angebracht war, den Wunsch nach einem Zerwürfnis innerhalb der Genossenschaft allzu deutlich zu offenbaren, da er auf diese Weise zu einer Warnung wurde, die auf dem Parteitage und anderswo nicht unbenutzt blieb. Die Sozialdemokratie vermeidet auch verborgene Schleichwege nicht, um neue Anhänger zu gewinnen; die Schuld daran, daß ihre Gegner so leicht mit aufgedeckten Karten spielen, liegt an der Zersplitterung, die eine gemeinsame Paroleausgabe verhindert. „Die Partei war nicht gesinnt, sich selber aufzureiben." Damit ist eine Hoffnung vieler sang- und klanglos zu Grabe getragen worden. Bis jetzt ist die Sozialdemokratie der tertius gaudens gewesen, und der Apfel der Zwietracht, der, in ihre Mitte geworfen, sie auseinandersprengen könnte, hat sich noch nicht gefunden; im Gegenteil, das offizielle Organ, das „Berliner Volksblatt," hat gut lachen, wenn es sich über die Zersetzung der „Bourgeoisgesellschaft" belustigt; es wäre zu wünschen, daß es

hiermit seinerseits den Erfolg erzielte, zur Einigung aller staatsfreundlichen Kräfte beizutragen. Die Sozialdemokratie versteht es heute wie ehemals, sich durch meisterhafte Ausnutzung der Fehler ihrer Gegner und besonders ihres Hauptfehlers: Uneinigkeit, zu verstärken.

Wer glaubt, daß die Sozialdemokratie so schnell aus der Welt verschwinden, sich still verbluten könnte, wird auch stets geneigt sein, sich in trügerische Sicherheit zu wiegen. Jener 20. Februar, der dem Bürger die Augen öffnete über die schleichende Ausbreitung der sozialistischen Lehren, auch an Orten, wo sonst keine Spur von ihnen jemals wahrzunehmen war, streitet bereits, wie natürlich, mit andern Ereignissen der Zeit, die gleichfalls Interesse erregen und von Fall zu Fall verfolgt werden, um den Vorrang in der lebendigen Erinnerung der besitzenden Klassen. Aber der sozialdemokratische Kalender ist von dem bürgerlichen sehr verschieden, er zeichnet eine Geschichte besondrer Art auf; in ihm bilden der 20. Februar, der 1. Oktober und der Parteitag die bis jetzt denkwürdigsten Augenblicke dieses Jahres, neben denen alle übrigen Ereignisse ein gleichgiltiges Nichts sind. „Der Geist des Kongresses ist der Geist des 20. Februar," hieß es im „Volksblatt." „Was kümmert mich die Gesundheit des Königs von X," sagte unter dem gewohnten „stürmischen Beifall" ein Redner, ein Arbeiter, in einer der wie bei keiner andern Partei zahlreich aufeinanderfolgenden Volksversammlungen. Er hätte seine wahre Meinung noch besser ausgesprochen, wenn er einfach gesagt hätte: Eure Weltgeschichte und eure Zeitgeschichte lassen mich kalt, gehen mich nichts an, oder, um ein beliebtes Wort zu gebrauchen: ich pfeife auf sie. Es wird sich zeigen, ob die staatserhaltenden oder die radikalen Kräfte die Spanne Zeit bis zur nächsten Reichstagswahl am besten ausnutzen werden; der 1400000-Stimmentag sollte ein tägliches Memento, ein dauernder Antrieb zu eifrigem Schaffen sein. Auf der Katholikenversammlung zu Aachen sagte der Abgeordnete Bachem: „Der Kaiser wendet sich gewissermaßen in dieser kritischen Zeit an die einzelnen Richtungen im Lande und sagt: Nun zeigt, was ihr könnt."

Die Tageszeitungen, in denen sich der Kampf mit geistigen Waffen natürlich besonders wiederspiegelt, sind nicht selten schuld, daß ein unvollkommenes und einseitiges Bild von dem jeweiligen Stande der sozialen Bewegung in den Köpfen der besitzenden Stände entsteht. Wenn ein Blatt den Parteitag, den die Sozialdemokraten ein „Arbeiterparlament" nennen, „wie Deutschland ein solches noch nie gesehen hat," der „eine neue Ära" eröffnet, in die die „Arbeiterpartei" eintritt, „mit einer Zuversicht, die nichts erschüttern kann," mit einem kurzen Auszuge oder Referat abfertigt, so wird es der Bedeutung des Gegenstandes nicht gerecht. Vielleicht kommen allerdings noch „Stimmen der Presse" hinzu; sind diese aber so ausgewählt und ausgeschnitten, daß sie in harmonischem Zusammenklingen den Kongreß (413 Delegirte aus 230 Wahlkreisen) als ein mißlungenes Experiment bezeichnen, das

den „geistigen Bankerott“ der Führer erwiesen habe, oder als ein gehaltloses, herzlich unbedeutendes, „nichts Neues“ bietendes Redeturnier „einer Gruppe von keifenden und sich gegenseitig der ordinärsten Dinge beschuldigenden Lärmbrüdern und Strebern, die sich um den Schlüssel zur Parteikasse zanken,“ oder auch, wenn es hoch kommt, als eine eitle „Parade,“ ist es dann zu verwundern, daß Monsieur Bourgeois sich in seiner Gemächlichkeit nicht stören läßt, weiter schläft und zu unthätiger Gleichgiltigkeit verleitet wird? Manche falschen Schlußfolgerungen sind außerdem durch die gemäßigte Haltung der auf dem Hallischen Kongresse versammelten Führer veranlaßt worden. Die (scheinbare) Mäßigung ist keine Bekehrung, in der sich etwa bereits die erzieherische Wirksamkeit des „neuen Kurses“ kundgäbe, sie ist im Hinblick auf die Entwicklung der Sozialdemokratie eigentlich weder überraschend noch neu. Schon Mehring (Die deutsche Sozialdemokratie) führt aus, daß „auf die Dauer in der großen Masse immer die objektive Vernunft siegt, ein tröstlicher Erfahrungssatz aller Geschichte, den die Sozialdemokratie, je stärker sie anwächst, um so härter am eignen Leibe erproben wird. Je mehr Köpfe sie zählt, umso mehr entzieht sich der Einzelne der Kontrolle der Führer, umso eher wird er des fruchtlosen Geschwätzes satt und kommt auf verständige Gedanken. Dies wissen die Leiter der Bewegung sehr genau. Daher erklärt sich die anfangs befremdliche Erscheinung, daß sie nach ihren Wahlsiegen eher mäßiger als schroffer aufzutreten pflegen.“ Die Mäßigung ist also nur durch taktische Rücksichten bestimmt. Dementsprechend legt das „Berliner Volksblatt“ denen, die an das Wunder einer Verwandlung der Partei aus einer revolutionären in eine Reformpartei glauben, die Frage vor, ob „dieser Glaube nicht vielmehr auf eine Änderung der Taktik gegen uns als auf eine Änderung unsers Wesens zurückzuführen sei.“ Die Ordnungsparteien sind in einer Umgestaltung begriffen, aber die Sozialdemokratie nicht; jene schließen von ihrer Bewegung mit Unrecht auf eine Mitbewegung ihres stehenbleibenden Gegenüber. Ebenso unrichtig ist die Ansicht, der man zuweilen begegnet, daß die Partei nur einen oder zwei hervorragende Männer besitze, Bebel und Liebknecht, woraus sich dann die wunderschöne Perspektive eröffnet, daß die Sozialdemokratie auf vier Augen ohne Erben stehe. Die stattliche Reihe von Rechtsanwälten, Ärzten, ehemaligen Theologen, Doktoren der Philosophie und so fort, die sich unter dem roten Banner dem Geschäft des Redenhaltens und Aufhetzens gewidmet haben, sollte schon eines Bessern belehren; Liebknecht hat von jeher mit Vorliebe akademisch Gebildete zu sich herangezogen. Man könnte meinen, die Geringschätzung der Sozialdemokratie, die Methode, sie verächtlich abzufertigen, wäre darauf berechnet oder dazu angethan, ihr Abbruch zu thun; wenn man z. B. ihre Parteitagdemonstration, die imponiren wollte, herabsetzt, so betrügt man sie um den beabsichtigten Zweck. Aber anstatt sich über eine solche Taktik, wodurch doch sein Interesse oder seine Eitelkeit verletzt sein könnte, zu ärgern, macht sich

Liebknecht über diese „Vogelstraußpolitik" lustig, und mit Recht, denn er kennzeichnet damit jene Taktik als das, was sie ist; die mit der zeitlichen Entfernung immer mehr zunehmende Verkleinerung des Gegenstandes scheine, meint er, allmählich zu einer Leugnung seines Daseins fortzuschreiten, zuguterletzt werde sogar das Vorhandensein des Parteitages bestritten werden. Gewiß soll man den Feind nicht überschätzen und ihm zu viel Ehre anthun, aber das Gegenteil, ihn zu niedrig zu schätzen, ist nicht besser, und richtig und wahr ist nur eine kalte, nüchterne, unbefangene Beurteilung.

Im Vordergrunde des Kampfes mit geistigen Waffen hat in letzter Zeit der ominöse „Zukunftsstaat" gestanden. Auch dies ist ein altes, dagewesenes, öfter für und wider behandeltes Thema. Selbstverständlich ist es ausgeschlossen, die Frage nach diesem erträumten Staatsgebilde eingehend zu beantworten; würde der Versuch wirklich wieder unternommen, so hätten wir unter den litterarischen Neuigkeiten nur eine „Utopia" mehr. So wurde denn der Vorschlag gemacht, diese Vexirfrage den Sozialdemokraten unausgesetzt von neuem vorzulegen, um ihre gänzliche Unfähigkeit, den zukünftigen Idealstaat näher zu beschreiben, vor aller Welt zu zeigen. Liebknecht lehnte die Beantwortung rundweg ab, weil man nicht einmal von ihm verlangen könne, daß er wisse, wie es bei uns nach einem Jahre aussehe. Er nahm die Logik für sich in Anspruch; hätten die Fragesteller vorhergeahnt, daß Deutschland jetzt ohne Bismarck, ohne Sozialistengesetz regiert würde, hätten sie wohl geglaubt, daß es ohne diese auch nur sein könne? Diese Erklärung war jedenfalls besser als die Idee, ewig dieselbe Frage jemandem zu stellen, der nicht antworten will und kann. Der Spieß wurde dann umgedreht; das „Volksblatt" gab auf wiederholte Anzapfungen die Frage zurück, indem es unter anderm die Ultramontanen aufforderte, zuvörderst ihren geträumten Zukunftsstaat einmal ausführlich darzulegen; so wollte es sich unbequeme Gegner vom Leibe schütteln. Es mußte die Einsicht kommen, daß sich der Fuchs auf diese Weise aus seinem Bau nicht herauslocken lassen wollte. Bescheidene Anfragen dieser Art mögen zuweilen lästig und unangenehm werden und gelegentlich in Verwirrung setzen können, aber großen Schaden wird man dadurch nicht anrichten. Etwas andres ist es, das sozialistische Staatsideal mit den Waffen der Satire zu verfolgen, vorausgesetzt, daß man von seiner Undurchführbarkeit und seiner absoluten Idealität fest überzeugt ist. Ist diese Überzeugung aber wirklich bei den Angehörigen der besitzenden und gebildeten Klassen völlig unerschüttert? Ist allerlei Zukunftsmusik nicht mehr, als gut ist, à la mode? schöpft die Sozialdemokratie nicht aus diesem Born ergiebig Wasser auf ihre Mühlen? bemüht sie sich nicht, die Gegenwart herabzusetzen, wie sie kann, und wird sie in diesem Beginnen von den Anhängern des Bestehenden genügend gehemmt und gehindert? Die Meinung ist nur zu sehr verbreitet, daß, wenn wir uns glücklich und glorreich in Erfindungen und Ent-

deckungen so weiter vervollkommnen, in vielleicht ein- bis zwei- auch dreihundert Jahren die „Neue Zeit“ anbrechen werde, in der die Menschen mit ihrer Lage endlich, im Gegensatze zu der allgemeinen Unzufriedenheit von heute, zufrieden sein können, und in der man schon jetzt wünschen möchte gelebt zu haben, da man bedauerlicherweise zu früh geboren ist. Bald möchte es ein Wagnis sein, den „ewigen Völkerfrieden“ für eine schöne Idee und nichts mehr zu halten; man ist bereits in Gefahr, als Barbar angesehen zu werden, wenn man nicht die Ungleichheit der Menschen, Europäer oder Afrikaner in jeder Form, unter jedem Namen, in jedem Lande mit niederdonnert. Die Sozialdemokraten und andre bedauern die „armen Schwarzen,“ die durch die Kolonialpolitik mit den „Segnungen der modernen Kultur“ beglückt werden sollen. Wie ganz anders dachte Rodbertus, der unser Völkerrecht als ein Produkt der christlich-sittlichen Kultur bezeichnete, und meinte, „das christliche Europa sollte etwas von dem Gefühl in sich aufnehmen, das die Griechen und Römer bewog, alle andern Völker der Erde als Barbaren zu betrachten.“ Auch die himmelstürmende Wissenschaft, die für sich kein Ignorabimus mehr gelten läßt, sondern gottgleich (sicut deus) sein will, ist eine Utopie. Also: nicht nur die Sozialdemokraten sind Zukunftsstaatler, sind Phantasten! Während der Landsmann Sozialdemokrat sich an den Freiheits- und Gleichheitsphrasen von Aufwieglern berauscht, versenkt sich der Gebildete mit Behagen in das Lesen seiner Büchner, Bellamy und Nordau und redet sich ein, daß die Kulturmenschheit auf „konventionellen Lügen“ beruhe. Das ist wie eine Krankheit, und es ist nicht zu verwundern, daß diese in dem Volke der Denker, der Philosophen am heftigsten grassirt, in dem Reichtum des deutschen Gemütes, in dem echtdeutschen Trieb, in die Ferne zu schweifen, einen günstigen Nährboden findet. Die Sozialdemokraten geben selbst zu, daß die Amerikaner zu nüchtern sind, als daß die neue Lehre von ihnen willig aufgenommen würde und ihre Sendboten leichten Erfolg hätten. Der Sozialismus wendet sich an die Einbildung und das Gefühl, ist durch und durch Idealismus und Optimismus, nennt sich eine „neue Religion.“ Eine tüchtige Portion Kosmopolitismus, unnationales Weltbürgertum liegt den Deutschen ebenfalls tief im Blute; die ausländischen Gäste der Sozialdemokratie auf dem Parteitage waren in einem Irrtum befangen, wenn sie glaubten, nur das Verhalten der deutschen Genossen nachmachen zu müssen, um gleich herrliche Erfolge zu erringen; das „Volksblatt“ klagt über die Lauheit der französischen Arbeiter in einer Republik, wo ihre Thätigkeit durch keine Vereins- und Versammlungsgesetze wesentlich beschränkt wird. Wenn die soziale Frage nur der Teilnahme des Herzens bedürfte und die Kritik des Verstandes entbehren könnte, wer wäre dann nicht sozial, welcher wahre Christ sähe nicht seine Mitmenschen als Brüder an, welcher humane Mann würde nicht von Mitleid für das „Massenelend“ bewegt und wäre nicht bereit, alles zu seiner Beseitigung zu thun? „Die soziale Frage ist keine böse,

sondern eine gute Frage. Man kann das Unglück nicht aus der Welt schaffen; die Erde ist kein Eden mehr. Aber man könnte, wenn man nur wollte, viel mehr glückliche und zufriedene Menschen auf Erden haben, wenn mehr Leute ihre Pflicht thäten und ihren Nächsten lieb hätten." (Stöcker, Christlich-Sozial, zweite Auflage, 1890, S. 162.) Wie lange wird es aber dauern, bis die Nächstenliebe die Mehrheit der Herzen, Handlungen und Stimmen hat? Der gesunde Menschenverstand muß an der Durchführbarkeit der sozialistischen Ideen in ihrem weitern Umfange, an die Möglichkeit eines Zukunftsstaates ohne zutreffendes Analogon in aller Vergangenheit Zweifel hegen, die nicht zu beseitigen sind. Für die Sozialdemokratie ist jedoch die Verquickung von Idealen, die auch ihre besonnenern Gegner an sich, als Ideale, nach denen die Menschheit ewig ringt, ohne jemals in ihren Besitz zu gelangen, nicht verleugnen, mit ihren besondern Zielen als Vertreterin der Arbeiterinteressen eine unversiegliche Quelle, aus der sie Material entnimmt, die Massen an sich zu fesseln und auf sie einzuwirken.

Die großartige Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, die Schnelligkeit, womit die Eisenbahnen und andre Erfindungen ihren Triumphzug über die bewohnte Erde halten, der Weltverkehr, die riesenhafte Zunahme der Produktion haben den Wahn hervorgerufen, daß dem Menschengeiste nichts unmöglich sei. Sie haben eine nervöse Hast des Strebens, eine fieberhafte Unternehmungslust hervorgerufen, ähnlich wie sie nach der Entdeckung Amerikas und Indiens entstand; Bellamys „Rückblick" wurde im Jahre 1890, des Thomas Morus Buch über den besten Staat und die neue Wunderinsel Utopia im Jahre 1517 veröffentlicht. Selbst Gegner der Sozialisten sprechen die Ansicht aus, daß der Sozialstaat zwar nicht gegenwärtig, aber vielleicht nach Jahrhunderten, nach andern gar nach Jahrtausenden möglich sei. Liebknecht könnte hierauf fußen und mit einigem Rechte fragen, ob sich denn, was nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden möglich ist, bei der „Schnelligkeit des modernen Lebens" nicht etwa unter Umständen, oder wenn wir nur wollen, auch eher verwirklichen könne. Auf dem Parteitage sagte er: „Wir leben in der Ära der Eisenbahnen und der Elektrotechnik, die Wissenschaft ist der kühnsten Phantasie von damals vorangeeilt. Diejenigen, welche nun ein genaues Bild von dem erstrebten Zukunftsstaate verlangen, sollen einmal das ganze Wesen der heutigen Gesellschaftsordnung sich selbst gegenwärtig halten, sie sollen bedenken, daß alle Voraussetzungen, auf welchen unsre Gesellschaftsordnung beruht, im Nu durch das Fortschreiten von Technik und Wissenschaft über den Haufen geworfen werden können." Wie sagt doch Wagner im Faust? „Und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht . . . Zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen." Von der ehemaligen Unbekanntschaft mit den Wirkungen des Dampfes und der Elektrizität und der jetzigen Verwendung dieser Naturkräfte kann man nicht auf die Möglichkeit einer ähnlichen, alles

frühere überragenden, sittlich-geistigen Erhebung schließen. Es ist der Grundirrtum des Sozialismus, die wirtschaftliche Entwicklung als einen naturgeschichtlichen Vorgang, abgesondert von allen sittlichen und seelischen Mächten des menschlichen Lebens, anzusehen. Die Unsittlichkeit und der Unverstand, das Böse und die Sünde bestehen an sich ebenso fest auf Erden wie Krankheit und Tod. Die Lösung des Problems, wie man alle Menschen gleich glücklich, gleich reich, gleich gesund, gleich klug und (wie Hasenclever wollte) gleich vernünftig machen kann, erscheint nicht anders als wie die Aufgabe, die Quadratur des Zirkels, das Perpetuum mobile, den Homunkulus, den Stein der Weisen zu finden. Den ungeheuern Fortschritt auf naturwissenschaftlich-technischem Gebiete sans façon auf das geistige Leben der Menschheit zu übertragen, ist eine Chimäre. Die Zahl der Verbrechen und tausend andre Dinge beweisen, daß die Menschen seelisch immer ziemlich dieselben geblieben sind, oder daß wenigstens der sittliche Fortschritt langsam hinter dem andern hinterdreinhinkt, abgesehen davon, daß er periodenweise auch wieder in Stillstand oder Rückgang umschlagen kann. Utopien werden stets Utopien bleiben, aber daß sie gegenwärtig so viel Beachtung finden, daß Platos Staat und Morus Insel das Thema von so und so viel Vorträgen liefern, ist charakteristisch, ist fin de siècle. In welche seltsamen Widersprüche verwickelt sich daher die Sozialdemokratie; einerseits giebt sie zu: „So wenig eine Gesellschaft von heute auf morgen entstanden ist, so wenig läßt sie sich auch von heute auf morgen aus der Welt schaffen," anderseits hofft sie (Berliner Volksblatt, 25. November): „Möge dies Jahrhundert das letzte sein, welches mit dem »Fluch der Armut« belastet ist!"

Nach dem Zukunftsstaate will die Sozialdemokratie nicht gefragt sein: Hände weg! In der Debatte darüber entfiel dem offiziellen Preßorgan ein Wort, das wir als Gegenstück zu einem von der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses gesprochenen Worte hervorheben wollen: „Der Unzufriedene pfeift auf den Zukunftsstaat" (31. Oktober). Das bedeutet also: die Weigerung, das verheißene Paradies zu schildern, schadet den sozialistischen Hetzern nicht, so lange ein schier unerschöpflicher Fonds von Unzufriedenheit im deutschen Reiche vorhanden ist, der jede freiwerdende Lücke in den Reihen der Genossenschaft immer wieder füllt. Die Macht des Stimmzettels, der zugleich ein Wunschzettel ist, kommt hier in Betracht; die Zu- und Abnahme der sozialdemokratischen Stimmen ist wie das Fallen und Steigen des Quecksilbers im Thermometer, ein Gradmesser der Unzufriedenheit über bestehende Mißstände. Die Sozialdemokratie weiß selbst sehr wohl, daß viele von denen, die für sie stimmen, in ihr nur den besten Anwalt ihrer jeweiligen Interessen erblicken, wie wenn die Bauern eines Dorfes in corpore sozial wählen, weil sie vom Wildschaden geplagt werden. Ein Doktor Eisenhart hat deshalb den Vorschlag einer Radikalkur nach eigner Art gemacht, das allgemeine gleiche Wahlrecht

wieder aufzuheben. Besser ist doch die u. a. in einem Artikel des „Deutschen Wochenblattes“ geäußerte Ansicht: „Nicht ob die sozialdemokratischen Forderungen ausführbar sind, sondern inwieweit sie es sind, soll der Kritiker fragen, dem daran gelegen ist, Regierung und Unterthanen im Einvernehmen zu halten.“ Obwohl die sozialdemokratische Partei „mit der Angel der Unzufriedenheit“ fischen geht und die meisten Fische fängt, obwohl sie Mißvergnügen durch ihre Hetzerei nährt und hervorruft, wie und wo sie es vermag, thut man ihr mit der Behauptung Unrecht, daß dies ihre ausschließliche Absicht sei und sie keine ernstliche Abhilfe für Übelstände erstrebe und begehre; es ist unter Umständen sogar ein Verdienst, den Finger auf die wunde Stelle zu legen, mag der Patient noch so sehr jammern. Anderseits treiben die Sozialdemokraten einen Sport damit, jeden sich offenbarenden Mißstand aufzubauschen und für ihn immer gleich das ganze System verantwortlich zu machen. Sie glauben, daß alle Reformen von oben die Unzufriedenheit nicht vermindern würden, weil diese unzertrennlich mit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung verbunden sei. Wäre dies richtig, dann wäre es nicht zu verhindern, daß sich die Partei fortgesetzt vermehrt, oder daß „die heutige Gesellschaft in den Sozialismus hineinwächst“ (Volksblatt, 31. Oktober). Die soziale Frage ist schließlich eine Machtfrage; wir müssen, ruft Liebknecht aus, die achtzig Prozent werden anstatt der zwanzig. „Unser Hauptbestreben muß darauf gerichtet sein, eine mächtige Partei zu werden.“ In den Worten: „Der Unzufriedene pfeift auf den Zukunftsstaat“ spricht sich die Zuversicht des Sieges aus. Die Regierung aber stellt sich, um den Gegner zu werfen, auf denselben Boden mit ihm; das Gegenstück jener Worte ist eine Stelle aus der Rede des Reichskanzlers von Caprivi bei der Einbringung der Reformvorlagen im preußischen Landtage: „Der Staat kann in dem Kampfe, vor den er gestellt ist, nur gewinnen, wenn es ihm gelingt, die Zahl seiner Gegner zu verringern.“ Reformen zur Verhinderung von Revolutionen! Die Unzufriedenheit völlig zu beseitigen ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit; schon die Aufgabe, sie merklich zu mindern, ist bei der Masse kleinerer und größerer Übelstände, die die Thätigkeit des Operateurs verlangen, gewaltig. Die Macht der Unzufriedenen setzt sich auch keineswegs bloß aus Arbeitern, Angehörigen des sogenannten vierten Standes, zusammen, sondern aus allen Ständen, besonders dem Mittelstande, Kleinkaufleuten, Handwerkern, Bauern, Beamten mittlerer Stellung, die unter der „Not der Zeit“ vielleicht mehr als die Arbeiter zu leiden haben und durch die Sozialreform zum Teil noch mehr als früher belastet werden. Die Verhältnisse möchten zuweilen sogar so liegen, daß der Meister seinen Gesellen und die Hausfrau ihr Dienstmädchen, d. h. in sozialdemokratischem Jargon ihre „Ausbeutungsobjekte“ beneiden; die Gefahr ist vorhanden, daß der Versuch, „den in den letzten Jahren leider immer mehr erweiterten Gegensatz zwischen den einzelnen Klassen der Bevölkerung

auszugleichen," für die Mittelklasse vielfach ein Herabdrücken bewirkt, wie es die Sozialisten gerade wünschen, die auch die den Arbeitern nächststehenden Schichten zu Proletariern stempeln möchten. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß die Sozialdemokraten in letzter Zeit für ihre Propaganda ihr Augenmerk besonders auf die Handlungsgehilfen und -Gehilfinnen, Musiker, Kellner, Schlächter u. s. w. gerichtet haben, d. h. auf solche Berufe, die bisher mit dem Gros der Arbeiter nicht recht gemeinsame Sache machen wollten; es ist bemerkenswert, daß sie hierbei keine leichten und schnellen Erfolge hatten: die Handlungsgehilfen dünken sich mehr zu sein als die „Arbeiter," sie weisen die Bezeichnung „Proletarier" zurück, die sozialdemokratischen Arbeiterinnen klagen über den „Dünkel" vieler Kolleginnen, die, weil sie es etwas besser haben und „mehr verdienen," sich für zu gut halten, sich mit ihnen einzulassen, und „der Kleinkaufmannsstand, genau so wie das Kleinbürgertum der ganzen Welt, ist zu verbohrt in seinen kleinlichen Klassenvorurteilen" (Volksblatt, 14. November). Vorsicht ist jedenfalls angebracht, daß man in dem Bemühen, die „Arbeiter" zu Freunden des Staates zu machen, nicht einen neuen Feind großzieht. Übrigens brauchen die Übelstände, die Mißvergnügte machen, durchaus nicht immer und allezeit sehr groß zu sein, zuweilen drückt nicht der ganze Schuh, sodaß er weggeworfen werden müßte, sondern nur eine Stelle, die einer verhältnismäßig unbedeutenden Ausbesserung bedarf; „uns Deutschen allzumal steckt nun einmal die unausrottbare Neigung zum Generalisiren, Theoretisiren, zur möglichst prinzipiellen, philosophischen, tiefsinnigen Auffassung aller Dinge im Blute." Ein Artikel der „Nation" erwähnte die Kommissare Friedrichs des Großen, die die Provinzen bereisten, um alle Verhältnisse zu beobachten und mit Rücksicht auf die Notwendigkeit von Verbesserungen zu prüfen. Manches könnte sicher auf dem Wege der Verwaltung statt auf dem der papierenen Gesetzgebung gebessert werden. So haben z. B. selbst Gegner anerkannt, daß gewisse Mißstände im Bäckergewerbe auf Grund von Bebels Bäckerenquete vorhanden sind. So sind auch die Lokalnachrichten oder die Vermischten Neuigkeiten oder die „Eingesandt" der Tagesblätter oft lehrreicher als pompöse Leitartikel; es berührt doch seltsam, wenn z. B. Zeitungen mit vielen Tausenden von Abonnenten jahraus jahrein dieselben kleinen und nicht unberechtigten Beschwerden enthalten, die ohne großen Aufwand sehr wohl zu erledigen wären, und wenn die ständige Antwort der Redaktion erfolgt, daß sie dieselbe Sache schon oft vergeblich angeregt habe. Oder giebt es keine Behörden, die sich mit der Presse u. s. w. in dieser Beziehung beschäftigen? Wir bemerken in diesem Zusammenhange, daß z. B. der junge Theologe, der, um das Leben und Denken der Arbeiter zu studiren, in einer Chemnitzer Fabrik eine Zeit lang selbst den Arbeitskittel getragen hatte, und dessen Beschreibung seiner Erlebnisse kürzlich durch die Zeitungen ging, so nachdrücklich wie möglich behauptete, „daß nach allen seinen Erfahrungen die

Lohnfrage nur einer, nicht einmal der bedeutendste, gewöhnlich der anstoß-, keinesfalls der ausschlaggebende Faktor der ganzen sozialen Bewegung sei." Ein frischer Zug sollte durch Verwaltung, durch Sitte und Mode gehen und mit so manchem alten Zopf, der nicht länger zu brauchen ist, ähnlich wie es im Militär mit gewissen überlieferten Eigentümlichkeiten des Gamaschendienstes geschehen ist, gründlich aufräumen.

Gelingt es dem Staate, sich durch Reformen der sozialen Bewegung zu bemeistern, so sieht sich die agitatorische Sozialdemokratie vor die Wahl gestellt, entweder geduldig zu werden und auf langsames Reifen der Früchte zu warten, die Ernte also ad calendas graecas zu verschieben, oder aber ungeduldig zu werden und nutzlose Auflehnungs- und Putschversuche zu machen, die die jetzige Parteileitung verurteilt („jeder Dummkopf kann eine Bombe werfen"), weil sie bald niedergeschmettert und nur dem Gegner von Vorteil sein würden; das Abwarten aber dürfte die „Versumpfung" der sozialen Frage, d. h. eine Besserung der durch die industrielle Entwicklung der Neuzeit heraufbeschworenen Übelstände im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung, wider Willen und trotz alles Sträubens der Aufhetzer, herbeiführen. Die Partei hat gewiß nicht die Absicht, ihre Grundsätze aufzugeben, und Liebknecht hat die von Brentano im „Deutschen Wochenblatt" kürzlich ausgesprochene Ansicht entrüstet zurückgewiesen, daß die sozialdemokratische Partei anfange, aus einer revolutionären eine Reformpartei zu werden, aber die Verhältnisse sind manchmal mächtiger, als der Wille selbst der Sozialdemokratie. „Der Arbeiter hat nur einen wahren Verbündeten, und das ist der Staat, nicht der Staat der Zukunft, sondern der gegenwärtige, dem schon das Interesse der Selbsterhaltung gebietet, auf die Versöhnung der schroffen sozialen Gegensätze hinzuwirken. Was er dem Arbeiter geben kann, das wird er ihm auch geben, es ist vielleicht wenig, aber immerhin mehr als ein — Schlagwort" (Munding, Die Lügen des sozialistischen Evangeliums).

Wir beabsichtigen nicht hier die zahlreichen Broschüren, die nach dem 1. Oktober ins Land gegangen sind, vorzuführen, ebenso wenig die Ansätze neuer Vereinsbildungen zu verfolgen, die die Sozialdemokratie bekämpfen wollen; eine gesteigerte Regsamkeit innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ist nach allen Seiten zu bemerken, hoffentlich ein guter Anfang. Die Vereine können entweder kleinere Verbände sein, die sich ein bestimmtes, engbegrenztes Ziel im gemeinsamen Kampfe stecken, oder große Vereinigungen, die auf breiter Grundlage eine möglichst hohe Mitgliederzahl zu gewinnen suchen; Vereine beider Arten sind begründet worden oder sind in der Bildung begriffen. Die Sozialdemokratie führt ewig die Phrase im Munde von dem in allen Fugen krachenden Bau der modernen Gesellschaft, die ihrem unaufhaltsamen Zusammenbruch entgegengehe und in einer reißend schnellen Zersetzung begriffen sei; es entspricht ihren Zwecken, diese Redensart als bare Münze einzuschmuggeln, und

leider wird sie auch anderwärts blutig ernst genommen und nachgebetet. Trotz „Sodoms Ende,“ dessen vernichtendste Kritik das Lob des „Volksblattes“ ist (7. November: „Was für Vertreter der obern Zehntausend zeigt uns Sudermann! »Bestien« und »Hallunken,« das ist der Fünftelsaft, zu dem der Held seine Erfahrung über sich und seine Klassengenossen destillirt“), ist die Moral der besitzenden Klassen nicht so gesunken, wie man es darzustellen beliebt. Freilich mehr Einigkeit wäre der „Bourgeoisie“ zu wünschen und zu empfehlen; will man den Mangel daran als Zersetzung bezeichnen, so mag man das thun; die Uneinigkeit ist stets der Fluch der deutschen Nation gewesen. Da steht auf der einen Seite einer großen Zeitung das Wort des Reichskanzlers von Caprivi: „Wir werden von Jahr zu Jahr mehr, wie mir scheint, zu der Überzeugung kommen, daß gegenüber der staatsgefährdenden Tendenz, die sich immer breiter macht, das Zusammenhalten aller staatserhaltenden Elemente immer notwendiger wird. Ist das richtig, was sind denn alle die Fragen, die etwa hier Streitigkeiten, Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteien hervorrufen können, gegenüber den Fragen, vor die uns die Sozialdemokratie stellt?“ Und auf der nächsten Seite erklärt dieselbe Zeitung, daß es fast unmöglich sei, mit einem Blatte jener andern (auch einer Ordnungs-) Partei, „welcher Schattirung es auch angehören möge,“ eine sachliche Erörterung zu führen; ein konservatives Blatt ist für die neugegründete „Sozialmonarchische Vereinigung,“ das andre dagegen u. s. w., denn gesündigt wird in dieser Hinsicht überall. Die Verlegenheit, in der sich die Ordnungsparteien bei ihrem gegenseitigen Hader („Unsre Gegner arbeiten für uns,“ triumphirt der gemeinschaftliche Feind) befinden, zeigt sich drastisch in der Parole: Getrennt marschiren, vereint (!) schlagen. Zu der Uneinigkeit gesellt sich die Trägheit und Bequemlichkeit in Erfüllung ihrer öffentlichen Pflichten, der man bei den Männern der Ordnungsparteien, „den Zufriedenen und Gutgesinnten,“ so häufig begegnet. Als Muster für das Zusammenfassen der gesellschaftlichen Kräfte können die Kriegervereine gelten, die sich eines so erfreulichen Hasses bei der Sozialdemokratie rühmen können; nur die nationale Idee scheint auch heute noch mächtig genug, die verschiednen Parteien zum Zusammengehen zu veranlassen. Ebenso empfiehlt Graf Moltke dringend die Erweckung patriotischen Sinnes in der Jugend nach dem Austritt aus der Schule bis zum Eintritt in die Armee. „Hier das Vaterland!“ Alles andre findet sich von selbst.

Eine neue Hilfstruppe soll jetzt zum sozialen Kampfe mobil gemacht werden, die sich bisher davon fast ganz ferngehalten hatte: die Schule. Auch die Sozialdemokratie hatte bisher die Schule bei ihren Angriffen auf die gegenwärtige Gesellschaftsordnung verhältnismäßig wenig bedacht. Das Thema: Schule und Sozialdemokratie ist freilich litterarisch öfter behandelt worden und wird es künftig sicherlich noch weit mehr werden; insbesondre wurde auf

die Wichtigkeit der Erhaltung von Vaterlandsliebe und Religiosität in den jugendlichen Gemütern hingewiesen, dann auf die Vorbildung der Lehrer, die nicht nur die rein äußerliche Fertigkeit in Betracht zu ziehen hätte. Der Geist, der die ganze Schule durchdringt, also die Erziehung, ist die Hauptsache; die pommersche Provinzialsynode beschloß: „Nicht durch Vermehrung der Unterrichtsgegenstände und nicht durch Vervollkommnung der Methode allein, sondern vornehmlich durch die Wirkung des Geistes, der vom Lehrer ausgeht, kann die Schule ihre Aufgabe lösen, nicht nur die Liebe zur Sache und zum Fach, sondern die Liebe zu den Seelen der Jugend muß in der Schule regieren.“ Wenn jetzt nach einer kaiserlichen Kabinetsordre an das preußische Staatsministerium auch der Unterricht „in den elementaren Grundsätzen der Volkswirtschaft“ oder „über die Verderblichkeit der Sozialdemokratie“ eingeführt werden soll, so müßte man die Augen absichtlich verschließen, wenn man nicht zugeben wollte, daß eine solche Neuerung nicht ohne Bedenken ist. Auch auf dem Gebiete des Schulwesens sind gute und schlechte, aufbauende und zerstörende Kräfte in beständigem Ringen um die Herrschaft begriffen. Ein wunder Punkt ist die chaotische Verschiedenheit der Meinungen je nach der verschiednen Weltanschauung über Methode und Ziel des Unterrichts und die Einrichtung der Schulen, wie sie in der hochangeschwollenen pädagogischen Reformlitteratur hervortritt. Der Hauptpunkt aber ist vielleicht die in dem höhern und in dem niedern Lehrerstande weitverbreitete Unzufriedenheit in Beziehung auf Stellung und Geltung; „weder Besoldung noch soziale Stellung entsprechen vielfach dem Bildungsstande der heutigen Lehrerschaft“ sind z. B. die Schlußworte selbst eines in streng kirchlich-konservativem Sinne gehaltenen Vortrages über „die Schule und die soziale Frage“ auf der Generalversammlung des evangelischen Lehrerbundes in Erfurt. Stutzig könnte man besonders über den Beifall werden, den das „Berliner Volksblatt“ dem neuen Erlasse zollt; „wenn wir Minister wären, schreibt das Blatt, würden wir dies auch anordnen. Nationalökonomie ist heutzutage die Wissenschaft der Wissenschaften. Und den Lehrern der Jugend darf sie nicht fremd sein. . . . Wir versprechen uns von dem Erlaß die günstigsten Resultate.“ Trotzdem glauben wir, daß das Vertrauen, das die Ordre auf die deutschen Lehrer setzt, nicht getäuscht werden wird; die Sozialdemokratie wird bei einem Stande, der die Ungleichheit der Menschen täglich vor Augen hat, fortwährend mit dem gesunden Menschenverstande operiren muß, die natürliche Ungebundenheit und Freiheit zu Zucht und Ordnung bringt, keine großen Erfolge in der Proselytenmacherei erzielen. Die Hoffnung ist also nicht unbegründet, daß die Erwartungen, die in dem Erlaß ausgesprochen werden, in Erfüllung gehen werden.

Große Rührigkeit haben in dem Kampfe mit geistigen Waffen die Organe der Kirche entwickelt, besonders infolge der sozialdemokratischen Wühlerei für den Eintritt in die freien Gemeinden und ein offenes Bekenntnis des Atheismus.

Hervorgehoben werden muß hier die mehrfach und besonders auf den Versammlungen der preußischen Provinzialsynoden abgegebene Erklärung, daß die Kirche nicht das Amt habe, die soziale Frage an sich zu lösen, da diese zum großen Teile rein wirtschaftlich sei, sondern nur an ihrer Lösung mit thätig zu sein. Von mehreren Seiten wurde ferner angeregt, die Dogmenlehre gegen die praktisch-fürsorgliche Liebesthätigkeit zurücktreten zu lassen; „pietistische Methoden können hier nicht zur Anwendung kommen, weil es gilt, mit Thatsachen gegen Thatsachen zu kämpfen," wurde auf der sechsten lutherischen Konferenz in Hannover geäußert. Wahrscheinlich würde die Kirche bei dieser „Taktik" nur gewinnen können. In der Predigt bei Eröffnung des preußischen Landtages führte Konsistorialrat Dryander aus, daß „jede Zeit ihre besondre Seite habe, nach der hin sich die Gotteskraft des Evangeliums befreiend offenbaren soll, und die Not der Zeit weise nach einer andern Seite (als der Glaubenskraft): liegt heute noch im Evangelium von Christo befreiende und erlösende Gotteskraft, so muß es sich vor allem als eine Macht neuer Liebe offenbaren. . . . In der Macht dieser Liebe liegt auch heute der Sieg. Wo sie ist, sind zwar die Fragen an sich nicht gelöst, die uns gestellt sind, aber sie haben ihre Schärfe, ihre Gefahr verloren. Wer Kräfte verbindender Liebe in die zerrissene Welt von heute trägt, der erhält, bewahrt, heilt, rettet. Man hat Theorien aufgestellt über den Anteil der Kirche an der Lösung der sozialen Nöte der Zeit: die Kirche trägt ihren Anteil hinzu, welche Kräfte der Liebe in die Herzen hineinträgt." Daß diese schönen Worte auf den rechten Weg weisen, möchten wir auch aus dem wunderbaren Erfolge eines vielgelesenen Büchleins entnehmen, das die Liebe als „das Beste in der Welt" bezeichnet und den Spruch immer wiederholt und erläutert (1. Kor. 13): die Liebe hört nimmer auf; ebensowohl wie man aus Zola und Sudermann, aus einer einzelnen Erscheinung wie „Sodoms Ende" die Zersetzung der Gesellschaft folgert, kann man aus dieser kleinen Schrift Henry Drummonds die Gewißheit ihrer Erneuerung folgern. Es ist ebenfalls ein Engländer, es ist Thomas Carlyle (auf den jetzt das Buch: „Zum sozialen Frieden" von v. Schulze-Gävernitz die Aufmerksamkeit wieder lenkt), der gesagt hat: „Liebe nicht dein Vergnügen, sondern liebe Gott; dies ist das ewige Ja, worin aller Widerspruch gelöst wird." Nicht die Wort-, sondern die Thatliebe, die echte Menschenliebe kann die Versöhnung der Gegensätze bewirken: In hoc signo vincemus.

Ludwigslust E. Wiechmann





Das öffentliche Unterstützungswesen in Elsaß-Lothringen



Die Aufsehen erregende Entscheidung, die das bairische Verwaltungsgericht kürzlich in einer Armensache gefällt hat, und der zufolge eine in Preußen rechtsgiltig geschlossene Ehe auf Grund des bairischen Heimatrechts für ungiltig erklärt worden ist, muß die öffentliche Aufmerksamkeit von neuem auf die Rechtsverschiedenheiten lenken, die auf diesem Gebiete zur Zeit noch im deutschen Reiche bestehen. Und da wird es auf größere Kreise sicher überraschend wirken, wenn sie hören, daß von den beiden Rechtsgebieten, die nicht unter das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz fallen, Baiern mit seinem auf einem Reservatrecht beruhenden Heimatsrechte der Gesetzgebung des übrigen Deutschland in seinen Grundsätzen weit näher steht als die wiedergewonnenen Reichslande, denen gegenüber das Reich bei der Einführung seiner Gesetze durch keinerlei Rücksichten auf Sonderrechte gehemmt ist. Es ist nur aus der vielfach hervorgehobenen Reformbedürftigkeit des deutschen Unterstützungswohnsitzgesetzes zu erklären, daß ein fremder Rechtszustand in Elsaß-Lothringen gerade auf diesem Gebiete bestehen bleiben konnte, das die Rechtseinheit mehr als jedes andre erheischt, schon um zu vermeiden, daß unsre wiedergewonnenen Landsleute in irgend einer Beziehung sich Altdeutschland gegenüber als Ausländer zu betrachten in der Lage wären. Ausländer aber sind die Elsaß-Lothringer auf dem Gebiete der Armenpflege im übrigen deutschen Reiche, wie sich umgekehrt auch die Altdeutschen bezüglich ihrer Unfähigkeit, in Elsaß-Lothringen einen Unterstützungswohnsitz zu erwerben, mit jedem Ausländer in gleicher Lage befinden.

Das Gesetz über die Freizügigkeit ist freilich auch hier ebenso wie in Baiern eingeführt. Es kann deshalb eine Gemeinde einen neu Anziehenden, ohne Unterschied, ob es sich um Altdeutsche oder um Elsaß-Lothringer handelt, nach § 4 dieses Gesetzes nur abweisen, wenn sie nachweisen kann, daß er nicht hinreichende Kräfte besitzt, um sich und seinen nicht arbeitsfähigen Angehörigen den notdürftigen Lebensunterhalt zu verschaffen, und wenn er solchen weder aus eignem Vermögen bestreiten kann, noch von einem dazu verpflichteten Verwandten erhält. Einen Unterstützungswohnsitz kann aber der Altdeutsche, so lange er nicht die elsaß-lothringische Landesangehörigkeit erwirbt, dort nie

erlangen. Er mag mithin sein ganzes Leben in einer bestimmten Gemeinde des Reichslandes verbracht haben, so wird dieser Gemeinde doch stets der § 5 des Freizügigkeitsgesetzes zur Seite stehen, auf Grund dessen sie die Fortsetzung des Aufenthaltes versagen kann, wenn sich nach dem Anzuge die Notwendigkeit einer öffentlichen Unterstützung ergiebt, ehe der Neuanziehende an dem Aufenthaltsorte einen Unterstützungswohnsitz erworben hat. Hieraus ergiebt sich dann, da man keiner andern Gemeinde die Aufnahme des Unterstützungsbedürftigen zumuten kann, die Notwendigkeit seiner Wegweisung aus dem ganzen reichsländischen Gebiete und auf Grund des Gothaer Vertrages die Verpflichtung des Heimatstaates zur Übernahme des Armen, der nunmehr seinen Unterstützungswohnsitz in der Heimat längst verloren hat und der Landarmenpflege zur Last fällt. Umgekehrt würde ein Elsaß-Lothringer, der unter gleichen Verhältnissen aus einem andern Bundesstaate weggewiesen würde, im Reichslande stets nach seinem letzten Unterstützungswohnsitze zurückkehren können.

Es wird nämlich angenommen, daß man seinen Unterstützungswohnsitz so lange behält, bis man einen neuen erworben hat. Diese Auslegung wird wenigstens in der Praxis dem Artikel 12 des für die Frage des Unterstützungswohnsitzes noch geltenden Gesetzes vom 24. vendémiaire II (15. Oktober 1793) gegeben. Nach diesem Gesetze, das nur in wenigen Bestimmungen praktisch geworden ist, muß man ebenso wie im deutschen Rechte zwischen der selbständigen und abgeleiteten Erwerbung eines Unterstützungswohnsitzes unterscheiden. Zur selbständigen Erwerbung gehört Großjährigkeit und einjähriger Aufenthalt, doch genügt es, wenn der Aufenthalt während der Minderjährigkeit begonnen hat und während der Großjährigkeit vollendet ist, wenn er nur noch wenigstens sechs Monate nach erreichter Großjährigkeit gedauert hat. Die abgeleitete Erwerbung vollzieht sich durch Verehelichung und Geburt. Als Geburtsort gilt der thatsächliche Aufenthaltsort der Mutter zur Zeit der Geburt. Niemand kann zu gleicher Zeit in zwei Gemeinden das Recht des Unterstützungswohnsitzes ausüben. Hieraus ergiebt sich die einzige Möglichkeit des Verlustes. Der frühere Unterstützungswohnsitz geht durch die Erwerbung eines neuen verloren, und so lange der neue nicht erworben ist, bleibt der frühere bestehen.

Die Sicherheit, die sich für den Einzelnen auf der einen Seite, und die Belastung, die sich für die Gemeinden auf der andern Seite aus diesem Rechtszustande ergeben könnte, wird durch die Wesenlosigkeit des Rechtsanspruches gemindert, der mit dem Unterstützungswohnsitz verknüpft ist. Ein von dem Armen oder von der Aufsichtsbehörde auszuübender Zwang zur Gewährung einer Unterstützung ist nämlich abgesehen von einigen ganz wenigen Fällen der Gemeinde gegenüber nicht zulässig. Fast die gesamte Armenpflege ist auf Freiwilligkeit der Leistung begründet. Verstehen läßt sich dies nur, wenn man einen kurzen Rückblick auf die Entstehungsgeschichte dieser Armengesetzgebung wirft, die sich mit der Entwicklung des französischen Armenwesens vollständig deckt.

Dieses gründet sich auf die auf freier Liebesthätigkeit beruhende Anstaltspflege, die den Hauptbestandteil aller Unterstützungen im Mittelalter bildete. Die vielen barmherzigen Anstalten, wie Kranken- und Siechenhäuser, die unzähligen Orden und geistlichen Genossenschaften bildeten damals die eigentlichen und einzigen Träger einer halbwegs geordneten Armenpflege. Während diesem Zustande in den protestantischen Ländern mit der Entziehung seiner Grundlage ein natürliches Ende bereitet wurde, hat es sich in dem katholischen Frankreich mit Leichtigkeit erhalten können, wenngleich auch hier die Anstaltspflege ihren stiftungsmäßigen Charakter allmählich abstreifen mußte. Infolge der Überhandnahme des Bettelunwesens, gegen das alle Bettelverbote nutzlos blieben, konnte sich der Staat der Überzeugung nicht mehr verschließen, daß er auch seinerseits für die Beseitigung der Not die erforderliche Fürsorge treffen müsse, und er suchte die Aufgabe zu erfüllen, nicht indem er das Unterstützungswesen auf eine neue Grundlage zu stellen versuchte, sondern indem er sich damit begnügte, an die bestehenden der Armenpflege dienenden Anstalten die reorganisirende Hand zu legen. Er erhob die Spitäler zu den fast ausschließlichen Trägern der Armenfürsorge, entkleidete sie aber gleichzeitig ihres geistlichen Charakters und wandelte sie in bürgerliche Anstalten um, indem er die Verwaltung bürgerlichen Organen übertrug und sie gleichmäßigen vom Staate aufgestellten Regeln unterwarf. In dieser Entwicklung, zu deren Vollendung noch Anstalten der verschiedensten Art ins Leben gerufen wurden, wie die im Jahre 1740 vom Parlament zu Paris verfügte Einsetzung von Armenräten und die im Jahre 1774 geschaffenen Bettlerdepots, brach der Sturm der Revolution über Frankreich herein und warf auch auf diesem Gebiete alle bestehenden Einrichtungen über den Haufen. In der Erklärung der Menschenrechte wurde die öffentliche Unterstützung der Armen für eine geheiligte Schuld der Nation erklärt. Für die Arbeitsfähigen sollten in sämtlichen Städten Werkstätten offen stehen, wo sie jederzeit Arbeit fänden, die Arbeitsunfähigen sollten in das „Buch der öffentlichen Wohlthätigkeit" eingetragen werden und eine „Pension" erhalten. Diese Naivität, die zur Folge hatte, daß die bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten für überflüssig erachtet, zum Nationaleigentum erklärt und zum Verkauf bestimmt wurden, war zwar nach wenigen Jahren schon überwunden, da das Elend sehr überhand nahm, nachdem die bisherigen Träger der Armenpflege beseitigt waren, ohne daß thatsächlich ein Ersatz geschaffen worden war. Doch war schon weit über die Hälfte der Spitäler veräußert, als die Regierung an ihre Wiederherstellung und eine praktische Neuordnung des Unterstützungswesens hinantrat. Nachdem die Frage des Unterstützungswohnsitzes durch das Gesetz vom 24. vendémiaire II ihre Regelung gefunden hatte, wurde in kurz aufeinanderfolgenden Gesetzen, unter denen die vom 16. vend. und 7. frim. V als grundlegend zu erachten sind, die geschlossene und offene Armenpflege einer Reorganisation unterzogen. Diese

Gesetzgebung hat sich dann in unserm Jahrhundert weiter entwickelt durch das Dekret vom 19. Januar 1811 über die Findelkinder, die verlassenen und die Waisenkinder, durch das Gesetz vom 30. Juni 1838 über die Geisteskranken, durch das vom 7. August 1851 über die Pflege- und Krankenhäuser, sowie durch das vom 5. Mai 1869 über die Auslagen für „unterstützte Kinder.“ Dieses sind neben dem Freizügigkeitsgesetz die wesentlichsten Grundlagen, auf denen das heutige Unterstützungswesen in Elsaß-Lothringen beruht.

Hiernach ist zu unterscheiden zwischen der geschlossenen und der offenen Armenpflege. Träger der offenen sollten nach dem Gesetze vom 7. frimiaire V die sogenannten Armenräte (bureaux de bienfaisance) werden. Diese bestehen aus fünf vom Bezirkspräsidenten ernannten unbesoldeten Mitgliedern und dem Bürgermeister der Gemeinde. Ursprünglich war es beabsichtigt, jedes Gemeinwesen mindestens mit einer derartigen Wohlthätigkeitsanstalt zu versehen, doch hat sich das als unausführbar erwiesen, und thatsächlich giebt es Armenräte wohl kaum in dem dritten Teile aller Gemeinden des Landes. Ihre Aufgabe besteht hauptsächlich in der Verteilung der Hausunterstützungen, die so viel als möglich in Naturalien zu gewähren sind. Freilich ist ihre Leistungsfähigkeit, soweit kleinere Gemeinden in Betracht kommen, sehr beschränkt, entsprechend den geringen Einkünften, die ihnen zufließen. Soweit diese nicht aus Geschenken und Vermächtnissen herrühren, beschränken sie sich auf eine Besteuerung, die mit dem Besuche von Theatervorstellungen, öffentlichen Bällen, Feuerwerken, Konzerten, Pferdevorstellungen und Pferderennen verbunden ist, sowie auf die Erträgnisse der in den Kirchen und bei den Standesämtern aufgestellten Almosenbüchsen und der genehmigten öffentlichen Sammlungen, endlich auf den Ertrag der Bodenabtretungen auf den Friedhöfen, von dem zwei Drittel der Gemeinde und ein Drittel der Wohlthätigkeitsanstalt zufällt. Außerdem muß jeder Armenrat bei seiner Gründung — und dies ist Voraussetzung für ihre Genehmigung — ein Renteneinkommen von mindestens vierzig Mark nachweisen. Diese Einnahmequellen sind so geringfügig und fließen außerdem ihrer Natur nach so unregelmäßig, daß die Armenräte fast durchgängig auf die Zuschüsse angewiesen sind, die die Gemeindevertretung (der Gemeinderat) aus den Gemeindemitteln bewilligt. Diese richten sich natürlich nach der Finanzkraft des Gemeinwesens und sind um so geringer, je ärmer dieses ist. Hiernach kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß die ursprüngliche Absicht des Gesetzes, in den Armenräten die Träger der örtlichen Armenpflege zu schaffen, selbst da, wo solche bestehen, nur teilweise erreicht ist. In der Mehrzahl der Gemeinden aber, in denen Wohlthätigkeitsanstalten nicht vorhanden sind, sind die Organe der Gemeindeverwaltung zugleich die Organe für das örtliche Unterstützungswesen. Da nun aber ein gesetzlicher Zwang zur Gewährung einer Unterstützung für die Gemeinde nicht besteht, so fühlt sich diese nur moralisch zur Fürsorge für ihre Armen verpflichtet. Im allgemeinen

muß man nun anerkennen, daß die Gemeinden für diese ihre moralische Verbindlichkeit Gefühl und Verständnis zeigen. Oft aber, und namentlich in den kleinern und ärmern Ortschaften, verhält sich die zur Bewilligung der Mittel zuständige Behörde, der Gemeinderat, freilich meistens aus Mangel an Geld, allen derartigen Ansinnen gegenüber, die von der Kreisaufsichtsbehörde, dem Kreisdirektor, an sie gerichtet werden, durchaus ablehnend. In diesem Fall oder wenn die Gemeinde nur einen Teil der notwendigen Unterstützung zu gewähren imstande ist, treten aushilfsweise die nächstübergeordneten Körperschaften ein, und dies sind, da die Kantone und Kreise keine juristischen Persönlichkeiten sind, über selbständige Fonds also nicht verfügen, die Bezirke und der Staat. Zu dem Zwecke werden alljährlich im Landeshaushalt und in den drei Bezirkshaushalten des Unterelsaß, des Oberelsaß und von Lothringen gewisse für die offene Armenpflege bestimmte Mittel ausgeworfen, die dann in doppelter Weise verwendet werden. Ein Teil wird unter die Kreise verteilt und zur Verfügung der Kreisdirektoren gestellt, während sich einen andern Teil das Ministerium oder der Bezirkspräsident vorbehält, um im Falle einer besondern Notlage mit außerordentlichen Mitteln eingreifen zu können. Während nun noch bis vor ganz kurzer Zeit die den Kreisdirektoren zur Verfügung gestellten Mittel verschwindend gering und nur dazu bestimmt waren, im Falle einer augenblicklichen Not und bei nur vorübergehendem Bedürfnisse mit einer kleinen Unterstützung einzutreten, ist darin jetzt insofern eine Änderung eingetreten, als ihnen nun ein großer Teil der dafür vorgesehenen Fonds zur Gewährung von Unterstützungen bis zu einer bestimmten Höhe überwiesen worden ist. Damit ist der erste wichtige Schritt dazu gethan, die Kreisdirektoren zu den eigentlichen Trägern der offenen Armenpflege, soweit sie nicht von den Gemeinden geübt wird, zu erheben. Es ist zu erwarten, daß diese Entwicklung ihren weitern Fortgang nehmen wird, und zwar in dem Sinne, daß die Bezirkspräsidenten von diesem Teile des Unterstützungswesens, bei dem der Grundsatz des Bis dat, qui cito dat besonders bedeutungsvoll ist, vollständig entlastet werden. Herbeiführen ließe sich dieser Zustand dadurch, daß die im Bezirkshaushalte für die offene Armenpflege vorgesehenen Mittel sämtlich den Kreisdirektoren zur Verfügung gestellt würden. Da diese mit der Bevölkerung in fortwährender Verbindung stehen, wird es ihnen leichter möglich, die wirklich Hilfsbedürftigen von den bloß Arbeitsscheuen zu unterscheiden und die gewohnheitsmäßigen Bettler durch richtige Behandlung zur Arbeit zurückzuführen. Indem sie sich den Grundsatz des englischen freilich in weit großartigerem Maßstabe gehaltenen out door relief aneignen, und von dem Standpunkt ausgehen, daß nicht sowohl humanitäre als öffentliche Rücksichten die Unterstützung bestimmen, und indem sie entsprechend den für die Armenräte gegebenen Vorschriften die Armenfürsorge möglichst auf Gewährung von Naturalien beschränken, kommen sie in die Lage, da, wo zwar Hilfsbedürftig-

keit vorliegt, diese aber selbstverschuldet ist, oder wo die Würdigkeit aus einem andern Grunde verneint werden muß, die Art der Unterstützung so einzurichten, daß der Arme zwar vor der äußersten Not bewahrt wird, stets aber das schwere mit seiner materiellen Lage verbundene Ungemach fühlen muß. So wird er bestrebt sein, aus seiner drückenden Lage herauszukommen und die unbequeme Arbeit der immerhin noch unbequemeren öffentlichen Fürsorge vorzuziehen. Die strenge und folgerichtige Beobachtung dieses Grundsatzes hat innerhalb der letzten vierzig Jahre die Zahl der Unterstützten in England von sechs Prozent der Bevölkerung auf drei Prozent gemindert. Auf der andern Seite würde dadurch erreicht werden, daß die würdigen Hilfsbedürftigen eine ausreichendere Fürsorge erfahren würden, als dies jetzt bei den beschränkten Mitteln möglich ist; denn die für die offene Armenpflege von Staats und Bezirks wegen ausgeworfenen Fonds sind nicht bedeutend und übersteigen bei einer Bevölkerung von anderthalb Millionen Einwohnern kaum den Betrag von 80000 Mark, und dies ist neben den mangelhaften Leistungen der Gemeinden und Armenräte so ziemlich alles, was auf diesem Gebiete des Unterstützungswesens in Elsaß-Lothringen aus öffentlichen Mitteln gewährt wird. Es kommen freilich noch Einzelleistungen vor, die für gewisse Klassen von Armen vorgesehen sind. So ist für Greise und Sieche, die nicht in Anstalten untergebracht sind, insofern Fürsorge getroffen, als es den Verwaltungskommissionen der Siechenhäuser „gestattet" ist, bis zu einem Fünftel ihrer Einkünfte zu Hausunterstützungen für diese Personen zu verwenden. Desgleichen greift für arme Kranke, die nicht in Krankenhäuser aufgenommen sind, die öffentliche Fürsorge insofern ein, als sie in die Lage kommen, freie ärztliche Behandlung zu erhalten. Es werden nämlich alljährlich in allen Gemeinden durch den Armenrat oder, wenn ein solcher nicht besteht, durch den Gemeinderat sogenannte Armenlisten aufgestellt. Die in diese Listen aufgenommenen haben den Anspruch auf unentgeltliche Behandlung durch die für jeden Kanton (Unterabteilung des Kreises) bestellten Kantonalärzte, die dafür eine Besoldung aus Bezirks- und Gemeindemitteln beziehen. Sonstige nennenswerte Einrichtungen sind nicht vorhanden. Die Nachteile dieses Zweiges des Unterstützungswesens in Elsaß-Lothringen liegen auf der Hand. Die örtliche Armenpflege ist rein fakultativ und vollständig von den vorhandnen Mitteln abhängig, während die größern öffentlichen Körperschaften nur aushilfsweise mit ebenfalls beschränkten Fonds eingreifen. Diese Leistungen würden auch nicht annähernd genügen, wenn nicht auf dem Gebiete der geschlossenen Armenpflege, die der geschichtlichen Entwicklung entsprechend den eigentlichen Kern des Unterstützungswesens bildet, teilweise geradezu großartige Einrichtungen getroffen wären.

Der Schwerpunkt der geschlossenen Armenpflege liegt natürlich in den größern Verwaltungskörpern, den Bezirken. Aber auch von den Gemeinden wird hier sehr viel gethan. Während es wenige Ortschaften mit mehr als

zweitausend Einwohnern geben wird, wo sich nicht ein Kranken- oder ein Pflegehaus befände, giebt es umgekehrt eine große Anzahl von Gemeinden mit einer geringern Einwohnerzahl, die sich des Besitzes einer derartigen Anstalt erfreuen. Die Krankenhäuser sind zur Aufnahme von heilbaren Kranken bestimmt, während die Siechenhäuser der Pflege von siechen und gebrechlichen Personen, von Greisen, Kindern und Geistesschwachen dienen. Vielfach findet man auch, namentlich wieder in kleinern Gemeinden, die Kranken- und Siechenhäuser in einer Anstalt vereinigt unter dem französisch-technischen Titel hospices-hôpitaux. Die Verwaltung der einzelnen wie der vereinigten Anstalt wird von einer sogenannten Verwaltungskommission geleitet, die ebenso wie der Armenrat zusammengesetzt ist. Als Grundsatz bestimmt der Artikel 1 des Spitalgesetzes vom 7. August 1851, daß die Aufnahme eines Armen in das in der Gemeinde befindliche Krankenhaus nicht von der Voraussetzung des Wohnsitzes in der Gemeinde abhängig gemacht werden darf, wenn nur die Person in der Gemeinde erkrankt ist. Die Gemeinde ist mithin verpflichtet, eine ganz ortsfremde Person, die in ihrem Banne erkrankt, in ihr Krankenhaus aufzunehmen, und sie hat keinen Rückgriff gegen die Gemeinde des Unterstützungswohnsitzes des Armen. Daraus folgt, daß der Hilfsbedürftige keinen Anspruch darauf hat, in das Spital der Gemeinde seines Unterstützungswohnsitzes aufgenommen zu werden, wenn er an einem andern Orte erkrankt, selbst wenn an diesem Orte kein Krankenhaus vorhanden ist. Anderseits ist aber selbst die Gemeinde des Unterstützungswohnsitzes zu keiner Krankenpflege irgend welcher Art verpflichtet, sobald sich in ihrem Weichbild nicht ein Krankenhaus befindet. Der Mangel dieser gesetzlichen Vorschrift ist handgreiflich. Erstens verletzt er das Rechtsgefühl, indem eine Gemeinde unter Umständen in die Zwangslage versetzt werden kann, für wildfremde Menschen unverhältnismäßig hohe Beträge aufzuwenden, während die ihr viel näher stehenden Angehörigen keinen Anspruch auf irgend welche Fürsorge erheben können. Anderseits ergiebt sich auch eine weitgehende Ungleichheit in der Behandlung der armen Kranken. Während der eine sterben und verderben kann, ohne daß sich die Gemeinde um ihn zu kümmern braucht, empfängt der andre eine vorzügliche und bei der glänzenden Ausstattung mancher Krankenhäuser überreichliche Verpflegung. Diesem Mißstande soll nun freilich die fernere Bestimmung abhelfen, daß die armen Kranken und Unheilbaren solcher Gemeinden, die keine entsprechenden Anstalten besitzen, in bestimmte Kranken- und Pflegehäuser gegen einen vom Bezirkspräsidenten im Einvernehmen mit der Verwaltungskommission festgesetzten Pflegesatz aufgenommen werden können. In diesem Falle haben die Gemeinden, die für ihre Angehörigen von dieser Vergünstigung Gebrauch machen, die Kosten für die Behandlung zu übernehmen. Doch dürfen die Verwaltungskommissionen solcher Anstalten, deren Einkünfte es erlauben, von der Erstattung des Pflegesatzes Abstand nehmen. Da ein derartiger Erlaß

verhältnismäßig selten vorkommt, so würde die angedeutete Ungleichheit in der Behandlung der einzelnen Kranken im vollen Umfange bestehen bleiben, wenn hier nicht die Bezirke mit ihren bedeutenden Mitteln helfend eingriffen.

Von der gesetzlich vorgesehenen Befugnis, denjenigen Gemeinden, deren Einkünfte unzulänglich sind, in bestimmtem Umfange Unterstützung zu gewähren, machen die Bezirke einen weitgehenden Gebrauch. Die Gemeinden, die ihre Armen in das Krankenhaus des Kantons schicken wollen, erhalten hierfür, wenn sie nicht die genügende Leistungsfähigkeit besitzen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Beihilfe des Bezirkes. Doch beschränkt sich die Krankenfürsorge des Bezirks nicht auf diese Leistungen. Im Unterelsaß und in Lothringen bestehen zwei große Bezirkskrankenanstalten zu Bischweiler und zu Gorze, die unterschiedslos alle armen Kranken, Altersschwache, Idioten, Krüppel, Blödsinnige, Epileptische, Blinde, Taubstumme und ähnliche aus dem Bezirk aufnehmen unter der Bedingung, daß die Gemeinde, wo der Aufzunehmende seinen Unterstützungswohnsitz hat, einen sich stets nach den Vermögensverhältnissen der Gemeinde richtenden Beitrag zu den Pflegekosten leistet. Diese Bedingung ist hauptsächlich dazu gestellt, um die Gemeindeorgane, die über die persönlichen Verhältnisse der Armen die beste Auskunft geben können, zu einer gewissenhaften und vorsichtigen Prüfung derselben zu zwingen. Sobald ein Gemeinwesen in seinen eignen Säckel greifen soll, werden seine Vertreter stets darauf bedacht sein, genau festzustellen, ob sich der angeblich Arme wirklich in hilfsbedürftiger Lage befindet, und ob keine ernährungspflichtigen Verwandten vorhanden sind, deren Eingreifen das Eintreten der öffentlichen Fürsorge überflüssig machen würde. Nur in den seltensten Fällen und bei völliger Leistungsunfähigkeit der Gemeinde wird ihr der Beitrag erlassen oder auf ein ganz geringes Maß beschränkt.

Ferner gewähren die Bezirke Zuschüsse an Wohlthätigkeitsanstalten für die Kranken, die sie ihnen zuweisen. Am bedeutsamsten ist da ihre Fürsorge für ganz bestimmte Klassen von Leidenden und insbesondre für solche Personen, die eines Sinnesorganes beraubt sind. Blindenanstalten, wie die in Illzach bei Mülhausen, Taubstummenanstalten, wie die für Katholiken in Metz und Ruprechtsau, für Protestanten in Straßburg, werden mit großen Zuschüssen für die Aufnahme armer Personen bedacht. Hilfsbedürftige, in der geistigen Entwicklung zurückgebliebene Personen werden auf Bezirkskosten in Blöden-, Idioten- und Kretinenanstalten untergebracht, und so tritt die Bezirksfürsorge überall da ein, wo Erwerbsunfähigkeit und Armut die Aufnahme in eine Anstalt erforderlich machen. Auf diesem Gebiete macht sich übrigens auch mehrfach die Bethätigung des Staates geltend. Zur Gewährung von zwanzig Freistellen in der Blindenanstalt zu Illzach sind im Landeshaushaltsetat für 1890/91 8000 Mark, zur Gewährung von Freistellen in Pflegeanstalten für Taubstumme, Blinde, Geisteskranke, für Kranke und Gebrechliche 11 500 Mark,

für Unterstützung von Wohlthätigkeitsanstalten 30000 Mark vorgesehen. Die eigentlichen Träger der geschlossenen Armenpflege bleiben aber die Bezirke, deren Fürsorge auf zwei Gebieten umso bedeutungsvoller ist, als diese beiden die einzigen sind, die einen Unterstützungszwang aufstellen. Es sind dies die Fürsorge für Geisteskranke und für sogenannte „unterstützte Kinder."

Das Irrenwesen beruht auf dem Gesetze vom 30. Juni 1838. Hiernach soll für jeden Bezirk eine Irrenanstalt vorhanden sein, und demzufolge hat der Bezirk Lothringen eine in Saargemünd, Unterelsaß eine in Stephansfeld-Hördt. Der Bezirk Oberelsaß, der nur ein Bruchstück des frühern französischen Departements Oberrhein bildet, und von dem die jetzt sogenannte administration de Belfort bei Frankreich verblieben ist, ist in seiner Entwicklung auf dem Gebiete des öffentlichen Unterstützungswesens hinter den beiden andern Bezirken zurückgeblieben; er hat keine eigne Irrenanstalt, sondern hat mit Unterelsaß das im Gesetz als zulässig vorgesehene Abkommen getroffen, daß seine Geisteskranken gegen eine bestimmte Entschädigung in Stephansfeld untergebracht werden. Ein Zwang zur Aufnahme in eine Irrenanstalt besteht nur denjenigen Geisteskranken gegenüber, deren Zustand die öffentliche Ordnung oder persönliche Sicherheit gefährden könnte. Bis hierüber von seiten des Bezirkspräsidenten eine Entscheidung getroffen ist, sind die Pflege- und Krankenhäuser zur vorübergehenden Aufnahme der ihnen von der zuständigen Behörde überwiesenen Personen verpflichtet. Die Kosten für die Behandlung der armen Geisteskranken in der Irrenanstalt werden vom Bezirk und der Gemeinde des Unterstützungswohnsitzes gemeinsam getragen. Die Höhe des von der Gemeinde zu leistenden Beitrages wird vom Bezirkstag auf Vorschlag des Bezirkspräsidenten nach bestimmten Grundsätzen ein für allemale festgestellt. Im Durchschnitt werden die Gemeinden ein Viertel und die Bezirke drei Viertel der Kosten zu tragen haben. Weigert sich die Gemeinde, den ihr auferlegten Beitrag zu leisten, so wird er von der Aufsichtsbehörde, dem Kreisdirektor, zwangsweise angewiesen. Daß dabei auf die finanziellen Verhältnisse armer Gemeinden Rücksicht genommen wird, ist bei dem ganzen Geiste, der die Armenpflege der Bezirke beherrscht, selbstverständlich.

Die sogenannten „unterstützten Kinder" zerfallen in drei verschiedne Klassen, die „Findelkinder," die von unbekannten Eltern abstammen, die „verlassenen Kinder," die von bekannten Eltern abstammen, von diesen aber verlassen worden sind, und die „armen Waisen," die elternlos sind und keine Mittel besitzen, um ihr Dasein zu fristen. Diese Kinder werden nun entweder in Anstalten oder in Privatpflege, namentlich bei Ackersleuten und Handwerkern, untergebracht. Im ganzen Lande giebt es fünf Pflegehäuser für unterstützte Kinder, und zwar an den drei Bezirkshauptorten Straßburg, Metz, Kolmar, sowie in Mülhausen und Altkirch. An der Spitze des gesamten Waisenwesens des Bezirkes steht ein vom Staate besoldeter Waiseninspektor. Im übrigen zerfallen die Kosten in innere und äußere Auslagen. Die innern Auslagen umfassen

die Aufwendungen, die durch den Aufenthalt der Kinder im Pflegehause veranlaßt sind, die Kosten für die im Pflegehause wohnenden Ammen und für das Wickelzeug. Alles übrige gehört zu den äußern Auslagen. Die Hauptsumme aller Kosten tragen wieder die Bezirke. Sie erhalten nach gesetzlicher Vorschrift vom Staate einen Zuschuß, der einem Fünftel der innern Auslagen gleichkommt. Außerdem haben auch hier die Gemeinden einen Beitrag zu leisten, der alljährlich vom Bezirkstage festgestellt wird, aber den fünften Teil der äußern Auslagen nicht überschreiten darf.

Neben diesen obligatorischen Ausgaben gewähren die Bezirke vielfach an Witwen, Witwer, eheverlassene Frauen zeitweise Unterstützungen, die hauptsächlich das Verlassen der Kinder durch den einen Elternteil verhüten sollen. An diesen Unterstützungen beteiligen sich die Gemeinden gar nicht. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß nach einem Gesetze vom 18. Juli 1890 auch für die geistig oder leiblich verwahrlosten Kinder die öffentliche Fürsorge insofern eintritt, als sie unter gewissen Voraussetzungen ihren Eltern entzogen und in eine Erziehungsanstalt untergebracht werden können.

Die beiden Fälle der obligatorischen Armenpflege sind die Lichtseiten des gesamten elsaß-lothringischen Unterstützungswesens. Auch die fakultative Anstaltspflege leistet da, wo sie eintritt, Hervorragendes, sie leidet aber an dem natürlichen Mangel, der mit jeder fakultativen Leistung verknüpft ist, der Ungleichmäßigkeit, die sich aus der Gesetzgebung und der Verschiedenartigkeit der Mittel ergiebt, die den einzelnen Anstalten zur Verfügung stehen. Diese Mängel machen sich in verstärktem Maße bei der offenen Armenpflege fühlbar, deren Reformbedürftigkeit wohl allgemein anerkannt wird. Da sich eine etwaige Reform aber in der Richtung des gemeinen deutschen Rechtes wird bewegen müssen, so muß mit Recht in Elsaß-Lothringen abgewartet werden, bis die gegen das deutsche Unterstützungswohnsitzgesetz gerichteten Reformbestrebungen zu einer Neuregelung des Unterstützungswesens im Reiche führen.



Julius Stinde

Ein neues Buch aus der Feder des volkstümlichen Schilderers Hamburger und Berliner Kleinbürgerlebens, ein Buch das seine Bestimmung, gelesen und gekauft zu werden, erfüllen wird, wenn auch nicht in demselben Maße wie die weitverbreiteten Buchholzgeschichten des Verfassers, ist Pieuchens Brautfahrt, eine Geschichte mit wenig Handlung und viel Beiwerk (Berlin, Verlag von Freund und Jeckel, 1891). Ein Absatz, wie ihn die Buchholzgeschichten im

Laufe des verflossenen Jahrzehnts gefunden haben, ist aber auch fast unbegreiflich und gehört zu den Aufsehen erregenden Erscheinungen in der Geschichte des deutschen Büchermarktes. So oft mir ein neues Buch des mir persönlich bekannten Humoristen zu Händen kommt, blättere ich nach hinten und zähle in dem von der Verlagshandlung angehefteten Reklameteile die Auflagen zusammen, die die in Buchform erschienenen Buchholzschriften erlebt haben. Heute finde ich insgesamt nicht weniger als zweihundertundfünfzig, sage und schreibe zweihundertundfünfzig Auflagen. Woher dieser Erfolg?

Einen Teil des Geheimnisses enthüllt Stinde uns selbst. „Wer ein Vorhaben erreichen will — so leitet er eine jener reichshauptstädtischen Humoresken ein —, muß nicht nur den rechten Augenblick erwählen, sondern auch feste zufassen; das weiß selbst eine vernunftlose Mausefalle, denn Verlorenes kehrt nicht wieder.“

Mit diesem Satze echt Stindisch zum Ausdruck gelangter Lebensphilosophie hat es seine Richtigkeit. Denn jene in Hunderttausenden von Exemplaren erschienenen, von Band zu Band weitergesponnenen Erzählungen, die Stindes Namen trotz mannichfacher früherer Erzeugnisse seiner Feder erst recht eigentlich bekannt gemacht haben, verdanken ein gutes Teil ihrer Volkstümlichkeit dem richtig erwogenen Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung. Vor zwanzig Jahren noch würden sie vielleicht nur die Bewohner der preußischen Hauptstadt und der umliegenden alten Stammprovinzen interessirt haben, im übrigen Deutschland aber oder gar über dessen Grenzen hinaus kaum auf Entgegenkommen gestoßen sein. Denn um Berliner Skizzen und Lebensbildern, die heute das Feuilleton deutscher Tageszeitungen überfluten, den Weg ins große Publikum zu bahnen, mußte diese Stadt sich erst zu dem ausgebildet haben, was sie seit dem Beginn des vorigen Jahrzehnts ist: die Hauptstadt des neuen deutschen Kaiserreiches, nicht nur dem Namen, sondern auch dem Wesen nach, die Stadt, auf die sich die Blicke der Nation von allen Punkten richten. Berlin und Berliner Leben mußten erst typisch geworden und dieser Typus in den entferntesten Winkeln des Reiches bekannt sein, das Interesse an allem, was sich in der deutschen Hauptstadt regte und bewegte, von der Person des Kaisers bis zum Droschkenkutscher und Schusterjungen herab, mußte dem Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen sein: dann erst — aber auch nicht später, wenn nicht andre zuvor den Rahm abschöpfen sollten — war für den Dichter der „Hamburger Leiden“ der richtige Zeitpunkt gekommen, um seiner humoristischen Feder ein neues Gebiet zu erobern.

Diesen Augenblick hat Stinde nicht verpaßt. Praktisch, wie er durch und durch ist, that er einen Schritt zur rechten Zeit, als er im Jahre 1876 von Hamburg nach Berlin übersiedelte. Das Studium des Volkslebens am Elbestrand hatte er erschöpft; seine gelungensten Lokalpossen hatten das Zwerchfell des Publikums vor der Bühne des Schultze-Theaters erschüttert. Zur Aus-

arbeitung weiterer Bühnenstücke bedurfte der ehemalige Chemiker, der schon seit Jahren den Laboritisch mit dem Redaktionssessel vertauscht hatte, der Ruhe des freien Schriftstellers, denn es war ihm zugleich um die Muße und Gelegenheit zum Sammeln neuer Stoffe für fernere Schöpfungen zu thun. Diese Gelegenheit bot sich ihm in Berlin. Während die Arbeit seiner Feder, auf humoristischem Gebiete wenigstens, noch der dramatischen Schilderung Hamburger Lebens galt, war das beobachtende Auge bereits ausschließlich auf die neue Umgebung gerichtet. In aller Ruhe studirte Stinde, wie er es in Hamburg gethan hatte, Sprache, Sitten und Typen der Reichshauptstadt; dann aber, als er seine Zeit gekommen glaubte, faßte er „feste" zu und, dem Beispiel der vernunftlosen Mausefalle folgend, ließ er seinen Stoff nicht eher wieder los, als bis er hergegeben hatte, was er hergeben konnte. Das Ergötzen Hunderttausender an dem unversieglichen Humor seiner Werke und dazu eine reichlich sprudelnde Quelle materieller Erfolge war der Lohn.

Aber obwohl dieses geschickte Ergreifen des geeigneten Zeitpunktes für einen spekulativen schriftstellernden Kaufmann oder kaufmännischen Schriftsteller, wie sich Stinde wohl scherzweise selbst genannt hat, von großer Bedeutung sein mußte, so ist doch damit eine ausreichende Erklärung für die Erfolge seiner Schriften nicht gegeben. Die Hauptsache ist und bleibt immer die Güte der ausgebotenen Ware; und diese schmackhaft herzurichten, gesunde Nährstoffe durch Hinzufügen feiner und feinster Gewürze dem Käufer mundgerecht und begehrenswert zu machen, bedarf es auf dem Markte belletristischer Bücher beim Humoristen eines ausgesprochenen Verständnisses für den Appetit seiner Leser und vor allen Dingen des Talents, Gaumen und Zunge zu kitzeln. Dies Talent hat Stinde, es ist in Hamburg wie in Berlin zum vollen Durchbruch gelangt; Stinde ist Humorist im eigentlichen Sinne des Wortes.

Das beweist zunächst die komische Wirkung seiner Schriften. Lokalpossen wie „Hamburger Leiden," „Tante Lotte," „Die Nachtigall aus dem Bäckergang," „Die Familie Carstens" u. s. w. zogen seinerzeit den Hamburger Mittelstand allabendlich vor die Bretter des Schultze-Theaters. Zu welchem Zwecke? Um einmal von ganzem Herzen lachen zu können. Und worüber lachte dieses außerordentlich dankbare Publikum? Über sein eignes, gutmütig ihm vorgehaltenes Spiegelbild, über seinen eignen, durch die Vorstellung auf der Bühne zum Bewußtsein gebrachten Volkshumor. Die Stindischen Possen und Charakterstücke fesseln den Zuschauer nicht nach moderner Art durch fleischfarbene Trikots, scharfe Pikanterien oder allerhand Zwei- und Eindeutigkeiten, sondern durch die Gesundheit ihres Humors, dessen Wesen sich wiederum nicht in einem Funkenfeuer sprühender Wortwitze kundgiebt, sondern in der durch schärfste und zugleich liebevollste Beobachtung ermöglichten, bis ins Kleinste getreuen Zeichnung der Typen, Sitten und Eigenheiten, wie sie sich thatsächlich und alltäglich im Volke geben. Und dieses Talent, zu beobachten

und dichterisch wiederzugeben, das dem norddeutschen Humoristen mit einem Schlage die Sympathie der Hamburger und derjenigen niederdeutschen Bevölkerung gewann, deren Typus dem der Elbestadt ähnelt, wurde auch der wesentlichste Grund für die Beliebtheit seiner Berliner Lebensbilder unter den Bewohnern der Reichshauptstadt selbst und dank dem Verhältnis, in dem Berlin heute zum Reiche steht, auch unter der Bevölkerung ganz Deutschlands.

Stindes Buchholzgeschichten liefern den Beweis, daß ihr Verfasser mit Fleisch und Blut, Leib und Seele mitten in der ihn umgebenden Welt drinsteckt. Er erweist sich als einen Mann der Anschauung, der ununterbrochen sieht und hört; er erdichtet nicht alle die kleinen Gewohnheiten, Launen, Fehler und Unarten, durch die er die eine oder andre Figur seiner Erzählungen charakteristisch kenntlich macht, sondern diese Unarten, Fehler und Launen waren an diesem oder jenem Berliner Kinde Thatsache. Stinde weiß sie nur scharfen Auges zu entdecken, seiner Studienmappe einzufügen und den einzelnen Personen seiner Humoresken geschickt anzuhängen. So stellt er uns die einzelnen Typen in voller Handgreiflichkeit hin; uns ergötzt die Eitelkeit dieses „Fatzken," die Steifheit jener alten Schwiegermutter, die Affenliebe einer „Frau Polizeileutnant Krause" zu ihren ungezogenen Rangen, das Großthun einer ganzen Familie auf haltloser Grundlage, die Unordnung beim Junggesellen, die Koketterie dieser, die übertriebene Prüderie jener, die dummstolze Bornirtheit einer dritten jungen Dame. Und diese ganze Gesellschaft redet unter einander in einer Sprache, die in ihrer Naturtreue deutlich genug verrät, mit wie scharfem, überall hin horchendem Ohre Stinde die Spracheigentümlichkeiten, die Floskeln und Flüche, die originellen Wendungen und Bezeichnungen herauszuhören versteht, durch die sich der Berliner Jargon von der landläufigen Umgangssprache der übrigen Bewohner des deutschen Reiches abhebt.

Stinde kennt Berlin, als ob er selbst mit Spreewasser getauft wäre. Als er vor einigen Jahren seine beiden ersten Buchholzbücher dem Fürsten Bismarck zum Geschenk übersandt hatte, bemerkte dieser in seinem Dankschreiben, es habe ihm unmöglich geschienen, daß der Verfasser dieser Bücher nicht ein Berliner Kind sein sollte. So wird es manchem gehen. Freilich wer seine „Tante Lotte" kennt, der zweifelt nicht mehr daran, es mit einem echten, rechten Plattdeutschen zu thun zu haben. Ein solcher ist Stinde, ein Holsteiner unverfälschter Rasse. Er wurde am 28. August 1841 in dem holsteinischen Dorfe Kirchnüchel geboren, verlebte dort seine Knabenzeit, besuchte dann das Gymnasium in Eutin und begann, nach einer praktischen Lehrzeit als Pharmazeut in Lübeck, seine Universitätsstudien in Kiel. Und noch als Frau Wilhelmine Buchholz den Namen des Berliner Schriftstellers längst über Deutschlands Grenzen hinausgetragen hatte, pflegte der Doktor Julius Stinde alljährlich den größten Teil seiner Sommerfrische in dem im östlichen Holstein gelegenen bescheidenen Kirchdorf Lensahn zuzubringen. Dort ruhten auf dem Friedhofe

die Gebeine seines als Kirchenpropst im Jahre 1881 gestorbenen Vaters; dort lebten ihm Mutter und Schwestern, dort war es auch, wo ich den über Nacht berühmt gewordenen Humoristen kennen lernte.

Und zwar genau so, wie ihn jeder aus seinen Schriften kennt. Stinde giebt sich, wie selten ein Schriftsteller, im täglichen Leben ganz so, wie in seinen Büchern. Stinde sieht und hört alles und weiß über alles mit komischer Präzision mitzureden. Er hat im Hause gelauscht und kennt alle Freuden und Leiden der Hausfrau, die Gewissenlosigkeit nicht „eckenreiner" Dienstmädchen beim Scheuern oder Feudeln, die Fehler, die die Schneiderin beim Anfertigen eines Kleides, die Putzmacherin bei der Garnirung eines Hutes gemacht hat. Er ist genau unterrichtet über alle Moden der Frauenkleidung; er kennt jeden Ausdruck, der sich auf die Toilette und andre Angelegenheiten des weiblichen Geschlechts bezieht. Darum weiß er auch in seinen Buchholzens das neue Kleid von „Polizeileutnantens Mila" so getreulich zu schildern. Aber weiter horcht und sieht er in der Küche; er ist, wie der Plattdeutsche sagt, ein richtiger „Pöttenkieker." Er weiß, wie oft der Kalbsbraten begossen werden muß, wie lange Kartoffeln, Kohl, Spinat kochen müssen; er kennt jeden von der Hausfrau gerügten Fehler eines vom Schlächter frisch gebrachten Fleischstückes und weiß, mit welchen Worten sie diesen zur Rede stellt. Jeden Ausdruck beim Feilschen um Kaffee oder Rosinen, beim Beurteilen der aufgetragenen Gerichte hat er erlauscht. Und dann blickt er hinaus auf die Straße, besucht die Werkstätten der Handwerker, die Arbeitssäle der Fabriken, die Felder und Scheunen der Landleute; außer den Kenntnissen von der Entstehung und Bearbeitung jedes im täglichen Leben vorkommenden Gebrauchsgegenstandes, der Kunstgriffe bei jedem Handwerke, jeder Fabrik- und Landarbeit erbeutet er bei dieser Gelegenheit auch die zahllosen Beiträge zu seinem Lexikon von Fach- und Lokalausdrücken; auf der Straße eröffnet sich ihm die ausgiebigste Quelle derben oder gemütlichen Volkswitzes. Alles aber, was er im täglichen Verkehr erspäht und erlauscht hat, das finden wir später in seinen Büchern wieder, wo es eine urkomische Wirkung nicht verfehlt.

Aber auch die komische Wirkung allein macht nicht den Humoristen; um diesen Namen zu verdienen, bedarf der Schriftsteller eines reichen Gemütes. Stinde darf sich dieses Besitzes rühmen; wer seine Werke kennt, die Hamburgischen Bühnenstücke sowohl wie die Berliner Humoresken, kann sich der Wahrheit nicht entziehen, daß es bei beiden die unzertrennliche Verbindung des Komischen mit dem Gemütvollen, des realen Bildes mit der idealen Denkweise des Verfassers ist, die seinen Schriften ihren Wert verleiht. Man braucht ihn nicht im Verkehr mit den Seinen, mit Verwandten, Freunden und Bekannten kennen gelernt zu haben, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß Stinde „Gemütsmensch" durch und durch ist. Er versenkt sich mit seinem ganzen Sein und Empfinden in die Welt, die er darstellt; er weiß mit seinen kleinen

Helden und Heldinnen zu lachen, aber er versteht auch — sein neuestes Werk beweist es aufs schlagendste — sich in den Gram eines Menschenherzens hineinzufühlen und unter den Qualen, die es zerfleischen, mit zu leiden. Ja derselbe Humorist, der heute als Optimist die Krebsschäden der Gesellschaft, die seinem Auge keineswegs verborgen sind, von der komischen Seite angreift, um sie, durch den Humor vergoldet, dem Leser zum Bewußtsein zu bringen, hat selbst seine Periode des Pessimismus gehabt. Seine „Waldnovellen," kleine Erzählungen wie die „Alltagsmärchen," diese aber an Wert bedeutend überragend, liefern den Beweis. „In diesen Erzählungen — urteilt Rudolf von Gottschall — waltet zum Teil ein poetischer Pessimismus vor, der grausame Opfer verlangt, und dessen Berechtigung eine eigne eingehende Abhandlung erfordern würde." Diese Periode schwarzsichtiger Weltanschauung hat Stinde glücklich überwunden; die Tiefe des Gemüts aber, die ihm die gleichmäßige Mitempfindung von Menschenfreude und Menschenleid ermöglicht, ist an ihre Stelle getreten. Mit dem Gemüt erfaßt er Welt und Menschen, kehrt ihre Tugenden hervor und bringt sie zur Erkenntnis ihrer Fehler, um sie auf den rechten Weg zu weisen. Ein Beispiel dieser wohlgemeinten Zurechtweisung möge hier Platz finden, weil es zugleich Zeugnis von der Anhänglichkeit des Humoristen an die Stätte ablegt, wo ihm die erste volle Anerkennung seines Schaffens zu teil wurde. Dankbarkeit ist ja eine der ersten Tugenden des Gemütsmenschen. Die Stelle ist aus Stindes neuestem Werk: „Pienchens Brautfahrt." Die „Freia," an deren Bord Frau Lahmann mit ihren beiden Töchtern, von Berlin kommend, die Reise nach Sylt angetreten hat, hat den Hamburger Hafen verlassen. „Altona war vorüber, nun kam das hohe Elbufer mit seinen gartenumhegten Landhäusern. Wie schön! Scheelsüchtige sagen, hier ließe Hamburg einen Zipfel seines Reichtums sehen. Geht in die Stadt, an die gewaltigen Kais, in die Kaufhäuser, in die Fabriken und seht euch die Arbeit an, begleitet die Schiffe bis in die fernsten Häfen, wohin sie der Unternehmungsgeist sendet, dann wißt ihr, was Hamburg groß macht. Freut euch doch über jeden Fleck deutscher Erde, wo der Fleiß üppige Früchte trägt." Dergleichen Zurechtweisungen, die auf jeder Seite von Stindes Büchern zu finden sind, üben ihre Wirkung, ohne zu beleidigen. Stinde kränkt niemanden; selbst da nicht, wo er satirisch wird. Denn diese Satire, in die er nichts gewaltsam hineinreißt, mit der er vielmehr nur das wirklich Fratzenhafte karrikirt, übt zwar ihre Wirkung, bleibt aber gleichwohl überall gutmütig; auch hier macht sich der Humor nach seinen beiden Richtungen hin geltend. Wir lachen über die komische Gestalt, unter der uns das Bornirte der Menschennatur in seiner wahrhaftigen, bis ins einzelne zutreffenden Erscheinung vor Augen tritt, und empfinden doch dahinter das mitleidige, die Verirrungen des Menschen bedauernde Gemüt. Abgesehen von den zahlreichen, in allen seinen humoristischen Werken verstreuten satirischen Seitenblicken hat

Stinde zwei selbständige Werke dieser Art geschrieben. Die „Opfer der Wissenschaft," mit denen der Verfasser die auf bloßen Hypothesen aufbauende Naturwissenschaft Häckelscher Richtung verfolgt, machten bei ihrem Erscheinen Aufsehen; dauernden Wertes aber und voll köstlicheren Humors ist das „Dekamerone der Verkannten," eine vortreffliche Verspottung des seinerzeit von den Mitgliedern des Wiener Burgtheaters ausgegangenen Dekameroneunwesens, eine lachende Stäupung übertriebener Künstlereitelkeit. Das kleine, von Oskar Wagner hübsch illustrirte Buch gehört zu den hervorragendsten Werken Stindes, obwohl es durch die Buchholzbücher mehr und mehr zurückgedrängt worden ist.

Diese Berliner Humoresken wurden eben sehr bald das ein und alles, was das Publikum von Stinde verlangte mit unablässig wachsendem Appetit. Alle andern Werke wurden vorläufig mehr oder weniger beiseite geschoben, die Satiren und ehemaligen populärwissenschaftlichen Schriften, die beiden bereits genannten Novellensammlungen, zu denen neuerdings noch eine dritte, „Die Perlenschnur und andres," hinzugekommen ist, wie auch die Übersetzung des Norwegers Lars Dilling; ja ich möchte glauben, daß die Mehrzahl der Verehrer von Stindes Buchholzschriften keine Ahnung davon hat, was derselbe Schriftsteller in frühern Jahren für das Hamburger Publikum auf plattdeutschem Gebiete geleistet hat. Und doch muß man, vom rein ästhetischen Standpunkte, manches, was heute zurückgedrängt ist, den Berliner Humoresken voranstellen. Eine Posse wie „Hamburger Leiden" oder „Tante Lotte" ganz gewiß. Denn hier haben wir es mit abgerundeten Dichtungen zu thun, die zwar auch des Beiwerkes genug haben, aber doch durch eine folgerichtige Handlung in sich so zusammengehalten werden, daß sie in der Entwicklungsgeschichte der plattdeutschen Komödie für alle Zeiten zu den hervorragendsten Erscheinungen gehören werden. Auch dann noch, wenn Wilhelmine Buchholz längst vergessen sein wird. Denn diese Buchholzgeschichten, so enthusiastisch sie aufgenommen worden sind, bleiben doch nur immer, was sie nach Stindes Absichten sein sollen: eine fesselnde, sehr humoristische Erscheinung der Tageslitteratur. Der Ästhetiker kann und wird sie niemals für voll anerkennen. Der Roman oder vielmehr die vielen einzelnen Romane, die sich in den Berliner Geschichten abspinnen, gleichen dem vielfach verästelten Weihnachtsbaum, an dem alle die Süßigkeiten, goldenen Äpfel und Nüsse, Glaskugeln und bunten Kettchen nach und nach aufgehängt werden.

Doch das thut den nur für eine mäßig bemessene Gegenwart bestimmten Werken keinen Abbruch und kann Stindes Bedeutung nicht beeinträchtigen. Nachteiliger für dauernden Genuß erweist sich des Verfassers allzu langes Festhalten an ein und demselben Stoffe, den er — und hier tritt der spekulative kaufmännische Schriftsteller hervor — von Band zu Band, sich immer noch eine Lücke offen lassend, von der aus er von neuem einsetzen kann, weiter-

spinnt. Dadurch mußten sich unbedingt Längen und Wiederholungen einfinden, die entweder ermüdend wirken, oder, wo der Verfasser, seinen Fehler erkennend, das Alte mit Gewalt neu kleiden wollte, etwas Verschrobenes, Gesuchtes an sich tragen. Doch diese Schwäche, der ja immer noch eine beträchtliche Summe von Vorzügen gegenübersteht, wird von der Masse der Leser kaum empfunden und ist vom geschäftlichen Standpunkte des Verfassers zu verzeihen. Er beansprucht ja mit seinen Berliner Lebensbildern nicht einen Platz auf dem Parnaß und im dauernden Gedächtnis der Nachwelt zu erobern. Er will die Mitwelt auf seiner Seite haben, und das hat er durch keines seiner Werke offenkundiger erreicht, als durch seine Buchholzbücher.

Unter den obwaltenden Umständen ist es eine natürliche Erscheinung, daß sich Stinde mit der Zeit mehr und mehr daran gewöhnt hat, auf eine lebhafte Handlung in seinen Büchern zu verzichten und statt ihrer eine um so größere Summe von Reflexion zu bieten. Der aufmerksame Leser hat diesen Übergang längst bemerkt; mit jedem neuen Bande der Buchholzgeschichte wurde er deutlicher. Die dichterische Erfindung wurde schwächer, das reflektirende Beiwerk umfangreicher; nur der Humor blieb derselbe, und zwar so, daß er sich nach und nach mehr von der gemütlichen, als von der komisch wirkenden Seite geltend machte. Selbstverständlich! Denn eine Komik wie die Stindische hat eine Stütze nötig, an der sie sich festhält; sie bedarf der Handlungen und Personen, und soll sie neues bieten, so müssen auch die Handlungen und Personen neu sein.

Das aber ist in dem neuesten Werke des Humoristen „Pienchens Brautfahrt“ nicht der Fall. Die Erfindung des Romanes ist einfach, die Charaktere kennen wir aus Stindes früheren Humoresken, wo sie als Nebenfiguren meist mehr oder weniger breit ausgeführt wurden. Und dennoch interessirt diese „Geschichte mit wenig Handlung und viel Beiwerk“ mehr als die letzten Buchholzbücher und steht ästhetisch über ihnen. Denn abgesehen von einer originellen Form der Darstellung — Stinde unterbricht den schlichten Erzählungston durch Zwischenspiele mit seinem Verleger, die die Erzählung gleichwohl fördern — erkennt man erstens das behandelte Thema klar und scharf heraus; die Mißverhältnisse, die eine unfertige Bildung zeugt, und die Art ihres verschieden angestrebten Ausgleiches auch mit der umgebenden Welt werden deutlich veranschaulicht. Tochter Hille, die über den Zaun, der das Gebiet ihrer Bildung umhegt, nie hinübergeschaut hat, findet den einfachsten Weg zum Glück in der Liebe zu einem ehrlichen Handwerksgesellen. Pienchen hingegen, ohne häusliche Erziehung, die Lehrerinnenprüfung hinter sich, mit einer Menge unverdauten Halbwissens auf Kosten ihrer körperlichen Gesundheit vollgepfropft, überall zwischen Thür und Angel, der Gegenstand des Spottes und der Mokanterie, von Herzen ein gutes Mädchen, wird, dem Arm des in Verzweiflung selbst gesuchten Todes entrissen, schließlich aus Barm-

herzigkeit geheiratet. Zweitens aber ist es die Charakteristik dieses unglücklichen Geschöpfes selbst, die das neue Buch auszeichnet und über diese oder jene Schwäche, bestehend in bisweilen ermüdender moralischer Reflexion, hinwegsehen läßt. Ich erinnere mich keines Seelengemäldes in den Stindischen Schriften, das so ergreifend, mit solcher Faßlichkeit und annähernd gleichem psychologischen Verständnis ausgeführt wäre, wie diese Zeichnung des geängsteten Mädchenherzens. Zu diesem Kunstwerke war aber Stinde nur fähig dank seinem tief empfindenden Gemüte, das ihn zum Humoristen machen würde, auch wenn er nie ein Lächeln auf die Lippen seiner Leser gezaubert hätte.

Kiel Georg Hoffmann



Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

Von Otto Ludwig

(Fortsetzung)



Mußtest du Unseliger, fuhr der zweite Litterat fort, mußtest du Unseliger in den drei Mohren vier Gläser Grog trinken? Daß du dem, der innen schwärzer ist, als drei Mohren zusammengenommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in seinem schwarzen Herzen um alles dieses dich beneidete, erzählen, wie du dazu gekommen warst? Mußtest du seine Einflüsterungen anhören? Mußtest du ihm nicht bei dem ersten zweideutigen Worte, das deine Frau betraf, eine stechen? Beim zweiten ihn massakriren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutscher auf die Pferde schlagen muß, so schlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; so stürze ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; so zertrümmre ich die Thüre zu ihrem Zimmer in meiner Wut; so — Gott im Himmel! wie schnell kam mir die Besinnung zurück, da ich nun beschämt vor ihr stand, die erstaunt, dann schmerzlich zürnend zu mir aufsah! Gott im Himmel! wie strich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie sie von dem Sofa aufstand und, jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen, ausrief: So seis Gott geklagt, wie du mir lohnst für meine Liebe! So seis Gott geklagt, wie du mich stürzest in die Tiefe des Jammers! So seis Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich unglücklich zu sehen! So seis Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich zu lassen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen

Mond, einen Tag, eine Stunde nur, um mich deiner noch zu freuen und dich zu trösten. Ich habe dir die Größe meiner Liebe nicht gezeigt, da du noch mein warst; das kränkt mich ewig, da es nun zu spät ist. O zeige jeder dem Freunde seine ganze Liebe, jeden Augenblick kann das Schicksal euch trennen, und dann bereut ihrs zu spät!

So klagte sie, indem sie mich, der ich vor Schmerz keines Wortes mächtig war, hundertmal an sich drückte, immer heftiger und mich endlich in die rechte Wange biß. Der Schmerz drang durch alle meine Glieder; ich verlor das Bewußtsein. O wäre mirs nie wiedergekehrt! Als ich erwachte, war mir nichts geblieben, als die Last peinigender Selbstvorwürfe. Die Bißwunde in meiner Wange hier unter dem Pflaster hat so wenig heilen wollen, als die Wunden in meinem Herzen. Ich wurde später Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann in Leipzig; da ich seine Kinder das Vaterunser lehrte, sagte er: Meine Kinder sollen keine Katholiken werden! und dankte mich ab. Die alte Desperation und der neue Ärger wirkten zusammen, und so ging auch ich unter die Litteraten.

So endete der zweite Litterat, wie der erste gethan hatte, mit einem tiefen Seufzer. Und mit einem tiefen Seufzer begann seine Geschichte der dritte.

Geschichte des dritten Litteraten

Ich bin, wie ihr wißt, an zehn Jahre jünger als ihr, meine Jugend- und Leidensgenossen, mit denen mich an jenem verhängnisvollen Tage derselbe Schlag traf. Ich beginne aber meine Geschichte von einer frühern Zeit, von jener Zeit, wo ich von dem Totenbette meiner armen Pflegemutter in die Welt hinaus mußte. Ich wußte nur meinen Schmerz, bis der Hunger mich lehrte, auf dieser Welt gelte es nicht, Vergangnes zu beklagen; hier gelte es, in die Gegenwart sich zu schicken und dem Zukünftigen zu begegnen. Ach, für mich gabs kein ander Mittel, nicht Hungers zu sterben, als das Betteln. So lange meine Pflegemutter lebte, hatte ich, so arm sie war, nie betteln müssen. Kein Wunder, daß ich den Mut dazu nicht finden konnte. In der kleinen Fleischergasse in der weltberühmten Stadt Leipzig geschahs, daß auf einmal ein Stimmchen neben mir sich vernehmen ließ: Madame Müller!, Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie fragen, ob Sie morgen, wenns schön wäre, mit betteln gingen? Komm herauf, sagte eine ältliche Dame, die zu einem Dachfenster heraussah, komm herauf und bringe den Kleinen mit, der da neben dir steht. Das Kind, ein kleines Mädchen, nahm mich bei der Hand, und ich, der ich nichts zu versäumen hatte, folgte ihr willig und gern.

Sehn Sie nur, sagte die Dame, indem wir in ein ärmliches Stübchen traten, das in seiner Art elegant genannt werden konnte, sehn Sie nur einmal, wertester Herr Magister Kauderer, diesen kleinen blonden Krauskopf. Aus seinen großen blauen Augen spricht viel Talent; freilich müßten die roten

Backen wegfallen. Wenn er, wie mein geübter Blick mir sagt, herren- und heimatslos ist, könnte ich mich entschließen, ihn an der Stelle meines freundlichen Adelbert zu behalten, den der Tod mir aus den Armen riß, die ihm mütterliche geworden waren.

Und wirklich trat ich, nachdem ein Examen die Schärfe ihres Kennerauges belegt hatte, an jenes Adelbert Stelle. Wie heißest du? fragte Madame Müller? Jakob? Der Name klingt nicht, rührt nicht; er ist einer von jenen gleichgiltigen Namen; von nun heißest du Theodor, mein Kind. Sieh, das ist Belcolore, dies Ghismonda, diese Kleine Rosaurabella, talentvolle Anfängerinnen; die sind nun deine Schwestern. Nach diesem feierlichen Aktus fuhr Magister Kauderer fort, wo unser Eintreten ihn im Vorlesen des Sächsischen Trompeters gestört hatte. Und zwar las er zunächst von einem Pascha mit drei Roßschweifen, dessen Namen er, so oft er vorkam, mit solchem Respekt aussprach, daß von diesem Augenblick an der Wunsch in mir lebendig wurde, ein Pascha von drei Roßschweifen zu sein, der mich später nie wieder verlassen hat.

Dame Müller widmete mir einen großen Teil ihrer Zeit. Sie war ungemein von ihrer Kunst eingenommen und suchte auch ihren Zöglingen diese Liebe beizubringen. Vormittags übte sie uns in der Theorie, das heißt: wir mußten rührende Geschichten ersinnen, wobei sie durchaus nicht auf äußerste Wahrscheinlichkeit drang. Denn sie sagte: Ich kenne tausend Damen, darunter die feinsten, die im Theater oder beim Roman über die unwahrscheinlichsten Leidenssituationen in Thränen zerfließen und beim wirklichen Elend kalt vorübergehen können. Es ist also nicht die Sache an sich selbst, die die Wirkung thut, sondern allein die Behandlung. Das weibliche Herz — und dieses kommt bei unsrer Kunst vornehmlich in Betracht, da die Männer leichter geben als die Frauen, und meist, ohne daß man Kunst anwenden müßte — das weibliche Herz ist so zart, daß das wirkliche Elend es nicht rührt, sondern beleidigt in seiner rohen, nicht durch Kunst gemilderten Erscheinung. Und daher, eben von dieser Geistigkeit, dieser Zartheit kommt es, daß das weibliche Herz sich öfter vor diesen Eindrücken verschließt, nicht aber von einer gewissen innerlichen Kälte, wie jene Weiberfeinde behaupten, die da annehmen, die Frauen besäßen nur Phantasie, aber kein Gemüt.

Doch ich komme von diesen Äußerungen der Madame Müller, die wenigstens beweisen können, daß sie eine gebildete und denkende Künstlerin war, wieder zu meiner Geschichte selbst. Vormittags also wurden rührende Situationen erfunden und in Szene gesetzt, das heißt: die nötigen Zuthaten von Gestikulation, Blicken, Seufzern, Thränen und dergleichen hinzugefügt. Der Nachmittag gehörte der Praxis. Meine Pflegeschwestern gingen schon ihre eignen Wege; ich aber mußte, nachdem mein zu gesunder Teint durch Fasten etwas gemildert war, mit der Madame gehn. Da galt ich denn bei kinderlosen Frauen für

eine Waise, die Madame Müller angenommen habe, weil ihr der Himmel die Erfüllung des heißesten Wunsches, ein eignes zu haben, versagt habe. Bei Damen, die mit ihren Gatten im Zwist lebten, war ich das Kind eines rohen Menschen, der sie, meine Mutter, und mich im Trunke zu töten gedroht, weil er uns nicht mehr ernähren könnte und dergleichen. Sehr stolze Damen bat sie zu Gevatter und versicherte so lange, nicht Eigennutz, sondern außerordentliche Verehrung vor ihnen sei die Ursache, bis die erbotene Ablösungssumme ihr genügte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie aus der Geschichte derjenigen selbst, die sie um Hilfe ansprach, das Hauptmotiv der Geschichte nahm, die sie als die ihre erzählte. Dies fiel ihr leicht, da sie die Dienstmädchen, denen sie die Karte schlug, oder die Kunden der Leihbibliothek von Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten waren, die Madame Müller nebenbei hielt, auf die pfiffigste Weise auszuhorchen und für sich zu stimmen wußte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie hier die Farben ihrer Schilderung nur hinhauchte, dort wieder mit markigem Pinsel auftrug, hier einen einzigen halbverhaltenen Seufzer spielen ließ, dort eine ganze Sündflut von Thränen bereit hatte, je nachdem sie wußte, was die Nerven der bestürmten Damen aushielten. Das einzige, was öfter unverändert wiederkehrte, war der Refrain: Unsereins ist schlimmer dran wie ein Bettler; man leidet im Stillen.

Der Wohlthätigkeitssinn der Leipziger ist bekannt; einer solchen Künstlerin konnte es nicht fehlen.

So lange ich mich als Appendix der Madame Müller passiv verhalten konnte, that es gut; wie ich mich auf eignen Füßen bewegen sollte, zeigte sich bald meine gänzliche Unfähigkeit. Dazu kam, daß, nachdem ich einigermaßen an das Fasten gewöhnt war, meine Gesichtsfarbe wiederkehrte und mein ganzes Ansehen immer weniger zu meinem Berufe paßte. Sie pflegte mich hungern zu lassen oder körperlich zu züchtigen, wenn die Gaben, die ihr jene Geschichten einbrachten, ihr zu gering schienen. Das hatte im Anfang die von ihr wohlberechnete Folge, daß, während sie ihre Dichtungen vortrug, das Vorgefühl meines nahenden Ungemachs mir bittere Thränen erpreßte, wodurch ihre Bemühungen sehr gefördert wurden. Mit der Zeit aber wurde ich fühllos, und weder das Vorgefühl noch das Ungemach selbst vermochten mehr, mich aus meiner apathischen Gleichgiltigkeit zu scheuchen. Dame Müller hatte also Gründe genug, mit mir unzufrieden zu sein.

So stand ich um die Zeit, als ich euch kennen lernte, deren Unglücksgenosse ich später noch einmal zu werden bestimmt war, unter derselben oder noch schlimmern Tyrannei wie ihr. Und unser Träumen und gänzliches Vergessen der Außenwelt an jenem Frühlingsnachmittag verursachte auch in meiner Geschichte eine Katastrophe. Madame Müller empfing mich nicht mit thätlichen Bezeigungen ihrer Unzufriedenheit, wie ich gefürchtet hatte, sondern

richtete mit dem feierlichen Ernste, den sie so sehr in ihrer Gewalt hatte, etwa folgende Rede an mich: Lieber Theodor, ich halte es für meine Pflicht, ein ernstes Wort mit dir zu reden, ein Wort, dessen Notwendigkeit mich so sehr kränkt, als es dich nur irgend kränken kann, ein Wort, das ich nicht mehr verschieben darf, wenn ich die Versicherungen der mütterlichen Fürsorge, die ich dir oft gethan, nicht Lügen strafen will. Lieber Theodor, das Schrecklichste, was dem Menschen begegnen kann, ist, wenn er sich sagen muß: Du hast deine Bestimmung verfehlt; um so schrecklicher, je weiter er über das Alter hinaus ist, in dem man noch hoffen darf, mit Erfolg einen neuen Lebensweg einschlagen zu können. Noch bist du nicht über dieses Alter hinaus. Lieber Theodor, es kränkt mich, deine jugendliche Eitelkeit so zerschmettern zu müssen, wie ich doch muß, aber ich muß dir sagen: Du hast kein Talent zu der Kunst. Mit der rotbäckigen stumpfen Behaglichkeit, mit der du mir eben zuhörst, als ginge die Sache dich gar nichts an, wirst du nimmer zu der Objektivität der Darstellung hindurchdringen. Es giebt, wie du weißt, viele gute Menschen in Leipzig. Du bist nicht häßlich und hast etwas Wackeres in deinem Ansehen; vielleicht nimmt einer oder der andre dich als Laufjungen in den Dienst. Hältst du dich gut, kannst du mit der Zeit Markthelfer oder Hausknecht werden, am Ende deiner Lebensperspektive steht vielleicht, wer kann es wissen? eine bürgerliche Nahrung. Unsre Nachbarn, der Schuhmacher Fintlein und der Schneider Heidermann, sind beide willens, ihre derzeitigen Laufjungen fortzujagen. Es käme nun darauf an, was du werden möchtest, Schusterjunge oder Schneiderjunge —

Ich hatte sehr aufmerksam zugehört, so wenig ich auch den größten Teil ihrer Rede verstand. Ach, Madame Müller, sagte ich in meiner Unschuld, Schusterjunge mag ich nicht werden, Schneiderjunge auch nicht, aber ein Pascha von drei Roßschweifen möcht ich werden!

So sagte ich. Ich weiß nun nicht, glaubte Madame Müller wirklich, ich hätte sie verhöhnen wollen, oder war sie der Gelegenheit froh, auf diese Weise mich los zu werden: Nein, rief sie, indem sie mich zornesrot am Arm ergriff und aus der Thür warf, die sie hinter mir verschloß; eine solche Schlange will ich nicht länger an meinem Busen wärmen. Komm mir nie wieder vor meine Augen, undankbare Kreatur!

Lange stand ich weinend vor der Thüre; sie öffnete sich mir nicht wieder. Weinend stolperte ich die vier Treppen hinab. Wie ich aus dem Hausthor ging, kam mir erst recht das Gefühl meiner nunmehrigen Verlassenheit; ich rang meine Hände und schrie, indem ich bitterlich weinte, unaufhörlich: Ach, Madame Müller! Ach, Madame Müller! Ich will ja gewiß kein Pascha mit drei Roßschweifen werden; behalten Sie mich doch nur!

Während ich diese Worte unter den schmerzlichsten Thränen wiederholte, kam eine gute Fee, Madame Flötenspiel, die Gasse daher. Nachdem sie mich

nach ihrer gutmütigen, lebhaften Art über die Ursache meines schmerzlichen Gebehrdens ausgefragt hatte, wobei sie an meinem blonden Kraushaar zupfte und mit der flachen Hand mir auf die Backen schlug, indem sie bald über mein Elend zu Thränen gerührt war, bald über meine naiven Ausdrücke sich tot lachen wollte, sagte sie: Laß gut sein, Krausköpfchen, und weine mir nicht deine muntern, blauen Augen krank; ich will für dich sorgen, und wirst du so, wie dein Aussehen verspricht, wer weiß, was dann geschehen kann. In zwölf Jahren ändert sich gar manches.

Sie nahm mich mit sich nach Hause. Herr Nauplius, denn so hieß ihr damaliger Gatte, wohl dreimal so alt als sie, schien nicht sehr zufrieden mit diesem Zuwachs der Familie; aber sie verstand ihn so für mich zu gewinnen, daß er allmählich eine wirkliche Zuneigung zu mir zu fassen schien. So schlecht es mir sonst gegangen war, so gut ging es mir jetzt. Die besten Bissen wußte Madame Flötenspiel — lassen Sie mich meine Wohlthäterin bei ihrem jetzigen Namen nennen — mir zuzuwenden. Und ebenso mütterlich sorgte sie für mein geistiges Teil. Ich lernte lesen, schreiben, rechnen, französisch, englisch, und lernte umso fleißiger, je mehr ich merkte, welch Vergnügen ich meiner Wohlthäterin dadurch bereitete. Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, gab mich Madame Flötenspiel bei Herrn Entenfraß, einem Kaufherrn in der Petersstraße, in die Lehre. Ich kann den wundersamen Eindruck, den mein Herr Prinzipal, als ich ihn zum erstenmale sah, auf mich machte, nicht vergessen. Acht Kommis besorgten den Verkauf. Herr Entenfraß, ein ziemlich untersetzter, jedoch ungemein beweglicher Mann, schien zwecklos dazwischen in dem Gewölbe umherzusteigen. Mit einer gewissen fast ängstlichen Unruhe, die sich in beständigem Achselzucken aussprach, schob er den grünen Augenschirm, den er immer trug, bald auf diese, bald auf jene Seite. Dabei rief er von Zeit zu Zeit mit gellender Stimme: Nummer Eins de el em, Nummer Zwei de el em und gestikulirte auf das seltsamste mit dem rechten Arm, dessen Hand mit einer Elle bewaffnet war. Die Bedeutung dieses Treibens blieb mir, so lange ich Lehrling war, ein Rätsel. An dem Tage, mit dem meine Lehrzeit ablief, rief der jüngste Kommis mich in das Kontor, wo ich Herrn Entenfraß samt seinen übrigen Leuten in einer magischen Dämmerung antraf. Es war eines Sonntags unter der Kirche. Die Fensterladen waren geschlossen, und das mystische Helldunkel rührte von der einsiedlerischen Flamme einer Kontorlampe her. Herr Entenfraß begrüßte mich, indem er die Elle, die er in der rechten Hand als Kommandostab zu führen gewohnt war, vor mir senkte, eine Ehrenbezeugung, die mir bis dahin noch nie zuteil geworden war. Rings um Herrn Entenfraß standen die acht Kommis in feierlichem Schweigen, die Markthelfer hinter ihnen.

Da Herr Fischer, so begann Herr Entenfraß zu reden, unsre bisherige Nummer Eins verläßt, wird Herr Schmidt, unsre seitherige Nummer Zwei in

die Eins vorrücken, die bisherige Nummer Drei in die Zwei und so fort. Und du, Theodor, wirst als Nummer Acht in die Reihe dieser würdigen Männer eintreten. Und so wäre denn die Zeit, das ernste Geheimnis des De el em dir aufzuschließen. Es giebt, werteste nunmehrige Nummer Acht, es giebt Menschen, deren ganzes Streben dahin geht, mit Kaufleuten und Wirten wider den Willen dieser in Gütergemeinschaft zu treten. Dazu giebt es zwei Wege; den Weg des Borgens, ohne den Willen zu bezahlen, und den Weg des unmittelbaren Besitznehmens von einer Sache wider nicht allein den Willen, sondern auch wider das Wissen des bisherigen Besitzers. Beide Richtungen zählen in unserm Leipzig viele Anhänger. Und namentlich vor der zweiten mich zu wahren, ist mein Geschäft, während meine Kommis verkaufen, die Physiognomien und Geberden der oft nur vorgeblichen Kunden zu studiren. Finde ich etwas Verdächtiges, so warne ich die betreffende Nummer durch das so unbefangene und doch so vielsagende De, el, em — die Anfangsbuchstaben der drei Worte: das Luder maust! Und nun noch einiges Beherzigenswerte über den Stand, dem du angehörst. Ein altes Sprichwort sagt: Lieber zehn Neider als einen Mitleider. So lasset uns froh sein! Zeigt sich der Neid im Verkleinern seines Gegenstandes, in der Bemühung, ihn lächerlich zu machen, so fehlt es unserm Stande nicht an Neidern. Wie viel Spottnamen hat der Neid andrer Stände für uns erfunden! Oder glaubt er, erfunden zu haben! Denn wir würden, wenn wir sie betrachten wollten, finden, daß wir solchen Spott uns leicht gefallen lassen können, indem er nichts als eine Anerkennung ist, die sich im Ärger, daß sie sich nicht verleugnen kann, stellen will, als sei sie Spott. So nennt man uns zuweilen Industrieritter. Sind wir es nicht? Wo liegt das Beschimpfende? Ich kann es in dem Worte nicht finden. Hat man es im Ärger darüber erfunden, daß wir es schneller dahin bringen, wie andre, Pferde kaufen zu können zu unserm Vergnügen und auf diese Weise beritten zu werden? Wer belegt uns hauptsächlich mit diesem Namen? Die sogenannte gelehrte Kaste, in unserm Sinne oft: die geleerte. Was anders treiben denn aber sie selbst, als Industrie? Der eine verkauft seine Überzeugung der Kirche oder dem Staate gegen eine jährliche Rente und macht in Aberglauben; der andre marktet mit dem Rechte, der dritte verkauft seine Gifte für Geld und arbeitet für den Totengräber, der vierte macht in Syllogismen. Industrie ist also auch ihre Göttin; aber Ritter sind sie nicht. Wir sind noch ein Echo jener fahrenden Ritter; während jene gähnend hinter dem Ofen hocken, bieten wir die mutige Brust den Winden, den Wassern des Himmels und den Saugstacheln hungriger Gastwirte auf der Reise. Während sie, was die Zeit in ihrem Fortschreiten bereits zertreten hat, zu traurigem Scheinleben wieder aufzubrüten sich mühen, werfen unsre rüstigen Hände die Weberschiffchen von Land zu Land, von Meer zu Meer und weben dem neuen Geiste ein neues Gewand, ziehen wir der Erde den Ringpanzer der Eisenbahnen an zum Todes-

kampfe mit tausendjährigem Dunkel. Wir wiegen und nähren den jungen Geist eines neuen kräftigen Lebens auf unsern thätigen Armen, der ein junger Herkules, noch in der Wiege die Schlangen Despotie und Geisteszwang zerdrücken wird. Und so schlage ich denn dich, gegenwärtigen Theodor Espe zu solchem Ritter! Theodor, du warst bis heute Lehrling; Herr Espe, von nun an sind Sie Kommis!

Herr Entenfraß zitterte vor Begeisterung, als er mit der Elle meine Schulter berührte. Es war ein feierlicher Augenblick.

Die nächsten Jahre bieten meiner Geschichte nichts, als daß ich von Nummer Acht zu Nummer Eins emporstieg. Madame Flötenspiel konnte ihre wachsende Neigung zu mir nicht bergen, und es war kein Zweifel, daß ich, sowie Herr Nauplius, der bereits vor Schwindsucht in seiner eignen Haut wie in einem Burnus einherging, das Zeitliche segnete, der Mitbesitzer ihres bedeutenden Vermögens werden würde. Nicht vergessen darf ich, daß ich in dieser Zeit für acht gute Groschen zu Mittag aß, beständig das Eleganteste auf dem Leibe trug, vier Dutzend der feinsten Hemden von schlesischer Leinwand besaß, daß ich Konzerte und Theater besuchte, über alles sprechen konnte, daß ich die Ritterpflicht nie versäumte, wenn ich mit meiner Prinzipalin und ihren Töchtern in einem Kaffeegarten oder auf einem Balle zufällig zusammenkam, sie auf das galanteste zu unterhalten. Sie waren stolz auf mich und konnten es sein, denn Urteile, wie: Schiller führt uns aus uns heraus, Goethe führt uns in uns hinein, was man auch umgekehrt sagen kann; Redensarten und Ausdrücke, wie objektiv und subjektiv, absolut und relativ, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, die höhere Ironie und dergleichen haschten sich auf meinen Lippen. Dabei schwärmte ich für die Menschheit wie Marquis Posa, und wo zum besten Armer, Abgebrannter und dergleichen getanzt oder Konzert gehört wurde, da war ich nicht der letzte und schonte weder Füße noch Ohren. Dieses Schwärmen gab mir etwas Interessantes, Schmachtendes, vornehm Abgestandenes; dazu die unendliche Bescheidenheit, die ich immer besaß und noch besitze — kurz: ich war der liebenswürdigste und vollkommenste Jüngling, den das Königreich Sachsen seit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Eines Tages — es war in der Ostermesse — trat eine schlanke, schöne Dame in persischer Tracht in Herrn Entenfraßens Gewölbe. Sie wandte sich an mich; ich mußte ihr das zeigen und jenes. Sie ließ, was sie kaufen wollte, beiseite legen und gab es ihren Begleitern, einem schwarzen Sklaven und einer weißen Sklavin, die es nach Hause bringen sollten. Dann nahm sie den Schleier ab, verbeugte sich und verließ mit ihren Domestiken das Gewölbe. Wie vom Blitz getroffen stand ich da. Solche Schönheit hatte ich nie gesehen, nie geahnt. Mit niegefühlter Wonne durchschauerte mich ihr Lächeln. Ich sah die blendend weiße Stirn mit den dunkelschwarzen Bogen der Brauen,

die feinste Adlernase zwischen zwei dunkeln Sonnen, den schmalen, zarten Mund, das lieblich gerundete Kinn, den vollen und doch so zierlichen Wuchs, ich sah diese Reize lange noch, nachdem ihre Besitzerin den Laden verlassen hatte, und neu eingetretene Kunden verwundert vor mir standen, daß ich, sonst die Gewandtheit, die Gesprächigkeit, das Leben selbst, ein steinernes Bild geworden schien.

Mit Schrecken fiel mir plötzlich ein, daß die Dame mich nicht bezahlt hatte. Herr Entenfraß war verreist; wie sollte ich vor ihm bestehen, dem er alles anzuvertrauen gewohnt war! Es war keine Kleinigkeit, was die Waren, die sie gekauft und mitgenommen hatte, betrugen; es war eine Summe von mehr als tausend Thalern. Meine einzige Hoffnung war, die schöne Perserin werde sich erinnern, daß sie mich nicht bezahlt habe, und das Geld entweder selbst bringen oder schicken, ehe Herr Entenfraß zurückgekommen sein würde.

Und wirklich hatte ich mich nicht getäuscht. Acht Tage nachher kam sie wieder mit ihren beiden Begleitern. Ihre Stimme klang mir nun doppelt wie die süßeste Musik, da sie sich entschuldigte, in der Zerstreuung das Bezahlen vergessen zu haben; sie nahm noch mehrere Waren heraus, dann bezahlte sie diese und die vorigen mit. Und wieder nahm sie den Schleier ab, ehe sie ging; und wieder stand ich regungslos wie eine Bildsäule. Der Markthelfer, der mich erinnerte, das Geld einzustreichen, das leicht, ohne daß ich es gemerkt haben würde, jemand hätte hinwegnehmen können, mußte mich wecken wie aus dem tiefsten Schlafe.

Von Madame Flötenspiel kam eine Einladung auf den Abend. So dankbare Gesinnungen ich gegen sie hegte, so war in meiner Seele ihr Bild durch das der Fremden dennoch völlig in den Hintergrund gedrängt. Alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen schwärmten wie Bienen um die Blume jener wundervollen Reize. Ob ich sie wiedersehen würde? Ob und wie sie meiner dächte? Diese und tausend ähnliche Fragen wandten trotz alles Widerstrebens meine Gedanken immer von neuem von meinem Geschäfte ab, daß ich froh war, wie die Stunde des Gewölbeschlusses schlug. Kaum konnte ich vor Unruhe die gewählte Toilette machen, die Leipzigs Damen an mir zu bewundern gewohnt waren. Ohne eigentlich zu wissen, wohin ich wollte, verließ ich meine Wohnung, so in Träumen, daß erst der ungeheuere Lärm, aus dem Rasseln des Dampfkaroussells, dem Brüllen der Löwen, dem Aborgeln schauderhafter Mordthaten und unzähligen andern Elementen gemischt, mich lehrte, daß der Weg, den ich unwillkürlich verfolgt hatte, unter die Buden führe, in die lärmende Stadt der Vagabunden, die mit Anfang der Messe wie ein Pilz aufschießt und vier Wochen darauf wie in die Luft zerstoben scheint.

Friede sei mit euch! sprach eine Frauenstimme zu mir; ich sah auf und erblickte — denkt euch mein Staunen, meine Freude — die Begleiterin des

Inbegriffes meiner Wünsche. Allah sei gepriesen, der mich in euern Zügen lesen läßt, daß die Befürchtungen meiner Gebieterin vergebens gewesen sind!

Mein Entzücken ließ sie nicht ausreden. O daß ich alle Befürchtungen Ihrer und meiner Gebieterin zu tilgen vermöchte, wenn es anders möglich ist, daß Befürchtungen einem so vollkommenen Wesen haben nahen können, als Ihre und meine Gebieterin ist.

Die Sklavin in ihren Mienen zeigte ebenso viel Freude, als sie in den meinen bei Erwähnung ihrer Herrin gelesen haben mochte.

Reden Sie, fuhr ich fort, sprechen, befehlen Sie. Was kann ich thun, ihres Anblickes würdig zu werden, ohne den ich, ich fühle es zu gewiß, nicht mehr leben kann.

Allah ist groß! rief sie aus. Wisset, daß die liebenswürdigste Prinzessin der Welt, Sonne des Lebens genannt, so sehr nach euerm Anblick schmachtet, daß die Perlen ihrer Gazellenaugen nicht mehr über Rosen rollen, sondern über Lilien. Schlaflose Nächte haben die Sonne in einen Mond verwandelt, der in Thränenwolken badet.

Während die gute Sklavin so sprach, lenkte sie ihre Schritte nach dem Königsplatze zu, über den Königsplatz dahin, die Zeitzer Straße entlang; wir waren am Härtelschen Palais angekommen, als sie stehen blieb und in die Hände schlug. Da öffnete sich die Thüre, der Schwarze, den ich schon zweimal in der Begleitung der schönen Perserin gesehen hatte, ließ uns eintreten und verschloß hinter uns wieder die Thüre.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Helgoländer gehören jetzt zu Deutschland, das werden ihnen die Verhandlungen in der Reichstagssitzung vom 2. Dezember zu vollem Bewußtsein gebracht haben. Fast alle Parteien bemühten sich, die Frage unter die höchsten Gesichtspunkte zu bringen. Zuerst Herr Windthorst. Da es Katholiken, über deren Unterdrückung er hätte klagen können, auf der Insel nicht giebt, und die Einrichtung eines Jesuitenseminars dort der Zukunft vorbehalten bleiben muß, nahm er wenigstens mit bekannter Gewandtheit einen schicklichen Anlaß (nach dem Muster: „Fiel da nicht ein Schuß? Apropos Schuß u. s. w."), um der berechtigten Eigentümlichkeit der hannoverschen Volksschule eine Thräne nicht nach-, sondern vorzuweinen, und so wenigstens zu versuchen, ob sich nicht den Helgoländern ein wenig Mißtrauen gegen Preußen einimpfen ließe. Der Sozialdemokrat Herr Stadthagen überraschte durch die Entschlossenheit, mit der er das ihm natürlich widerwärtige Wort „patriotisch" in den Mund nahm, und es hätte der Versicherung nicht bedurft, daß

er es nicht gern gethan habe. Sein Ideal wäre unzweifelhaft eine Republik Helgoland, die Lieferung eines Präsidenten für diese würde wohl seine Fraktion freundlich übernehmen. Leider hängen diese Trauben noch zu hoch, und so würde der Redner sich vorläufig damit begnügen, die Insel an Dänemark oder schlimmstenfalls an eine der deutschen Republiken, Hamburg oder Bremen, abzutreten. Nur nicht an Preußen, das kann Herr Stadthagen nicht zugeben, und folglich wollen es auch die Helgoländer nicht. Denn Preußen ist ein starkes Staatswesen, und die Gefahr ist nicht ausgeschlossen, daß preußisches Schul- und Militärwesen aus den Helgoländern gute Preußen machen könnte, die für das Aufgehen in den Urbrei keine Neigung hätten. Es wäre doch zu traurig, wenn das Völkchen sich in den neuen Verhältnissen wohl fühlte! Daß es die Kleinigkeit von fünfhundert Jahren zu Schleswig-Holstein gehört hat, und daß dies letztere Land nicht mehr dänische Provinz ist, kümmert einen so großen Geist natürlich nicht.

Mit bitterm Neide mag Herr Richter die Stadthagensche Rede angehört haben. Daß auch ihm nicht all die schweren „juristischen und staatsrechtlichen Bedenken" des sozialdemokratischen Redners eingefallen sind! Der auf die Kolonialpolitik zielende Witz, er werde für irgend ein andres Inselchen gern wieder ein Stück Afrika hergeben, war schon so altbacken, daß er selbst den ergebensten Anhängern kaum ein Lächeln abzunötigen vermochte. Es geht die Sage, der Eintritt des Herrn Richter in die „staatsmännische" Laufbahn sei seiner Nichtbestätigung als Bürgermeister einer kleinen Stadt zu danken. Sollen wir uns darüber freuen oder nicht? Es muß ja anerkannt werden, daß er die Pflicht eines Abgeordneten, die nach seiner Auffassung darin besteht, andre zu ärgern, mit unermüdlicher Ausdauer und hin und wieder sogar mit Erfolg erfüllt, aber in jener andern Stellung hätten seine Talente ganz anders zur Geltung kommen können. Wir wissen nicht, welcher Ort ihn zum Regenten auserkoren hatte. Saardam kann es nicht gewesen sein, denn das liegt nicht in Preußen, Krähwinkel finden wir überhaupt nicht in der Geographie; aber ein Krähwinkel muß es wohl gewesen sein. Welcher Wirkungskreis hätte sich ihm als Selbstherrscher über Krähwinkel eröffnet! Wie würde er die Stadtverordneten niedergedonnert haben, die gewagt hätten, nicht seiner Meinung zu sein! Als Jurist und Diplomat würde er mit allen Nachbargemeinden Zank und Prozesse angefangen haben. Sein gründliches Wissen in militärischen Dingen hätte er als Oberkommandant der Stadtsoldaten verwerten können. Und die spießbürgerlichen Anschauungen, an denen er alle großen Fragen zu messen liebt, hätten ihm gewiß die Herzen der Gewürzkrämer seines Ortes gewonnen, während sie jetzt leider nur bei den — Gewürzkrämern seiner Partei rechter Würdigung begegnen. Es ist begreiflich, daß er einem Staate grollt, dessen Regierung ihn seinen Beruf hat verfehlen lassen.

Herr Bamberger „redete" diesmal nicht, wahrte aber doch seinen Nachtwächterstandpunkt durch einen Zwischenruf. Helgoland ist im Tausch gegen Kolonialbesitz erworben worden, und schon dadurch scheint die Erwerbung für ihn einen bittern Beigeschmack zu bekommen. Er würde es wohl angemessen finden, wenn alles Land in Afrika an die armen Engländer verschenkt oder — wenigstens „gegen bar" verkauft worden wäre. Wundern darf man sich, daß kein Pole gegen die neue Vermehrung der deutschen Bevölkerung des Reiches Verwahrung eingelegt hat. Indessen werden auch ohne solche Würze die Verhandlungen einen erhebenden Eindruck auf die neuen Preußen gemacht haben. Ja, es ist etwas großes um eine durch allgemeine freie Wahlen zusammengebrachte Vereinigung der besten Männer einer Nation!

Mediziner in der Journalistik. Eine Äußerung des Kaisers über das halbgebildete journalistische Proletariat hat begreiflicherweise nicht nur in diesem, sondern auch in den Kreisen der Zeitungswelt, die sich bewußt sind, ihren Beruf mit vollem Ernste und gut vorbereitet zu erfüllen, Mißbehagen erregt. Aber gerade diesen letztern kann nicht unbekannt und nicht unerklärlich sein, daß die Außenstehenden sich so leicht ein falsches Bild von der ganzen Journalistik machen, weil deren unnütze oder unsaubere Angehörigen sich stets in den Vordergrund drängen. Jedem aufmerksamen Beobachter muß aber noch das oft sehr bedenkliche Wirken eines besondern Elements auffallen. Wie früher die Jurisprudenz und die Philologie, so scheint gegenwärtig die Medizin die meisten Rekruten für die publizistische Armee zu stellen (abgesehen von den „Nationalökonomen," die unmittelbar aus den Real- und Handelsschulen hervorgehen). So wenigstens muß man es sich erklären, daß nicht allein jede das Gebiet der Heilkunde berührende Frage mit solcher Vorliebe und scheinbar sachmännisch in den Tagesblättern erörtert, sondern auch in allen andern Dingen medizinische und naturwissenschaftliche Dogmen mit der Sicherheit, die gewöhnlich ein Kennzeichen der Halbbildung ist, geltend gemacht werden. Den jungen Gelehrten der Zeitungsbüreaus ist zwischen Himmel und Erde nichts rätselhaft, und man begreift nicht, wie Professoren klagen können, die Gymnasien bereiteten nicht genügend für das Studium der Medizin vor; es scheint viel eher, daß das dort erworbene Wissen gar keine Grenzen hat. Was das spezielle Fach angeht, so wird noch allgemein in unerfreulicher Erinnerung sein, wie allerorten die Krankheit des Kronprinzen Friedrich besprochen wurde. Und welche Ausbeute lieferte und liefert noch die Kochsche Lymphe! Wir Ungelehrten hegten keinen Zweifel an der Größe der Entdeckung Kochs, meinten aber, daß über den Umfang derselben erst eine längere Erfahrung belehren könne. Die Zeitungen wußten das durch ihre medizinischen Berichterstatter besser. Die Lungenschwindsucht war aus der Welt geschafft, und zwar ohne jede Gefahr für den Organismus des Menschen. Wenn nun der unvermeidliche und bereits eingetretene Rückschlag wieder zu Übertreibungen führt, wenn dem Sanguinismus der Kranken doppelt schwere Enttäuschung und Niedergeschlagenheit folgt, wenn im Publikum die Unterschätzung ebenso grundlos um sich greift, wie in der ersten Zeit die Überschätzung, so trägt daran unzweifelhaft der Übereifer der Zeitungen die Schuld. Natürlich mußten sie von dem, was der große Forscher selbst der Öffentlichkeit übergeben wollte, Notiz nehmen; aber die quasi-wissenschaftlichen Abhandlungen, das Ausfragen aller möglichen Ärzte, die selbst noch nichts wußten, und deren Aussagen oft genug noch mißverstanden oder verstümmelt wiedergegeben wurden: alles das konnte nur verwirren. Wer nicht selbst Arzt ist, soll keine medizinischen Bücher und Zeitschriften lesen, am wenigsten der Kranke; das ist ein alter Erfahrungssatz, folglich gehört deren Inhalt nicht in die Zeitungen, und nun vollends in solcher Zurichtung!

Dieselben Kräfte sehen wir in der Frage der Gymnasialreform thätig. Ohne alle pädagogische Erfahrung wird da über den Wert der klassischen Bildung abgeurteilt. Hohle Schlagwörter, wie „die Forderungen der neuen Zeit," „Ausrüstung für den Kampf ums Dasein," „totes Wissen" u. s. w. sollen beweisen, daß der gesamte höhere Unterricht auf den Naturwissenschaften aufgebaut werden müsse. Und in einem Atem damit erhebt sich die Klage, daß der Idealismus schwinde. Der Frage, wie es denn komme, daß aus den alten Gymnasien so viele große Männer, tüchtige Charaktere, ausgezeichnete Gelehrte, bahnbrechende Entdecker und Erfinder, Leiter großer Unternehmungen hervorgegangen sind, obwohl

sie in der Schule nur die Elemente der Naturgeschichte und Naturlehre kennen lernten, und die sich anschließende Frage, ob nicht vielmehr die Menge des neuen Lehrstoffes zu groß, die Unterrichtsmethode mangelhaft sei, werden klüglich umgangen. Umgekehrt stellt man an die Schule der Zukunft Anforderungen, die sie niemals erfüllen kann, mutet ihr den Ersatz der häuslichen Zucht zu und übersieht gänzlich, daß der Einfluß der Familie im Guten wie im Schlimmen eine ungeheure Macht ist, der die Schule umso weniger gewachsen sein kann, je mehr sie zu einer rationalistischen Abrichtungsanstalt für das, was man das praktische Leben nennt, gemacht werden soll.

Puppenspiele. Seit nunmehr fast einem Jahrzehnt habe ich mich im Königreiche Sachsen und in Gebieten, die ihm nahe liegen, vielfach mit theatergeschichtlichen Forschungen beschäftigt, und zwar richtete sich meine Aufmerksamkeit in der Hauptsache auf die eigentliche Volksbühne. Wollte ich hierbei irgend etwas Nennenswertes erreichen, so war es unbedingt geboten, mit Puppenspielern und andern fahrenden Leuten, als den gegenwärtigen Hauptvertretern dieses Teils der Volksdichtung, so viel als möglich persönlich vertraut zu werden. Ich habe dies gethan, und so ist es mir auch gelungen, mit der Zeit nicht nur manche interessante Aufschlüsse über das Leben dieser Art von Künstlern zu erlangen, sondern mir auch eine stattliche Sammlung handschriftlich aufgezeichneter Theaterstücke teils im Original, teils in genauen Abschriften zu erwerben. Von solchen besitze ich gegenwärtig bereits über hundert Nummern, wobei weniger bedeutende Stücke, wie solche, die eigentlich mehr für persönliche Aufführungen berechnet sind, und die sich darum auf der Marionettenbühne zur Zeit noch ungeschickt ausnehmen, nicht mit eingerechnet sind. Aber auch diese habe ich nicht vernachlässigt, sondern jedes derselben für meine Kollektaneen genau excerpirt. Eine noch viel größere Sammlung von Theaterzetteln solcher Spieler ermöglicht mir zur Zeit eine, wie ich glaube, beinahe vollständige Übersicht über das gesamte Repertoire dieses Kunstgewerbes in den genannten Ländergebieten; es dürfte dabei kaum irgend eines der jetzt gegebenen Stücke, von den alten guten Überlieferungen ab bis zu dem allermodernsten Zeug, vergessen sein. Die Sammlungen stammen bis jetzt von dreiundzwanzig verschiednen Truppen, die ich im Laufe der Jahre aufstöberte — es war dies einigemal durchaus nicht leicht — und persönlich besuchte. Mit dem größten Teil unterhalte ich noch heutigen Tages einen Briefwechsel; viele sehe ich außerdem nicht selten auch jetzt noch persönlich.

Bereits 1887 hatte ich die Absicht, meine in dieser Weise eroberten Schätze zu einem Ganzen vereinigt herauszugeben; ich unterließ es jedoch damals, da ich durch Arbeiten andrer Art von dem Gegenstande vertrieben wurde. Ich tröstete mich dabei mit der Hoffnung, daß ich in der Zwischenzeit die Grundlage, auf der ich künftig arbeiten wollte, verbreitern und so etwas Vollkommeneres würde bieten können. Als Einführung in meine Pläne ließ ich jedoch damals schon in den Grenzboten (Nr. 29 und Nr. 30, 1887) einen Aufsatz drucken, der meine auf den mannichfachen Streifzügen im Lande gemachten persönlichen Erfahrungen schilderte. Bis zum heutigen Tage habe ich seitdem in der Sache nichts weiter veröffentlicht; auf die Sammlung wurde jedoch inzwischen zweimal von andrer Seite hingewiesen, von C. Engel im neunten Bändchen seiner Puppenkomödien und von A. Tille in dessen Inauguraldissertation. Beiden Herren hatte ich auf ihr Ersuchen meine auf die Faustsage bezüglichen zehn handschriftlichen Texte zur Verfügung gestellt. Nunmehr sind jedoch auch meine Vorarbeiten zu einem gewissen Abschluß gelangt, und so wird denn in der nächsten Zeit das erste Heftchen

der Sammlung (in dem Verlage dieser Zeitschrift) erscheinen. Es soll zunächst Judith und Holofernes und den Fürsten Torello von Pavia enthalten. Das erstere Stück hat mit dem soeben durch A. Schlossar bekannt gewordenen nur wenig Ähnlichkeit; das letztere ist jedoch gewissermaßen das sächsische Gegenstück zu dem Grafen Paquafil von Kralik und Winter. Als Anhang sind dem ersten Bändchen mehrere Bemerkungen beigefügt, die das Technische des Spieles betreffen; Illustrationen dienen zur größern Verdeutlichung. Über diese Seite der Sache ist bisher noch so gut wie nichts bekannt geworden, und dieses wenige ist zum Teil falsch. In den nächsten Heften werden Fanny und Durmann (eine englische Geschichte), Medea, Die Mordnacht in Äthiopien, Kaiser Karl von Rom, Der studirte Nachtwächter, Das Zauberschwert, Graf von Cilly, Don Fernando der unglückliche Spieler, und ähnliches zum Abdruck kommen. Erst später sollen dem vorläufigen Plane zufolge andre, bisher nicht herausgegebene Texte und Varianten von bereits sonst veröffentlichten Stücken, wie vor allem Doktor Faust, Der verlorene Sohn, Genovefa, Don Juan, Der bairische Hiesel, Schinderhannes u. s. w. sich anschließen.

Die für die ersten Heftchen bestimmten Stücke haben sämtlich echten Puppenspielcharakter; in dem Vortrage: „Das alte und neue Spiel vom Doktor Faust“ von v. d. Hagen (vierter Band der Germania 1841) wird übrigens auch eines Teiles derselben als alter beliebter Repertoirestücke der Gesellschaft von Schütz und Dreher lobend Erwähnung gethan. Zuletzt sollen endlich Auszüge von solchen Stücken kommen, die erst gegenwärtig im Begriffe sind, vom persönlichen Theater zu verschwinden und sich auf der Marionettenbühne anzusiedeln. Sie sind hauptsächlich daran zu erkennen, daß eine gewisse Figur immer mehr und mehr den Charakter der typisch-komischen Figur annimmt; zuweilen kämpfen auch noch mehrere um diesen Vorrang. Der Herausgeber denkt hierbei z. B. an die Schlacht bei Jena, Kunz von Kauffungen, Karl Stülpner, Rinaldo Rinaldini, Die Bauernrevolution (mit Anlehnung an die Griseldissage), Die drei Wünsche, Kaspar den lustigen Fischer und andre, deren Namen zum Teil schon in dem erwähnten Grenzbotenaufsatz genannt wurden. In entsprechenden Vorworten wird jedesmal das Erwähnung finden, was ich bei meinem persönlichen Verkehr mit den Spielern über die Geschichte der Texte u. s. w. habe in Erfahrung bringen können. Nebenbei sollen aber auch ernstere Zwecke nicht vergessen sein, vor allem soll darnach gestrebt werden, auf Beziehungen der Stücke mit anderweit aus der Litteraturgeschichte bekannten dramatischen Stoffen, Romanen u. s. w. hinzuweisen, selbstverständlich ohne in philologische Einzelheiten einzugehen, die dem Fachmann überlassen bleiben müssen.

Leipzig — Arthur Kollmann

Ein Andenken an die Meininger, die durch ihre Gastspiele so belebend und befruchtend auf unser ganzes Bühnenwesen eingewirkt, nun aber ihre Gastspiele für immer geschlossen haben, ein Andenken, wie es nicht schöner hätte ersonnen werden können, und das gewiß Tausenden, die sich an den Schöpfungen der trefflichen Künstler gelabt haben, eine willkommene Gabe sein wird, ist das soeben im Verlage von Friedrich Conrad in Leipzig erschienene Album von Lichtdrucken: Die Meininger von C. W. Allers. Der Schöpfer dieser meisterhaften Zeichnungen ist in den letzten Jahren durch eine ganze Reihe von Mappen, in denen er eine wahrhaft erstaunliche Fertigkeit, mit verhältnismäßig einfachen Mitteln, oft nur durch wenige, mit größter Leichtigkeit und Sicherheit hingesetzte Striche, das

Wesentliche, das Charakteristische eines Menschen festzuhalten, und dabei einen feinen Blick für das Komische an den Tag gelegt hat, rasch zum allgemeinen Liebling geworden. Wer hätte sich nicht an seinem „Klub Eintracht,“ an seinen „Zirkusbildern,“ an seinen „Spreeathenern“ ergötzt! In den „Meiningern“ hat er sich eine höhere, ernstere Aufgabe gestellt — wenigstens zum Teil, denn der Schalk sitzt ihm doch immer im Nacken. Eine Anzahl dieser schönen Blätter führen uns die hervorragendsten Mitglieder der Meininger Truppe in schlichten Porträts, natürlich in einer ihrer Hauptrollen vor, dazu gesellen sich dann einzelne Szenen, ernste und heitere, aus den aufgeführten Stücken, wo sie zu zweien, dreien und auch in größern Gruppen vereinigt erscheinen. Hieran reiht sich aber schließlich eine Folge von Blättern, in denen der Zeichner erst in seinem eigensten Element ist und ohne die die „Meininger“ gar keine rechte Allerssche Mappe wären: die köstlichen Blätter, die uns hinter die Kulissen führen und uns zeigen, wie sie da vor der Probetafel stehen und Amanda Lindner fragt: „Schöne Rollen für mich?“ wie Frau Prasch sich die Perrücke aufstecken läßt mit den drängenden Worten: „Rasch, rasch, Hessen, mein Stichwort kommt gleich“! wie Herr Froböse sich über die Fusseln an den Hosen ärgert und der Friseur ihm lachend erwidert: „Sie haben immer was zu mäkeln, das ist historisch“! wie die „Herren Pagen“ gemütlich in der Damengarderobe sitzen und Strümpfe stricken, wie Meister Cronegk in der Probe die Glocke schwingt und die Schlacht bei Philippi leitet: „Da oben! ihr Vorposten! mit größerer Spannung geradeaus sehen“! wie der Inspizient mit erhobenem Finger droht: „Bssssst! — Bitte um Ruhe! mäßigen Sie ihr Organ, man hört ja draußen jedes Wort“ — und endlich auch die hübschen Blätter, die uns die Meininger auch außer dem Theater zeigen: ihrer drei oder vier beim Eisenbahnskat, Herrn Richard in den Ferien als Alpensex u. s. w. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die ernsten Blätter in ihrer Art nicht ebenso schön wären; der Unterschied zwischen den landläufigen Schauspielerkostümbildern, wie sie in den Photographenschaukästen unsrer Großstädte hängen, und denen man den Schneider und den Friseur auf dreißig Schritte ansieht, und den Schöpfungen eines geistvollen Zeichners, der den Künstler mit seiner Rolle in eins verschmilzt und uns alle Kulissen, alle Schminke und alles Lampenlicht vergessen macht, ist uns selten so deutlich zum Bewußtsein gekommen, wie vor diesen schönen Porträts und Rollenbildern.

Wer einen Freund hat, der für die Meininger geschwärmt hat und noch schwärmt, und er will ihm eine große Freude machen, der lege ihm diese Mappe auf den Weihnachtstisch!

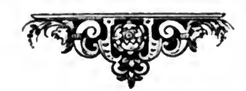


Litteratur

Gesammelte Aufsätze von Karl Steffensen. Mit einem Vorwort von **Rudolf Eucken**, Professor der Philosophie in Jena. Basel, C. Detloff, 1890

Steffensen hat sich der seit vierzig Jahren mode gewordenen Auflösung der Philosophie in Physik gegenüber ablehnend verhalten; daraus erklärt es sich zur Genüge, daß er ziemlich unbekannt geblieben ist. Der durch philosophischen Gehalt

bedeutendste unter den hier gesammelten Aufsätzen, deren Abfassung in die Zeit von 1850 bis 1868 fällt, dürfte der über das Zufällige sein. In ihm wird sehr schön nachgewiesen, wie der große Scheinerfolg der modernsten Philosophie, die Verwandlung der Welt in einen von starrer Notwendigkeit beherrschten Mechanismus, praktisch in sein Gegenteil umschlägt, da nach Vernichtung alles dessen, was dem Menschenleben Wert verleiht, die ganze Welt nur noch als das Ergebnis eines blinden Zufalles erscheint, sodaß der aus den kleinen Ereignissen vertriebene Zufall durch die Herrschaft, die man ihm über das Ganze einräumt, reichlich entschädigt wird. Da Steffensen das unbedingt wertvolle für seine Person mit aller Entschiedenheit festhielt, so mußte er mit besonderm Interesse die religiösen und kirchlichen Bewegungen der Zeit verfolgen. Der Glaube an den übernatürlichen Ursprung der christlichen Kirche steht ihm unzweifelhaft fest, aber jeden Versuch des „protestantischen Pfaffentums," die freie Forschung zu knebeln, wie den mit der Absetzung des Professors Baumgarten unternommenen, weist er scharf zurück. Der „providentielle Ernst der Reformation" ist ihm hoch erhaben über die Frage, wie weit Luther mit seiner Rechtfertigungslehre Recht hatte, und ob diese nicht am Ende beim Lichte besehen mit der tridentinischen auf ein und dasselbe hinauslaufe; „wo das kraftvollste, sittlichste, edelste Volk, da ist das beste Priestertum," damit ist ihm die römische Hierarchie gerichtet. Das hindert ihn aber nicht, nach längerm Aufenthalt in Italien auszurufen: „Wie will ich mich künftig freuen, daß doch unter uns inmitten des protestantischen Lebens jeder, wer es auch sei, ohne Scheu und Zurückhaltung alles Herrliche, das etwa die römisch gebliebenen Völker hervorgebracht und gepflegt haben, preisen und ins Licht stellen darf! Daß wir uns daran als an Besitztümern und Werken unsrer Brüder, trotz alles Streitens und Kämpfens, aufrichtig freuen können, und daraus lernen und dem nacheifern, sofern es wirklich nacheifrungswürdig scheint! Mit allen unsern Freiheiten wollen wir auch diese uns wahren und uns nicht darin irre machen lassen." In Rom hat er sehr viele Predigten angehört; er giebt von allen den Hauptinhalt an und unterwirft sie einer sehr gründlichen Kritik. Den Schluß der Sammlung bildet eine Gedächtnisrede auf Schleiermacher, die des Gefeierten wissenschaftliche Bedeutung darlegt und bei aller Verehrung für den großen Theologen und Redner, von der sie erfüllt ist, doch dessen Versuch, den Frieden zwischen Religion und Wissenschaft durch die völlige Trennung beider von einander herzustellen, mit großer Schärfe kritisirt. Was Steffensen, als einem Philosophen Schellingscher Richtung, fehlt, ist Klarheit, Durchsichtigkeit der Darstellung im ganzen. Dagegen glückt es ihm oft, für einzelne seiner tiefen Gedanken und seinen Beobachtungen einen klassischen Ausdruck zu finden, z. B. in dem Satze: „Der Mann, dem das Leben kein Geheimnis birgt, ist ein armer Mann." Im Vorwort hat Professor Eucken die Stellung Steffensens zu der Philosophie seinerzeit erörtert.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Zur Schulrede des Kaisers



Wer noch daran zweifeln sollte, daß wir uns in einem pädagogischen Zeitalter befinden, den würde wohl die merkwürdige Thatsache umstimmen können, daß das Oberhaupt des Reiches selbst das Wort ergreift, um in der Schulfrage ein eignes Programm zu entwickeln.

Daß vor hundert Jahren die ganze Atmosphäre von pädagogischer Denkweise durchsetzt war, ist bekannt. Wir erinnern nur an Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts," an Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen," an Goethes große didaktische Romane, an Fichtes „Reden an die deutsche Nation." Aber während vor drei Menschenaltern die Entartung der französischen Revolution, die die innere Haltlosigkeit und Hohlheit der herrschenden Kultur aufdeckte, den Gedanken in den edelsten Geistern hervortrieb, ein edleres, glücklicheres Geschlecht durch eine neue Erziehungsweise zu bilden und auf neuer Grundlage der gesamten Nation neues Heil zu bereiten, bricht sich jetzt an hervorragendster Stelle die Überzeugung Bahn, der kommenden, alles vernichtenden Anarchie den Boden zu entziehen durch Einführung einer neuen Erziehung. Nichts natürlicher und naheliegender! Wie oft ist der Gedanke in der verschiedensten Weise ausgesprochen worden, daß das Schicksal eines Volkes, seine Blüte wie sein Zerfall, im tiefsten Grunde von der Erziehung abhänge, die der Jugend zuteil werde. Wie oft hat man dargelegt, daß allein durch verbesserte Volkserziehung der rechte Grund gelegt werden könne, um die Schäden im Staat, im sozialen wie im Familienleben gründlich auszuheilen, um den Nachkommen eine bessere Zukunft zu sichern Immer haben Philosophen, Erzieher, Reformatoren in Kirche und Staat die Jugendbildung als den Hebelarm angesehen, mit dem die Zukunft zu bewegen

sei. Von der Überleitung des heranwachsenden Geschlechts in neue Bahnen hoffte Plato die Verwirklichung seiner sozialen Ideale, und gleich ihm Rousseau, Schiller, Goethe und Fichte. Luther verlangte, die Reformation der Kirche müsse mit den Kindern beginnen, die Hoffnung der Vaterlandsfreunde im Elsaß ist auf das heranwachsende Geschlecht gerichtet, und unser Kaiser erwartet von hier die wirksamste Unterstützung zur Bekämpfung und Beseitigung der sozialdemokratischen Irrlehren.

Aber bestätigt denn die Geschichte so hochgespannte Hoffnungen? Zeigt sie nicht, daß da, wo sich große Wendungen vollziehen, immer das gereifte Geschlecht deren Träger ist, daß neu erstehende Ideen zuerst das Leben gestalten und dann erst die Jugendbildung bestimmen? Das Evangelium wurde den Erwachsenen gepredigt, später entwickelte sich dann die christliche Kinderlehre; der Humanismus fand in den Kreisen von Gelehrten, Künstlern, Weltmännern Pflege, dann erst eroberte er die Schulen; die Reformation gab erst der Kirche und der Gesellschaft eine veränderte Gestalt, dann erst beeinflußte sie die Stätten der Jugendbildung. Und vollzogen sich nicht die weltgeschichtlichen Veränderungen geradezu im Gegensatze zur Erziehung? Die ersten Christen hatten eine jüdische, die Humanisten eine scholastische, die Reformatoren eine katholische Erziehung genossen. Auch in stilleren Arbeitsstätten, in der Ausbildung der Künste, der Litteratur und der Wissenschaften scheint der Einfluß der Jugendbildung auf die Entwicklung wider Erwarten gering zu sein. Große Meister erhoben sich zu ihrer Höhe auf Grund von verhältnismäßig mangelhaften Bildungsmitteln und unvollkommenen Eindrücken in der Zeit ihres Werdens.

Wenn sich auch in den angeführten Beispielen die Mächte des Lebens wie der Natur stärker erwiesen, als die Eindrücke der Jugenderziehung, so hört diese damit doch nicht auf, eine geschichtliche Macht zu sein. Scheinen auch ihre Wirkungen von kraftvolleren Einflüssen aufgehoben zu werden, in Wahrheit bestehen sie fort, die mächtigern Kräfte bald einschränkend, bald umbildend. Daß Luther trotz seiner revolutionären Tendenzen doch ein guter Katholik blieb, und daß sich in den spätern Jahren die Eindrücke seiner Jugenderziehung immer stärker Geltung verschafften, ist bekannt. Und daß unser großer Kanzler trotz der Umwälzungen, die nach innen und nach außen in unserm Volk und unserm Staatswesen durch ihn verursacht worden sind, doch eine tief konservative Natur war und ist, daran braucht auch nur erinnert zu werden.

Die Männer des Umschwunges fußen eben unvermeidlich auf dem alten System, so oft ihre Ideen auch Offenbarungen gleichen mögen. Ihre Jugendeindrücke bleiben nicht ohne Wirkung auf ihr Denken und Handeln, wie wir das ja aufs deutlichste an der Kaiserrede wahrnehmen können. So bleibt die Erziehung bestimmend selbst bei dem Geschlecht, das der Träger einer geschichtlichen Neuerung ist.

Mit ganzer Kraft aber macht sich die Erziehung geltend, wenn es sich darum handelt, bestimmte Gedanken dauernd in den Lebensinhalt der Menschen hineinzuarbeiten und mit ihnen das heranwachsende Geschlecht zu erfüllen.

Hieran denkt unser Kaiser, und deshalb ruft er die Mitwirkung der Erziehung, besonders die Hilfe der Schule an. Was die Schule dazu beitragen könne, um der zentrifugalen Tendenzen, vor allem der sozialdemokratischen Bewegung schneller Herr werden zu können, das bildet den bedeutsamen Hintergrund seiner Rede. Von hier aus wollen auch alle die Vorwürfe angehört sein, die der kaiserliche Redner der Schulerziehung seit 1870 macht.

Ob diese berechtigt sind und wieweit die Schule die Schäden der Gesellschaft zu heilen vermag, hierüber gehen die Meinungen allerdings weit auseinander. Nicht wenige bestreiten überhaupt die Macht der Schule in diesen Dingen. Und sie mögen Recht haben, wenn die Schule nichts weiter thun soll als Kenntnisse überliefern. Aber es giebt eine höhere Auffassung der Schule, die davon ausgeht, daß sie eine wichtige Erziehungsmacht ist im Leben des Volkes, die allerdings von den übrigen Miterziehungsmächten nicht getrennt, nicht abgelöst gedacht werden darf, vor allem nicht von dem mächtigen Einfluß der Hauserziehung. Wo also von der Wirksamkeit der Schule die Rede ist, wird immer zugleich an die der Familie gedacht werden müssen, und alle die Mahnungen, die an die Schule gerichtet werden, müssen zugleich, und zwar in erhöhtem Maße, auch an die Familie abgegeben werden. Nur aus einem Zusammenwirken beider wird etwas Ersprießliches, etwas Dauerndes hervorgehen. Für sich allein genommen ist die Schule schwach; gegen Tendenzen anzukämpfen, die das Haus vertritt, die der Umgang pflegt, die gleichsam in der Luft liegend durch tausend unsichtbare Kanäle in das jugendliche Gemüt einziehen, wird sie vergeblich ankämpfen. Aber trotzdem wird sie ankämpfen; denn sie kann nicht anders. Der Erziehungsschule, wie sie begrifflich längst ausgebildet, aber eben noch nicht in die Wirklichkeit übergeführt ist, da die Not der Zeit bisher nicht so drängte wie jetzt, schwebt eben als ideales Ziel vor, die Grundlagen für die religiös-sittliche Charakterbildung so fest als möglich zu legen. Thut sie dies, dann arbeitet sie zugleich — ohne daß irgend welche bestimmte Tendenz hervorzutreten braucht — allen zersetzenden Bestrebungen entgegen. Denn das Zuspitzen der Schularbeit zu einem Kampfe gegen die Sozialdemokratie wäre ebenso gefährlich wie aussichtslos. Tendenz erzeugt Gegentendenz. Diese aber vermag kein Herrschergebot zu beseitigen. Personen lassen sich unschädlich machen, aber nicht Ideen. Die Ausbreitung des Christentums wie der Sozialdemokratie zeigt dies zur Genüge an.

Stellt sich die Schulerziehung als bedeutsame Macht neben die Hauserziehung und sind beide von dem rechten Geiste beseelt, dann werden wir der finstern Mächte Herr werden, die das Leben unsers Volkes bedrohen. Daß sie an höchster Stelle bekannt sind, und daß von hier aus ernste Mahnungen

an Schule und Gesellschaft ergehen, dies erweckt die Hoffnung, daß wir ihrer Herr werden können, ohne zu Maßregeln greifen zu müssen, die dem christlichen Geiste fremd sind.

Eine ungeheure Unruhe geht durch die heutige Gesellschaft. Die Erziehungsfrage hat nicht wenig dazu beigetragen, denn sie greift in jede Familie ein und berührt deren heiligste Interessen. Eine Menge Unzufriedenheit hat sich hier angesammelt, weil ja die Familie in Schulsachen ganz mundtot gemacht war, und der Büreaukratismus hier seine schönsten Triumphe feierte. Daß unser Kaiser sich zum Sprecher der Familienväter gemacht hat, das wird ihm überall hoch angerechnet werden. Daß er freie Bewegung und Raum zu freier Entfaltung geben will, das wird ihm das heranwachsende Geschlecht danken, das unter der Wissensfracht von hundert Kamelen seufzte und über allen Einzelheiten den Blick auf das Ganze verlor und viel an Frische und Beweglichkeit des Geistes wie des Körpers einbüßte. Die vielgerühmte Gymnastik des Geistes aber — gewöhnlich formale Bildung genannt — ist ein Trugbild, das vor den Ergebnissen der neuern Psychologie nicht Stand zu halten vermag und von einsichtigen Schulmännern deshalb auch längst aufgegeben ist.

Ebenso ist der berüchtigte Satz eines bekannten Philologen überwunden: Mit dem lateinischen Aufsatz steht und fällt das Gymnasium. Nach den Worten des Kaisers dürfte der lateinische Aufsatz endgiltig beseitigt sein und das deutsche Gymnasium erst recht leben, dadurch daß die deutsche Arbeit, deutscher Aufsatz und deutsche Geschichte, in den Mittelpunkt des Ganzen gerückt wird. Denn es ist klar, daß wenn die Schule im Zögling die Bildung einer religiös-sittlichen Persönlichkeit anstreben soll, dies zugleich in dem Sinne geschieht, daß sie sich dereinst an der nationalen Kulturarbeit beteiligen soll je nach dem Maß und den Kräften und an der Stelle, die jedem seine Eigenart zuweist. Darum ein tiefgehender Geschichtsunterricht, der bis an die Schwelle der neuen Zeit führt und als Gesinnungsunterricht die Übermittelung der Kenntnisse vor allem dazu benutzt, das Gemüt zu packen und den Willen zu beeinflussen. Auch hier hat der Kaiser das erlösende Wort gesprochen.

Weiter darin, daß die wöchentliche Stundenzahl für Schul- und Hausarbeit beschränkt werden müsse, um Platz für freigewählte Beschäftigung und Spiel zu gewinnen. Wie viel unnütze Zeit in den Sprachstunden vertrödelt wird, weiß jedermann. Und doch beanspruchen die Herren Philologen immer mehr und jammern bei jeder Verkürzung, daß die Welt untergehen werde. Wer in den Lehrplan der preußischen Gymnasien aus dem Jahre 1816 blickt, der sieht, daß die Stundenzahl für Latein und Griechisch damals geringer war als jetzt. Und doch waren unsre Väter nach aller Meinung bessere Lateiner und bessere Griechen! Die Stundenzahl allein thuts also nicht. Wir sollten meinen, daß, wenn ein normal angelegter Schüler in der Schule täglich

eine Stunde Latein neun Jahre hindurch genießt, er bei einem einigermaßen geschickten und für seinen Beruf begeisterten Lehrer recht Tüchtiges leisten müßte, zumal wenn das Lateinschreiben, das nun einmal nicht mehr zu halten ist, und damit die Herrschaft der Grammatik abgeschnitten wird. Caesar supra grammaticos! Und im Griechischen nicht anders.

Was aber die Schulorganisation betrifft, so dringt der Kaiser vor allem auf Vereinfachung. Er trifft auch hiermit den Nagel auf den Kopf. Er will drei Gattungen von Schulen in absteigender Linie: 1. das klassische Gymnasium mit klassischer Bildung; 2. die Realschule — kein Realgymnasium, denn das ist ein Zwitterding —; 3. die Volksschule. Dagegen halte man den gegenwärtigen Reichtum von Schularten, die nicht sowohl dem Bedürfnis der Kulturarbeit entsprungen, als vielmehr vom grünen Tisch ausgegangen sind.

An dieser Stelle wurden auch die Berechtigungsfragen untersucht und jeder der Schulgattungen ihr Teil zugeschrieben. Wie sehr die Berechtigung zum einjährigen Dienst unser Schulwesen geschädigt hat, hierüber herrscht nur eine Stimme. Daß also auch hier Änderung not thut, ist anerkannt. Ob freilich die vom Kaiser vorgeschlagene Einführung einer Zwischenprüfung das Gymnasium von dem unnützen Schülerballast der untern und mittlern Klassen befreien würde, ist sehr fraglich. Überdies sollte man eher Prüfungen abschaffen, z. B. die Abiturientenprüfung, als solche einführen. Wir haben Chinesentum genug bei uns. Es giebt eine viel einfachere Lösung: nur der Schüler erhält das Zeugnis für den einjährigen Dienst, der das Gymnasium oder die Realschule durchmacht. Wer früher abgeht und doch die Berechtigung erwerben will, mag sie bei den eingesetzten Prüfungsabteilungen holen.

Was der Kaiser endlich über das Lehrerpersonal gesagt hat, ist gewiß völlig zutreffend charakterisirt in dem Wort: Wir müssen Erzieher haben, nicht bloß Lehrer. Allerdings hätten wir gern gesehen, wenn von höchster Stelle auch darauf Rücksicht genommen worden wäre, daß mit den erhöhten Pflichten auch die Hoffnung auf Erfüllung gewisser Wünsche, die beim Lehrerstande noch im Rückstande sind, eröffnet worden wäre. Unter diesen steht die Forderung oben an, daß die Schulverwaltung bis zur obersten Spitze hin durchaus nur aus Schulmännern zusammengesetzt werden sollte. Wäre dies früher geschehen, so hätte der Kaiser jetzt nicht nötig gehabt, so starke Vorwürfe auszusprechen. Denn diese treffen nicht in erster Linie die Lehrer, sondern die Schulverwaltung, die jetzt im wesentlichen von Juristen besorgt wird.

Wie sich die Schulversammlung in Berlin zu der Rede und zum Programm des Kaisers stellen wird? Möchte sie vor allem dahin wirken, daß unsre Schulen Erziehungsschulen im eigentlichen Sinne des Wortes werden. Dann erst können sie die Aufgaben lösen, die ihnen der Kaiser stellt. Mit kleinlichen Mitteln, wie sie der Büreaukratismus liebt, ist nichts gethan. Hier heißt es, die Sache kräftig anfassen und vor tiefgehenden Schnitten nicht zurück-

schrecken. Die Nation erwartet, daß jetzt etwas Ganzes und etwas Ordentliches geschieht, nichts Halbes, nichts Zahmes und Zaghaftes. Die Energie aber, die aus der Kaiserrede spricht, der frische, thatkräftige Geist, der sie beseelt, schafft Licht und Luft und giebt uns die Bürgschaft, daß auf dem so wichtigen Gebiete der Schulerziehung alle die guten Kräfte lebendig werden, die zum Gedeihen des Ganzen nötig sind.



Das Jesuitengesetz

Ein Wort zur Verständigung



Jeder Tag bringt gegenwärtig die Nachricht von einer oder auch von mehreren Katholikenversammlungen, deren Programm mit unfehlbarer Gleichförmigkeit lautet: Bekämpfung der Sozialdemokratie — Aufhebung des Jesuitengesetzes. Dem unbefangenen Leser dieses Programmes ist der Zusammenhang zwischen diesen beiden Zielpunkten allerdings nicht klar; aber er wird sofort von den Machern der Versammlung belehrt, die Aufhebung des Jesuitengesetzes sei das wirksamste Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Ob irgend einer der ultramontanen Führer das selber glaubt? Da wir ihnen nicht ins Herz sehen können, enthalten wir uns einer Antwort auf diese Frage; wohl aber sagen wir: jedem Protestanten muß jene Versicherung wie reiner Hohn klingen, und jeder deutsche Katholik, dem nicht religiöser Fanatismus die Sinne umnebelt, wird sie mit Trauer vernehmen.

Die Gefahr, die dem Vaterland und der Kultur von der Sozialdemokratie in ihrer jetzigen Gestalt droht, ist groß — so groß, daß man erwarten sollte, es würden alle, denen jene Güter am Herzen liegen, alle, die nicht an die Stelle der Religiosität die Bestialität gesetzt sehen wünschen, alle, die sich an etwas Höheres gebunden fühlen als an die Triebe der rohen Sinnlichkeit, sich zur Abwehr jener Gefahr zusammenschließen, ohne erst lange einer des andern kirchliche Rechtgläubigkeit zu untersuchen. Und da kommen diese ultramontanen Führer und schlagen als bestes Mittel zur Bekämpfung jener Gefahr die Zulassung eines Ordens vor, der, wie jeder Schüler weiß, gestiftet ist zur Bekämpfung — etwa der Sozialdemokratie? nicht doch: zur Bekämpfung des „Gifts der protestantischen Ketzerei," sie schlagen die Zulassung eines Ordens vor, dessen Thätigkeit unfehlbar die Feindseligkeit der Bekenntnisse zum Haß steigern würde, eines Ordens, dem — man denke nur an den dreißigjährigen

Krieg — auch der Bürgerkrieg willkommen wäre, wenn er zur Herrschaft der „alleinseligmachenden Kirche," zur Herrschaft Roms über Deutschland führte.

Die ungeheure Mehrzahl der deutschen Katholiken, auch derer, die auf den Katholikentagen mit wiederum unfehlbarer Einstimmigkeit dem ihnen vorgelegten Programm der ultramontanen Führer zustimmen, ist weit entfernt, diese Folgen zu wollen; aber gewollt oder nicht gewollt, die Folgen kommen, wenn man die Ursache ins Leben ruft, und wenn die Folgen da sind, wenn die Flammen der Zwietracht zwischen Protestanten und Katholiken auflodern und die Sozialdemokraten vergnügt sich daran die Hände wärmen, dann ist die Reue darüber, daß man die Ursache hat ins Leben rufen helfen, zu spät.

Wenn aber einerseits jene Folgen unausbleiblich sind und anderseits unsre katholischen Mitbürger sie doch nicht wollen, wie kommt es dann, daß die Katholikentage Tag für Tag einstimmig die Aufhebung des Jesuitengesetzes fordern? Es ist ja wahr — wir können es aus eigner am Ort einer kürzlich gehaltenen zahlreich besuchten Versammlung geschöpfter Erfahrung bestätigen —: die Besucher der Tage tragen keineswegs alle den Stempel hoher Einsicht in kirchliche und politische Dinge auf der Stirn. Aber daraus erklärt sich die Erscheinung doch nicht; denn ebenso gewiß befinden sich unter den Versammelten stets auch viele verständige Männer — gerade ebenso verständig, wie die protestantischen Männer, die auf den hie und da gehaltenen protestantischen Trutzversammlungen mit gleicher Entschiedenheit die Erhaltung des Gesetzes verlangen. Ist doch vielleicht an dem Verlangen dieser vielen Tausende von Katholiken nach Abschaffung des Gesetzes etwas Berechtigtes? geht nicht doch vielleicht das Verlangen der Gegner, das ganze Gesetz wie es ist, aufrecht zu erhalten, zu weit?

Was ist der Inhalt des Gesetzes? Wir wetten: unter hundert Protestanten oder Katholiken, die Resolutionen für oder gegen das Gesetz fassen helfen, wissen ihn nicht zehn genau anzugeben; um aber auf die zuvor gestellte Frage antworten zu können, ist offenbar die genaue Kenntnis des Gesetzes unentbehrlich; wir stellen darum seinen wesentlichen Inhalt unsrer Erörterung der aufgeworfenen Frage voran. Das Gesetz bestimmt:

1. Der Jesuitenorden ist vom Gebiete des deutschen Reiches ausgeschlossen.
2. Die Errichtung von Niederlassungen des Ordens ist untersagt.
3. Ausländische Jesuiten können aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden.
4. Inländischen Jesuiten kann der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden.

Der erste Satz enthält das allgemeine Prinzip, die folgenden drei Sätze enthalten die praktische Anwendung, der zweite auf den Orden als Ganzes, der dritte und vierte auf die einzelnen Mitglieder des Ordens. Der dritte Satz hätte ohne allen Schaden aus dem Gesetz wegbleiben können, denn es ist

dadurch keinerlei neues Recht geschaffen worden: Ausländer, die sich im Reichsgebiet unbequem machen, können ausgewiesen werden, ein ausländischer Jesuit ist ein Ausländer, er unterliegt also mit oder ohne Jesuitengesetz unter der bezeichneten sehr dehnbaren Voraussetzung der Ausweisung. Ein Ausnahmerecht bestünde hier nur, wenn das Gesetz vorschriebe, ausländische Jesuiten müßten ausgewiesen werden; das verlangt aber das Gesetz nicht, und anderseits werden die eifrigsten Fürsprecher der Jesuiten dem deutschen Reiche wohl nicht ein Gesetz des Inhalts zumuten wollen: „Ausländische Jesuiten, mögen sie sich durch Proselytenmacherei und Schüren des konfessionellen Unfriedens noch so unbequem machen und die innere oder äußere Sicherheit des Reiches gefährden, dürfen niemals ausgewiesen werden.“ Aber auch der erste Satz entbehrt der praktischen Bedeutung; eine solche hätte er, wenn er etwa lautete: „Im Gebiete des deutschen Reiches wird kein Jesuit geduldet“; allein aus dem Gesetz ergiebt sich das Gegenteil: ausländische Jesuiten können, inländische müssen im Reichsgebiete geduldet werden. Wie wollte man auch den Ausschluß durchführen? Was macht den Jesuiten? Etwa der lange schwarze Rock und der große runde Hut? Gewiß nicht, sondern das Bekenntnis zu den Grundsätzen des Ordens, die Gesinnung. Man sagt vielleicht: das Ordensgelübde; allein um dieses kümmert sich der Staat nicht, er erkennt es nicht als verbindlich an, er überläßt es jedem, ob er arm und ehelos leben will, und wenn sich ein Jesuit bei gesetzwidrigem Thun darauf berufen wollte, daß er dazu durch die Pflicht des Gehorsams gegen einen „Obern“ verbunden gewesen sei, so läßt der Staat diese Entschuldigung nicht gelten. Also: die Gesinnung macht den Jesuiten, und so sehr wir es bedauern mögen, daß es unter den deutschen Katholiken außer den „Professen“ noch viele Jesuiten in diesem Sinne giebt, ihren Ausschluß aus Deutschland, ihre Ächtung wird darum doch kein Verständiger verlangen. Der Jesuitismus läßt sich nicht durch Polizeimaßregeln oder andre Gewalt, sondern nur durch den echten Protestantismus, d. h. durch die freie Wissenschaft und durch das praktische Christentum bekämpfen.

So verbleiben uns an praktisch bedeutsamen Bestimmungen des Gesetzes nur der zweite und der vierte Satz, d. i. das Verbot von Niederlassungen des Ordens und das Ausweisungs- und Einsprechungsrecht gegenüber deutschen Ordensmitgliedern. Und hier stehen wir nicht an zu sagen: So notwendig jenes Verbot ist, so verwerflich sind diese Beschränkungen. Aber das ist — werden uns die Führer der Katholikentage einwerfen — der helle Widerspruch: jeder einzelne deutsche Jesuit soll leben dürfen, wo er will; wie kann man daneben verbieten, daß ihrer mehrere friedlich zusammenleben, so lange sie kein Gesetz verletzen? Ein recht plausibler Einwand, wenn nur eine Ordensniederlassung nicht etwas andres wäre, als ein friedliches Zusammenleben an einem Orte oder in einem Hause! Einem Orden der katholischen Kirche die Niederlassung gestatten, das heißt nichts andres, als einer Vereinigung von

Ordensmitgliedern das Recht der juristischen Persönlichkeit, die Rechte einer Körperschaft einräumen, und wer den Unterschied zwischen einer solchen Einräumung und der Gestattung friedlichen Zusammenlebens nicht einsieht, der will ihn entweder nicht begreifen, oder er hat ein dickes Brett vor dem Kopfe.

Eine Ordensniederlassung ist nach der Lehre der katholischen Kirche, nach katholischem „Kirchenrecht,"*) eine Anstalt für die Vereinigung einer Mehrzahl von Personen, die sich durch Gelübde zu gleicher Lebensführung verpflichtet haben; die Gelübde haben bei verschiednen Orden verschiednen Inhalt, allen Orden gemeinschaftlich ist aber das Gelübde der Armut — der Armut in dem Sinne, daß kein einzelnes Ordensmitglied eignes Vermögen haben darf. Dem Orden als solchem oder der einzelnen Anstalt ist Vermögensbesitz keineswegs verboten; die Anstalt selbst, das Haus, das Kloster, in dem sich die Ordensgenossen zusammenfinden, stellt ja schon einen Vermögensbesitz vor, ein Vermögen ohne Herren ist der bare Unsinn (wenn auch katholische Juristen mit Aufwand von viel Gelehrsamkeit das Vernunftmäßige eines solchen Vermögens verteidigt haben, und der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich den Unsinn durch seine Bestimmungen über die juristische Persönlichkeit der Stiftungen sanktioniren will), und wem soll das Vermögen, das die Anstalt, das Haus u. s. w. darstellt, gehören als dem Orden? Die Ordensgenossen müssen Wohnung, müssen Kleidung, müssen Nahrung haben; das alles läßt sich, wenn auch noch so bescheiden gehalten, ohne Geld oder Geldeswert nicht beschaffen, das einzelne Mitglied darf solches nicht sein Eigentum nennen, also muß es dem Orden, der Anstalt gehören, muß der Orden Vermögen haben, muß der Orden vermögensfähig sein; das ist die vollkommen folgerichtige Kirchenlehre. Und daß die Orden ihren Vermögensbesitz keineswegs auf das zum Lebensunterhalte der Genossen Unentbehrliche beschränken, ist bekannt genug. Es ist klar: läßt der Staat eine Ordensniederlassung im Sinne der katholischen Kirche zu, so erkennt er eben damit die Vermögensfähigkeit, die juristische Persönlichkeit des Ordens an; er mag allenfalls durch Gesetz sein Recht Grundeigentum zu besitzen beschränken: umso eifriger wird der Orden auf den Erwerb von beweglichem Vermögen bedacht sein.

*) Im Staate soll es — so habe ich an anderm Ort ausgeführt — zwar ein Kirchenrecht im Sinn eines vom Staate gesetzten, für die Kirche geltenden, den Kreis ihrer Autonomie regelnden Rechtes, nicht aber ein Kirchenrecht im Sinn eines von der Kirche gesetzten, neben oder gar über dem Staatsgesetze stehenden Rechtes geben. Das verlangt die Würde und Ehre des Staates; in Deutschland sind wir aber leider noch nicht dazu gelangt, dieses Verlangen in die That umzusetzen, noch heute hat in vielen Gebieten Deutschlands das kanonische, d. i. das päpstliche Recht, formelle Geltung; das gilt namentlich auch für die Orden: wo solche anerkannt oder zugelassen sind, da gilt ihre juristische Persönlichkeit für selbstverständlich. Warum? weil sie sich aus der Konsequenz des katholischen „Kirchenrechtes" ergiebt.

Wir haben hier die Frage nach der Zulassung der Orden im allgemeinen nicht zu behandeln; es mag sein, daß mancher deutsche Staat hierin zu ängstlich oder engherzig ist oder war, die Zulassung von Orden, deren Mitglieder sich der Krankenpflege oder der Pflege der Gelehrsamkeit widmen und kein Staatsgesetz durch Betteln u. dergl. verletzen, mag innerhalb gewisser Schranken unbedenklich sein; aber dem deutschen Reiche die Zulassung von „Niederlassungen" des Jesuitenordens zumuten, das heißt ihm einen Selbstmord ansinnen. Wir wiederholen: es ist bedauerlich, daß es unter den deutschen Katholiken so viele eingeschworene und noch viel mehr nichteingeschworene Jesuiten giebt; aber etwas andres ist es, diese Jesuiten, die nun einmal, trotzdem daß sie die Gebote (nicht Gottes, wie sie sagen, sondern) des Papstes über die Gebote des Kaisers stellen, deutsche Reichsbürger sind, dulden, und etwas andres, ihnen von Staats oder Reichs wegen die Erlaubnis erteilen, daß sie zur Verfolgung des Ordenszweckes Korporationen bilden und zum Kampfe gegen die „Ketzer" viribus unitis Vermögensmassen ansammeln, über die ein ausländischer Oberer unumschränkt verfügt. Daß aber gerade der Jesuitenorden vor allen andern eine hervorragende Geschicklichkeit in dieser Ansammlung des nervus rerum hat, wollen das vielleicht die Jesuiten selbst leugnen?

Der Zweck des Jesuitenordens ist nicht die Bekämpfung der Sozialdemokratie, es ist noch nicht lange her, da haben Jesuiten und Jesuitengenossen verschämt oder auch offen den Sozialdemokraten die Hand zum Bruderbunde gegen die konservativen Parteien gereicht; sein Zweck ist die Bekämpfung des Protestantismus, und von der Verfolgung dieses Zweckes, zu dem selbst das Mittel des Fürstenmordes von den Tagen des ersten Oraniers bis zu den Tagen Bismarcks nie zu schlecht war, ist der Orden noch nie um eines Haares Breite abgewichen.

Das deutsche Reich ruht auf dem Grundsatze der Toleranz, der Gleichberechtigung der Bekenntnisse; gegen diesen Grundsatz deklamirt jahraus jahrein der vom Jesuitenorden geleitete Vatikan, und diesem Orden soll das deutsche Reich selbst die Waffen in die Hand geben? Und wenn es sich weigert, so soll es die „heiligen Gefühle der Millionen von Katholiken verletzen"? Das kann nur die höchste ultramontane Unverschämtheit behaupten.

Also nochmals: Körperschaftsrechte darf das Reich dem Jesuitenorden nicht verleihen, und darum darf es ihm niemals „Niederlassungen" im Bundesgebiete gestatten, der zweite Satz des Jesuitengesetzes muß bestehen bleiben. Aber der vierte muß fallen. „Inländischen Jesuiten kann der Aufenthalt in bestimmten Orten oder Bezirken versagt oder angewiesen werden"; mit andern Worten: „Inländische Jesuiten unterliegen einer qualifizirten Polizeiaufsicht." Die gewöhnliche Polizeiaufsicht hat die Wirkung, daß „dem Verurteilten der Aufenthalt an einzelnen bestimmten Orten untersagt werden" kann (Straf-

gesetzbuch § 39, 1); dem inländischen Jesuiten gegenüber geht die Macht der Polizei noch weiter: nicht bloß kann ihm der Aufenthalt an einem bestimmten Orte versagt werden, er kann auch gezwungen werden, seinen Aufenthalt an einem bestimmten Orte zu nehmen, einem Jesuiten, der in Köln wohnt, kann geboten werden, seinen Wohnsitz nach Gumbinnen zu verlegen, und wenn es der Polizei gefällt, kann sie ihn nach ein paar Wochen von Gumbinnen in ein Dorf an der schlesischen Grenze verweisen. Das bedeutet thatsächlich nichts andres als die Austreibung aus dem Reichsgebiet. Ist eine solche Maßregel gerecht, oder ist sie auch nur zweckmäßig? Von einer wirklichen Zweckmäßigkeit kann, wenn die Maßregel ungerecht ist, von vornherein keine Rede sein, denn die Ungerechtigkeit ist nie zweckmäßig. Vielmehr kann es sich nur fragen, ob die Maßregel im Sinn ihrer Urheber ihren Zweck zu erreichen vermag, und diese Frage ist gerade so wie die nach der Gerechtigkeit zu verneinen.

Die gewöhnliche Polizeiaufsicht setzt eine gerichtliche Verurteilung voraus, und zwar eine Verurteilung wegen Falschmünzerei, Diebstahl, Unterschlagung, Raub, Erpressung, Hehlerei oder gemeingefährlicher Verbrechen, wie Brandstiftung, oder wegen gewerbsmäßiger Unzucht; an eine vorgängige Verurteilung war auch die nach dem Sozialistengesetz zulässige Einschränkung des Aufenthalts geknüpft, die zudem nur in einer Versagung des Aufenthalts, nicht in der Anweisung eines solchen bestehen konnte. Dem Jesuiten gegenüber besteht eine solche Voraussetzung nicht: er kann ausgewiesen und eingewiesen werden einzig und allein aus dem Grunde, weil er Jesuit ist, also nicht wegen seiner Thaten, nicht wegen strafbarer oder auch nur gefährlicher Reden und Handlungen, sondern wegen seiner Gesinnungen. Daß dies eine schreiende Ungerechtigkeit ist, das kann höchstens protestantischer Fanatismus leugnen, der so wenig schön ist wie der katholische. Der Jesuitenorden ist eine abscheuliche Institution, aber das rechtfertigt nicht die Verfolgung der einzelnen Jesuiten, die weder durch That, noch durch Wort das Gesetz verletzt haben. Die Ermordung Wilhelms von Oranien, der Mordversuch auf Bismarck waren Thaten des Jesuitenordens, wenn auch kein einziger Jesuit den Balthasar Gerard oder den Franz Kullmann zu seiner That angestiftet hat, und die große Mehrzahl aller einzelnen Jesuiten das Verbrechen verabscheut. Das rechtfertigt nicht bloß in einem paritätischen, sondern in jedem Staate die Unterdrückung des Jesuitenordens, aber, ich wiederhole es, es rechtfertigt nicht die Mißhandlung des einzelnen Jesuiten: wegen seiner jesuitischen Gesinnung allein darf man den einen Menschen so wenig verfolgen, wie einen andern wegen seiner freimaurerischen oder einen dritten wegen seiner atheistischen Ansichten. Wie urteilen denn wir Protestanten über die Protestantenaustreibungen in Salzburg und Tirol? Und da wollen wir es den Katholiken verdenken, daß sie ihre Stimme gegen die Austreibung einzelner ihrer Glaubensgenossen erheben? Wollte man die Menschen wegen ihrer schlechten oder staatsgefährlichen Ge-

sinnung aus dem Reiche verbannen, da müßte man noch viel mehr und ganz andre Leute packen als die paar hundert deutschen Professen des Jesuitenordens!

Und nun noch ein paar Worte über die Zweckmäßigkeit der Maßregel. Was hat sie geholfen? Nichts. Hat sie den Bestrebungen und Wahlerfolgen des Ultramontanismus irgend welchen Abbruch gethan? Nein. Das war auch gar nicht anders zu erwarten; die paar hundert Männer mit den langen Röcken und den runden Hüten sind über die Grenze gegangen, die viel größere Zahl der Jesuiten, die es ohne Ordensgelübde sind, und mit ihnen der Jesuitismus mit seinem ganzen Einfluß auf Kirche und Staat ist uns geblieben. Der einzige Erfolg ist ein billiges und bei den reichen Mitteln des Ordens gewiß nicht entbehrungsvolles Martyrium der Ausgewanderten oder Ausgetriebenen — die Luft des Vaterlandes entbehrt ja der Ordensjesuit, der sein Vaterland abschwört, nicht! —, den ultramontanen Führern und Machern der Katholikentage aber, denen es um das Recht dieser einzelnen Jesuiten so wenig wie um die Bekämpfung der Sozialdemokratie, sondern nur um die Herrschaft Roms über Deutschland zu thun ist, giebt dieses Martyrium eine höchst erwünschte Waffe in die Hand, um bei dem katholischen Volke mit einem Schein von Recht Klage über Unterdrückung und Verfolgung der katholischen Kirche zu führen. Die große Masse des katholischen Volkes ist nicht fanatisch, an den Jesuiten als solchen ist ihm blutwenig gelegen, und wenn man ihm nichts weiteres zu sagen hat, als daß das Reich dem Jesuitenorden keine „Niederlassung" gestatte, so wird das bei ihm nicht die mindeste Aufregung oder Erbitterung hervorrufen; aber wenn man ihm sagt: „Eure Glaubensgenossen werden um ihres Glaubens willen ohne Urteil und Recht von Ort zu Ort gehetzt und aus dem Reiche vertrieben, sie werden schlechter behandelt als überwiesene gemeine Verbrecher!" das wirkt, und das muß wirken, denn das Gefühl für Recht und Unrecht, das Mitgefühl mit dem ohne eigne Schuld verfolgten ist im katholischen Deutschen so lebendig wie im protestantischen.

Das Jesuitengesetz war ein Akt der Notwehr des Reiches gegen den Ultramontanismus. Knirschend vor Wut hatte dieser im Jahre 1866 den Sieg Preußens über das (damals) gut jesuitische Österreich mit angesehen. Das Jahr 1870 brachte den von der Jesuitenfreundin Eugenie gewünschten Krieg; mindestens bei den süddeutschen Ultramontanen war damals von patriotischer Begeisterung wenig zu verspüren. Und kaum war der glorreiche Sieg erfochten und das Reich mit Mühe aufgerichtet, da trat der gesamte deutsche Ultramontanismus mit dem Verlangen auf, das Reich solle dem braven Jesuitenfreund Pio Nono zum Danke dafür, daß er uns in Gemeinschaft mit seiner schönen Freundin eine Grube gegraben hatte, in die sie dann verdientermaßen beide, er von italienischen, sie von deutschen Gewehrkolben gestoßen, selbst hineinfielen — zum Danke für diese freundliche Gesinnung solle das Reich dem Papste seinen Kirchenstaat wieder erobern. Und als das Reich

dieses Ansinnen zurückwies, da war das Zentrum als eine dem neuen Reiche feindselig geschlossen gegenüberstehende Partei fertig. Unter den Mitgliedern des Zentrums sind sicherlich manche ehrliche Deutsche, wie im Jesuitenorden mancher persönliche höchst achtbare Mann; dennoch ist und bleibt dieser wie jenes ein Todfeind nicht des protestantischen, sondern des glaubensfreien Reiches.

Der ultramontanen Kriegserklärung hat das Reich mit dem Jesuitengesetz geantwortet; es war, wir wiederholen es, ein Akt der Notwehr, und dabei ist es gegangen, wie es bei der Notwehr oft geht: der Angegriffene hat die Grenzen der Notwehr überschritten, er ist in der Abwehr weiter gegangen, als notwendig und gerecht war. Aber wenn der mutwillige Angreifer dabei etwas unsanft berührt worden ist, so kann er sich darüber nicht viel beklagen. Heute ist Deutschland wie mit Österreich so auch mit Italien eng verbündet; die Wiederherstellung des Kirchenstaates paradirt zwar ab und zu noch auf dem Programm der Katholikentage, im Ernst wird aber kaum noch ein deutscher Ultramontaner daran denken. Jede That zur Verwirklichung des Gedankens, der Ströme von Blut kosten würde, wäre eine Ruchlosigkeit. Die Leidenschaft des kirchlichen Kampfes ist verraucht, der weltgeschichtliche Kampf selbst ist nicht zu Ende und wird fortdauern, so lange das deutsche Reich und das römische Papsttum neben einander bestehen. Das Jesuitengesetz hat sich in seiner gegen die inländischen Mitglieder des Ordens gerichteten Bestimmung als eine unbrauchbare, dem Reiche viel mehr schädliche als nützliche Waffe erwiesen, werfen wir darum diese Waffe lieber heute als morgen weg!

Was die deutschen Katholiken mit Recht verlangen, und was die deutschen Protestanten mit Recht nicht verweigern können, das ist ein Gesetz des Inhalts:

Die Bestimmung des Reichsgesetzes vom 4. Juli 1872, wonach inländischen Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu der Aufenthalt an einzelnen bestimmten Orten des Bundesgebietes versagt oder angewiesen werden kann, ist aufgehoben.

Das Zentrum wird mit einem solchen Gesetzesvorschlag nicht zufrieden sein, seine Führer verlangen, um den beliebten parlamentarischen Knotenausdruck zu gebrauchen, den Jesuitenorden „voll und ganz," und die Mitglieder, zu stummem Gehorsam und zum sacrificium intellectus verpflichtet, stimmen zu. Die Sozialdemokraten stimmen auch zu: ihnen schadet die Zulassung des Ordens gewiß nichts, davon überzeugt sie ein Blick über die belgische Grenze. Diejenigen Deutschfreisinnigen, die keine höhere Ehre kennen, als die gehorsamen Diener Eugen Richters zu sein, stimmen auch zu, denn Eugen Richter stimmt zu — weil er Eugen Richter ist. Wer aber ein Herz für Deutschlands Recht und Ehre hat, wem der innere Frieden des Reiches am Herzen liegt, der wird ein Gesetz, wie wir es vorschlagen, willkommen heißen, dann aber sagen: Bis hierher und nicht weiter! Wir hoffen, daß die konser-

vativen Parteien des Reichstages nicht in die Lage kommen werden, so zu sagen, daß das vielmehr die Reichsregierung besorgen werde. Nach **Kanossa** gehen wir nicht, hat der Begründer des Reiches gesagt. Ein Gang nach Kanossa ist es nicht, wenn die Regierung einen Schritt zurückthut, der von Anfang an besser unterblieben wäre; aber mehr als ein solcher Gang, mehr als eine bloße Demütigung, ein Verrat an den heiligsten Interessen des Reiches wäre es, wenn Deutschland sich in der Jesuitenfrage den Geboten Roms unterwürfe; wir hoffen, daß dies nicht geschehen wird, daß auch nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck die Geschäfte des Reiches doch immer noch mit Weisheit geführt werden.



Zur Entstehungsgeschichte der ersten deutschen Verfassung

Seit der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches unter Kaiser Wilhelm I. hat sich die deutsche Geschichtschreibung emsiger denn je zuvor mit den Einheitsbestrebungen und dem Zustandekommen der ersten deutschen Verfassung befaßt, und es ist bezeichnend, daß ein reicher Kaufmann einen großen Preis für eine gemeinverständliche, zusammenfassende Darstellung der Einheitsgedanken und ihrer Durchführung ausgesetzt hat. Wir Bürger des neuen Reiches machen uns, nachdem durch Blut und Eisen die Einheit unter dem hohenzollernschen Kaisertum hergestellt ist, oft eine falsche Vorstellung von den Schwierigkeiten, mit denen nach der napoleonischen Zeit die deutsche Bundeseinheit versucht und geschaffen wurde, jenes unheilbare Zwitterding, das nicht allein durch den Dualismus von Preußen und Österreich seinen Todeskeim in sich trug. Als im Jahre 1879 der erste Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert" erschien, bekam man hier in lebendiger, oft rednerischer Darstellung einen Überblick über den Entwicklungsgang, den die deutsche Verfassungsfrage genommen hat. Unterdessen sind mehrere Werke erschienen, die den mitunter einseitigen Urteilen Treitschkes, der sich doch manchmal von Zuneigung oder Abneigung hinreißen ließ, entgegentraten oder sie wenigstens berichtigten; es sei hier nur an einen Aufsatz Gustav Rümelins über König Wilhelm von Württemberg und die Schloßbergersche Arbeit über denselben Fürsten erinnert. Der preußische Patriotismus hat Treitschke zu harten

Urteilen veranlaßt, wo neu aufgefundene Akten und Dokumente ein ganz andres Licht auf die Persönlichkeiten jener Zeit werfen, oder er hat einzelne geschichtliche Erscheinungen zu Trägern von Ideen gemacht, denen das unbefangene Urteil manches Lorbeerblatt wieder abnehmen muß. Eine solche Nachprüfung hat der im Frühling 1887 verstorbene Jenaer Historiker W. A. Schmidt in seinem von Professor Alfred Stern in Zürich herausgegebenen Werke: Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses 1812 bis 1815 (Stuttgart, Göschen) unternommen. Schmidt scheint sich gleich im Anfange der siebziger Jahre mit dieser Arbeit, die ihn bis zu seinem Tode beschäftigt hat, getragen zu haben; und er als ehemaliges Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, als Verfasser mehrerer Werke über Preußens deutsche Politik und die preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Großen durfte sich wohl berufen fühlen, in das äußerst verwickelte Thema Klarheit zu bringen. Die Abwehr oder Berichtigung einer ganzen Reihe von Urteilen und Sätzen Treitschkes, aber auch von Pertz, Sybel und Meyer mögen dem Buche eine besondre Bedeutung geben; uns scheint höher als die polemische Seite die Beibringung und Verwertung neuen Quellenmaterials und ungedruckter Dokumente zu stehen. Es wird kaum mehr ein Aktenstück von Bedeutung aus den Archiven beizubringen sein, das nicht schon in einem der vielen neuen des Schmidtschen Werkes enthalten wäre oder seine Beziehung fände. Indem Schmidts Sammelfleiß und Sammelglück in seinem Werke alle zur Frage gehörigen Denkschriften, Memoiren und Entwürfe vereinigt, wodurch es allerdings etwas umfangreich wird, nimmt er nicht bloß entschieden Stellung zu einschneidenden Streitfragen, sondern giebt auch dem Leser selbst Gelegenheit zur Entscheidung, und auch ein Verehrer der Treitschkischen Geschichtschreibung wird nicht hinwegleugnen können, daß Schmidt an der Hand der Dokumente in den meisten Punkten Treitschke gegenüber Recht hat. Nur ist hier eben auch wieder das alte Problem aller Geschichtschreibung zu bedenken: ob der Historiker nur gewissenhafter, nüchterner Forscher aus dem Gegebenen heraus sein darf, sodaß sein Ich gar nicht mitzusprechen hätte, oder ob er unter dem Drang eigner Parteinahme ein Zeitbild gestalten darf.

Höher, wie gesagt, als die Auseinandersetzungen mit Treitschke und andern Geschichtschreibern scheint uns das Buch als abgeschlossenes Werk zu stehen. Es ist ja interessant, wenn wir im Freiherrn vom Stein nicht mehr den begeisterten Vertreter des deutschen Einheitsstaates, nicht mehr den preußischen Patrioten sehen, sondern den Vertreter der Herstellung des alten Kaisertums, wie es im zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert bestanden hat. Es ist schmerzlich, selbst aus den unerbittlichen Dokumenten lesen zu müssen, wie ein Mann wie Stein immer und immer wieder die Vorherrschaft Österreichs Preußen gegenüber betrieben hat, wie unheilvoll sein Ein-

greifen in den Gang der deutschen Verfassung gewesen ist, und wie er als unermüdlicher Vorkämpfer für die Vorrechte der Mediatisirten den Verlust seiner eignen Reichsfreiherrlichkeit nicht verschmerzen konnte. Desto mehr, auf Unkosten Steins, gewinnt die Bedeutung und der Scharfblick Humboldts als Gesandten zu Wien.

Schmidt zieht sein Schlußurteil also: Stein hat weder in seiner Septemberdenkschrift von 1812 noch in frühern oder spätern Äußerungen den „Einheitsstaat" als sein „Ideal" — wie Treitschke sagt — aufgestellt, vielmehr immer nur die „alte Monarchie des zehnten bis dreizehnten Jahrhunderts." Dabei läßt Schmidt allerdings die feine Unterscheidung zwischen historischer und psychologischer Frage offen stehen. „Wenn auch einmal gelegentlich Stein von einem deutschen Einheitsstaate träumte — in Wort und That kundgegeben hat er dies nie. Und darauf allein kommt es an. Denn unausgesprochene und unbethätigte Gedanken haben nichts mit der Geschichte zu thun." Wenn sich Stein gar nichts daraus machte, die deutschen Fürsten als „Verräter," „Feige," „Niederträchtige" und „Lumpengesindel" zu brandmarken und dutzendmale als „Tyrannen" zu bezeichnen, so kann man diesen Haß nur so begreifen, daß er sie als Abtrünnige ansah, die ihrem rechtmäßigen Oberhaupt, dem Kaiser von Österreich, die Treue gebrochen hatten.

Ebenso tritt Schmidt der Ansicht Mejers entgegen, als ob je Stein an eine deutsche Einheit unter Preußens Führung gedacht habe; wohl seien Stein, Hardenberg und Humboldt mit einander von der Frage ausgegangen: Reichseinheit oder Teilung zwischen Österreich und Preußen; während aber Hardenberg und Humboldt die Interessen Preußens vertraten, verletzte Stein „aus einer angelernten Unterschätzung Preußens und angeerbten Überschätzung Österreichs" diese Interessen oft.

Hervorzuheben ist die neu mitgeteilte Denkschrift des hannöverschen Gesandten in London, Grafen Münster, der überhaupt eine große Rolle in der Verfassungsfrage spielte; danach wäre zum Heile der zukünftigen deutschen Verfassung Preußen zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges zu verkleinern gewesen, ein Plan, dem die geschichtliche Entwicklung von 1813 entgegentrat, in der Preußen sich „plötzlich als eine Macht erster Größe zeigte."

Seitdem Stein die Wiederherstellung der alten Monarchie selbst als eine Unmöglichkeit erachten mußte, nachdem auch die Teilungsidee und das norddeutsche Protektorat Preußens durch den unbedingten Einspruch des britisch-hannöverschen Kabinets unausführbar geworden war, sah sich Stein auf der Stufenleiter seiner Septemberwünsche von 1812 auf die letzte Sprosse zurückgedrängt, auf die Reichsverfassung des dreißigjährigen Krieges. Dabei wird man Schmidt zustimmen müssen, wenn er in dem neuen Plane Steins, wo dieser versuchte, die Reichseinheit und die Teilungsidee, den Monarchismus und den Dualismus, staatsrechtlich in Einklang zu bringen, nicht „eines der mächtigsten Werke der

Steinschen Feder" (Treitschke), sondern ein unklares und verworrenes Machwerk sieht, und es ist ein gerechtes Wort, wenn Schmidt das Treitschkische Urteil über Stein gegenüber Görres, der darin mit Stein übereinstimmte, aber von Treitschke getadelt wird, ein mit ungleichem Maße gemessenes Urteil nennt. Zudem wollte der feudale Stein nicht, wie Treitschke behauptet, ein deutsches Parlament in unserm Sinne. Stein hatte gar kein Verlangen nach einem solchen und war nicht der Träger „dieses großen, zukunftsreichen Gedankens." Dieser Gedanke wurde von Arndt vertreten, dem merkwürdigerweise Treitschke dafür mangelhafte staatsrechtliche Begriffe vorwirft. Schmidt findet den Arndtschen Entwurf geradezu genial; er habe im Geiste fast unsern Reichstag geschaut.

Sehr interessant ist auch das neue, noch nie benutzte Memoire Münsters, wonach Schmidt Treitschkes hartes Urteil über Kaiser Franz, Metternich und Castelreagh mäßigt, während er dagegen in Friedrich Wilhelm III. nicht „den scharfsinnigsten aller Politiker," sondern den sieht, „der die natürliche Entwicklung störte und verdarb."

Im Dezember 1813 schlägt Wilhelm von Humboldt einen deutschen Staatenverein, keine deutsche Verfassung vor, mit gemeinsamer „Oberleitung" Österreichs und Preußens; im März 1814 läßt Stein den Gedanken des Duumvirates fallen und will dafür ein Viererdirektorium (Österreich, Preußen, Baiern, Hannover), später sogar eine Sechserteilung Deutschlands. Schmidt urteilt darüber: „Hierdurch war also Österreich als einzige Spitze des Ganzen zur Oberleitung berufen und eventuell befähigt, kraft des Einflusses der ausschließlichen Oberleitung das Übergewicht über Preußen zu erlangen, es selbst in den wichtigsten Fragen zu majorisiren. Stein hat damit, wenn auch unabsichtlich, den ersten verhängnisvollen Anstoß zur Abschwächung und damit zur Mißgestaltung der Bundesverfassung gegeben." Ganz neu sind „die Verhandlungen zwischen Österreich, Preußen und Hannover über die Grundlagen der Verfassung vom 7. bis 14. Oktober 1814 oder die zehn Artikel," deren Vereinbarungen als ein gewichtiges Ergebnis hätten erscheinen können, wenn nicht am 14. Oktober der Fünferausschuß zusammengetreten wäre. Von da an scheint der sichere Boden, auf dem die Verfassung hätte fortschreiten können, zu wanken; es ist unmöglich, in engem Rahmen dieses unaufhörliche Verschieben der Entwürfe, der Komitees darzustellen. Ein unerquickliches Blatt deutscher Geschichte thut sich vor dem Leser auf; die deutsche Kaiseradresse der neunundzwanzig, später zweiunddreißig deutschen Kleinstaaten kam nur deshalb zu stande, weil diese Fürsten nicht etwa um des Ganzen willen auf einige Rechte verzichten, sondern um die Wette sie ungeschmälert erhalten wissen wollten; verhängnisvoll wurde die sächsisch-polnische Krisis für die Entwicklung der deutschen Verfassung: über Sachsens Bestand hing das Damoklesschwert, Deutschland stand am Abgrund eines Bürgerkrieges, und der Kaiser

Alexander wollte ein mächtiges Deutschland bloß als Bollwerk gegen Frankreich! Es war kein Wunder, daß Metternichs Verfassungsplan unmittelbar gegen Preußen und auf die deutsche kaiserliche Würde zu Gunsten Österreichs zielte, ja daß die Gefahr eines Tripelallianzkrieges gegen Preußen drohte, und daß selbst ein kleiner Staat wie Württemberg Verwicklungen anrichten konnte.

Erst mit dem 13. Mai 1815, mit dem entscheidenden Entwurf Metternichs, den Humboldt mit Anmerkungen versah, geschah ein großer Schritt vorwärts. Und dennoch erforderte es eines „Ultimatums" und eines „Memorandums" vonseiten Humboldts, um in den Sitzungen mit ihrer Sturmflut von Anträgen, der Anfechtung sämtlicher vorgelegten siebzehn Artikel, überhaupt zu einem Ziele zu kommen. Die Unterzeichnung der Bundesurkunde geschah am 10. Juni 1815. Dieser Teil des Schmidtschen Werkes ist ein Beweis deutschen Gelehrtenfleißes; mit unermüdlicher Sorgfalt sind hier die verschiednen Entwürfe mit ihren Noten und Abänderungen verglichen und auseinandergehalten; wenn wir etwas vermißt haben, so wäre es nur eine übersichtliche zusammenfassende Skizzirung des Werdeprozesses, sowie ein chronologischer Überblick über die Verfassungsgeschichte der deutschen Staaten nach 1815, die Schmidt geplant hat und Stern wohl hätte schreiben können.

Mit Hochachtung gegen den Verfasser, aber ohne Freude über so viele verlorne Liebesmühe der damaligen Staatsmänner legt man das Buch aus der Hand, das mit den Worten schließt: „War auch ein erbliches Kaisertum damals unerreichbar, eine straffere Zentralisation würde jedenfalls bei wirklich opferbereiter Gesinnung erreichbar gewesen sein; statt dessen trat ein Bund ins Leben, der von vornherein unverkennbar phthisische Anlagen in sich trug."

Wir Bürger des neuen Reiches können uns jetzt über diese schwindsüchtige Anlage trösten; wurde doch in demselben Frühling, wo die verhängnisvolle Bundesurkunde unterschrieben wurde, der Genius geboren, der das einzige Heilverfahren der politischen deutschen „Phthisis" kannte: Otto von Bismarck.

H. R. Schäfer





Der Entwurf eines Wagnerdenkmals für Leipzig

Von Moritz Wirth

> Dieses alberne Schlafrockporträt habe ich gehörig auf dem Striche.
>
> Richard Wagner an Uhlig

as deutsche Volk hat einen neuen Gegenstand für seinen Denkmalssport bekommen: Richard Wagner ist denkmalsfähig geworden. Unmittelbar nach seinem Tode, 1883, bildeten sich in Leipzig, wenn ich nicht irre, auch in Wien und anderwärts, Komitees zur Errichtung von Denkmälern; nun scheint Leipzig mit der Ausführung voranzusein. Möchte die Vaterstadt des Vielgefeierten billigerweise diesen Vorzug haben, wenn ihr nur das launische Glück nicht ein Werk zuführen zu wollen schiene, das nur von den einen als reizvolles Schönpflästerchen, von den andern als entstellende Warze — sie würde freilich nicht die einzige sein — in dem Antlitz der freundlichen Pleißenstadt aufgefaßt werden wird.*) Umsomehr aber sei es erlaubt, auch für weitere Kreise ein offenes Wort darüber zu sagen, als sich der Ruf guter öffentlicher Bildwerke weit über den Ort, dem sie angehören, hinaus erstreckt und dem ganzen Vaterlande zur Zierde gereicht. Ich erinnere an die Goethe-Schillergruppe in Weimar, an verschiedne Berliner Denkmäler u. s. w. Umgekehrt aber kann es niemandem, der noch einigen Sinn für die Kunst seines Volkes hat, wo er auch innerhalb des großen gemeinsamen Vaterlandes sein Heim aufgeschlagen haben mag, gleichgiltig sein, daß wir neben diesen berühmten vielleicht so und so viel andre erhalten werden, die mehr beredet als berühmt werden. Und nun

*) Wie die Grenzboten zu Richard Wagner stehen, ist den Lesern aus frühern Jahrgängen wohl zur Genüge bekannt. Wir haben in den letzten Jahren kein Wort mehr gegen den Wagnerkultus gebracht, einfach deshalb, um den Wagnerianern keine Nahrung mehr zuzuführen, denn ein einziger Aufsatz gegen Wagner giebt ihnen ja stets Gelegenheit zu zwölfen für ihn. Es kann uns also auch die Frage, ob Wagner ein gelungenes oder ein mißlungenes Denkmal erhält, herzlich wenig aufregen, und dem größten Teile der Gebildeten in Leipzig geht es ebenso. Nicht ganz so gleichgiltig ist es uns, ob Leipzig ein gelungenes oder ein mißlungenes Denkmal mehr erhält, und da der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes die Frage in ungewöhnlich origineller Weise behandelt, so haben wir dem Aufsatz gern Aufnahme gewährt. D. Red.

gar, wo es sich um Richard Wagner handelt, den ohne Aufsehen, Lärm und Streit auch nur zu nennen kaum möglich erscheint. Doppelte Vorsicht und doppelte Prüfung ist hier im Vorteil aller Parteien. Leider ist das in Aussicht stehende Kunstwerk ein solches, daß vor allem Wagnerianer wünschen müssen, mit seiner Ausführung verschont zu bleiben.

Dem Verfertiger des Entwurfes, Professor Fritz Schaper in Berlin, geht sein Name voran. Und wirklich, wenn man das Modell, das gegenwärtig im Museum in Leipzig öffentlich ausgestellt ist, nur erst erblickt, wird man auch schon durch einen kühnen Handstreich gefangen genommen, den der Künstler auf die Beschauer gewagt hat. Mit dem Rechte des freien Schaffens gegenüber der starren Regel hat er die Vorschrift von Wagners Leibphilosophen Schopenhauer (Gwinner, Schopenhauers Leben, zweite Auflage 1878, S. 446) durchbrochen, daß Dichtern und Denkern die Büste gebühre, und hat darüber die Sicherheit und die sonstigen Vorteile darangegeben, die mit einer solchen Lösung der gestellten Aufgabe verbunden gewesen wären. Schaper hat dies gewagt, obwohl es als eine Unmöglichkeit erscheinen konnte, einen Mann mit verhältnismäßig viel zu kurzen Beinen und viel zu großem Kopfe, wie sie Wagner hatte, in voller Gestalt aufs Postament zu heben. Allein der bekannte Kunstgriff, derartige Persönlichkeiten sitzend darzustellen, half selbst noch über die ganz undenkmalsmäßige Verhältnislosigkeit im Körperbau eines Richard Wagner hinweg. Ein weites Obergewand, der sattsam bekannte heilige Martinsmantel der modernen Plastik, den sie mit nimmer endender Selbstbemitleidung sich stets von neuem zuwirft, diente dazu, die Ecken und Lücken in dem Bilde eines sitzenden Mannes in heutiger Kleidung auszufüllen. Sage ich noch, daß Wagner auf dem linken Knie ein geöffnetes Buch, eine Partitur, hält, in der die etwas zurückgezogene Linke blättert, während die mit dem Taktstock bewehrte, straff vorgeschobene Rechte fest auf das Buch aufgesetzt ist, daß das rechte Bein in lebhafter Bewegung sich rechts seitwärts ausstreckt, als ob Wagner sich eben erheben wollte, und daß endlich der Kopf mit kraftvollem Ausdruck ebenfalls nach rechts gewandt ist, als ob von dorther ein Angriff käme oder dorthin zu richten wäre, so habe ich dem Leser wenigstens die ersten allgemeinen Züge des neuen Kunstereignisses überliefert.

Man sieht, das sind alles sehr einfache Dinge, wie sie jedem für ein solches Denkmal einfallen. Soll also das Werk irgend welchen künstlerischen Wert haben, so wird er in dem sie einheitlich zusammenfassenden Grundgedanken sowie in der Ausführung liegen müssen. Zunächst zieht die Ausführung unsre Aufmerksamkeit auf sich.

Nur mit aufrichtigem Bedauern sehe ich mich jetzt der Notwendigkeit gegenüber, mit unvermögenden, schattenhaften Worten eine Leistung Schapers wiederzugeben, für deren Mitteilung und Würdigung kaum eine gute Zeichnung, sondern nur der Anblick des Urbildes selber ausreichen würde. Wodurch sich

das Werk als Kunstthat ersten Ranges darstellt, wodurch es den besten Mustern seiner Gattung ebenbürtig wird, ist die bewunderungswürdige Führung der Linien.

Ich kann mich meiner Aufgabe, wenigstens eine angenäherte Vorstellung dieses Linienprachtgewebes zu geben, vielleicht am besten entledigen, wenn es mir verstattet wird, sie rein mathematisch anzugreifen. Nennen wir die rechte Schulter R, die linke L und ziehen wir von R und L Gerade nach zwei rechts und links in der Standebene gelegenen Punkten r und l, wobei die Bezeichnungen rechts und links stets von dem Standbilde aus gewählt sind, so entstehen zwei Dreiecke RLr und RLl, die den Fluß der Linien des Standbildes bestimmen. Die Linie Rr wird gebildet durch den Rock und dessen vorderen Längssaum, der zurückgeschlagen ist und auf dem rechten Bein aufliegt. Die Linie Lr setzt sich aus dem linken, bis zur Mitte des Oberleibes herabreichenden Rockkragen und dem in ganzer Ausdehnung sichtbaren rechten Bein zusammen. Die Linien Rl und Ll werden eingeleitet von dem straff nach dem linken Knie herübergestreckten rechten Arm und dem linken Oberarm, aufgenommen und zu Ende geführt durch eine links schräg angelehnte Partitur, die auf einer zweiten, glatt auf der Erde liegenden aufsteht.

Diesen beiden Hauptrichtungen ordnen sich noch eine Anzahl Nebenlinien unter. Ein Felsstück, auf dem der linke Fuß ruht, ist nach r zu abgeschrägt. Dasselbe gilt von den Falten der linken unteren Rockecke, die das linke Knie bedeckt und von ihm herab genau nach r hinweist. Das auf dem Knie ruhende Buch dacht sich zu beiden Seiten nach r und l hin ab. Endlich der halb seitlich gewandte Kopf gehört mit seiner linken Gesichtsfläche zu dem Dreieck RLl, während die Profillinie Stirn-Nase nach r hinläuft. Der Hauptreiz der Anlage besteht in der Art, wie die notwendige Überkreuzung der Dreiecke, wobei die Linie Rl über die Linie Lr hinweggeht, durchgeführt ist.

Zu diesem so reichhaltigen Aufbau kommt aber als neuer Reiz noch eine Senkrechte hinzu, die sich aus dem auf der Brust herablaufenden Westensaum und dem linken Unterschenkel zusammensetzt. Diese Senkrechte ist ein wenig nach links gerückt, wodurch auch die beiden Dreiecke aus ihrer rein symmetrischen Lage herausgerissen werden. Wie diese Verschiebung auf andre Weise doch wieder ausgeglichen wird, das übersteigt ebenso, wie noch einige andre besonders fein geführte Linienzüge, die Kraft des beschreibenden Wortes. Vielleicht, daß die bisherigen Mitteilungen wenigstens eine Ahnung davon erwecken, mit welchem Triumphe der reinen Formengebung wir es hier zu thun haben.

Um den geschilderten Eindruck zu erhalten, muß man seinen Stand freilich genau von vorn nehmen. Tritt man nur um einen achtel Kreis rechts oder links zur Seite, so schwächt sich die Wirkung bereits bedeutend ab. Die Rückseite endlich ist gleich Null. Der richtige Platz zur Aufstellung des Werkes wäre deshalb der Hintergrund einer Nische, die keine Seitenansichten er-

laubt. Für eine nach drei Seiten hin freie Aufstellung, wie sie dem Denkmal zugedacht zu sein scheint, bedeutet das freilich einen Fehler; zum Glück einen, den wir uns wenig zu nutze zu machen gesonnen sind.

Vor allem fesselt uns das Werk gleichsam von selbst in der richtigen Stellung. So groß ist die Fülle der Beziehungen, die von allen Seiten her nach den bedeutungsvollen Punkten zusammenlaufen, und wenn wir selbst diese erschöpft haben sollten, so reichhaltig ist nochmals die Gliederung der ordnenden Hauptlinien, daß wir uns in sie geradezu verlieren können. Auch hat der Künstler selbst noch dafür gesorgt, daß wir möglichst spät erwachen. Er hat den Sockel, der doch auch noch mit zum Denkmal gehört, zwar in sehr guten, aber äußerst einfachen Verhältnissen gehalten. Als Schmuck trägt er vorn nur den Namen „Richard Wagner“ und an der rechten und linken Schmalseite, also von vorn nur wenig sichtbar, einen Lorbeer- und einen Eichenkranz. Einmal folgt freilich jedem Rausche die Ernüchterung, selbst dem der Liniensymphonie, die der Plastiker hier vor uns aufführt. Denn mitten in diesem Schwelgen in den Linien stellt sich ein gewisses Gefühl der Leere ein. Wir kommen aus der geometrischen Auffassung, mit der wir so bequem in die künstlerischen Geheimnisse des Bildwerkes einzudringen vermochten, merkwürdigerweise auch gar nicht wieder heraus. Sie führt uns zu nichts. Es ist und bleibt ein rein arabeskenhafter Kunstgenuß, über dem wir uns schließlich ertappen, der wenig von der wichtigen Rolle enthält, die die Linienführung in der bildenden Kunst in Wahrheit spielen soll und die besonders aus berühmten Gemälden allgemeiner bekannt ist. So steht in Makarts Einzugsbild Karl der Fünfte im Mittelpunkte der diagonalen Anordnung; in der Kreuzesabnahme von Rubens gehen die sich kreuzenden Linien durch den Christuskörper hindurch. Ich erinnere noch an die Haltung der Figuren auf der Stuhlmadonna, an die Gruppeneinteilung auf dem Abendmahlsbilde des Leonardo u. s. w. Überall hat die Linienführung die Aufgabe, einen einzelnen inhaltlich bedeutungsvollen Teil des Bildwerkes anschaulich herauszuheben, oder die innern Beziehungen mehrerer wichtigen Teile auch dem Auge bemerklich zu machen. Wenden wir diese Beobachtung auf unser Standbild an, indem wir nach dem Inhalte fragen, dem ein so bewunderungswürdiges Linienspiel als Fassung dient, so wird mit dieser Frage der Zauber, in dem uns Schaper gefangen hielt, allerdings gebrochen.

Am meisten müßte dieser Inhalt wohl in den zwei Punkten r und l hervortreten, nach dem das ganze Liniengewebe wie nach seinen beiden Brennpunkten hinstrebt, ähnlich wie in den erstgenannten beiden Gemälden, oder auch wie in zahlreichen Christkindbildern alle Linien auf dieses als den ideellen Mittel- und Schwerpunkt des Ganzen hinweisen. Was erblicken wir nun in diesem so hochwichtigen r und l? In l, wie schon bemerkt, eine Partitur, die immerhin als bedeutungsvolle Verkörperung des Wagnerschen Schaffens

dienen mag. Nur geht es wie ein Riß durch das Werk, daß sie eben nur äußerlich an den Sitz angelehnt ist, statt mit der Figur in irgend welche unmittelbare Verbindung gebracht zu sein. Sie könnte weggenommen werden, ohne die Haltung Wagners auch nur um ein Haar breit zu ändern, während doch gerade durch diese Wegnahme dem formal sehr wichtigen Dreieck RLl die Spitze abgebrochen würde. Form und Inhalt sind also doch nicht so in einander gearbeitet, wie dies bei einem guten Kunstwerke der Fall sein müßte.

Und nun der Punkt r, der zwar, umgekehrt wie bei l, nicht ohne weiteres entfernt werden kann, weil er mit zur Gestalt Wagners selbst gehört, aber dafür sicherlich der inhaltsloseste Punkt des ganzen Werkes ist. Denn man höre und staune: dieser Punkt, zu dem der rechte Rocksaum und das rechts seitwärts ausgestreckte Bein, die Profillinie des Gesichts und noch so viele andre Falten und Furchen in gemeinsamer Anziehung hinstreben, dieser Punkt r ist Wagners rechte Stiefelspitze! Welche Bedeutung hat wohl Wagners rechte Stiefelspitze für sein Leben, sein Wirken, seine Kunst? Oder wenn dies gar zu lächerlich klingt, und um dem Künstler nicht Unrecht zu thun: welche Bedeutung hat sie in diesem Standbilde? Es lassen sich sehr wohl Stellungen denken, wo gleichsam der ganze Körper aus einem Fuße herauswächst, wie die des Merkur, der als Flammenträger eine bekannte Zierde unsrer Schaufenster geworden ist, oder wie die Stellung Tells gewesen sein muß:

Jetzt schnell mein Schießzeug fassend, schwing ich selbst
Hochspringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewaltgem Fußstoß hinter mich
Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Wasser.

So sehen wir uns denn mit Notwendigkeit vor die zweite der eingangs gestellten beiden Fragen geführt, die Frage nach dem das ganze Werk einheitlich bestimmenden Grundgedanken. Wird dieser ein kühner, eigenartiger, Wagner in dem innersten Nerv seines Wesens erfassender Geistesgriff sein? Wird er alle die Einzelheiten, die ich schon genannt habe und die äußerlich auf den ersten Anblick das Denkmal zusammensetzen, als seine notwendigen Ausstrahlungen erkennen lassen? Wird er sie, die uns auf eben diesen ersten Blick hin so alltäglich, ja fast verbraucht erscheinen konnten, in einem so gänzlich neuen Lichte zeigen, nach dem fast mehr noch dem Plastiker als dem Poeten geltenden Worte des Horaz:

Dixeris egregie, notum si callida verbum
Reddiderit junctura novum?

Und wird dies nicht alles in dem großartigsten, den höchsten Anforderungen genügenden Maßstabe der Fall sein müssen, damit der Inhalt der wunderbar reich entwickelten Form gewachsen sei und sie rechtfertige?

Leider stehen wir hier an dem Punkte, wo unsre Bewunderung der Leistung Schapers von ihrer so rasch erklommenen Höhe ebenso rasch wieder herabsinken wird. Dabei werden wir noch den Vorteil haben, uns an die Erklärungen, die Schaper dem Leipziger Denkmalskomitee über den Grundgedanken seiner Arbeit gegeben hat, selbst halten zu können. Diese Erklärungen werden uns darin förderlich sein, dem Künstler möglichst wenig Unrecht zu thun, aber sie werden uns freilich auch umso mehr in den Stand setzen, ihm in der Art, wie diese Grundgedanken in dem Entwurf zur Ausführung gekommen sind, möglichst wenig Recht zu geben.

Schaper hat sein Werk dahin erläutert, daß es Wagners Wesen, „konzentrirte Energie und Lebendigkeit," zum Ausdruck bringe. „In der energischen, mit dem Taktstock versehenen, auf eine Partitur gesetzten rechten Hand soll sich sein Gesamtthun ausdrücken. In dem Kopfe muß die vornehme und gewaltige Schöpfungskraft gegeben werden. Die ganze Situation ist gedacht, als ob er etwa auf offner Szene einem seiner Werke Leben giebt." Vielleicht würde man bei einer sich selbst überlassenen Betrachtung des Bildwerkes noch auf mancherlei andre Auslegungen geraten; es ist demnach sehr wichtig, die allein zulässige durch den Künstler selbst zu erhalten. Und was für eine Auslegung! Auch der entschiedenste, ja der böswilligste Gegner Schapers würde kein vernichtenderes Urteil über den Inhalt seiner Arbeit fällen können, als er selbst es mit dieser Erklärung gethan hat. Statt irgend welcher Beweise der Ebenbürtigkeit, aus der heraus der eine Künstler dem andern seine Huldigung dargebracht hätte, enthüllen uns jene Worte einen Rattenkönig von Widersprüchen. Wir wollen sie kurz der Reihe nach betrachten.

Erster Widerspruch: Buch und Taktstock. Zunächst eine Frage: Wo befindet sich und womit beschäftigt sich der Wagner, der das eine und der den andern hält? Ein Buch von so monumentaler Vierschrötigkeit auf die Kniee zu nehmen, bequemt man sich heute nur noch bei einer Zurückgezogenheit in „des Waldes tiefsten Gründen." Wagner uns dort zu denken, bestärkt uns noch der von einem Tuche halb überdeckte Fels, auf welchem die Gestalt sitzt, sowie der schon erwähnte, ganz frei liegende Stein, auf dem der linke Fuß aufsteht.

Allein dieser selbige Wagner hat auch einen Taktstock in der rechten Hand. Er will also dirigiren, natürlich eins seiner Werke, und abermals natürlich kann dies nur in einem Theater- oder Konzertsaal geschehen. In einem heutigen Orchester, auf einer heutigen Bühne giebt es aber genug Notenpulte; es wäre mehr als kindlich für einen Kapellmeister, die Partitur auf den Knieen zu halten. Da haben wir also den Widerspruch! Welches seiner beiden sich gegenseitig aufhebenden Glieder soll nun den Ausschlag geben?

Oder wäre es vielleicht doch kein Widerspruch? Wäre es vielleicht kein des Künstlers so ganz unwürdiger Gedanke, wenn wir uns Wagner doch im

Walde sitzend und doch dirigirend dächten? Und was im Walde dirigirend? Das Waldweben, eines seiner Tonstücke, dem auch die Gegner ihre Bewunderung nicht versagen, und das er, wie kaum ein andres seiner Werke, dem schlagenden Herzen der ewigen Natur selbst abgelauscht zu haben scheint. Und mit wem will er es dort dirigiren?

Fliegenschnauz und Mückennas
Mit ihren Anverwandten,
Frosch im Laub und Grill im Gras,
Das sind die Musikanten!

Vielleicht hätte eine solche Vorstellung einiges Ansprechende, man könnte sogar noch bedauern, daß sie nicht durch die leiseste Andeutung eines Hälmchens, Fröschleins oder Waldvögleins unterstützt wird; mindestens gäbe es bei ihr keinen Widerspruch. Aber wir dürfen das alles ja gar nicht denken. Wir habens ja aus dem eignen Munde des Künstlers, daß wir uns auf der Bühne befinden. Die Felsen, die das edle Erz hier nachbildet, sind, gewiß zum erstenmale in der Kunstgeschichte, aus Holz und Pappe; sie sind ein Versatzstück, auf dem Wagner Platz genommen hat, um „einem seiner Werke Leben zu geben.“ Aber warum nicht am Dirigentenpulte, von wo aus sich das alles viel besser machen läßt? Der Widerspruch ist also doch noch nicht aus der Welt geschafft!

Aber begreifen wir die „Situation“ nach ihrer vollen Höhe. Versetzen wir uns in eine Aufführung der „Walküre,“ und zwar in die Pause vor dem zweiten Aufzuge. Wagner, in der Partitur blätternd, hat sich auf dem Felsstück niedergelassen, auf dem nachher Wotan das Haus mit seiner „Götternot“ behelligen und das unglückliche Geschwisterpaar Platz nehmen wird. Da plötzlich — man sehe Wagners heftig zur Seite gewandten Kopf — bringt der Theaterdiener die Nachricht, daß die Primadonna aller auswärtigen Hof- und Stadttheater, Leipzigs gefeierte Brünnhilde, soeben telegraphisch zur Aushilfe nach Posemuckel berufen worden ist, und daß, statt in der „Walküre“ fortzufahren, die Wonne von Pleißathen, „Meißner Porzellan,“ gegeben werden wird.

Mit dieser Vermutung ist endlich der letzte Widerspruch beseitigt. Alles klappt jetzt, daß einem die Augen übergehen. Es braucht uns also nur irgend ein unsinniger Gedanke durch den Kopf zu fahren, und sofort erteilt ihm das Werk seine Zustimmung. Und warum dies alles? Warum werden wir von der Gewalt des Inhaltes nicht ebenso ergriffen, nicht ebenso uns selbst entrückt, wie von der Fülle und Schönheit der Form? doch wohl, weil ein Inhalt von solcher Wirkungsfähigkeit nicht vorhanden ist. Wenn wir uns aber bemühen, einen solchen ausfindig zu machen, und dazu Schapers eigene Erklärung zur Hand nehmen, dann wird das Übel nur ärger. Si tacuisses!

möchten wir dem Künstler vor dem Hexensabbath seiner Widersprüche zurufen. Hätte er uns gar nichts gesagt, so könnten wir uns zu Ehren der deutschen Kunst wenigstens einbilden, die abgrundtiefe Weisheit seines Grundgedankens gar nicht begriffen zu haben.

Zweiter Widerspruch. Aber in welcher Stellung befindet sich die Partitur auf Wagners linkem Oberschenkel? Das Knie liegt bedeutend tiefer, als die Ansatzstelle des Beines am Körper, sodaß das schwere Buch sofort herabrutschen müßte, wenn es nicht gehalten würde. Dies besorgt die auf das Buch gepreßte rechte Faust; die linke Hand ist im Begriff umzublättern. Und nun begegnen wir einer wahrhaft genialen Idee des Künstlers! Schaper hat seinem Wagner im Gedanken offenbar noch einen dritten Arm gegeben, der den Taktstock schwingt und aus der auf dem Knie liegenden Partitur die Aufführung leitet, von der die Erklärung an das Komitee spricht. Wie schade, daß er diesen ganz einzigen Gedanken angesichts der sehr untergeordneten Thatsache, daß der lebendige Wagner nur zwei Arme hatte, wieder hat fallen lassen! Wie würde unser gutes Leipzig zum Wallfahrtsort der Wagnerfexe aller Zonen geworden sein, um Schapers berühmten dreiarmigen Wagner anzustaunen, um ihn als die geistvollste Verkörperung von Wagners überquellender Schöpferkraft zu bewundern. Wie ein indischer Gott! würden andachtsvoll die Verehrer und Verehrerinnen einander zugeraunt haben, die beinahe einmal etwas Genaueres über Indien und Wagners Hochschätzung desselben gehört hätten. Und das schöne Geld, das sie in Leipzig sitzen gelassen hätten! Wie würde das dessen Wagnerverehrung zu statten gekommen sein, mit der es, wie manche behaupten, noch gar nicht recht fort will. Leider ist von diesem nach allen Seiten so vortrefflichen Gedanken nichts übrig geblieben als der Taktstock. Da die Linke, wie schon bemerkt, ein für allemal mit dem Umblättern beschäftigt ist, so hält nunmehr die Rechte zugleich das Buch und das Würdezeichen des Tönebeherrschers. Daraus entsteht aber der neue Widerspruch, daß, wenn Wagner den Arm zum Dirigiren erheben will, ihm das Buch herunterrutscht, und wenn ers festhalten will, er nicht dirigiren kann.

Dritter Widerspruch. Aber das Standbild soll nach der Erklärung seines Urhebers auch Wagners „konzentrirte Energie und Lebendigkeit“ zum Ausdruck bringen. Beginnen wir mit der erstgenannten Eigenschaft, die offenbar in dem straff gestreckten rechten Arm mit der geballten, auf der Partitur sich schwer auflegenden Faust zur Darstellung kommt. Es ist die berühmte Geberde Luthers auf dem Wormser Denkmal, die uns sein weltgeschichtliches „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ versinnlicht. Und auf ähnliche Weise hätte also Schaper Wagner als unsern musikalisch-dramatischen Luther gekennzeichnet? Zwar ist, was wir vor uns sehen, nichts andres, als ein gelegentlicher Vorgang, daß Wagner beim Einstudiren eines seiner Werke irgend eine schwierige Stelle, deren Streichung man bereits von ihm verlangte, nachdrücklich verteidigt. Aber

Schaper hat, wie er selbst dem Komitee erläuterte, den Einfall, ich setze hinzu, den äußerst glücklichen Einfall gehabt, dem rechten Arm und der rechten Hand einen solchen Nachdruck zu verleihen, daß sich abbildlich in ihnen Wagners „Gesamtthun“ ausdrückt. Mit andern Worten, daß wir aus diesem Arme und „der energischen, mit dem Taktstock versehenen, auf eine Partitur gesetzten rechten Hand“ jenes ungeheure „Ich will“ heraus lesen, das Wagner den künstlerischen Anschauungen eines ganzen Zeitalters entgegenschleuderte.

Leider hat Schaper auch diesen an sich vortrefflichen Gedanken nicht festzuhalten gewußt, ihn nur als Stoff zu einem dritten Widerspruche verwertet. Man sehe den linken Arm und das rechte Bein. Der linke Arm steht in leichter Haltung vom Körper ab, während die Hand zwischen die Blätter greift. Hätte aber nicht der wuchtige Ausfall des rechten Armes die Nipptischzierlichkeit des linken längst zerschmetttert haben müssen? Dieser rechte Arm, diese rechte Faust sind eine Explosion! Und nun betrachte man neben ihr das rechte Bein. Sein Anblick ist schon an und für sich nicht erfreulich. Aus den dicken Wulsten und Falten eines bereits halb idealisch gehaltenen Anzugs, in den Wagners Gestalt gesteckt ist, taucht plötzlich ein ganz modern realistisches Hosenbein auf. Es ist so realistisch, daß man fast nach dem Preise zu fragen versucht wird, den diese Hose gekostet hat. Wo die gesamte Tracht streng modisch ist, muß und kann auch dieses bei den Herren Künstlern bekanntlich nach dem Frack unbeliebteste Kleidungsstück mit hingenommen werden. Hier jedoch ist es eine Stilvermengung und wirkt durch den Gegensatz zu den schweren Falten des Rockes und der Weste geradezu widerlich. Man wird unwillkürlich an das „wohlgepflegte“ Bein unsrer Romanhelden und Salongecken erinnert.

Aber das Beste, d. h. Schlimmste an diesem Bein ist seine Bedeutung! Es ist schräg nach rechts hinten gehalten; der Fuß berührt nur mit dem Ballen, nicht mit dem Absatz den Boden, genau wie bei jemand, der entweder in der letzten Bewegung des Sichsetzens oder in der ersten Bewegung des Aufstehens begriffen ist. In unserm Falle kann nur das letztere, ein Aufstehenwollen, angenommen werden, da sich das linke Bein mit der Partitur in der vollen Ruhelage eines Sitzenden befindet. Und der Sinn dieser Beinstellung? Hat Wagner auf der Bühne vielleicht irgend eine Schwierigkeit bemerkt, und erhebt er sich, um wegen ihrer selbst nach dem Rechten zu sehen? Auch dieser Gedanke ist vortrefflich. Wagner wäre dann nicht bloß als der Musiker, der Kapellmeister, sondern auch noch als der Regisseur seiner Dramen, mit einem Worte als der „Gesamtkunstwerker“ hingestellt, für den er selbst allein gelten wollte. In dem Aufspringenwollen endlich käme zugleich die „Lebendigkeit“ zum Ausdrucke, die Wagner eigen war.

Leider macht der wuchtige rechte Arm, wie schon vorher die Haltung des linken Armes, so auch noch die des rechten Beines unmöglich. Wer mit

solchem Nachdrucke, daß wir sogar sein „Gesamtthun" herauslesen können, sich und sein Recht verteidigt, hat keinen Gedanken und keine Zuckung für etwas andres übrig. Neben diesem rechten Arm ist dieses rechte Bein eine psychologische Unmöglichkeit.

Und nun der Kopf, über dessen spätere Ausführung im einzelnen wir aus dem kleinen Modell nichts mutmaßen dürfen. Der Kopf macht die Zerklüftung des ganzen Werkes offenbar und sprengt es völlig auseinander. Er müßte, je nachdem wir den linken oder den rechten Arm oder das rechte Bein ins Auge fassen, dreimal ein andrer sein. Zuerst wegen der leicht blätternden linken Hand, als in geistreicher Unterhaltung begriffen; für den rechten Arm mit dem sprühenden Trotz des Genies, das gegen den Widerwillen eines ganzen Zeitalters anstürmt; endlich für das rechte Bein mit dem sieghaften Herrscherblick des anerkannten Bühnenlenkers. Man hat nun die Wahl, zu welcher der drei verschiedenen Geberden man den Kopf ziehen will; noch mehr könnte man begierig sein, zu sehen, wofür der Künstler in dem fertigen Standbild ihn bestimmen würde. Nach seiner Erklärung, daß in dem Kopfe „die vornehme und gewaltige Schöpfungskraft gegeben werden" müsse, vielleicht zu dem rechten Arm, der Wagners „Gesamtthun" verkörpern soll, und der seiner auch am entschiedensten bedarf. Hier liegt die Gefahr doch zu nahe, daß Schaper ein Standbild lieferte, das Wagners „Gesamtthun" als ein kopfloses darstellte, eine Huldigung, in die auch die erbittertsten Gegner mit schallendem Gelächter einstimmen könnten. Freilich erscheinen dann die andern beiden Gliedmaßen wie angeleimt. Während der rechte Arm nebst dem Kopfe die „konzentrirte Energie" bezeichnete, würden das rechte Bein und der linke Arm die „Lebendigkeit" vorstellen; in der Mitte die eine, rechts und links die andre Eigenschaft, ohne organische Durchdringung beider, was doch die eigentliche Aufgabe gewesen wäre. Sie ist hier so vollständig verfehlt, daß man von Kopf und rechtem Arm zu dem linken Arm und dem Bein übergehend den gespenstischen Eindruck eines kopflosen Mannes erhalten kann. Eine Gestalt mit drei Köpfen, der zwei Köpfe fehlen, das ist mehr als indisch! Hat man je ein kopfloseres Kunstwerk gesehen, als diesen dreiköpfigen, zweimal geköpften Wagner Schapers?

Vierter Widerspruch. Das stilvolle Leichentuch endlich, worin Schaper die disjecti membra poetae gesammelt hat, ist ein weiter, die Gestalt in reichlichen Falten umschließender Mantel oder Rock. Aber wann ist Wagner, so oft er „auf offener Szene einem seiner Werke Leben" gab, in einer solchen wahren Wolke von Rock erschienen? Es wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Er würde mit ihm, wenn er in seiner lebhaften Art auf der Bühne Ordnung schaffend hin und her geeilt wäre, entweder die Bühneneinrichtung oder den Mantel in Fetzen gerissen haben. Um aber auch hier den Widerspruch, der zwischen dem Gewand und der Beschäftigung liegt, auf die Spitze zu treiben:

dieser Mantel oder Rock ist ein Schlafrock! In breiter Behäbigkeit hängen rechts und links die Klappen herab, die dieses biederste aller Kleidungsstücke unwidersprechlich kennzeichnen, in dem gleichwohl der schlichteste Bürgersmann Anstand nehmen würde auch nur über die Straße zu gehen. Und hier sollen wir es uns als die Staatskleidung des Genies, feierlich in Erz gegossen und auf hohem Sockel öffentlich aufgestellt, gefallen lassen? Wenn nicht Schapers eigne Erklärung über die Bedeutung seines Werkes vorläge, so könnte man meinen, er habe den Wagner, der es schließlich noch zu etwas gebracht hat, den Bayreuther Bürger und Hausbesitzer von Wahnfried darstellen wollen. Und hatte denn Schaper keinen Freund, der ihm von den angeblich „siebzig Schlafröcken" Wagners erzählte, und von der Rolle, die sie in der gegnerischen Presse gespielt haben, ich meine nicht die Presse, die Kritik übte, denn diese war oft sehr nötig, besonders gegen die Wagnerianer, sondern die Presse, für die Wagner ein vogelfreies Hatzwild war? Wußte einzig nur Schaper nicht, daß der Schlafrock ein Stück aus der Leidensgeschichte des Mannes bildet, der nunmehr endlich für das landesübliche „Männchen" reif geworden ist? Warum denn nicht links, wo jetzt die „Nibelungen-Trilogie" nach Schapers vielleicht gut Berlinischer Bezeichnung prangt, lieber die „Briefe Richard Wagners an eine Putzmacherin" aufschichten nebst der Broschüre Puschmanns, des tapfern Irrenarztes, der noch im Jahre 1873 Wagner nach allen Regeln seiner Wissenschaft für verrückt erklärte?

Ich bin zu Ende mit den in Schapers Entwurf enthaltenen Widersprüchen, damit leider aber auch mit diesem selbst. Wenn es wahr ist, worin der einfachste Mann mit seinem: Was bedeutet das? was kann ich mir dabei denken? und eine auf der Höhe ihrer Aufgabe stehende Kunstlehre übereinkommen, daß der Inhalt das Erste an einem Kunstwerke sei und die Form aus sich erzeugen müsse, nicht umgekehrt, so kann es schwerlich ein verfehlteres Werk geben, als dieses Wagnerstandbild des berühmten Berliner Künstlers. Die Form eine Meisterleistung ersten Ranges, der Inhalt Null und unter Null. Was aber nach dieser Seite besonders bezeichnend ist: nicht einmal jener dürftige Grundgedanke, den Schaper dem Leipziger Komitee als Schlüssel seines Werkes mitzuteilen sich gedrungen fühlte, scheint eher dagewesen zu sein, als jener Haufe verbrauchter Ateliermätzchen, die sitzende Anordnung, das Buch, der Taktstock, die jene wie Kautschuk dehnbare und wie Kautschuk gleichgiltige Unterlage für ein glänzendes formales Bild abgeben. Hätte Schaper wirklich von vornherein beabsichtigt, Wagner „auf offener Szene einem seiner Werke Leben gebend" darzustellen, woher dann die Felsstücke als Sitz und Fußschemel? Hatte er wirklich einen Zwischenaktswitz über die Leipziger Theaterzustände im Sinne? Nun, der Fels fügte sich dem Liniengewebe vorzüglich ein, und deshalb wählte ihn der Künstler, ohne Rücksicht auf eine Bedeutung, die damals vermutlich noch gar nicht vorhanden war. Und wenn

Schaper wirklich eine jener einheitlich machtvollen Eingebungen gehabt hätte, wie sie z. B. seinem antiken Ahnherrn, dem Urheber des olympischen Zeus, nachgesagt wird, wenn ihm Wagner wirklich in irgend einer bezeichnenden Haltung oder Beschäftigung, „konzentrirte Energie und Lebendigkeit“ in jeder Faser, aufgegangen wäre: weshalb werden dann diese Eigenschaften wie auf dem Sezirtisch neben einander vor uns ausgebreitet, weshalb hängen das Bein und der eine Arm wie die Gliedmaßen eines Puppenbalges von dem durch den Kopf in ganz anderm Sinne belebten Leibe herab, weshalb ist es dann unsrer Wahl überlassen, den vom Kopf ausgehenden Lebensstrom auch noch wo anders hinzuleiten, als nur nach dem rechten Arm, und weshalb reicht dieser Strom niemals aus, um das Ganze zu umfassen?

Und nun mache man die letzte Probe: man versuche Verbesserungen. Kann der linke Oberschenkel so hoch heraufgezogen werden, daß das Buch nicht mehr nach außen, sondern nur noch nach innen rutschen und infolge dessen fest liegen würde? Die rechte Hand wäre dann zum Dirigiren frei. Nur bedeutete dieser große sachliche Gewinn auch eine starke Störung des feinen Liniennetzes; zugleich würde bei dem hohen Stande der Figur der Oberschenkel von unten, d. i. von seiner hintern Seite, sichtbar werden — formale Verschlechterungen, die beide die Veränderung verbieten müssen. War hier der erste Gedanke vernünftigerweise der, daß sich die rechte Faust nachdrucksvoll auf das ohne sie bereits in sicherer Lage befindliche Buch auflegte, so verschob die Anpassung an die lineare Form die Lage des Buches so, daß die rechte Hand allmählich die Aufgabe, das Buch zu halten, überkam, und daß diese Aufgabe zuletzt zur Hauptsache wurde. Die Absicht, zu dirigiren, verschwand bis auf den jetzt völlig nutzlosen Taktstock. Kann hiernach noch ein Zweifel sein, wie sehr die Form den Künstler beherrschte? Ein ursprünglich sinnvoller Inhalt wurde durch die Rücksicht auf sie zum offenen Unsinn, gegen den allein der Urheber dieses Unsinnes blind war. Darf man hiernach nun wohl sagen, daß dem Künstler die Form sowohl von vornherein, wie überhaupt mehr am Herzen gelegen habe, als der Inhalt?

Oder man suche für den linken Arm und das Bein nach Stellungen, die sich dem rechten Arm als der Geberde für das „Gesamtthun“ Wagners unterordnen. Wie man es auch anfangen mag, immer wird man zwei der wichtigsten Dreiecksseiten und damit den ganzen, in die beiden Dreiecke gegliederten Aufbau zerstören müssen. Soll das aber vermieden werden, dann muß der linke Arm mit genauer Richtung auf den Punkt l hin gerade so zierlich angeleimt, das rechte Bein nach dem Punkt r hin gerade so straff ausgestreckt sein, wie wir es thatsächlich vor uns sehen. Bedarf es noch eines Beweises, daß in Schapers Phantasie zuerst die lineare Anordnung vorhanden war und der Leichnam des zu Feiernden nur nachträglich hineingepaßt wurde? Ging es nicht nach der Art des Pheidias, dann umso besser nach der des Prokrustes!

Ob sich dann wichtige Linien aus ganz verschiedenartigen Teilen zusammensetzten, wie Rl und Ll aus den Armen und den Kanten des links angelehnten Buches, Lr aus dem Bein und dem Rockkragen, oder ob die Stiefelspitze an einen Hauptpunkt des Bildes zu liegen kam, oder ein andrer mehr oder auch noch weniger wichtiger Teil von Wagners Persönlichkeit, das alles konnte einem nach solchen Grundsätzen schaffenden Künstler freilich gleichgiltig sein.

Er wird es uns aber dann nicht übel nehmen können, daß auch uns sein Werk gleichgiltig ist; ja daß wir es für den beabsichtigten Zweck zurückweisen. Eine so wahllose, lediglich dem Zufall verdankte Ansammlung von Gewöhnlichkeiten und Zusammenstoppelung von Widersprüchen, der nur die darüber ausgebreitete leere Form ein glänzendes Scheinleben verleiht, wird schwerlich irgendwo in Deutschland als passendes Denkmal Richard Wagners gelten dürfen, am wenigsten in Leipzig. Man mag darüber streiten, ob die Zeit eines Denkmals für Wagner überhaupt schon gekommen sei; man mag selbst meinen, daß er gar keins verdiene: darin, glaube ich, könnten sich doch alle Parteien einigen, daß Wagner, falls er in seiner Vaterstadt eins erhalten soll, darauf ernst genommen werden muß. Ein Denkmal, das dies nicht thäte, ließe die nicht ernst nehmen, die ihm ein solches setzten.

Schließlich kann ich für meine Auffassung des Entwurfes noch einen Zeugen anführen, den man nicht vermuten wird: das Leipziger Denkmalskomitee selbst. In mehreren Erlassen im Leipziger Tageblatt hat es sich über den von ihm gewählten Künstler und sein Werk ausgesprochen. Mitten unter Versicherungen der Vortrefflichkeit beider begegnet die Erklärung, daß sich bei der Ausführung des Entwurfes „noch verschiedne Änderungen ergeben," daß „die Ausführung noch sehr vieles in den Details ändern wird." Sind es nun wirklich nur von selbst sich verstehende Gleichgiltigkeiten, über die die Beschauer des Entwurfes zu beruhigen das Komitee sich so angelegentlich bemüht? Schwerlich. Was heißen aber dann diese Vorausentschuldigungen anders, als: das Komitee baut vor? Was anders, als: es war über den ihm gelieferten Entwurf selbst bereits so weit bedenklich, daß es für eine etwa später erfolgende Be- und Verurteilung desselben in jenen Andeutungen Deckung suchte; es war sich aber über die betreffenden Mängel noch nicht so weit klar, um zu sehen, daß hier schon alles verdorben und nichts mehr zu verbessern war?

Ermannen wir uns denn zu dem Geständnisse, das uns nach alle diesem einzig übrig bleibt. Wie Wagners Hans Sachs in ähnlichem Falle bemerkt, hatte Schaper einmal eine „schwache Stunde," da — empfing er das Leipziger Komitee und „ließ mit sich reden." Die Frucht dieser unglücklichen Stunde war der gegenwärtige Entwurf. Ich habe mich, wie ich glaube, redlich bemüht, ihm seine guten Seiten abzugewinnen, und möchte um dieser willen

sogar den Wunsch aussprechen, daß er durch alle Wagnervereine Deutschlands geführt werde. Er könnte, wenn sonst weiter nichts, an sie die Waltrautenfrage stellen: Schläfst oder wachst du? Um seiner schlimmen Eigenschaften willen aber muß ich wünschen, daß er die letzte Folge jener schwachen Stunde sei. Noch zwingt uns nichts zur Ausführung im Großen, außer wenn wir in einem Eifer, der für die so lange in zähester Unbeweglichkeit verbliebene Sache schier über Nacht entbrannt zu sein scheint, vergessen wollten, daß man zwar die rechte Einsicht auf Monate, selbst Jahre hinaus beugen kann, nicht aber auf Jahrzehnte und Jahrhunderte. Darum, weil der erste Verdruß besser ist als der letzte, entschließe man sich zu dem einzigen in dieser Sache möglichen Heilmittel: man sende den Entwurf wohlverpackt dahin zurück, von wo er hergekommen ist, und gebe ihm als Wegesegen den Spruch mit, in dem Wagner selbst schon vor etwa vierzig Jahren seine Verurteilung zusammengefaßt hat: „Dieses alberne Schlafrockporträt habe ich gehörig auf dem Striche.“



An Georg Ebers

Lieber Freund!
Mit Wehmut hab ich
Deine Zeilen jüngst gelesen,
Als du deinem Freunde Lauser
Schriebst von deinen teuern Ahnen,
Die als Edelinge einst im
Deutschen Urwald Bären jagten.
Unersättlich sind fürwahr die
Menschen! Alles, was nur immer
Ihr begehren könntet, hat die
Huld des Schicksals euch beschieden.
Alles Gold der Erdenvölker
Habt ihr längst. Die schönsten Häuser
Aller Städte rings auf Erden —
Sie sind euer. Was von Gütern,
Wäldern, Gruben, von Fabriken
Noch nicht ganz in eurer Hand ist,

Muß euch zinsen, und dem armen
Arbeitssklaven teilen seinen
Kargen Lohn die Börsenkurse
Zu, wie ihr die Preise feststellt.
Wie in alten Heldensagen
Eine Handvoll kühner Recken
Ganze Länder einst erobert,
Ganze Völker einst bezwungen,
Also habt ihr heutgen Tages
Euch den Erdkreis unterworfen.
Selbst des Dichters Lorbeer wurde
Oft zuteil euch. Eigne Bäume —
(Und mit welchem Hochgefühle
Wirst du erst auf eignem Schnee und
Eignem Eise Schlitten fahren!) —
Hat das Dichterhandwerk, das sonst
Meistens zum Verhungern führet,
Dir gebracht. Fürwahr Erfolge,
Deren ihr mit Recht euch rühmen
Dürft; denn niemals, seit Geschichte
Ward geschrieben, gabs dergleichen!
Sieh, ich gönne neidlos und von
Herzen alles, was ihr habt, euch.
Aber eines möcht ich bitten
Ganz bescheiden und in Demut:
Alles, alles, alles habt ihr —
Laß uns doch das allerletzte,
Was uns überhaupt geblieben,
Laß uns unsre toten Ahnen!
Eure sind ja so viel älter,
Und, wie einst Lord Beaconsfield zu
Einem brit'schen Flegel sagte,
Waren in dem hohen Tempel
Zu Jerusalem schon Priester,
Als die biederen Britannier
Noch auf Bäumen hausten und als
Festschmaus rohe Eicheln aßen.
Warum willst du denn auf einmal
Nun die unsern annektiren?
Laß uns Hermann und Thusnelda!
Ist Ägypten, Hellas, Rom und

Woher sonst Fabrikationsstoff
Du bezogen, jetzt erschöpft, — der
Markt ermüdet, bringt man immer
Wiederum die alten Muster —
Nimm dir Hermann und Thusnelde
Zum historischen Romane!
Die im Leben viel erduldet,
Habens nicht verdient; indessen
Seis, man kann es nicht bestrafen.
Aber laß sie uns als unsre
Ahnen, reklamire sie nicht
Auch noch als die eurigen!
Künden eure alten Sagen
Euch von Fellen deutscher Bären
In den Häusern eurer Ahnen,
Nun dann werden — und du wirst als
Meister der histor'schen Forschung
Diese Konjektur nicht ohne
Weiteres verwerfen können —
Diese sie in Palästina
Von phöniz'schen Abenteurern
Billig eingehandelt haben.

L G



Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

Von Otto Ludwig

(Schluß)

ine silberne Treppe mit goldnem Geländer führte mich die Sklavin hinan; zu beiden Seiten der Treppe standen ungeheure brennende Wachskerzen. Die Düfte von Moschus und grauem Ambra zogen in Wolken durch die weiten Räume des schönsten aller Paläste. Ich staunte, indem ich bei mir sagte: Ist das nicht, als würde ein Märchen der Tausend und einen Nacht lebendig? Wirklich, meine Freunde, ich war nahe daran, zu zweifeln, daß, was mir begegnete, Wahrheit sei, daß ich nicht träumte oder im Fieber phantasirte. Jetzt sprangen

zwei Flügelthüren auf, und wir traten in einen Saal von unzähligen Säulen gestützt, die hohen Palmbäumen glichen. Die Kuppel schien aus einem einzigen Smaragd geschnitten, und seine Farbe war dieselbe, wie die des Himmels, der durch die großen offnen Fenster von allen Seiten sichtbar war. Mitten in dem Saale drängte ein großer Springbrunnen seine Wassersäule fast bis zur Decke der Kuppel empor; seine Wogen, in tausend blinkende Sterne zerbrochen, weckten, in das Silberbecken zurückfallend, die süßesten Cymbeltöne. Ich stand und wagte kaum zu atmen. Nun nahte von außen Musik, eine andre Thüre sprang auf, und herein traten in schöner Ordnung zwanzig schwarze Verschnittene mit gezückten Säbeln, prächtig in goldbrokatene Gewänder gekleidet. Darauf folgten ebenso viel der schönsten Sklavinnen mit Saitenspielen, die sie auf die lieblichste Weise rührten. Und nun kam Sonne des Lebens selbst in ihrer Wunderschönheit. Noch einmal zwanzig Frauen, auf Hoboen blasend und sanften Flöten, beschlossen den Zug. Die schwarze Dienerschaft reihte sich hinter dem Tische, an den Sonne des Lebens sich setzte, nachdem sie mich auf das anmutigste willkommen geheißen und eingeladen hatte, mich zu ihr zu setzen. Die Sklavinnen umgaben uns, bald in den lieblichsten Tänzen ihre Reihen verschlingend, bald in die ergötzendsten Gruppen geordnet. Sonne des Lebens schnitt derweile den saftigsten Apfel in der Mitte durch und gab die eine Hälfte mir, dann schenkte sie selbst den kühlen Wein in eine Schale, neigte sich vor mir und trank. Nun reichte sie die Schale mir, indem sie mit der süßesten Stimme sang, wobei die Sklavin, die mich hierher geführt hatte, sie mit der Laute begleitete.

Sonne, dies war der Sinn der Verse, die sie sang, Sonne des Lebens nennen sie mich; aber du bist die Sonne und ich das Leben, das ohne die Sonne sterben muß. Bin ich Sonne des Lebens, so mußt du Leben der Sonne heißen.

Ich trank, indem ich mich gegen sie verneigt hatte, und sang zu den Tönen, die die Sklavin auf der Laute anschlug: Du bist die Sonne, ich will der Mond sein, der dich liebt und dir ewig folgt.

Bist du der Mond, entgegnete Sonne des Lebens, bist du der Mond, so nimmt von nun die Sonne ihr Licht vom Monde, nicht mehr der Mond sein Licht von der Sonne; denn ohne dich bin ich dunkel, und meine Strahlen verlöschen in den Thränen der Sehnsucht, die ich um dich weine.

Schon beim Beginnen dieses Verses waren Thränen aus ihren Augen gestürzt; nun erhob sie sich und eilte wie außer sich auf mich zu; indem sie ihre Arme um mich schlang, ward sie ohnmächtig. Kaum daß ich sie nicht fallen ließ und selbst hinsank; so bebten alle meine Lebensgeister vor der Übermacht dieser Seligkeit.

Als sie wieder zu sich kam, sprach sie: Süßes Leben, das ich endlich in den Armen halte, so bin ich nun dein, mit allem, was mein ist; nicht der

Gedanke eines Gedankens, nicht der Hauch eines Hauches in mir, der nicht dein wäre, die ich der Schatten deines Schattens bin. Weh mir, daß ein unerbittliches Verhängnis sechs Tage in der Woche mich dir und mir selbst entrückt. Jede Woche findest du mich an diesem Tage hier, bis die Sonne des künftigen Tages uns wieder für sechs, sechs lange Tage trennt. Aber schwöre mir erst, ein Geheimnis sei unsre Liebe; der Hauch, der einem fremden Ohre das mindeste von ihr verrät, verlöscht uns die Kerze süßewigen Liebesglückes.

Ich schwur. Darauf setzten wir uns wieder an unsre Plätze; sie schenkte ein; wir aßen, tranken und sahen uns in die seligen Augen. Auf einen Wink von Sonne des Lebens machten die Tänzerinnen eine Pause; ihr Liebling rührte allein die Laute, und die Schönste selbst begann ohngefähr folgendes zu singen:

O Schmerz, sechs Tage getrennt zu sein; sechs Jahre werden sie mir scheinen; der Tag des Wiedersehens, ach! nur ein Augenblick.

So lange du mich küssest, scheint mir die Zeit stille zu stehen; ach! aber sie scheint es nur und eilt mit verdoppelten Schritten.

So lange du mich in deinen Armen hältst, fühle ich, daß ich glücklich bin; so wie du mich lässest, wird mir bange.

So lange dein Herz mich drückt, bin ich gesund; dann aber drückt mich das meine, und ich kranke zum Tode.

Nur dann wär' ich gesund, hätt' ich das Gift deines Mundes, an dem ich kranke, beständig an meinen Lippen; nur dann wäre mir leicht, ruhte immer die Last deines Hauptes drückend auf meinem Nacken; nur dann wär' ich frei, läg' ich immer in den Rosenketten deiner pressenden Arme.

Süßes Leben, unser Glück ist die Rose, aber Schweigen heißt der Zweig, der sie trägt.

Und wie wonnig ists zu wissen, daß wir uns lieben; zu wissen, daß nur wir es wissen, daß wir uns lieben!

Mein Glück und dein Glück sind wie ein Antilopenpaar gelagert. Darum schweige, mein Leben. Sprichst du ein Wort, so schrickt es auf und flieht, wo du es nimmer wieder siehst.

Thränen stürzen aus seinen großen Augen, wenn es dich fragt: Da wir spielten, warst du so glücklich, warum verscheuchtest du uns?

Denk' ich, du könntest nicht schweigen, so wird mir bange; die Schatten trüber Zukunft verschlingen mir den Tag der heitern Gegenwart.

Drum laß uns hingehn, wo wir ungesehn uns fassen und uns umfangen halten, so lange die Nacht uns beide umfangen hält.

Den pressenden Armen glaubt die Liebe mehr als dem Munde; dem Munde glaubt die Liebe mehr, wenn er küßt, als wenn er spricht.

Damit stand sie auf, nahm mich bei der Hand und führte mich in das

schönste Schlafzimmer, das man sich denken kann. So sehr wir eilten, so lange währte es, bis wir es erreichten, weil wir uns bei jedem Schritte küssen mußten. Das Lager war weich, Wolken von Wohlgerüchen umschwommen es; von ferne klang das Saitenspiel der Sklavinnen und süße Wettgesänge, dazwischen säuselte das Klingen der Wassertropfen auf dem silbernen Becken vom Saale her.

Mein Glück war zu groß, als daß es hätte dauern können. Und von seinem höchsten Gipfel mußte ich fallen hinab in die Tiefe des Harms. An demselben Tage, an dessen Morgen die teuerste Hand das Dekret des Sultans mir übergab, mittelst dessen ich zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt war, an demselben Tage verlor ich Geberin und Gabe. Ach! sie ahnte es wohl! Ehe ich von ihr ging, umfing sie mich so innig, als wollte sie mich erdrücken, und biß mir das Stück aus der Oberlippe, weswegen ich den Schnauzbart tragen muß.

Noch desselben Tages führte mich mein Weg an dem Hause des Herrn Nauplius vorbei. Ich sah mehrere schwarzgekleidete Männer ins Haus treten; die Erinnerung an die süßeste Nacht, denn jede letzte war die süßeste, beschäftigte mich so, daß mir nicht einfiel, der Todesfall, den die Anwesenheit dieser Schwarzgekleideten verkündete, könnte die Familie betroffen haben, der ich so viel Dank schuldete. Daran wurde ich erst erinnert, da Madame Flötenspiel am Fenster erschien. So wie sie mich sah, öffnete sie das Fenster und sagte: Ich sehe wohl, daß Sie wenig Zeit mehr für mich haben; bedenken Sie aber, wie sehr ich jetzt eines Freundes bedarf, so schenken Sie mir doch vielleicht den kurzen Augenblick, um den ich Sie bitte.

Sie sprach diese Worte mit dem Ausdruck unverkennbaren Schmerzes; ich sah nun erst, wie unrecht es war, wie undankbar, eine solche Wohlthäterin so ganz zu vernachlässigen, wie ich mir vorwerfen mußte, gegen Madame Flötenspiel gethan zu haben. Und mit dem festen Vorsatze, was ich versäumt hatte, nachzuholen, insoweit es geschehen könne, ohne Sonne des Lebens Rechte auf mich zu kränken, ging ich hinein.

Madame Flötenspiel führte mich schweigend an die Leiche des Herrn Nauplius und ebenso wieder zurück. Er war mir ein Vater, sagte sie, und ihre verweinten Augen straften diese Worte nicht Lügen. Dennoch gilt, fuhr sie fort, mein Kummer nicht ihm allein; die Hälfte meines Kummers gehört einer Hoffnung an, die ich zugleich mit meinem Gatten begraben muß!

So sprach Madame Flötenspiel, und ihre krampfhaft aufzuckende Brust wiederholte das Gesprochne. Was sollte ich entgegnen? Ich verstand nur zu gut, was sie meinte. Und hätte ichs bei jener Äußerung nicht verstanden, so mußte das, was folgte, mir das Verständnis eröffnen. Sie sah mich einige Augenblicke ernsthaft an, dann, wie sie sah, daß sie mich traurig gemacht hatte, mühte sie sich, in das launige Wesen zu fallen, das sie so gut kleidete. Sag

mir nur, Krausköpfchen, sagte sie, wo du dich jetzt herumtreibst. Seht nur, welch ernsthaftes Gesicht er macht, damit ich die Lüge glauben soll, die er vorbringen will! Und er weiß es nur zu gut, daß ich mir noch schlimmeres von ihm gefallen lasse, als solche Falschheit, wenn ich ihn nur sehen kann. Er weiß zu gut, wie ich mich vor zehn Jahren in ein kleines Krausköpfchen verliebte, in ein irreflatterndes, verwaistes Vöglein, daß ichs an den Busen nahm und wärmte und ihm mein Herzblut gegeben hätte, wenn dem Schalk damit gedient war; nun fliegt mirs fort und sieht nicht mehr nach mir!

Bei den letzten Worten hatte sie die vergebliche Bemühung, ihre Empfindungen unter dem launigen Wesen zu verstecken, aufgegeben, und nun rächten sich jene für den Zwang, den sie ihnen angethan hatte, durch Verdoppelung ihrer Gewalt.

Ich habe kein besseres Herz gekannt, als das der Madame Flötenspiel: zudem macht es doppelte Wirkung auf uns, sehen wir einen Menschen so recht traurig, den wir nur froh gesehen haben und von dessen Persönlichkeit wir kaum die heitere Laune trennen können; vorzüglich aber war es der Vorwurf, der für mich sowohl in ihren Äußerungen, als eben in der Art, mit der sie gethan wurden, lag, was mich auf das heftigste erschütterte.

Ihre Äußerungen, entgegnete ich und mühte mich nicht, meine Bewegung zu verbergen, lassen mich besorgen, daß Sie mich des schändlichen Lasters fähig halten, das ich mir denken kann.

Wer sagt das? sprach Madame Flötenspiel. Hab' ich gesagt, ich hielte Sie eines Lasters fähig? Hab' ich Ihnen hilfreich werden dürfen, so muß mir das eine Freude bleiben, aber ein Recht giebt mirs nicht über Sie, es müßte denn das Recht sein, daß ich mirs nicht von Ihnen wehren lasse, Ihre Mutter ferner zu bleiben. Können Sie einen Vorwurf in dem, was ich sagte, finden, da Sie wissen, daß ich Sie auf keine Weise kränken will?

Ich war im Begriffe, zu antworten. Madame Flötenspiel, die kein trauriges Gesicht sehen konnte, versuchte nochmals jenen scherzenden Ton. Die Herzensgüte, die sich darin zeigte, vermehrte nur meine Bewegung.

Glaubst du denn, Krausköpfchen, sagte sie, indem sie mich am Haare zupfte, ich wüßte nichts von der Prinzessin am Zeitzer Thor?

Ich Unseliger nahm in meiner Verwirrung diese Worte, mit denen sie, wie man zu sagen pflegt, auf den Busch schlug, für baren Ernst, und so mußte ich glauben, sie kenne das ganze Verhältnis. Wissen Sie — wollte ich voll Erstaunen fragen. Alles, unterbrach sie mich. Aber ich hätte auf ihrem Gesichte lesen müssen, daß sie überrascht war, wenn nicht ein böser Genius mich blind und taub gemacht hätte, nur — leider! — nicht stumm. Glauben Sie mir, rief ich, alles will ich thun, was Sie wünschen; ich weiß, wie viel ich Ihnen schulde; nur von Sonne des Lebens zu lassen verlangen Sie nicht von mir! Nur das — ach! einen Augenblick zu spät kam ich zur Be-

sinnung; das unselige Wort war gesprochen — wie ein Wahnsinniger schrie ich auf — wie ein vom Blitz getroffner stürzte ich nieder.

Madame Flötenspiel kniete nieder zu mir, der sich am Boden wand wie ein Verzweifelter. Beruhige dich doch, armer Schelm, sagte sie weinend aus Mitleid mit mir; hast du das Mädchen lieb und ist sie gut, so heirate sie doch; du weißt ja, was ich besitze, ist dein. Beruhige dich doch nur. Ich will ja weiter nichts von dir, als nur manchmal dich sehen. Beruhige dich doch nur, armer Schelm! Beruhige dich doch nur!

Ich hatte nur Sinn für meinen Schmerz. Fort rannte ich.

Den nächsten Sonnabend abends war ich unter den Buden; es zeigte sich keine Sklavin, mich zu Sonne des Lebens zu führen. Ich lief an das Härtelsche Palais; es war und blieb verschlossen. Ich mietete ein Zimmer in der Nähe. Ich wurde ein Ritter Toggenburg. Herrn Entenfraß, Madame Flötenspiel hatte ich vergessen; Tag und Nacht stand ich lauschend an meinem Fenster oder rannte wie wahnsinnig um das Palais herum. Vergebens; es öffnete sich mir nie wieder. Und nun frage ich euch, hatte ich weniger Grund als ihr, unter die Litteraten zu gehen?

So beschloß der dritte Litteratus mit einem tiefen Seufzer seine Erzählung.

Fortsetzung
der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe

Während der letzten Worte des dritten Litteraten war ein Gast hereingetreten, den ich um diese Zeit hier nicht erwartete. Es war Herr Jammerdegen; mit ihm kam eine bleiche, kranke Mannsgestalt. Beim Anblick des Bleichen fuhr mirs wie ein Schwert durch meine Seele. Diesem also konnte Fides mich aufopfern? Und warum? Weil er unglücklicher schien als ich? So war es nur das Erbarmen eines Engels gewesen, was ich für Liebe hielt. Und dies Erbarmen wandte sich von mir, da es einen Bedürftigern fand. Gott im Himmel weiß es, daß mich nicht reizt, was tausend andre verführen kann, Geld, Ruhm, Wollust, Macht; was ich schon als Kind ersehnt, was noch heute mein heißer, alleinziger Wunsch auf dieser Erde ist, ein Herz, unbedingt mir hingegeben, wie ich ihm, das also hatte ich verloren oder — nie besessen. Freilich hatte ich ja nie ein Wort davon zu ihr gesprochen. Hatten wir denn aber nicht auf jenes Kindes Lippen den Verlobungskuß geküßt? Hatte mein Auge nicht durch das Auge des Kindes, nicht mein Mund durch den Mund des Kindes um sie geworben, ihr Auge, ihr Mund auf demselben Wege mir das beseligende Ja gesandt?

Herr Jammerdegen nahm neben mir Platz, sein Begleiter mir gegenüber. Die drei Litteraten sprachen von den Hoffnungen, die durch jene Gerüchte in ihnen erweckt waren, andre sprachen andres; ich fuhr fort in meinem Selbstgespräch. Herr Jammerdegen, der bis jetzt nach seiner Weise auf dem untersten

seiner blanken Frackknöpfe die Augen hatte ruhen lassen, wandte sich endlich zu mir und sprach, und mit jedem Worte wurde er freundlicher: Ich habe schon öfter das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, Herr — er nannte meinen Namen. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen. Er präsentirte mir seine goldne Dose: Darf ich? — Wiewohl, was ich mit Ihnen zu sprechen habe, eigentlich nicht hierher gehört. Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet und lieben sie, wie ich recht gut weiß, obschon Sie mich es nie haben wissen lassen. Fides hat erklärt, sie könne nur mit Ihnen glücklich sein. Ich will ihrem Glücke nicht in den Weg treten; ich kenne sie zu gut, als daß ich glauben sollte, eine Laune, die mit den Flitterwochen schwindet, spreche aus ihr. Sie sehen, daß ich keiner von den grausamen Vätern bin, deren ich selbst einige verlegt habe. Ich hoffe, Sie kennen mich nun. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen. Drum wünschte ich aber nun auch, daß mein künftiger Schwiegersohn Ruf hätte, eine Notabilität wäre. Haben Sie etwa ein Manuskript liegen? Bringen Sie mirs morgen. Ich wills verlegen. Und wenn ichs verlege, so ist Ihr Ruf gemacht. Wir Buchhändler sinds, die aus den Schriftstellern etwas machen.

So sprach Herr Jammerdegen. Was ich empfand! Wie alle Seligkeit gegen meinen Zustand im Preise fiel!

Ein Donnerschlag oder ein Erdstoß zitterte unter unsern Füßen dahin. Herr Jammerdegen ward zusehends größer; die Schöße seines Frackes dehnten sich und wurden zum Königsmantel; in unbeschreiblicher Majestät stand er da. Vor Erstaunen wie betäubt begann ich: Verehrtester Herr Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann Jammerdegen —

Jamadagni! entgegnete mit majestätischem Lächeln der Angeredete: Jamadagni, der königliche Weise, der Enkel Brahmas, der durch seine Inkarnation als Leipziger Buchhändler den Fluch löste, der Vasantasena, seine und der göttlichen Urvasi Tochter, jahrhundertelang von den geliebten Schwestern trennte, weil diese Chyavana, den die weißen Ameisen überbaut, mit Kusagras die heiligen Augen verletzt hatten.

Staunte ich schon über die Veränderung, die mit Herrn Jammerdegen vorgegangen war, so wußte ich noch weniger, was ich denken sollte, wie die Straße draußen, von unzähligen Fackeln beleuchtet, ein Schauplatz der wundersamsten Aufzüge wurde. Fast zugleich kamen von verschiednen Seiten her vier verschleierte Damen, die eine auf einem weißen Elefanten, die andre in einem Wagen von Schwänen gezogen, die dritte auf einem mit Glöckchen behangnen Kameel, die vierte auf einem weißen Zelter von außerordentlicher Schönheit. Ich will gar nicht reden von den goldstoffenen Sätteln und Decken;

ich würde vergebens ihre Pracht zu schildern unternehmen. Die zwei ersten Damen trugen indische Fürstengewande, die dritte zeigte sich in persischer Prinzessinnentracht, die vierte war angethan wie Chriemhild in den Nibelungen. Hinter ihnen ein Gefolge von Brahminen und Bajaderen, von schwarzen und weißen Sklaven und Sklavinnen, altdeutschen Jungfrauen, Pagen und Rittern, alle auf das herrlichste geschmückt und beritten.

Vasanta! Hildeswind! Sonne des Lebens! schrieen die drei Litteraten zugleich auf, unvermögend vor freudigem Schreck, ihre Sitze zu verlassen. Die Damen waren unterdes mit Hilfe des Gefolges von ihren Tieren herabgestiegen und lagen lange und sprachlos sich in den Armen. Jetzt traten sie herein und knieeten vor dem königlichen Weisen, der sie segnete und umarmte. Drei von den vier Damen eilten nun auf die Litteraten zu, die vierte, die edelste Gestalt, die je ein Auge gesehen, die schlanken Glieder in Purpur gehüllt, auf dem unzählige Perlen prangten, einen Kranz der lieblichsten Blumen in der weißen Hand, nahte sich mir. Sie schlug den Schleier zurück; der himmlische Friede selbst lächelte mich an aus großen braunen Augen — es war Fides! Sie trat nahe zu mir, über ihre Wangen ergoß sich das süßeste Rot, als sie mir den Kranz auf das schwindelnde Haupt drückte. Wir sanken beide in die Kniee, unsre Stirnen berührten sich; keines aber sah das andre durch den Schleier der unaufhörlich quellenden Freudenthränen. Von dem Tische der Litteraten her rauschten Küsse und das Ächzen des höchsten Entzückens. Über uns schwebte die segnende Hand Jamadagnis, die Wände der Restauration wichen zurück und dehnten sich in unübersehbarer duftender Grüne, die Decke hob sich und streckte sich unendlich und wunderblau über uns hin — ich sank zurück vor dem Übermaß der Wonne, eine Ohnmacht deckte ihre kühlen Schleier über mich hin.

Zum zweitenmal erwachte ich in ganz fremder Umgebung. Es schien mir eine Stube über der Restauration des Herrn Walderich, in der ich, wie ich mich zu erinnern glaubte, früher schon einmal übernachtet hatte. Wie war ich hierhergekommen aus dem Palmenthal? Wo war Fides, wo Jamadagni, der königliche Weise, wo waren die drei Litteraten hingekommen? Ich stand auf und trat ans Fenster; drüben die Firma: Hahnsche Verlagsbuchhandlung, weiter vorn die Post — ich hatte mich nicht getäuscht. Im Kopfe war mirs düster, wie nach einer durchschwärmten Nacht. Ich zog mich an und ging hinunter in die Restauration. Ich fand Herrn Walderich allein.

Sagen Sie mir doch um des Himmels willen, fragte ich, wo der königliche Weise Jamadagni hinkam, nachdem ich die Besinnung verloren hatte vor übergroßer Freude? Wo die vier Prinzessinnen, die auf Elefanten, Kameelen, Schwanenwagen und Rossen gestern kaum hier eingezogen waren?

Herr Walderich sah mich voll Erstaunen an, dann sagte er: Elefanten Kameele — Jama —

Jamadagni, ergänzte ich, der in seiner Inkarnation Jammerdegen hieß und —

Jammerdegen — ach so, entgegnete Herr Walderich; sie meinen den reichen Buchhändler, der gestern vom Regen überrascht mit seinem Schwiegersohn hier eintrat.

Schwiegersohn? fragte ich. Sie reden da Dinge, die ich nicht verstehe.

Herr Walderich zeigte mir im Tageblatte eine Verlobungsanzeige: Fides —

Einige Wochen nachher kam in der Liste der Getrauten: Jungfrau Fides, eheleibliche einzige Tochter des Herrn Gottlieb Daniel Jammerdegen, Buchhändlers, Buchdruckereibesitzers, Stadtrats, Kirchenvorstehers u. s. w., mit — wüßte ich nicht zu gut, wie sich die Sache wirklich verhält, so hätte ich wahnsinnig werden müssen, wie ich das las. Nur das eine will mir nun nicht klar werden, das einzige, warum diese Trennung sein muß! Warum nahm mich Jamadagni, mich allein nicht mit in sein Reich, wie er ohne Zweifel mit den glücklichsten der Menschen, mit den drei Litteraten gethan hat, die nun mit ihren Frauen in den goldenen Hainen von Gandhamadana hausen in ewiger Jugend der Liebe und des Lebens, unter schlanken Palmen, wo der Lotos duftet und der süße Koil singt, wo der folgende Tag immer der schönere ist. Wüßte ich nicht, daß Fides-Vasantasena durch die Bitten und Thränen ihrer Sehnsucht ihren Vater bewegen wird, mich nachzuholen, so — nein; ich muß an andre Dinge denken, sonst — dabei fühlte er seinen Puls — sonst erlebe ichs gar nicht einmal.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gegen den Polizeistaat. Der Rechtsanwalt Kauffmann, Mitglied des Reichstags, hat bei Brachvogel in Berlin unter dem Titel „Das Vereinsrecht“ ein Schriftchen gegen den Polizeistaat herausgegeben und im Anhange die in den größern deutschen Staaten geltenden Vereinsgesetze sowie die Bestimmungen des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches über Personenvereine beigefügt. Der Verfasser geht von dem verunglückten Versuch aus, durch Polizeigewalt die sozialistischen Ideen zu erdrücken, und bezeichnet die Wirkungen des Sozialistengesetzes als typisch für die Fehler aller Straf- und Polizeigesetze. Insbesondre habe jenes Gesetz dadurch geschadet, daß es jegliche Reformarbeit auf sozialem Gebiete gehemmt habe. „Das ganze öffentliche Leben sucht man mit zahllosen Polizeivorschriften zu ordnen. Vergebliche Mühe! Niemals, am allerwenigsten in dem gewaltig flutenden Strom

des modernen Lebens kann die polizeiliche Thätigkeit die freie Selbstthätigkeit des Volkes ersetzen. Das Übermaß polizeilicher Reglementirung hat zur Folge, daß in der Bürgerschaft das Bewußtsein eigner Verantwortlichkeit schwindet.“ Es sei höchste Zeit, daß Regierung und Gesetzgebung in dieser Hinsicht einen neuen Kurs einschlügen. In einem historisch-kritischen Überblick des deutschen Vereins- und Versammlungsrechts wird sodann gezeigt, daß dieses Recht, anstatt die Vereins- und Körperschaftsthätigkeit aufzumuntern und zu fördern, lediglich darauf berechnet sei, sie zu hindern und zu entmutigen.

Wir überlassen es den Lesern, das Büchlein selbst zu prüfen und zu entscheiden, ob seine Behauptungen und Urteile durchweg zutreffend sind, gestehen aber, daß wir in der Hauptsache mit Kauffmann übereinstimmen. Die Unbeholfenheit der Deutschen, ihre Unfähigkeit, in wechselnden Lagen sich selbst zu raten und zu helfen, ihr gewohnheitsmäßiger Hilferuf nach Staatshilfe und Polizeischutz in allen Nöten ist beschämend; umso beschämender, als die Deutschen älterer Zeit in der Selbstregierung Meister gewesen sind. Heute machen viele pommerschen Bauern durch ihren Stumpfsinn und ihr sklavisches Benehmen den peinlichsten Eindruck auf den Beobachter (Knapp, Bauernbefreiung in Preußen, S. 309); ihre Vorfahren aber sind freie, stolze, kühne und gewandte Männer gewesen, die im Slawenlande sich niedergelassen, ihre Gemeindeangelegenheiten selbst geordnet, Wald, Sumpf und Heide in einen wohlgepflegten Garten verwandelt haben. Die ganze Kultur des jetzigen Deutschlands östlich von der Elbe ist das Werk freier deutscher Bauern und freier deutscher Stadtbürger, die ohne herrschaftliche wie ohne bureaukratische Bevormundung schaltend und waltend sich und das Land reich und mächtig machten. Erst später wurden die erstern von den Rittern, die andern von der Bureaukratie der Freiheit beraubt und entwöhnt. War nun auch allerdings im Interesse des Gesamtvaterlandes die Herstellung des zentralisirten Staates und damit manches Opfer an Gemeinde- und Körperschaftsfreiheit nicht zu umgehen, so war es doch nicht nötig, die Bürger zu entmündigen, und wenn das heute noch versucht wird, so liegt darin eine große Gefahr.

Dieser Tage hielt in dem schlesischen Städtchen Patschkau ein Gewerkverein eine Sitzung ab. Der Vereinsrevisor aus Berlin hielt einen Vortrag über den Nutzen der Berufsorganisation. Er stellte dar, wie die Gewerkvereine die Selbsthilfe der Arbeiter organisiren und ihre Lage zu verbessern streben, letzteres aber nicht, wie die Sozialdemokraten, durch Streiks, sondern durch gütlichen Ausgleich zwischen Unternehmern und Arbeitern. (Wir müssen das bestätigen. Wir beobachten in einer andern Stadt seit zehn Jahren einen Gewerkverein, der im besten Einvernehmen mit den Prinzipalen wirkt.) Die Sozialpolitik der Regierung mache die Selbsthilfe nicht überflüssig, denn was der Staat thue, das sei weder hinreichend, noch in jeder Beziehung zweckentsprechend. Da — wurde die Versammlung durch den anwesenden Polizeikommissar aufgelöst! Das Leben ist heute hart und schwierig. Jeder einzelne Mensch, der weder ererbtes Vermögen besitzt, noch vom Staate besoldet wird, befindet sich täglich in derselben Lage, wie die Mannschaft eines Schiffes in dem Augenblick, wo es heißt: Alle Mann auf Deck! Wenn er sich nicht unaufhörlich rührt, mit gespanntester Aufmerksamkeit den Wechselfällen des Erwerbslebens folgt und sie klug ausnützt, verschlingt ihn im nächsten Augenblicke die Flut. Und der einzelne Schwache für sich allein vermag sich auch so nicht zu halten; nur wenn er mit seinesgleichen zusammentritt zu gegenseitiger Hilfeleistung, darf er hoffen, sich durchzuschlagen. Und in solcher Lage soll er jedes Wort, das er spricht, auf die Goldwage legen! soll er jede Beratung mit

seinesgleichen polizeilich anmelden und die Fortdauer der Beratung von dem Belieben eines untergeordneten Beamten abhängen lassen, der oft gar nicht versteht, um was es sich handelt! Das Ende vom Liede könnte sein, daß der Handwerker, der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner eines Tages sich erschöpft hinsetzte, die Hände in den Schoß legte und spräche: „Ich kann nicht mehr! Nun, Staat, siehe du zu! Du forderst deine Steuern. Du reißest mich dreimal oder öfter zur Ableistung meiner Militärpflicht aus dem Erwerb heraus und kümmerst dich nicht darum, ob ich nachher wieder Arbeit finde, oder ob, wenn ich ein eignes kleines Geschäft hatte, dieses während meiner Abwesenheit von einem mächtigen Konkurrenten verschlungen worden ist. Du zwingst mich, Beiträge zu zahlen für eine Altersrente, die ich wahrscheinlich nicht erleben werde, und kümmerst dich nicht darum, woher ich das Geld für den Beitrag nehme. Habe ich keinen Verdienst, so sperrst du mich als Obdachlosen ein. Und wenn ich nun mit meinesgleichen zusammentrete, um darüber zu beraten, wie wir uns wohl einen zur Erfüllung unsrer Staatsbürgerpflichten hinreichenden Erwerb sichern könnten, dann lösest du unsre Versammlungen auf und verbietest sie. So gieb uns nun selbst Arbeit! Wir wollen arbeiten, aber wir sind es müde, uns auf der Jagd nach Arbeit abzuhetzen, oder unter Umständen zu arbeiten, wo uns die Arbeit nichts nützt, weil sie so schlecht gelohnt wird, daß wir trotz übermäßiger Anstrengung unsern Verpflichtungen nicht nachzukommen vermögen. Wir wollen arbeiten, wir wollen deine Sklaven sein! Weise uns die Arbeit an, füttere, kleide und beherberge uns!“ Was wird dem Staate übrig bleiben, wenn der kleine Mann einmal so spricht? Nichts, als sein Verlangen zu erfüllen, Staatswerkstätten einzurichten und zu sehen, wie er auf die Kosten kommt. Und so wird er sich durch den ängstlichen Übereifer in der Überwachung und Unterdrückung gefährlicher Ideen gezwungen sehen, die gefährlichste und mit Recht gefürchtetste aller Ideen selbst auszuführen. Je schwieriger die Zeit ist, desto notwendiger ist es, daß alle Kräfte entbunden werden, daß jeder auf dem Platze, wo er gerade steht, zugreife, und daß jeder, der einen klugen Einfall hat, ihn ohne Scheu in die Öffentlichkeit bringe.

Und noch etwas! Man klagt so oft über Roheit, Zügellosigkeit, Verwilderung, namentlich der Jugend. Sofern damit gesagt sein soll, daß das neuere Erscheinungen seien, ist die Klage unbegründet. In den dreißiger und vierziger Jahren haben die Lehrjungen und die Schüler noch ganz andre Dinge getrieben als heute. Die Kriminalstatistik beweist auch nichts, weil unter zehn Dingen, die heute bestraft werden, immer mindestens neun sind, die ehedem straflos blieben oder sogar für erlaubt galten, und weil die Zahl der Polizeiverbote, also der Anlässe zu Übertretungen, von Jahr zu Jahr wächst. Das Rowdytum der Reichshauptstadt und gewisser Industriebezirke aber erwächst aus eigentümlichen Verhältnissen, die eben früher noch nicht bestanden. Also daß die Roheit eine neue Erscheinung sei, bestreiten wir. Aber vorhanden ist sie, während sie sich bei den Italienern z. B. weit weniger bemerklich macht. Alle Reiseberichte stimmen darin überein, daß sich in Italien die armen Leute, so zerlumpt und schmutzig sie sein mögen, taktvoll zu benehmen wissen; ja der Analphabet zeigt dort oft mehr Takt und Selbstbeherrschung, als mancher deutsche Professor. Hase sagt in dem neulich an dieser Stelle erwähnten Buche, Rom habe keinen Pöbel, auch in der ausgelassensten Lust des Karnevals begehe das Volk nichts Unanständiges. (Wobei noch in Betracht zu ziehen ist, daß die Italiener gar keinen Anspruch darauf erheben, für ein züchtiges Volk gehalten zu werden.) Als vor einiger Zeit in Rom ein feierlicher deutscher Gottesdienst gehalten wurde, entstand beim Eintritt in den engen Raum ein un-

anständiges Drängen. Blätter verschiedner Parteien berichteten übereinstimmend darüber, alle mit der Bemerkung, so etwas könne in Rom eben nur vorkommen, wenn Deutsche beteiligt seien; Italiener, selbst der ärmsten Klasse, benähmen sich nie so. Woher dieser Unterschied? Zum Teil allerdings rührt er von dem feinern Formensinn der Italiener, der sich auch auf die Umgangsformen erstreckt. Zum andern Teil aber ganz gewiß von dem Übermaß polizeilicher Bevormundung, das in Deutschland die Ausbildung des persönlichen Taktgefühles und einer herrschenden Volkssitte verhindert. Was nützt mir der feinste Takt und die zarteste Rücksichtnahme im Gedränge? Was nützt es mir, wenn ich mich geduldig und ohne mich zu rühren auf die Füße treten und mir die Rippen einstoßen lasse? Das schützt mich nicht vor polizeilicher Zurechtweisung. Bleibe ich ein andermal mutterseelenallein auf dem äußersten Rande eines zehn Schritte breiten vollkommen leeren Bürgersteiges stehen, so kommt ein Polizist auf mich zugelaufen und belehrt mich, daß ich nicht stehen bleiben dürfe, sondern „zirkuliren" müsse. Da denkt denn der Deutsche schließlich: nun, so verzichten wir eben aufs eigne Nachdenken wie aufs Taktgefühl, und überlassen es der Polizei, uns jedesmal dahin zu stoßen, wohin wir gehören. Und da der Deutsche von Kindesbeinen an unter der strengsten Aufsicht gehalten wird, so hegt er, falls er nicht Lebensmut und Schneide gänzlich verliert, zeitlebens im Herzen die gassenbubenhafte Neigung, sich gehen zu lassen, sobald er einmal auf einige Augenblicke von der fortwährend drückenden Aufsicht befreit wird, was z. B. bei Ansammlung großer Menschenmassen der Fall ist. Dafür übertreffen wir ja andre Völker in der militärischen Disziplin. Aber es ist doch nicht möglich, allen Zusammenkünften von Menschen die Form eines militärischen Appells zu geben, und sollte es auch möglich sein, so wäre es doch kaum wünschenswert. Es scheint in der That hohe Zeit, daß das deutsche Volk seine Selbsterziehung in Vereinen und Körperschaften wieder in die Hand nehme. Auch das Stückchen erziehende Selbstregierung, das man vor vierzig Jahren noch in manchen Schulanstalten und Internaten fand, scheint verschwunden zu sein und einer streng polizeilichen Überwachung aller Lebensregungen Platz gemacht zu haben.

Goethes Mailänderin. Die Goethegesellschaft erfreut unmittelbar vor dem Feste ihre zahlreichen Mitglieder mit einer neuen (ihrer fünften) Veröffentlichung, die den Titel Zur Nachgeschichte der italienischen Reise führt und den Briefwechsel des Dichters mit Freunden und Kunstgenossen in Italien während der Jahre 1788 bis 1790 umfaßt. Die von Otto Harnack mit einer vortrefflichen Einleitung (der ein Vorwort von Professor Bernhard Suphan vorausgeht) herausgegebene Briefreihe ist in der That ein Nachklang zu Goethes zweijährigem Aufenthalt in Italien, sie umfaßt die Zeit, in der in den Freundes- und Künstlerkreisen namentlich zu Rom das Scheiden und der Verlust Goethes noch in voller Lebhaftigkeit und Stärke empfunden wurde, in der Goethes eigne Erinnerungen noch am frischesten waren, in die der längere Aufenthalt der Herzogin Anna Amalia und Herders und schließlich Goethes zweite Reise nach Oberitalien fiel. Die hier vereinigten Briefe grundverschiedner Persönlichkeiten weisen daher einen gemeinsamen Grundzug, eine gewisse Gleichartigkeit der Stimmung auf, und der Herausgeber, dessen pietätvolle Sorgfalt und dessen geschmackvolle Knappheit und Kürze in seinen Überleitungen und Zwischensätzen wie in den schließlichen Anmerkungen nicht genug gerühmt werden kann, hat ganz Recht, wenn er auch das Persönliche und den Einblick in das Gemütsleben aufrichtig empfindender und ihre Empfindungen

äußernder Personen betont. „Für die Erkenntnis Goethes sind nicht nur die leider wenig zahlreichen eignen Briefe, sondern auch die seiner Korrespondenten wertvoll, indem sie seine Persönlichkeit in verschiedenster Weise der einzelnen Individualität gemäß abspiegeln. Die grenzenlose Wirkung, die er auf Personen aller Art ausübte, die man mit seinem eignen Ausdruck dämonisch nennen könnte, wenn das Wort nicht zu düster klänge, wird hier aus vielen Beispielen ersichtlich.“

Doch ist es nicht Zweck dieser Zeilen, den reichen und fesselnden Inhalt der Briefreihe hervorzuheben, die dadurch größere Vollständigkeit und Reichhaltigkeit erhielt, daß außer den im Goethe- und Schillerarchiv bewahrten Briefen auch Goethes Briefe an die Herzogin Amalia aus dem Archiv des großherzoglichen Hauses von Weimar hinzugezogen wurden. Die möglichen Leser des Buches sind ja wohl alle Mitglieder der Goethegesellschaft und alle bereits im Besitz der mit Lichtdrucken nach Originalen aus den Sammlungen des Goethemuseums gezierten Veröffentlichung. Die von Otto Harnack redigirte Briefreihe „Zur Nachgeschichte der italienischen Reise“ hat neben ihrer allgemeinen Bedeutung für Goethes Lebensgeschichte noch eine besondre, durch Aufhellung eines, wenn man will unwesentlichen, jedenfalls seither dunkeln Punktes. Unsers Wissens erscheint in dieser Schrift die aus der „Italienischen Reise“ des Dichters uns allen wohlbekannte „schöne Mailänderin,“ die im Herbst von 1787 und bis zum Scheiden des Dichters aus Rom Goethes volle Herzensteilnahme gewonnen und von der er sich mit wahrem Schmerz getrennt hatte, zum erstenmal mit ihrem bürgerlichen Namen genannt, und wir erfahren zugleich zum erstenmal etwas von ihrem spätern günstigen Schicksale. Der Herausgeber hat es entweder selbst nicht bemerkt, daß hier ein Schleier gelüftet ward, oder er hat die Sache für zu unwesentlich erachtet, um sie zu beachten. Mir aber, der noch vor wenigen Monaten die Leser der Grenzboten in den „Römischen Frühlingsbildern“ an die schöne Italienerin erinnert hat, die namenlos zur Unsterblichkeit gelangt ist, mag es verstattet sein, auf zwei Stellen in der neuesten Veröffentlichung der Goethegesellschaft hinzuweisen, die beim Vergleich mit den hier in Frage kommenden Stellen der „Italienischen Reise“ einen lange vermißten Aufschluß gewähren. Die anmutige Mailänderin Goethes hieß darnach Maddalena Riggi und vermählte sich im Juli 1788, ein Vierteljahr nach Goethes Scheiden aus Rom, mit einem Signor Volpato, was Goethe in dem spät niedergeschriebenen letzten „Bericht“ seiner „Italienischen Reise“ allerdings mit den Worten angedeutet hat: „Auch konnte ich die Vermutung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmut nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht ungeneigt sei.“ An derselben Stelle und bei der ergreifenden Schilderung des Abschiedes in dem Hause an der Ripetta wird uns erzählt, daß die Mailänderin mit ihrem Bruder, einem Bediensteten des Hauses Jenkins, zusammenlebte. In seinen Anmerkungen teilt Harnack mit, daß in Goethes Nachlaß sich ein Brief von einem (sonst unbekannten) Carlo Riggi, Rom vom 20. Januar 1789 befinde, in dem der Schreiber über die Absendung einer Schachtel mit Blumensamen berichtet und über die Vermählung seiner Schwester schreibt: Vous êtes aussi obligeant que Vous souvenez de moi et de ma soeur. Elle est mariée depuis Juillet passé au fils de Monsieur Volpato. Elle a reçu avec reconnaissance votre souvenir. Das entscheidende Zeugnis ist jedoch nicht dieser kurz erwähnte französische Brief, sondern der Brief Angelika Kauffmanns an Goethe vom 8. November 1788, in dem es heißt: „Castello (Castel Gandolfo) habe ich das Jahr gar nicht gesehen. Das die Signora Madalena Riggi sich nun Volpato

schreibt, ist Ihnen schon bekannt. ein spazierfahrt den sie mit uns nach der porzlan fabrik gemacht ist ursach davon, der junge Volpato der sich eine Frau gewünscht, hatte das Glück Ihr zu gefallen, sich sehen und sich lieben war eins — Die Signora Madalena hatte dies mahl kein Wort wider die Capittoli einzuwenden, in Zeit von vierzehn Tagen war alles beschlossen bis jezzo ist das ein glückliches Par, hoffe sie werden es immer sein, beide seind gut."

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß Goethes Beziehungen zu der schönen Mailänderin bei der Villeggiatur in Castel Gandolfo im Oktober 1787 begonnen hatten, wird man die Gedankenfolge in der hier mitgeteilten Briefstelle Madame Angelikas sehr natürlich finden. Als sie schrieb, daß sie in diesem Jahre nicht nach „Castello" gekommen sei und darnach die Verheiratung der Signora (Signorina) Maddalena Riggi besprach, standen der Herbst des verflossenen Jahres, das Interesse, das sie zunächst um Goethes willen dem schönen Mädchen gezeigt, die warme persönliche Teilnahme, die sie dann gewonnen hatte, lebendig vor ihrer Seele. Der Vergleich beider bei Harnack ganz und teilweise gedruckten Briefe mit allen Stellen in der „Italienischen Reise," die der Mailänderin, der Begegnungen mit ihr, ihrer persönlichen Verhältnisse, ihres Verkehrs im Hause der Zucchis (eben Angelika Kauffmann und ihr Gemahl) gedenken, läßt nicht den leisesten Zweifel, daß wir die Schöne fortan in den Lebensgeschichten Goethes nicht mehr als eine namenlose Gestalt aufzuführen haben werden, und daß die anmutige Mailänderin und Maddalena Riggi, vermählte Volpato, die gleiche Person sind.

Dresden, den 9. Dezember 1890 — Adolf Stern



Litteratur

Aus unsern vier Wänden. Von Rudolf Reichenau. Zweite Auflage der Gesamtausgabe. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow

Seitdem ich den ersten Teil dieses Werkes zum erstenmale — vor einem Vierteljahrhundert oder länger — in die Hände bekam, habe ich es in Bekanntenkreisen oft empfohlen und stets Dank dafür geerntet. Nun das Ganze, 700 Seiten stark, in neuem hübschem Gewande wieder vor mir liegt, regt sich die Lust, auch einmal öffentlich ein Wort dafür einzulegen. Bedarf es bei seinem neuen Erscheinen denn noch einer Empfehlung? Wer kann das sagen! Ein andres Geschlecht behauptet das Feld, das „weiß nichts von Joseph," will nichts wissen von dem, was wir Poesie nennen, und deshalb glauben viele Jüngere, sie dürften sich nicht über Bücher freuen, die noch vor der „neuen Ära" geschrieben worden sind. Denen möchte ich nun sagen, daß sie es mit dieser Familienchronik — das ist wohl eine passendere Bezeichnung als Roman — getrost wagen können. Sie ist realistisch durch und durch, kein Zug und kein Wort darin, die nicht so treu dem Leben abgelauscht sind, daß der Leser meint, den Personen selbst schon begegnet zu sein und sie reden gehört zu haben. Allerdings laufen darin die Frauen nicht ihren Männern davon; es werden keine Verbrechen erzählt, die, wie einem „Volksroman" nachgerühmt wurde, „selbst in den höchsten Kreisen selten vorkommen"; der Verfasser hat es nicht für seine Aufgabe gehalten, neue Belege für den Satz zu ersinnen, daß des Menschen Dichten und Trachten böse ist von Jugend auf.

Aber himmelblau malt er darum nicht alles. Er versucht nicht, wie unsre Ibsen- und Zolaäffchen, dem Himmel, wenn er wolkenfrei ist, sein Blau abzudisputiren. Doch fehlt es in seiner Dichtung so wenig wie im Leben an Trübung und Unwetter. Nur behalten er und seine Leute auch dann den Kopf oben, weil sie herzliche Freude an der Natur, Wohlwollen und guten Humor besitzen. Am echtesten und liebenswürdigsten ist er immer, wenn er die Kinderwelt und die Beziehungen zwischen Mutter und Kind schildert: für Ludwig Richter müßte es eine Herzensfreude gewesen sein, dies Buch mit Bildern auszustatten. Auch der Erdgeruch, der ja ein Erfordernis des Realismus ist, fehlt nicht: hätte Julian Schmidt es nicht verraten, würde man doch bald merken, daß die Marienwerdersche Niederung Reichenaus Heimat war. Und endlich hat vieles in den Einzelbildern heute schon kulturgeschichtlichen Wert. Der kleinstädtische Verkehr, das Studentenleben, die Beamten- und Militärverhältnisse — wie anders ist alles das heute, als vor fünfzig, vierzig, dreißig Jahren, und wie viel schwerer ist es dem jetzigen Geschlechte, sich in jene Zustände hineinzudenken, als in die des vorigen Jahrhunderts! So hoffe ich denn mit dem Verleger, der die neue Ausgabe besorgt hat, daß das Buch „noch manchem Herzen Freude und Erquickung bringen werde.“

Aus meiner Jugendzeit. Von Heinrich Hansjakob. Zweite, verbesserte Auflage. Heidelberg, Georg Weiß

Der ultramontane Abgeordnete und humoristische Schriftsteller sagt im Vorwort seiner Jugenderinnerungen selbst, daß er durch Bogumil Goltzens „Buch meiner Kindheit“ und Fritz Reuters Aufsatz „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ zur Niederschrift des vorliegenden Büchleins angeregt worden sei. Hansjakob stammt aus Haslach im Kinzigthal, einem zum ehemaligen Fürstentum Fürstenberg gehörigen Städtchen, und hat sich offenbar einer frischen und bunten Jugend erfreut, die er mit lebendiger Anschaulichkeit und einem Anflug guten Humors schildert. Er bekennt sich unumwunden als Anhänger der guten alten Zeit, in der die Bürger- und Bauerkinder nicht lesen und schreiben lernten, er verhehlt seinen Haß gegen die „Preußen“ wenig und läßt seine Ideale zu Zeiten deutlich genug erkennen. „Nie mehr bin ich seit jenen Tagen so glücklich über die Klosterbrücke geschritten, wie damals, als Bruder Othmar noch lebte, bettelte und uns wieder vom Gebettelten selig machte. Und wenn ich es vermöchte, um des Klosterbrotes allein willen für die Kinder meiner Heimat würde ich das Klösterlein wieder aufrichten und den demütigen Söhnen des heiligen Franziskus zurückgeben, damit auch die jetzigen und kommenden Kinderherzen es wüßten, welch Glück es ist, an der Klosterpforte der Bettelmönche Klosterbrot zu betteln.“ Gleichwohl ist ein gesunder Kern und Zug in dem Buche unverkennbar und auch wer sehr entgegengesetzte Lebensanschauungen und Wünsche hat, kann sich an den prächtigen Genrebildern und den frischen Naturschilderungen des Verfassers erquicken. Freilich beruht alles Behagen an Erscheinungen wie dieser darauf, daß wir uns für gesichert vor ihrer Herrschaft über unser Volk und über unser Leben halten. Wer im Ernst für möglich hielte, daß die Anschauungen, zu denen sich Hansjakob bekennt, eines schönen Tages die maßgebenden würden, dem möchte das Wohlgefallen an der Lenebas, am roten Strumpfwirker Schmieder, an den Heckenlehrern und Hirtenbuben wie an der Haslacher Volkswehr von 1848 etwas beeinträchtigt werden. Vor der Hand wird ja „nur gspaßt,“ wie sie in Schwaben sagen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Der Entwurf des preußischen Volksschulgesetzes



Das oft verheißene und lange erwartete Gesetz liegt endlich im Entwurfe vor, hat auch die erste Lesung im Abgeordnetenhause erfahren; man kann jedoch nicht sagen, daß dieses Gesetz und daß die Besprechungen der Presse und die Erörterung darüber im Abgeordnetenhause zu besondrer Befriedigung Anlaß gäben. Man sollte meinen, daß ein solches tief in rechtliche, konfessionelle und soziale Verhältnisse einschneidendes Gesetz lebhafter Zustimmung oder ebenso lebhafter Ablehnung begegnen würde; statt dessen findet es zuerst ein allgemeines Stillschweigen und dann einige lahme Erörterungen, die weder viel sagen, noch viel bestreiten. Wie ist das zu verstehen? Wollten die Zeitungen vermeiden, dem Urteil der ihnen befreundeten Parteien vorzugreifen? Herrscht das Bewußtsein, daß es sich hier um einen Gegenstand handelt, dem gegenüber man mit logischen Folgerungen und der Parteilosung nicht auskommt, der vielmehr Kenntnis von Land und Leuten und Einsicht in die praktische Schulverwaltung fordert? Oder hatte man eine gewisse Scheu, ein Urteil gegen das Gesetz auszusprechen, während man wußte, daß an hoher Stelle großer Wert auf sein Zustandekommen gelegt wird?

Im Abgeordnetenhause hat man zwei Tage lang von allen möglichen Dingen und Beziehungen, aber sehr wenig von der Schule geredet, und die dürfte doch bei einem Schulgesetze die Hauptsache sein. Brüel bezeichnet das Gesetz als revolutionär, es führe zur Allmacht des Staates und sei nicht geeignet, die Bedürfnisse und Rechte der Konfessionen zu sichern. Reichensperger wirft die Verfassungsfrage auf, und Windthorst hält das Gesetz wegen der Stellung des Geistlichen im Schulvorstande für unannehmbar und fordert seine Ausdehnung auf die höhern Schulen und die Seminarien. Zelle wünscht, daß die Privatschulen mit in den Rahmen des Gesetzes gefaßt werden, wobei das

bekannte Vorkommnis, daß eine Vorsteherin einer Berliner Privatschule den Jüdinnen die Aufnahme versagte, den geschichtlichen Hintergrund gebildet haben dürfte. Die Herren Seyffardt und Friedberg legen allen Wert auf das Zustandekommen des Gesetzes, da eine gesetzliche Regelung in jedem Falle einen enormen Fortschritt bedeute. Von konservativer Seite wird die Beteiligung der Selbstverwaltung an der Schulaufsicht gefordert, und der Herr Minister ist mit Freuden über den Gang der Verhandlung erfüllt, zeigt sich nach allen Seiten entgegenkommend und hofft auf das Zustandekommen des Gesetzes. Das Gesetz findet offenbar auf allen Seiten das Bestreben, endlich etwas fertig zu bringen — nur das Zentrum und sein Anhang dürfte in grundsätzlichem Gegensatze zu jeglichem Schulgesetze stehen. Dennoch müssen wir die Erwartung haben, daß lebhafte Gegensätze hervortreten werden, sobald man in der Kommission oder der zweiten Beratung ernstlicher als bisher auf Einzelheiten eingehen wird. Denn dazu bietet das Gesetz reichlichen Anlaß.

Das Gesetz hat ein ganz merkwürdiges Aussehen. Es gleicht einem Bilde, das mit dem Wischer angelegt ist und dem man nicht recht ansieht, was eigentlich daraus werden soll. Es herrscht eine Unbestimmtheit, die ganz wichtige Grundbestimmungen in der Schwebe läßt, die Rechte verleiht, welche bei näherm Zusehen gar keine Rechte sind, Pflichten auferlegt, deren Tragweite nicht im entferntesten zu übersehen ist und nur das eine deutlich erkennen läßt, daß die Gemeinde das Recht haben soll, zu sagen, was sie will, und die Regierung, zu thun, was sie will. Das Gesetz ist unvollständig und in der Durcharbeitung flüchtig. Man sieht ihm an, mit welcher Eile es hergestellt worden ist. Übrigens scheint es, als wenn dem Teile des Gesetzes, der von der Bildung der Schulverbände handelt, ein wohldurchdachter Organisationsplan zu Grunde gelegen hätte, der aber so verändert und verwischt worden ist, daß aus dem ursprünglich Beabsichtigten etwas ganz andres geworden ist.

Es ist unmöglich, das ganze Gesetz einer Besprechung zu unterziehen; wir heben für heute nur den einen wichtigen Punkt hervor, die Einrichtung der Schulverbände und deren Vertretungen.

Bisher unterschied man nach dem allgemeinen Landrechte drei sich meist deckende Gemeinden, die bürgerliche, die kirchliche und die Schulgemeinde. Die letzte wird durch das Gesetz beseitigt. Jetzt ist die bürgerliche Gemeinde die Besitzerin des Schulvermögens, die Trägerin der Schullasten, die Verwalterin ihrer Angelegenheiten und die Empfängerin der Staatsbeiträge. Der Gesetzgeber muß wissen, wie er der Unterdrückung der Minderheit in konfessionell gemischten Gegenden, die diese Neuordnung zur Folge haben dürfte, entgegenzutreten gedenkt. Jede Stadt bildet ihren eignen Schulbezirk, Landgemeinden und Gutsbezirke bilden entweder gleichfalls eigne Bezirke oder treten zu Schulverbänden zur gemeinsamen Unterhaltung einer oder mehrerer Schulen zusammen.

Das letztere ist ein sehr fruchtbarer Gedanke und scheint ein Grundgedanke des Gesetzes gewesen zu sein, wenigstens ist der Verwaltungsapparat sichtlich auf größere Verhältnisse zugeschnitten. Er bedeutet die Zusammenfassung einer Anzahl von Gemeinden zur gegenseitigen Unterstützung in Schulsachen. Aber diese Verbände müßten groß sein und einen Viertelkreis oder mehr umfassen. Denn wenn man ein Dorf mit Fabrikbevölkerung und ein ackerbautreibendes, wie sie oft dicht neben einander liegen, zusammenlegen wollte, so würde das bedeuten, daß das letztere dem erstern die Schulen bauen müßte. Auch würde bei Zusammenfassung von wenigen Gemeinden jede größere Ausgabe als ungerecht verteilte Last empfunden werden. Über die beabsichtigte Größe dieser Verbände steht nichts im Gesetze. Es scheint, daß man gefürchtet hat, das Schulgesetz mit einer solchen Neuerung, wie sie große Schulverbände ergeben haben würden, zu belasten, und daß man den Namen beibehalten hat, während man die Sache hat fallen lassen. Wenn nämlich bestimmt wird, daß nur solche Gemeinden zu einem Verbande zusammentreten, die eine oder mehrere Schulen gemeinsam benutzen, so kann von einem Verbande nur in solchen Gegenden die Rede sein, wo sich nicht geschlossene Gemeinden finden. Für Provinzen, wo geschlossene Gemeinden bestehen, was als die Regel betrachtet werden muß, hat es beim Schulvorstande sein Bewenden, nur daß er einen wichtigen Teil seiner Thätigkeit an die Gemeinde-Verwaltung abzugeben hat.

Die Schullasten werden innerhalb dieser Verbände in der Weise der Kommunalsteuern aufgebracht. Alle sonstigen Schulleistungen fallen weg.

Die Verwaltung der Schulangelegenheiten, also Einrichtung und Unterhaltung der Schule, geschieht in der Einzelgemeinde durch deren Organe. Die Gemeindevertretung setzt den Schulhaushalt fest, der Gemeindevorstand verwaltet das Schulvermögen. „Im übrigen" wird zur Verwaltung der Schulangelegenheiten ein Schulvorstand eingesetzt, der aus Mitgliedern der Gemeindevertretung oder aus stimmberechtigten Einwohnern besteht.

Die Organe des Schulverbandes sind der Schulausschuß und der Verbandsvorsteher. Die einzelnen Gemeinden entsenden nach Maßgabe der Steuerkraft in den Ausschuß ihre Schulzen und Schöppen und, wo deren Zahl nicht ausreicht, andre Personen. Der Schulausschuß setzt den Schulhaushalt fest und verteilt die Kosten auf die Einzelgemeinden. Er wählt aus seiner Mitte einen Schulverbandsvorsteher, der den Verband vertritt und zur Durchführung seiner Anordnungen die Mitwirkung der Gemeindevorstände in Anspruch nehmen kann.

Zu dem Schulvorstande (Schulausschusse) treten folgende von der Schulaufsichtsbehörde widerruflich zu bestellende Mitglieder: eine oder mehrere der mit der unmittelbaren Aufsicht über die Schulen des Bezirkes betrauten Personen, je ein Geistlicher der in Frage kommenden Religionsgemeinschaften, ein oder zwei Volksschullehrer, vielleicht auch ein Arzt.

Diese Zulegung ist wieder ein glücklicher Gedanke. Es ist nötig, daß das Staatsinteresse, das der Kirche und das der Schule gegenüber jenen aus Gemeindewahl hervorgegangenen Mitgliedern vertreten werde, und es ist richtig, daß die Vertreter von Staat, Kirche und Schule nicht nach Belieben gewählt, sondern von der Aufsichtsbehörde entsandt werden. Aber durch die gleich darauf folgende Bestimmung: Die von der Schulaufsichtsbehörde entsandten Mitglieder haben bei Geldbewilligungen kein Stimmrecht, wird das mit der einen Hand gegebene mit der andern Hand wieder zurückgezogen. Die letztgenannten Mitglieder des Schulvorstandes, die den Staat und die Intelligenz gegenüber einer engherzigen Geldbeutelpolitik zu vertreten haben, werden zu Mitgliedern zweiten Ranges. Es würde unter diesen Umständen ebenso zweckmäßig sein, einen Phonographen hinzustellen und seine Walze ableiern zu lassen. Der Gesetzgeber scheint von dem wunderbaren Vorurteile befangen zu sein, daß der Bauer auf Gründe höre. „Mei willn dat nich" — fertig! Da könnte der Herr Minister selber kommen, er würde in der Stellung eines solchen Mitgliedes auch nichts erreichen. Offenbar hat man mit dieser Bestimmung gemeint, daß diejenigen nichts über die Ausgabe zu sagen hätten, die zur Einnahme nichts beitragen. Aber sie vertreten ja die sehr bedeutenden Zuschüsse, die der Staat zahlt, wir möchten also im Interesse des Staates geradezu fordern: Diese Mitglieder haben Stimmrecht, und zwar bei Geldbewilligungen erst recht.

Die eben besprochene Bestimmung nimmt sich umso befremdlicher aus, als der Schulvorstand eigentlich nur in Geldsachen Beschlußrecht hat, im übrigen aber zum Zuhören und Anhören da ist. Er hat die Aufgabe der „Mitwirkung" bei der Anstellung des Lehrens, der „Anhörung" bei Festsetzung der Lehrpläne und Stundenpläne, der Beschlußfassung über Aufnahme anderweiter Lehrgegenstände, der „Anhörung" bei Änderung von Schuleinrichtungen, der „Teilnahme" an den Schulprüfungen und Revisionen, der „Kenntnisnahme" von dem Verhalten der Lehrer und Lehrerinnen, der „Anhörung" bei Gewährung eines Urlaubes oder der Erlaubnis zur Übernahme von Nebenämtern vonseiten der Lehrer, der „Mitwirkung" bei Handhabung des Schulbesuches.

Diese lange Reihe von Aufgaben bedeutet unter Umständen gar nichts. Was heißt: Kenntnisnahme, Anhörung und dergleichen? Hinter diesen Scheinaufgaben versteckt sich ein sehr straffer Büreaukratismus, den zu stärken doch wahrlich kein Grund vorhanden ist. Sie bedeuten aber in der Unbestimmtheit der Abgrenzung auch viel zu viel. Der Schulze und seine Leute werden eine große Meinung von ihren Rechten erhalten und von den oben erwähnten Mitgliedern zweiten Ranges schwerlich eines Bessern überzeugt werden. Sie werden ihren Einfluß dahin geltend machen, daß zur Zeit der Feldarbeiten möglichst viel Ferien und möglichst wenig Schulstunden angesetzt werden, werden in die innern Angelegenheiten des Schuldienstes hineinreden und den

Schulmeister als Dorfbeamten ansehen — was er ja auch thatsächlich wird. Der Schulvorstand erhält Kenntnis von dem Verhalten des Lehrers, das bedeutet in der Wirklichkeit, die Bauern erhalten das Recht, zwar nicht den Lehrer zu strafen, aber zu schimpfen und als einen abhängigen Mann anzusehen und zu behandeln. Und wenn der Schulvorstand mit die Erlaubnis zur Übernahme von Nebenämtern zu geben hat, so bedeutet das in Wirklichkeit: der Schulvorstand gestattet jede Nebenbeschäftigung unter der Voraussetzung, daß der Lehrer die Dorfschreiberei besorgt. Gegenwärtig sind die Regierungen mit gutem Recht bemüht, den Lehrern die Dorfschreiberei zu entwinden, denn sie werden dadurch in ihrer persönlichen und amtlichen Stellung geschädigt; nach dem neuen Entwurfe wird den bisherigen Bemühungen schon dadurch entgegengearbeitet, daß der Lehrer den Wünschen des Schulzen und der Gemeinde keinen Widerstand entgegensetzen kann.

Die Lehrer und Lehrerinnen werden von der Schulaufsichtsbehörde angestellt. Alle bisherigen Rechte zur Ernennung und Anstellung werden aufgehoben. Also das Patronat der Städte und einzelnen Personen, die den großen Opfern für die Schule gegenüber wenigstens das Recht der Berufung der Lehrer hatten, fällt weg. Die Regierung besetzt „nach Anhörung“ der betreffenden Gemeindevertretung. Dem Gemeindevorstande steht das Recht zu, der Aufsichtsbehörde „Vorschläge“ zu machen. Der Gemeindevorstand ist verpflichtet, vorher den Schulvorstand zu „hören“ und dessen gutachtliche Äußerung seinem Vorschlage beizufügen. Diese Vorschläge sind von der Behörde zu „berücksichtigen.“ Fällt die Entscheidung der Behörde anders aus, so sind Gründe anzugeben. Das heißt: der Schulvorstand empfiehlt A, der Gemeindevorstand schlägt B vor, und die Regierung ernennt C (natürlich unter Angabe „erheblicher“ Gründe, die ja nicht schwer zu haben sind). Wir würden nichts dawider haben, wenn das Gesetz reine Bahn machte und einfach bestimmte: Der Staat besoldet die Lehrer und stellt sie an! Wozu aber solche Paragraphen, für die die Bezeichnung Kautschuk noch viel zu wenig ist. Man soll nicht die Miene des Wohlthäters machen und taube Nüsse verschenken. Soll es eine autokratische Regierung geben, dann fort mit jener Scheinverwaltung und jenen Körperschaften, die doch nur Hampelmänner sind; soll es aber eine Selbstverwaltung in Schulsachen geben, so müssen auch Rechte und Pflichten klar umschrieben sein.

In einem Punkte nimmt es der Entwurf mit der Selbständigkeit der Gemeinden ernst, in Geldsachen. Er bringt sogar den Gemeinden ein Maß von Vertrauen entgegen, das wir nicht teilen können.

Das Diensteinkommen des Lehrers besteht aus einem festen Anteile, der nach den örtlichen Verhältnissen bestimmt wird, und in Alterszulagen, wozu noch auf dem Lande die freie Dienstwohnung kommt. Der Grundgehalt wird von der Aufsichtsbehörde nach Anhörung des Gemeindevorstandes festgesetzt.

Die Alterszulagen werden von der Gemeinde gewährt, jedoch mit der Bestimmung, daß der Bezug spätestens mit dem vollendeten zehnten Dienstjahre beginnt und mindestens sechs Stufen mit einem jedesmaligen Zwischenraume von höchstens fünf Jahren eingerichtet werden. Die Höhe der Zulagen beträgt im erstern Falle, wie bei jeder spätern Stufe, mindestens 100 Mark und in Summa mindestens 600 Mark. Der Haken kommt wieder hinterher. Ein rechtlicher Anspruch auf Gewährung von Alterszulagen steht den Lehrern zwar nicht zu, die Versagung ist jedoch nur bei unbefriedigender Dienstführung zulässig und bedarf der Genehmigung der Aufsichtsbehörde. Hiermit erhält die nicht sachverständige und nach allen möglichen, nur nicht sachlichen Gründen entscheidende ländliche Gemeinde das Recht des Urteils über die Dienstführung des Lehrers. Bei jedem neuen Termine wird die Angelegenheit öffentlich und vor den Ohren der Kinder besprochen, und jedesmal wird sich eine Partei finden, die, weil es so bitter ist, Geld auszugeben, die Dienstführung des Lehrers bemängelt. Der Lehrer wird ja nun schließlich seine Zulage erhalten, aber jedesmal mit einer sehr bedauerlichen Einbuße an der Würde und Freiheit seiner Stellung. Ich denke, der Lehrer hat so gut wie jeder andre ein Anrecht auf seinen Gehalt, der in seinem Falle nur formell in Grundgehalt und Zulage geteilt ist, aber eigentlich ein aufsteigender Gehalt sein soll. Daß er nur in Bezug auf das geringste Maß rechtlich sicher gestellt sein soll, muß dem Lehrer die ganze im Gesetze beabsichtigte Wohlthat verbittern. Warum nicht so: Wegen ungenügender Dienstführung kann dem Lehrer von der Aufsichtsbehörde das Aufrücken in die höhere Altersklasse versagt werden? Überhaupt bedeutet dieser Abschnitt des Gesetzes, worin der Gemeinde die Festsetzung des Termins und der Höhe der Zulagen überlassen wird, nichts andres, als daß man der Regel nach über die niedrigsten Bestimmungen nicht hinausgehen wird.

Ein brandenburgischer Lehrer schreibt in der „Post" Nr. 329: Werden die vorliegenden Bestimmungen Gesetz, so werden sich tausende von Lehrern erstaunt und trübselig fragen: Soll es denn in Bezug auf uns immer beim Nachhinken bleiben? Es ist wahrlich unerquicklich genug für uns Jugendbildner, wenn wir immer wieder der Unzufriedenheit und Undankbarkeit beschuldigt werden. Aber wenn sich doch Regierung und Abgeordnetenhaus überzeugten, daß dem vorliegenden Entwurfe der durchschlagende Ernst zur Zufriedenstellung der Lehrer noch fehlt! Wir können ja nicht anders, als jetzt, da es noch Zeit ist, auf die Mängel zu verweisen; dürfen wir doch schwerlich erwarten, daß in den nächsten Jahren nach dem kommenden Gesetze unser gedacht werde. Wenn nun der Entwurf von einer „zahlenmäßig gesetzlichen Feststellung der Lehrergehalte" absieht, so ist dies ja ganz schön begründet; aber es bleibt doch dringend wünschenswert, daß es den Gemeinden von „oben" herab eingeschärft wird, was unter einer „angemessenen Besoldung für Volks-

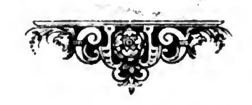
schullehrer" zu verstehen ist. Die Vorstellung darüber ist in all den Kreisen, die größtenteils selbst erzeugen, was sie brauchen, erschreckend unklar und unrichtig. Örtliche und amtliche Unterschiede können trotzdem berücksichtigt werden, sollten aber weniger den Grundgehalt als vielmehr die Zulagen beeinflussen. Für die arme Niederlausitz sind etwa folgende Wünsche und Vorschläge das mindeste, was den Lehrer im allgemeinen zufriedenstellen könnte: 1. Der gesetzlich bestimmte Grundgehalt beträgt für jeden fest angestellten Lehrer außer freier Wohnung und freier Feuerung 1200 Mark. 2. Jeder Lehrer hat nach fünf Jahren rechtlichen Anspruch auf eine Zulage von 200 Mark, die sich nach je fünf Jahren um denselben Betrag erhöht und nach dreißig Dienstjahren 1200 Mark ausmacht. Kirchendienst und sonstige Mehrarbeit sowie Teuerungsverhältnisse werden besonders berücksichtigt, und jede Bezirksregierung und jede Gemeinde hat das Recht zur Erhöhung obiger Sätze. Man kann nicht sagen, daß die hier ausgesprochenen Wünsche unbescheiden wären. Wenn aber der Einsender vermutet, daß in reichern Gegenden eine bessere Fürsorge der ländlichen Bevölkerung für ihre Lehrer zu treffen sei, so muß ich nach meiner Erfahrung das bestreiten. Der engherzige, kurzsichtige Geiz herrscht überall und da am meisten, wo die fettesten Bauern sitzen.

Wenn ich recht unterrichtet bin, findet eine lebhafte und allgemeine Bewegung in der Lehrerschaft gegen das Gesetz statt. Es ist sehr beachtenswert, daß diese Bewegung sich nicht in erster Linie auf die Gehaltsfrage, die doch sonst immer die brennende Frage ist, bezieht, sondern auf die gefürchtete Unterordnung des Lehrers unter die bürgerliche Gemeinde, das heißt auf dem Dorfe: unter den Schulzen und neben den Nachtwächter. Die Lehrer, die sich vor den Folgen des Gesetzes fürchten, dürfen als Sachverständige in ländlichen Dingen betrachtet werden; man muß annehmen, daß sie die in Frage kommenden Verhältnisse und Personen vielleicht richtiger beurteilen, als das hohe Ministerium aus seiner gesetzgeberischen Ferne aus.

Ich kann auch meinerseits nicht umhin, dem Zweifel Ausdruck zu geben, ob die bürgerliche Gemeinde — ich denke immer zunächst an das flache Land und die kleinen Städte — geeignet ist, der Träger der Schule in der in Aussicht genommenen Weise zu sein. Sie empfängt die staatlichen Zuschüsse und hat das Recht der Verwendung. Wenn die Herren Bauern den Sinn des Gesetzes begriffen haben werden, werden sie schön schmunzeln. Der Bauer sieht vor allem darauf, wie und wo er einen Profit machen kann. Mit dem staatlichen Zuschuß läßt sich aber auf Kosten des Lehrers ein ganz gutes Geschäft machen. Es ist nicht anzunehmen, daß man es anders anfangen werde, als jetzt in der Verwendung der Mittel des Schuldotationsgesetzes. Ja ich möchte allen Ernstes die Frage aufwerfen: Ist es gut gethan, den Gemeinden Steuererträge zuzuweisen? Diese Erträge werden verwirtschaftet, und sowie eine größere Ausgabe kommt, erhebt sich das alte Geschrei von unerträglichen Lasten.

Ist jetzt der geeignete Zeitpunkt, den Gemeinden ein so großes Vertrauen zu gewähren, wie es das Gesetz thut? Die Zustände in den Gemeinden sind nichts weniger als erfreulich. Die alten tüchtigen Schulzen werden fortgeärgert oder nicht wiedergewählt, und die Verwaltung geht in die Hände unzuverlässiger Leute über. Der Fortschritt der Sozialdemokratie auf dem Lande ist deutlich zu spüren, man kann sich ein Bild davon machen, wenn man erfährt, wie viel sozialdemokratische Blätter in einem Dorfe gelesen werden. Nun setzt zwar das Gesetz die neue Gemeindeordnung voraus. Diese wird unzweifelhaft günstig wirken und der ärgsten Mißwirtschaft ein Ende machen. Aber wenn auch die Gemeindeverfassung geändert wird, die Gemeindeglieder bleiben dieselben, und der Geist, aus dem Beschlüsse gefaßt oder nicht gefaßt werden, bleibt derselbe. Wäre es nicht besser, erst den Grund der neuen Gemeindeordnung zu legen und zuzusehen, wie er sich macht, und dann erst das Volksschulgesetz darauf zu bauen?

An dem Volksschulgesetze, von dem wir hier nur eine Seite beleuchtet haben, wird viel zu ändern sein, ehe es, wie der Reichskanzler hoffte, zum Wohlbefinden der Beteiligten beitragen kann. Für unverbesserlich halten wir das Gesetz nicht, aber freilich auch nicht für verbesserlich durch ein paar leichte Abstriche oder Zusätze. Daß die bürgerliche Gemeinde die Trägerin der Schule wird, dürfte kaum zu vermeiden sein, aber es muß das Recht der Kirche und der konfessionellen Minderheit geschont werden. Man würde auch besser gethan haben, zu warten, bis die Gemeinden von ungesundem Bau, die nicht geschlossenen Gemeinden, die Gemeindekonglomerate durch lebensfähige Bildungen ersetzt worden sind. Man würde dann den ganzen schwerfälligen Apparat der Schulverbände nicht nötig gehabt haben. Es darf nicht alles über einen Kamm geschoren werden. Es muß ein Unterschied in der Organisation städtischer und ländlicher Schulvorstände gemacht werden. Die Einrichtungen müssen so getroffen werden, daß sie den wirklichen Verhältnissen auf den Leib passen. Man muß mit den gegebenen Personen, Schulzen, Pastoren, Lehrern, Bauern rechnen. Vor allen Dingen muß der Lehrer dem Geiz und der Willkür der ländlichen Gemeinden gegenüber sicher gestellt werden. Die Kommission wird durch ihre Beratung zur Klärung dieser Fragen beitragen; ob sie freilich geeignet ist, das Gesetz selbst umzubauen, ist fraglich. Der Gegensatz der Parteien, das Feilschen und Verhandeln, die drängende Zeit sind einer sachlichen Behandlung und reiflichen Erwägung nicht günstig; schließlich entscheidet in wichtigen Fragen der Zufall. Wir müssen es also für das beste halten, daß das Gesetz diesmal noch nicht verabschiedet werde.





Wundts System der Philosophie

in großer und sicherlich nicht der am wenigsten maßgebende Teil des gebildeten und gelehrten Deutschlands hat es ohne Zweifel mit Dank begrüßt, als vorm Jahre ein umfassendes, abgeschlossenes und dabei an Umfang das Maß mittlerer Aufnahmefähigkeit nicht überschreitendes System der Philosophie von keinem geringern als Wilhelm Wundt angekündigt wurde.*) In einer Zeit recht eigentlich so zu nennender philosophischer Anarchie, wo die abenteuerlichsten, buntesten, in ihrer Tendenz entgegengesetztesten Weltanschauungen und Glaubenssätze die Menschheit und namentlich das spintisirende Deutschland erfüllen, aufregend und veruneinigend, der Spiegel und zugleich eine wesentliche Ursache des politischen und sozialen Zustandes — in solcher Zeit ist es bedeutsam und darum in hohem Grade dankenswert, wenn eine starke wissenschaftliche Autorität aus der in Gelehrtenkreisen üblich gewordenen Gleichgiltigkeit und Reserve gegenüber der eigentlich so zu nennenden Philosophie heraustritt und den Versuch zur Klärung und Verständigung macht.

Wundts Bedeutung als Forscher und Schriftsteller liegt gerade auf den Gebieten, von denen aus diese die Gleichgiltigkeit oft übersteigende Voreingenommenheit gegen die spekulative Wissenschaft und ihren Einfluß auf Denken und Leben am meisten Vorschub erhalten hat, auf denen der exakten Beobachtung der Natur, d. h. meist des sinnlich Greifbaren, und des Experiments, der „Frage an diese Natur“ als oberste, einzige Instanz. Von der Medizin und der Naturwissenschaft ausgehend, hat sich Wundt der Philosophie zugewandt, die Gleichheit der Richtung führte ihn zu dem nicht mehr naturphilosophisch symbolisirenden, sondern auf Erfahrungsgrundlage soweit als möglich haftenden, aber die naturwissenschaftlichen Ergebnisse philosophisch durchdringenden Fechner, dem systematischen Einführer des Experiments auf rein philosophischem Gebiete. Wundt ward Fechners erfolg- und einflußreicher Fortsetzer und Ergänzer, vor allem der akademische Vertreter und Befestiger seines wissenschaftlichen Grundgedankens, der Anwendung der experimentalen Forschung auf die Psychologie, der von ihm selbst so bezeichneten „Psychophysik.“ An der hauptsächlichen Stätte seines Wirkens, als Professor an der Leipziger Universität, ließ er der

*) System der Philosophie von Wilhelm Wundt. Leipzig, Engelmann, 1889.

neuen Forschungsweise seminaristische Pflege angedeihen und zog für sie eine lebhaft thätige Schule heran, die in einer philosophischen Zeitschrift, den von Wundt herausgegebenen „Studien,“ ihre Erträgnisse niederlegt.

Obwohl Wundt inzwischen in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit den ganzen Kreis der philosophischen Fragen durchwandert und außer den erkenntnistheoretischen Grundproblemen (über die physikalischen Axiome, die Mensch- und Tierseele) und einer Zusammenfassung der physiologischen Psychologie auch die „Logik,“ die „Ethik“ und in seinen „Essays“ die verschiedenartigsten Themen im einzelnen behandelt hat, ist er für das Publikum im weiteren Sinne doch der Psychophysiker, der naturwissenschaftliche Philosoph geblieben. Dies Publikum dürfte daher überrascht sein, in seinem den innersten Kern seines Wesens bloßlegenden, seine Wirksamkeit vertretenden „System“ einen ganz andern Charakter zu gewahren. Nicht daß die Naturforschung oder gar die Empirie als solche im Sinne etwa der Hegelschen Begriffsphilosophie mit Verachtung gestraft würden. Der philosophischen Behandlung der naturwissenschaftlichen Probleme im besondern ist ein Hauptabschnitt unter den sechs Abteilungen des Werkes — merkwürdigerweise unter dem verpönten Titel „Naturphilosophie“ — gewidmet. Die Erfahrung ist aber so sehr Wundts philosophischer Ausgangspunkt, daß er sie für die „Grundlage“ der Philosophie überhaupt, „als ihre allein zulässige Methode die schon in den Einzelwissenschaften überall angewandte Verbindung der Thatsachen nach dem Prinzip von Grund und Folge“ in Anspruch nimmt. Was jedoch dem Buche einen so sehr von dem gewöhnlich Erwarteten abweichenden Anstrich giebt, ist sein prinzipiell philosophischer metaphysischer Charakter, die streng objektive, historische Würdigung der philosophischen Individualitäten, die vorsichtig abwägende, allem Paradoxen und Tendenziösen feindliche Haltung in den spezifisch menschlichen, den ethischen, ästhetischen, religiösen Grundfragen. Es ist der Wundt der philosophischen Vorlesungen, der hier spricht, nicht der Fachlehrer und die wissenschaftliche „Spezialität,“ sondern der Lehrer der akademischen Jugend und der mit ihr seine philosophischen Kollegien ausnutzende Freund der Philosophie an der Stätte seiner akademischen Wirksamkeit. Wer ihn als solchen kennt, dem wird das Buch nur eine vertraut gewordene Persönlichkeit lebendig erneuern.

Das System zeigt vornehmlich eine didaktische Fassung, aber nicht im abschreckenden Sinne, weder doktrinär noch scholastisch. Es hält in diesem Betracht eine angenehme Mitte zwischen wissenschaftlichem Lehrbuch, rein litterarischem Erzeugnis — hierzu stempelt es die urbane Form und der unphilosophisch glatte, übersichtliche Stil vor den unzähligen philosophirenden Produkten weniger wissenschaftlichen Charakters, mit denen der Markt überschwemmt wird — und endlich zwischen philosophischem Bekenntnis. Lehrhaft ist jedoch in dem Werke seine Stellung gegenüber der durchschnittlichen wissenschaftlichen Weltanschauung und namentlich sein Verhältnis zu den Einzelwissenschaften und ihrer Methodik. Wenn



die Vorrede äußert, daß der Verfasser den radikalen Philosophieverneinern gegenüber die Zukunft der Philosophie stets in die Fühlung mit den Einzelwissenschaften gesetzt habe und ihre Berechtigung in die positiven Dienste, die sie ihnen leistet, so hat er sich in dieser Zukunft nicht getäuscht und liefert in seinem System eine stattliche vorläufige Bilanz dieser Dienstleistungen. In den Jahren, wo man von der Philosophie als „Begriffsdichtung“ aprioristischer Konstruktion u. s. w. mit dem Achselzucken sprach, das sich nicht der zu überwindende, sondern der überwundene Standpunkt gefallen lassen muß, ahnte man nicht, daß das naturwissenschaftliche Jahrhundert, die Geschlechter des matter of fact, die „unphilosophische Zeit,“ wie sie sich wohl mit schlecht angebrachtem Geusenstolz selbst gelegentlich nannte, an der Neige wieder an das Zeitalter der verhaßten „Ideologie“ anknüpfen würde, die im Grunde genommen doch auch manches Nützliche und Praktische hatte. Aber Not lehrt nicht bloß beten, sondern auch philosophiren.

Diese philosophische Not empfindet mit der Gesamtlage gegenwärtig auch die Gesamtwissenschaft oder vielmehr das Heer der sie ersetzenden (oder sie ersetzen wollenden) bis ins einzelnste zersplitterten Einzelwissenschaften. Ein derartiger philosophischer Katechismus, der das Ganze und die Einzelnen ins Gebet nimmt und im einzelnen ausführt, wo es fehlt, ist daher nach jeder Richtung hin ersprießlich, wenn er auch die Eigenschaft des Katechismus teilen sollte, leichter auswendig gelernt als beachtet und verstanden zu werden.

Nun meine man aber nicht, daß sich hier unter dem Aushängeschilde des Systems eigentlich eine Encyklopädie verberge! Auch nicht eine philosophische Encyklopädie im Sinne Hegels, als Kanon der Wissenschaften unter einer leitenden spekulativen Idee. Form und Organisation des Wundtschen Werkes halten sich streng an die Architektonik der „reinen Vernunft,“ wie sie Kant zuerst als theoretisches Bedürfnis des Erkenntnisvermögens an sich festgestellt und entworfen hat. Weder metaphysische Spekulation, die sich hoch über dem Boden der Erfahrung selbst vernichtet, noch empirisches Schematisiren und Klassifiziren, das sich selbst erzeugt und ohne methodische Grundlage halt- und ziellos im Ungewissen schwankt, sondern kritische Durchdringung des Einzelnen in der Gesamtheit der Erfahrung durch rationale Prinzipien soll hier zur Geltung gelangen. Das System macht sich daher in der Einleitung an eine kritische Bestimmung seines Zweckes im allgemeinen, seines Verhältnisses zur Religion, die sich ethisch und praktisch dieselbe Aufgabe stellt, wie die Philosophie scientifisch und theoretisch, des Verhältnisses zu den Einzelwissenschaften und — wie bereits hervorgehoben wurde, bei Wundt im engsten Anschluß daran — an die Bestimmung der Aufgabe der wissenschaftlichen Philosophie. Diese erscheint demnach als die „allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen hat.“

Nach einer Gliederung der Einzelwissenschaften nicht nach den äußerlichen „Fächern," sondern von theoretischem Gesichtspunkte wendet sich die Untersuchung zunächst dem wissenschaftlichen Instrument, dem Denken, zu. Im Denkprozesse selbst liegt schon die Erkenntnis, das Ziel der Wissenschaft vorgebildet, Zweifel am Denken macht jede Möglichkeit der Erkenntnis zu nichte. Und was ist Denken? Es ist subjektive Thätigkeit im allgemeinsten, es ist — genauer nach den Merkmalen bestimmt, die uns innere Erfahrung giebt — selbstbewußte Thätigkeit nach der Willensseite des Bewußtseins, beziehende Thätigkeit nach der Seite der Vorstellungen, die seinen Inhalt ausmachen. Die Formen des Denkens sind Urteile und Begriffe, die Grundformen der ersteren, erzählende und beschreibende Urteile, erzeugen in und durch sich die Klassen der letzteren: Gegenstands-, Zustands-, Eigenschaftsbegriffe. Die zweite Stufe des Urteils bringt nur noch Gegenstandsbegriffe, deren Verhältnisse sie auseinanderlegt. Dem Urteil, seinen Bildungen und Verbindungen gegenüber steht — negativ und positiv — Verneinung und Schluß, die Grundgesetze des Denkens (Identität und Widerspruch, Satz des Grundes) bestimmend.

Der zweite Abschnitt tritt nun an das Ziel des wissenschaftlichen Denkens, die Erkenntnis selbst, heran. Das Denken ist voraussetzungslos. „Ob die Vorstellungen Objekten entsprechen, und ob in den Gedankenverbindungen Wechselbeziehungen der Objekte sich wiederfinden, bleibt für das Denken außer Frage." Diese Frage nach der Realität solcher Objekte und objektiver Verbindungen ist Erkenntnisprozeß, die daraus gewonnene Überzeugung Erkenntnis. Allein der Denkprozeß ist wohl die Bedingung, aber keineswegs der ursprüngliche Schöpfer der Erkenntnis, der „in der zeitlichen Entwicklung unbedingt frühere" Akt. „So verbreitet diese Ansicht ist, so falsch ist sie." Denken und Erkennen sind ursprünglich eines, sie repräsentiren die Einheit des Denkens und Seins. Es giebt eine naive und eine reflektirende Stufe der Erkenntnis. Jene zeigt die erste naive Form der ungestörten Einheit von Denken und Erkennen, die „den Unterschied zwischen Vorstellung und Objekt noch nicht kennt." Alles Erkennen geht aber notwendig zur zweiten Stufe über, auf der man sich dieses Unterschiedes bewußt wird (reflektirende Erkenntnis), aber nun gewöhnlich den Fehler begeht, die Brücke zu der ersten Stufe ganz hinter sich abzubrechen. Daher der Riß zwischen Denken und Erkennen, Denken und Sein. An diesen ersten schließt sich unvermeidlich ein zweiter folgenschwerer Irrtum, der Zweifel an der gegenseitigen wirklichen Entsprechung von Vorstellung und Objekt, die Erdichtung eines von der Vorstellung völlig verschiedenen Dinges an sich, und die aus diesem Zweifel hervorgehende radikale Verneinung des Objekts, die Proklamirung der absoluten Subjektivität der Vorstellung durch den empirischen Idealismus (Berkeley, Fichte). Eine Rettung aus dieser Verwirrung giebt es nur, wenn man sich der Motive zu der vorgenommenen Scheidung von Vorstellung und Objekt stets bewußt bleibt. Diese Motive der Unterscheidung

des denkenden Subjekts von den Objekten werden nun auseinandergesetzt, und damit wird zu erweisen gesucht, daß jene Aufhebung der Wirklichkeit, die das Denken zu stande bringt, nirgends ursprünglich ist. Nicht objektive Realität zu schaffen — denn aus nichts wird nichts —, sondern objektive Realität zu bewahren, ist allein lösbare Aufgabe der Erkenntniswissenschaft, deren Ausgangspunkt und Stufen zunächst einer kurzen historischen Kritik unterworfen werden, und deren einzelne Felder: Wahrnehmungserkenntnis, Verstandeserkenntnis, Vernunfterkenntnis dann einer sorgfältigen, glücklich gegliederten und lebendig veranschaulichten Prüfung unterzogen werden.

Den Kreis der Wahrnehmungserkenntnis eröffnen Raum und Zeit als „formale Bestandteile" der Wahrnehmung (eine nicht unglückliche Versinnlichung dieser schwierigen Vorbedingungen der Wahrnehmungslehre), daran werden die allgemeinen Bedingungen der Entstehung formaler Begriffe (unabhängige Variation der materiellen und formalen Wahrnehmungsbestandteile und Konstanz der letztern) und die Entwicklung der Grundbegriffe der Mathematik, als der Wissenschaft der Größen, geknüpft. Merkwürdig ist hierbei die zutreffende Betrachtung, die gelegentlich der Zahl als desjenigen mathematischen Begriffes, der auf intensive Größe anwendbar ist, über die eigentliche Bedeutung der psychophysischen Methode (die sogenannte „psychische Elle") angestellt wird. Die Beziehungen zwischen Raum und Zeitform führen auf qualitative Veränderung und Bewegung, diese auf die Sonderung des ursprünglich ungetrennten Wahrnehmungsinhaltes in verschiedne zeitlich-räumliche Objekte, jene auf die Selbstunterscheidung des Subjekts von den Objekten. Daß durch die Wahrnehmungsformen eine objektive Erkenntnis (sei sie nun unmittelbar, anschaulich, oder mittelbar, begrifflich) gesichert sei, ist Ziel und Ergebnis dieser ganzen Ausführungen.

Das Gebiet der Verstandeserkenntnis hebt von der Scheidung innerer und äußerer Erfahrung an, mittels der Sonderung des Gefühls, von dem Vorstellungsanteil der Wahrnehmung. Die Denkgesetze, als Anschauungs- und Begriffsgesetze, vermitteln die Gliederung und Einteilung des Anschauungs- und Begriffsganzen, wirksam unterstützt durch die Vorteile der symbolischen Darstellungen der Begriffe in den Worten der Sprache, sowie in den Zahlensymbolen, den Größen- und Operationssymbolen der Mathematik. Die Unmittelbarkeit und infolge dessen die Unerläßlichkeit der Hypothesenbildung bei allen Gegenständen äußerer Erfahrung wird in einen notwendigen und charakteristischen Gegensatz gebracht gegen die Bedeutung der Hypothese im Gebiet innerer Erfahrung, wo sie sich höchstens auf die allgemeinen Voraussetzungen, nicht aber auf den uns im Innersten angehörigen thatsächlichen Inhalt erstrecken kann. Eine Probe darauf ist der vielfache Erfolg der physikalischen Hypothesen im Gegensatz zu dem der psychologischen. Einer bodenlosen Hypothesenbildung überhaupt zu steuern, werden auf der Grundlage der Denkgesetze die Grund-

sätze der äußern Berichtigung und innern Beschränkung der Hypothese erfordert und dazu die logische Bearbeitung des Dingbegriffes, der Zusammenhang der Erfahrungen unter dem Prinzip der widerspruchslosen Verknüpfung in Erinnerung gebracht. Hier aber, wo die Möglichkeit transcendenter Begriffsbildungen zum Bedürfnis wird, tritt die Ergänzung in Kraft, die der Verstandeserkenntnis durch die Vernunft, als dem Vermögen einer rein idealen Begriffsbildung, zuteil wird. Um schon im Ausdruck die Verschiedenheit dieser ergänzenden Gesichtspunkte von den hypothetischen Begriffsbildungen des Verstandes anzudeuten, empfiehlt sich die Beibehaltung der durch Kant neuerworbenen und geläuterten Bezeichnung „Ideen."

Die Untersuchung der Vernunfterkenntnis hat daher zunächst die Berechtigung der Vernunftideen zu prüfen, und sie erledigt denn auch diese Aufgabe auf der Grundlage der drei Kantischen Transcendentalprobleme (Frage nach der Totalität der Natur, der absoluten Einheit des denkenden Subjekts, der letzten Bedingung des Seins und Denkens). Sie hat aber auch ihre allgemeinen logischen Grundlagen nachzuweisen und thut dies zunächst an der Idee der Transcendenz, als des letzten Grundes für die Totalität alles Seins über die gegebenen Grenzen der Erfahrung hinaus. Den überzeugenden Beleg für die innere Notwendigkeit eines solchen idealen Fortschreitens im Denken liefert die Mathematik. Sie erschöpft bereits die beiden grundlegenden Arten dieses Fortschreitens: in rein quantitativer Hinsicht (Realtranscendenz) und in qualitativer Hinsicht (Imaginärtranscendenz), die man demnach als die allgemeinen Bedingungen der philosophischen Transcendenz überhaupt auffassen kann. Die drei oben genannten Probleme, das kosmologische, das psychologische und das ontologische, bauen sich auf einander auf und bereiten einander vor. Die Beziehung der transcendenten Ideen zu allen denkbaren metaphysischen Weltanschauungen wird dargethan.

Bevor aber die Erörterung der transscendenten Ideen im einzelnen möglich wird, ist die logische Entwicklung der Grundformen der Verstandesbegriffe, ihrer formalen Vorbedingung, notwendig, damit der rein formale Charakter dieser Ideen der Transcendenz deutlich in die Augen springe. Hier aber geht Wundt von Kants Kategorienlehre, die in ihrer Einseitigkeit die letzten Beziehungen nicht erschöpft, auf die verwendbaren Begriffsklassen des Aristoteles zurück. Es handelt sich im wesentlichen um die Erzielung der allgemeinsten Erfahrungsbegriffe. Eine Auseinandersetzung dieser wichtigen Frage, die ohne Zweifel auf einen schwachen Punkt in dem Kantischen System zurückführt, ist hier nicht am Platze. Wir begnügen uns damit sie angeführt zu haben und verzeichnen das Schema der von Wundt unterschiedenen Kategorien: Reine Formbegriffe sind 1. Mannichfaltigkeit, 2. Zahl, 3. Funktion; reine Wirklichkeitsbegriffe 1. Substanz, 2. Kausalität, 3. Zweck. In den hierangeknüpften Erörterungen kommen bereits die wichtigsten Fragen der gegenwärtigen Natur

und Geisteswissenschaft in ihren innersten Beziehungen zur Sprache: die Kraftbegriffe der reinen Physik, der Kontinuitätsbegriff der Mathematik und ihr System der Funktionen, Materie, namentlich eine sehr geistreiche Zergliederung der Descendenztheorie nach ihren sich widerstreitenden Voraussetzungen und eine systematische Erörterung der Frage nach den Gesetzen geistiger Entwicklung. Hieran knüpft der vierte Abschnitt die letzten Voraussetzungen über Natur, Seele, Gott. Die Idee des Unendlichen in Raum und Zeit, der Einzelseele, des geistigen Gesamtbegriffes (intellectus infinitus, Weltgeist, Weltseele, Weltwille), der individuellen und der universellen Einheitsidee werden hier mit strenger Sachlichkeit und gerechter historischer Würdigung der philosophischen Standpunkte, doch nicht ohne Wärme und edle ideale Begeisterung der allgemeinsten Fassungskraft nahegebracht. Dieser Abschnitt wendet sich namentlich an die gebildete Gesamtheit in ihrer weitesten Beziehung ohne gelehrte Ansprüche, ohne Rücksicht des Bekenntnisses und der Partei. Hier wandelt sich die unsterbliche Seele in den Grund immerwährender Thätigkeit, die geistige Einheitsidee in das sittliche Ideal der Menschheit um, das „an sich kein absolut, sondern nur ein relativ unendliches ist, weil es vermöge der Naturbedingungen menschlichen Wirkens stets in gewisse Grenzen gebannt bleibt.“ „Hiernach besteht die Gottesidee in der Forderung eines Grundes, zu dem als letzte Folge aller menschlichen Entwicklung vorausgesetzten Menschheitsideal und in der Erweiterung der bloß relativen Unendlichkeit jener Folge in dieser ihrer Rückbeziehung auf den Grund zu einer absoluten Unendlichkeit. In diesem Sinne behält der Ausspruch Kants seine Geltung, der einzig mögliche Beweis für das Dasein Gottes sei der moralische. Nur ist der Ausdruck Beweis hier nicht zulässig.“ Denn die Vernunftideen sind überhaupt nicht beweisbar, wenn sie sich nicht selbst beweisen.

Auf diesem soliden Untergrunde errichtet nun Wundt in den beiden letzten größten Abschnitten sein System der Natur- und Geistesphilosophie, das sich bescheiden auf „Hauptpunkte“ und „Grundzüge“ zu beschränken vorgiebt. Es kommt hierbei alles zu gediegener Erörterung und möglichster Klärung, was ohne völliges Eingehen auf Litteratur und jeweiliges Material der Einzelfragen beansprucht werden kann. Das Problem der Materie, des physikalischen Substanzbegriffes, die Lehre von quantitativen Verhältnissen der Elemente oder beharrlichen Grundqualitäten, der Gegensatz zwischen Kontinuitätshypothese und Atomistik, ihre Formen — als Theorie geometrischer Atome (absolut starrer oder absolut elastischer Körper) und dynamischer Atome (Kraftpunkte) — und ihre Schwierigkeiten, dieser Kreis von Fragen bildet den ersten Hauptpunkt der Naturphilosophie. Daran schließt sich eine ausgeführte Prinzipienlehre der Mechanik mit dem Gesetze der Erhaltung der Kraft als Abschluß, sowie eine ins Einzelne der Naturwissenschaft sich erstreckende Erörterung der gegenwärtig im Meinungsstreit so auf die Spitze getriebenen kosmologischen und biologischen

Probleme, Stabilität oder Entwicklung, Teleologie oder Hylozoismus, organische Variabilität, Differenzirung, Vererbung. Allein das Ziel der naturwissenschaftlichen Auffassung des Lebens, die Mechanisirung des Lebensvorganges (als Selbstregulirung im entwickelten Organismus) ist so wenig das letzte Wort der Wissenschaft, daß es erst den Ausgangspunkt bildet für die philosophische Erfassung des Geistes, als des Lebensprinzips. Denn jeder durch Übung mechanisirte Lebensvorgang ist ursprünglich willkürlicher Akt gewesen und ruft schließlich die Frage nach seinem psychologischen Urgrunde hervor. Die Natur erscheint so als Vorstufe des Geistes, sie ist in ihrem eignen Sein Selbstentwicklung des Geistes. So findet das Problem des Geistes seine logisch gerechtfertigte, metaphysische Lösung. Ein kurzer, aber konzentrirter Abriß der Psychologie führt unmittelbar zur Anwendung ihrer Ergebnisse auf die praktischen Probleme der geistigen Welt, die sozialen, historischen, religiösen, ästhetischen. Diese Reihenfolge hält Wundt ein. Die ästhetische Anschauung scheint ihm als lebendige Vermittlung zwischen theoretischem Erkennen und praktischem Handeln eine abschließende Stellung in der Philosophie des Geistes einzunehmen. Die Überzeugung von dem objektiven Werte aller geistigen Lebensinhalte, die Überzeugung, daß jeder dieser Lebensinhalte einen in ihm selbst begründeten, nur nach seiner eignen Bedeutung zu schätzenden Wert, eine nie endende, unvergänglich fortwirkende Bedeutung habe, diese Überzeugung ist zugleich die Quelle des sittlichen Urteils und der letzte Ursprung der religiösen Ideen. „Aber während die philosophische Form der sittlichen und religiösen Ideen diese Überzeugung erst auf dem Wege mannichfacher Gedankenvermittlungen gewinnt, enthüllt die ästhetische Betrachtung dieselbe mit der unwiderstehlichen Gewalt lebendiger Anschauung."

Wir haben unter Verzicht auf kritische Hervorhebung einzelner Punkte und prinzipielle Erörterungen hiermit den Inhalt des Werkes bei aller Kürze möglichst ausreichend und getreu, soweit es anging, unter Beibehaltung von des Verfassers eignem Ausdruck dargestellt. Jeder Leser, der zur Philosophie und zur Methodenlehre in einem nähern Verhältnisse steht, wird hoffentlich daraus entnehmen können, was er hier findet. Aber auch die Fernerstehenden, die Praktiker auf allen Gebieten, die Spezialisten, Empiriker aus Neigung, Bequemlichkeit oder Scheu vor aller Philosophie, selbst der weiter ausschauende Politiker, der gebildete Künstler mag auf das Werk als Handbuch in allen Prinzipienfragen, die ihnen zu schaffen machen können, hiermit ein- für allemal verwiesen sein. Wir wüßten gegenwärtig und wohl noch für geraume Zeit kein Buch, das das Wissen und den Stand der Erkenntnis zur Zeit so umfassend und so klar zum Ausdruck brächte, und das man wohl von jedem der Standpunkte aus, an denen die Zeit so reich ist, mit so gutem Gewissen empfehlen könnte. Wer freilich Sensation, Aufregung, Pikanterie und Paradoxie mit Verzicht auf wirkliches Wissen und vorurteil-

freies Denken auch in den letzten Fragen liebt, die seine geistige Verfassung bestimmen sollen, der mag sich an die Flut pessimistischer, optimistischer, evolutionistischer, spiritistischer, hypnotistischer, in Buddha, Mahomet oder der vierten Dimension geweihter Traktate und Suren halten, deren Schwall im Zeitalter Schopenhauers zu einem grenzenlosen tosenden Meere angewachsen ist.



Rembrandt, Breughel, Dürer als Erzieher



Darf man über ein Buch, das in Jahresfrist ein viertelhundert Auflagen erlebt hat, erst jetzt, jetzt noch sprechen? Der „Erfolg" ist fast ohne Beispiel: könnte man nur auch erfahren, wie viele von den Tausenden, die Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen gekauft haben müssen, es wirklich gelesen haben! Denn das Lesen dieses Buches ist ein schweres Stück Arbeit, und das mag die Verspätung dieses Berichtes entschuldigen. An gutem Willen hat es mir nicht gefehlt. Während der Zimmerhaft nach einer Krankheit kam es mir als Neuigkeit, warm aus dem Ofen zu und wurde dankbar willkommen geheißen; es begleitete mich in den südlichen Frühling und wurde im Sommer nicht vergessen. Aber immer wieder ermüdete ich nach mutigem Anlaufe. Das Sprunghafte, das fortwährende Abschweifen vom Hundertsten zum Tausendsten oder, wie ein andres Sprichwort sagt, vom Nachtwächter zum römischen Kaiser, die Unmasse kühner Behauptungen, die zu beweisen der Verfasser nicht nötig findet: das allein würde hinreichen, den Leser zu verstimmen. Nimmt man sich jedoch die Mühe, darüber nachzudenken, was der Verfasser mit einzelnen Sätzen und mit dem ganzen Buch eigentlich sagen wolle, so reißt vollends die stärkste Geduld. Vielleicht ist mir das Ganze zu hoch oder zu tief, genug, ich habe es vielfach nicht verstanden.

Versuche ich, einen Gedankengang aus den Gedankensprüngen und — Nichtgedanken zu entwickeln, so erhalte ich etwa folgendes. Unsre Zeit ist nicht gesund, Rückkehr zur Natur und zur Wahrheit soll sie heilen. „Überkultur ist thatsächlich noch roher als Unkultur" (S. 3). „Religion, Philosophie, Politik, Poesie, bildende Kunst führen schließlich auf eine gemeinsame Quelle zurück: Echtheit der Gesinnung, Treue gegen sich selbst, Wahrheitsliebe. Hier liegt das Zentrum der Menschennatur." Diese Sätze werden keinen Wider-

spruch erfahren. Die Wissenschaft kann uns dabei nicht helfen. „Schlichter Volkscharakter, reich nüancirt und vielseitig vertieft und zum Ausgangspunkte aller Bildung gemacht, würde dem heutigen deutschen Geistesleben einen vornehmen Stempel aufdrücken; aus ihm würde eine Saat von — Persönlichkeiten hervorgehen; und nur solche können gebildet sein . . . Der Begriff und die Bethätigung echter Vornehmheit fehlt dem heutigen Deutschen durchgängig: . . . und alle Wissenschaft, ob deutsch oder nicht, ist schon ihrem eignen innern Wesen nach unvornehm. Der Gelehrte, selbst wenn er tüchtig ist, ist als solcher stets ein geistiger Parvenü, der echte Künstler ist es niemals; zum Gelehrten kann man sich machen, zum Künstler muß man geboren sein. Poeta nascitur. Darum steht auch der Künstler dem Herzen des Volkes weit näher als der Gelehrte; darum vermag er erzieherisch auf das Volk einzuwirken weit mehr als der Gelehrte" (S. 65). „Alle großen Künstler loben den Individualismus — durch ihre Werke" (S. 219). „Es wäre daher zu wünschen, daß die Herrschaft der Mittelmäßigkeiten in Deutschland aufhöre; daß dieselben(!) sich dem wahrhaft Großen wieder unterordnen mögen, daß sie bescheiden werden, daß sie sich erziehen lassen . . . Alle Nullen der Welt sind, was ihren Gehalt und Wert anlangt, gleich einer einzigen Null, hat Leonardo erklärt; dies gilt selbstverständlich auch von den vielen Nullen im heutigen Deutschland! Würde ihnen der große Einer des Individualismus vorgesetzt, so würde sich das geistige Nationalvermögen der Deutschen überraschend vermehren. Er kann ihnen nur vorgesetzt werden dadurch, daß einzelne geistige Individualitäten — sei es aus der Vergangenheit oder Gegenwart, sei es Rembrandt oder ein andrer — wieder führend an die Spitze treten" (S. 218). „Rittertum und Minnesänger waren in Süddeutschland zu Hause; die Reformation und die deutsche Schriftsprache stammen aus Mitteldeutschland; das Zeitalter der Kunst und vorzüglich der bildenden Kunst wird wahrscheinlich in Norddeutschland erblühen. Der Schwerpunkt des deutschen geistigen Lebens bewegt sich offenbar von Süden nach Norden; Rembrandt als künstlerisches Vorbild genommen, ist nur eine Etappe auf diesem Wege . . . Die Kostümmalerei, die nachgeahmte Renaissance und das Kunstgewerbe von heute sind uns im wesentlichen aus dem deutschen Kunstsüden mit seinem Zentralpunkt München zugekommen; diese mehr Moden als Richtungen des deutschen öffentlichen Lebens stellen ein letztes Aufflackern der bisherigen geistigen Hegemonie des Südens gegenüber der künftigen des Nordens dar" (S. 201). „Die blinkende Spitze des preußischen Helmes wird immer innerhalb des deutschen politischen Lebens der leitende Richt- und Augenpunkt bleiben; aber es ist zu wünschen, daß in das geistige deutsche Leben etwas von den Schimmer des nationalen Goldhelmes falle, den die holländischen Mädchen tragen" (S. 197).

Lassen wir uns nicht verblüffen durch das Geflimmer dieser irrlichterirenden Sentenzen, sondern übersetzen wir sie in schlichtes Deutsch, so erhalten wir:

die geistige Führung muß die Kunst übernehmen, und zwar die Kunst Norddeutschlands, weil der deutsche Süden abgewirtschaftet hat.

Ja, die Welt ist rund! Zu Anfang unsers Jahrhunderts hatten Max von Klinger (in seinen „Betrachtungen und Gedanken über verschiedne Gegenstände der Welt und Litteratur," beiläufig bemerkt: ein Titel, wie geschaffen für unsern „Rembrandt") und E. M. Arndt (im „Geist der Zeit") die Ansicht ausgesprochen, der Deutsche, nämlich der Bewohner desjenigen Teiles von Deutschland, der weder unmittelbar noch mittelbar französisch geworden war, könne kein Kunstvolk mehr sein, sondern bloß ein Denkervolk; das Leben der Dichterwelt blühe am Rhein nur, „nicht an der nackten Elbe und kahlen Oder." Dagegen lehnte sich F. L. Jahn (im „Volkstum," Ausgabe von 1810, Seite 240) auf, indem er anführte, daß „Friedrich II., Lessing, Kant, die beiden Forster, Garve, Engel, Herder, Voß, Humboldt und Fichte auf dem rechten Elbufer geboren seien, und Winckelmann und Klopstock dicht an der linken Seite." Nun wird der Spieß umgekehrt. Wenn aber zur Zeit der ärgsten Zerrissenheit Deutschlands solche Grillen verständlich sind, nach der Gründung des deutschen Reiches, als deren Hauptsegen neben der Sicherheit nach außen wir die Zusammenfassung der Kräfte und Gaben der deutschen Stämme ansehen müssen, ist der Versuch einer derartigen Scheidung, Unterscheidung und Abschätzung nichts als thörichte Spielerei.

Und worin offenbart sich die „Wahrscheinlichkeit" der künftigen Kunstblüte in Norddeutschland? Antwort: Der preußische Staat hat die politische und militärische Führung in Deutschland, Bismarck und Moltke sind Niederdeutsche, Rembrandt gehörte dem niederdeutschen Stamme an. Es ist zu vermuten, daß den Verfasser zu dieser erstaunlichen Logik seine Heimatsliebe verführt hat. Er wendet einmal den unmöglichen Superlativ „einzelnst" an; der ist mir neu, aber ein naher Verwandter, „einzigst," ist in Niedersachsen zu Hause und von den deutschredenden Skandinaviern aufgenommen worden. Macht doch der Verfasser sogar den spanischen Juden Spinoza zu einem Niedersachsen, weil er in Amsterdam gegrübelt und Gläser geschliffen hat; weiß er doch sogar zarte Beziehungen zwischen den Kopfbedeckungen der preußischen Soldaten und der holländischen Waffelbäckerinnen zu schaffen. Wie wärs denn mit den Goldhauben der Linzerinnen? Allein ich vergesse, daß der deutsche Süden im Rittertum, im Minnegesang und im modernen Kunstgewerbe seine Kraft erschöpft hat! Es verlohnt sich nicht der Mühe, solches Geistreicheln ernsthaft zu nehmen, wozu auch das Gerede von der Vornehmheit des Künstlers und dem Parvenütum des Gelehrten gehört.

Wohl aber ist weiter zu fragen, wie sich das Kunstzeitalter ankündigt, das nach Seite 2 dem deutschen Volke „zunächst bevorsteht"? Damit, daß sich „das Interesse an der Wissenschaft und insbesondre an der früher so populären Naturwissenschaft vermindert," ist wahrlich nichts bewiesen, und

etwas andres weiß uns der Verfasser nicht zu sagen. Wir haben in diesem Jahrhundert Zeiten gehabt, in denen man sich fast nur für Belletristik, oder für Philosophie, oder für Politik, oder für Naturwissenschaften interessirte: haben wir darum ein Recht, von einem Zeitalter der Belletristik, der Philosophie u. s. w. zu sprechen? So hat jetzt die Strömung die Richtung auf die Kunst genommen. Aber der Besuch von Ausstellungen und ästhetischen Vorlesungen, die Salongespräche und das „Freveln in Öl" vonseiten aller höhern Töchter machen kein Kunstzeitalter. Für ein solches fehlen alle Bedingungen. Wir haben andre Sorgen. Wer will behaupten, daß unsre Perserkriege zu Ende seien? So traurig es ist, wir müssen die schwere Rüstung tragen, die allein uns die Unabhängigkeit gewährleistet. Und zudem heischen kirchenpolitische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Probleme der schwierigsten Art ihre Lösung, droht ein allgemeiner Ansturm gegen die sittliche Weltordnung. Das soll eine Zeit sein für neues Erblühen der Kunst, wie es nur erlebt worden ist, wenn Staaten nach harter politischer und kriegerischer Arbeit sich fester Staatseinrichtungen, achtunggebietender Macht, unangefochtenen Besitzes, der Einigkeit im Glauben und im Staatsgedanken, mit einem Worte ruhigen Gedeihens erfreuten? Versuche doch der Verfasser, seine Lehre den Wohlhabenden, denen um ihr Eigentum bangt, und den Massen, die das Eigentum abschaffen möchten, zu predigen! Freilich scheint er schon in dem wüsten Treiben der sogenannten Naturalisten etwas wie Morgenluft zu wittern.

Noch mancher Span wäre aufzuheben. Das Buch steckt voll von unmittelbaren Widersprüchen. Zu dem dreisten Absprechen bilden Schnitzer einen auffallenden Gegensatz. Der komische Irrtum, Harmensz., die in Holland gebräuchliche Abkürzung für Harmenszoon, für den Familiennamen seines Helden zu nehmen, hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, und auf gleicher Linie steht die Entdeckung, daß Friedrich Nicolai, „seinem Namen nach zu schließen, von friesischer Abkunft gewesen sei; denn diese Art von patronymen Namensbildungen ist, soweit das von Deutschen bewohnte Deutschland in Betracht kommt, ganz allein in Friesland üblich." Darnach müßten denn nicht nur der Dichter Nicolay aus Straßburg und der einst vielgenannte Verfasser des Buches „Italien wie es wirklich ist," Gustav Nikolai, ebenfalls Friesen sein, sondern auch die Düsseldorfer Jakobi, die Meißner Künstlerfamilie Matthäi, der Philolog Ernesti aus dem Erfurtischen, der Franziskaner Johannes Pauli (Schimpf und Ernst) aus Rheinhessen und der Historiker Pauli aus Berlin, die vielen Zachariae, Andreae, Michaelis, Petri, Georgi, Christiani, Stephani und andre Träger eines Namens, der aus dem Genetiv des lateinischen oder latinisirten Vornamen eines Vorfahren entstanden ist. Lauter Friesen, denn diese Namensbildung ist „ganz allein in Friesland üblich." Das ist ein kleiner Zug, aber er ist charakteristisch. Das „Grüngelb" in den Bildern Rembrandts erinnert den Verfasser einmal an Galle und Melancholie und dann wieder an

eine — Auster, die man gern schlürft. Für das ungeordnete Denken ließen sich zahllose Beispiele anführen; im Grunde genügt es schon, das Inhaltsverzeichnis durchzusehen: „Lebenslust, Vornehmheit, Abtönung, Zola, Bildungsaristokratismus, Venedig, Rembrandt als Philosoph" — das ist der Inhalt von siebzehn Seiten!

Übrigens kann auf eine Gegenschrift verwiesen werden. Daß ein so anspruchsvoll auftretendes Buch solche hervorrufen werde, war vorauszusehen. Zwei sind mir bekannt geworden. Höllenbreughel als Erzieher ist natürlich in satirischer Absicht geschrieben, aber der Verfasser ist kein guter Satiriker. Er kopirt den Verfasser des „Rembrandt" zu viel, dehnt den auf wenigen Seiten abzumachenden Scherz zu weit aus und wird damit langweiliger (man wäre versucht, den alten Studentenspaß „langstielig und langbeinig" anzuwenden) als sein Vorbild, das doch immer die Originalität voraus hat.

Eine erstere Arbeit ist Billige Weisheit. Antidoton gegen Rembrandt als Erzieher. Von Nautilus (mit Dürers Selbstbildnis von 1493). Nicht jedes Wort darin möchte ich unterschreiben. Nautilus hat sich in einen ehrlichen Zorn hineingelesen und übersieht in dieser Stimmung des Angegriffenen gute Seiten, die zu berühren ich mir für diesen Anlaß aufgespart habe. Der „Deutsche" hat nicht bloß „Geist, was man so nennt"; man kann ihm eigne und gute Gedanken nicht gänzlich absprechen, wenn er sie auch meist in gesucht dunkler oder gezierter Einkleidung oder zusammenhanglos vorbringt; seine Angriffe auf das Professorentum im allgemeinen und einzelne berühmte Vertreter desselben sind sehr übertrieben, aber Wahrheit enthalten sie doch, ebenso einzelne Bemerkungen über Presse, Judentum, „Gebildete" u. a. m. Wenn Nautilus bestreitet, daß der Nadelwald melancholisch stimme, und eine solche Wirkung nur dem entblätterten oder herbstlich gefärbten Laubwalde zuschreibt, so streitet er über etwas, worüber sich nicht streiten läßt, weil es von der Individualität jedes Einzelnen abhängt. Doch dringend zu empfehlen ist diese scharfe, den stets zu Seitensprüngen geneigten Verfasser unerbittlich bei seinen Worten festhaltende Kritik den Lesern des „Rembrandt," denen kritische Anlage und Zucht mangelt. Wer einmal bis zur Abführung der Behauptung, der Ungeschliffenste sei besonders bildungsfähig (nicht bildungsbedürftig!), und zur Auflösung des Rätsels vom Adagio in Rembrandts Bildern vorgedrungen ist, wird die kleine Schrift nicht aus der Hand legen, ohne sie zu Ende gelesen zu haben.

Und nun lege ich mir die Frage vor: Worauf gründet sich der große „äußere Erfolg" (wie die Theaterkritiker zu sagen pflegen)? Den Verfasser muß er förmlich erschreckt haben. Denn über den Beifall der großen Menge denkt er ja wie wir andern auch, nur drückt er seine Meinung mit nicht alltäglicher Deutlichkeit aus. Oder erkennt er in dem großen Absatze seines Buches etwa ein Zeichen, daß das Publikum anfange, „zur Natur zurückzu-

kehren"? Vielleicht finden wir den Schlüssel, wenn wir uns erinnern, daß Personen, die sonst der Wahrheit wenig zugänglich waren, die in Grobheit oder in derben Spaß gehüllte ruhig hinnahmen. Hofnarren und Kanzelredner haben dies Mittel oft genug benutzt. Die Hofnarren des Volkes stehen jetzt auf der Bühne; einen Abraham a Santa Clara auf der Kanzel würden sich die Gebildeten von heute nicht gefallen lassen, aber in Büchern und Zeitschriften darf er sein Wesen treiben, vorausgesetzt, daß er „geistreich" ist. Die Bücher von Max Nordau haben ja auch ein großes Publikum; mit ihm soll sonst der „Deutsche" nicht auf eine Linie gestellt werden.



Der Cottaische Musenalmanach für 1891



Wenn der Cottaische „Musenalmanach" genau ein Jahrhundert nach seinem ersten Hervortreten seine Wiederauferstehung hätte feiern wollen, so hätte er bis zum Jahre 1897 und bis zur Säkularfeier der Schiller-Goethischen „Xenien" warten müssen. Denn der erste Schillersche „Musenalmanach," in dem „Die Macht des Gesanges" und „Die Ideale" zum erstenmal gedruckt wurden, war bei dem Hofbuchhändler Michaelis in Neustrelitz erschienen, der zweite, der Xenienalmanach, war thatsächlich der erste, der bei dem schwäbischen Buchhändlerfürsten herauskam. Aber wenn einmal die Neubelebung gewagt sein sollte, so war es besser ein paar Jahre früher zu beginnen und dem Vergleich des erneuerten Cottaischen Musenalmanachs mit dem Schiller-Goethischen auszuweichen. Ein Jahrfünft lang braucht sich der neue Musenalmanach nur mit den von Herrn Professor G. A. Bürger in Göttingen und Herrn Rektor J. H. Voß in Eutin herausgegebenen „Musenalmanachen" zu messen, und wenn der treffliche Herausgeber Herr Otto Braun in München auch schwerlich voraussetzen wird, daß bis zum Jahre 1896 und 1897 neue Schiller und Goethe, ja auch nur neue August Wilhelm Schlegel und Hölderlin erwachsen werden, so darf er doch allenfalls hoffen, daß ihm, sofern sich nur ein teilnehmendes Publikum um die alte Fahne sammelt, gute Kräfte, die sie hochhalten und lustig flattern lassen, nicht fehlen werden. Einstweilen ist, wie gesagt, nur der Vergleich mit den poetischen Sammelwerken von Bürger und Voß herausgefordert, und das ist nicht allzu kühn. Denn Bürger wie Voß hatten 1791 ihre beste

Zeit hinter sich und füllten die Seiten mit Kosegarten und Tiedge, mit Baggesen und Bouterweck, mit Sophie Albrecht und Friederike Brun und kehrten allerhand aus dem Nachlaß von Hagedorn und Hölty zusammen. Keine Frage, daß die bessern unsrer heutigen Dichter sich neben der größern Zahl der Mitarbeiter der beiden beliebtesten Musenalmanache aus den ersten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehen lassen können, ja zu guter Stunde eine recht stattliche Figur diesen gegenüber machen werden. Ob das ausreichen wird, die verloren gegangene Lust an der Lyrik und ihren Blüten in weitern Kreisen wieder zu wecken, wissen wir nicht, zu wünschen wäre es immerhin, und wenn Herr Braun nicht auf die unabweisbaren Beiträge der „Berühmten" beschränkt bleibt und Geduld und Muße genug hat aus je einem fünfzig Gedichte umfassenden Hefte der Unberühmten die ein oder zwei wertvollen herauszupflücken und dem Kranze des Musenalmanachs einzuverleiben, so würden sich die gemischten Empfindungen, mit denen man den ersten neuen „Musenalmanach" begrüßt, in unbedingte Befriedigung verwandeln. Denn daß der Herausgeber guten Geschmack und feines Formgefühl und ein lebhaftes und unerschütterliches Interesse an der deutschen Dichtung der Gegenwart hat, wissen wir schon jetzt, und wir wünschen, daß er glücklicher sein möge, als schließlich selbst Schiller bei seiner Redaktion war, als er seufzend eingestand, daß er den meisten Beiträgen mit Zittern und Zagen entgegensehe, der, wenn er mächtig große Gedichte empfing, sich sagen mußte, daß sie ihm halb so groß noch einmal so lieb wären, und der Einsendungen erhielt, von denen Goethe meinte: „Die jungen Herren lernen Verse machen, so wie man Tüten macht; wenn sie uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichten"! Vor der Hand ists ja eben noch nicht so weit, und wenn der Herausgeber des neuen „Musenalmanachs" nicht so viel wahrhaft Wertvolles und Bleibendes erhalten hat, als er sich wohl wünschte, so darf er sich mit den Schicksalen seines großen klassischen Vorgängers trösten.

In einem Punkte ist der wiedererstandene „Musenalmanach" seinen klassisch gewordenen Ahnen und ihren unmittelbaren Nachfahren überlegen. Er zeichnet sich durch eine reizende Ausstattung aus, die man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wohl auch erstrebte, aber nicht erreichen konnte. Welche Not hat seinerzeit der arme Schiller um Satz und Druck, um Schreibpapier und Postpapier, um Deckel und Kupferstiche dazu, um Fütterung der Umschläge und richtige Herstellung der verschiedenartigen äußern Hüllen seines Almanachs gehabt. Dem Herrn Herausgeber des erneuerten „Musenalmanachs" wird es in diesem Betracht besser ergangen sein. Der prächtige klare Druck, das schöne Papier, der zierliche Einband und die sechs Kunstbeilagen von W. Kray, von Chr. Kröner, G. von Hößlin, F. A. von Kaulbach, R. Geiger und H. Lossow sind sicher mit weniger Mühe zusammengebracht und schöner vervielfältigt worden, als die einzige schauerliche Terpsichore auf dem Titel des Xenienalmanachs,

von der Schiller seufzend an Körner berichtete: „Die Terpsichore ist sehr miserabel ausgefallen."

Doch das sind Äußerlichkeiten, und die glänzendste Ausstattung kann den Mangel an innerm Gehalt höchstens für ganz urteilslose Leser verdecken. Daß der neue Musenalmanach keine poetischen Offenbarungen bringen kann und wird, wie sie der Xenien- oder der Balladenalmanach brachten, braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden. Daraus aber folgt nicht, daß eine Sammlung guter Gedichte von den besten poetischen Talenten der Gegenwart kein Lebensrecht hätte. Und da der Herausgeber den Anschauungen und der Besonderheit der Gegenwart insofern gerecht zu werden sucht, daß er auch die Prosadichtung, die kleinere Novelle in den Rahmen des neuen „Musenalmanachs" hereinzieht, so läßt sich vielleicht erwarten, daß das neue Unternehmen ein Sammelpunkt für eine Reihe künstlerisch feiner Dichtungen dieser Art werde, von denen ja die letzten Jahrzehnte in der That eine Reihe von Meisterschöpfungen aufzuweisen hatten. Für diesmal freilich sind die Poeten in gebundner Rede den dichtenden Prosaisten noch bedeutend überlegen. Die kleine Erzählung „Der Probirstein" von Georg Ebers ist eine Alltagsgeschichte ohne poetischen Gehalt und Anhauch, „Lieb läßt sich nicht lumpen" von P. K. Rosegger gehört wenigstens nicht zu den besten Einfällen des steiermärkischen Erzählers, „Die Wassertropfen" von Richard Weitbrecht sind von einer tiefern Empfindung durchhaucht, aber mehr ein Gedicht in Streckversen, eine lyrische Phantasie als eine Novelle. Die Beiträge in gebundner Rede hat der Herausgeber in „Poetische Erzählungen und Balladen," „Gedichte verschiednen Inhalts," „Lyrische Dichtungen," „Fabeln, Sprüche und Epigramme" abgeteilt. Da die Namen Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, Marie Ebner-Eschenbach, J. G. Fischer, Arthur Fitger, Jul. Grosse, Wilh. Hertz, Wilh. Jensen, Hermann Lingg, Conr. Ferd. Meyer, Albert Möser, Adolf Pichler, Otto Roquette, Ferdinand von Saar, Adolf Stern, Adolf Wilbrandt, Ernst Ziel und gar manche von den tüchtigsten jüngern vertreten sind (wir heben Ferd. Avenarius, Hans Hoffmann, Isolde Kurz, Max Kalbeck, Eduard Paulus hervor), so ist eine ganz stattliche Schar vereinigt, und nur wenige von den anerkannten Poeten der Gegenwart lassen sich vermissen. Aber doch fehlen z. B. Paul Heyse, Theodor Fontane und verschiedne andre, die den vereinzelten Musenalmanachen des letzten Menschenalters, der „Argo" und dem „Münchner Dichterbuche" vorzügliche und bleibende Beiträge gegeben haben. Auch haben die guten Dichter nicht immer ihr Bestes geliefert, wenn sie sich auch fast ausnahmslos einer erbaulichen Kürze befleißigt haben. Von den einzelnen Beiträgen seien hervorgehoben: „Ein Teufel auf Urlaub" von Otto Roquette, ein Abenteuer, das sich wie der erste Gesang eines größern humoristischen Gedichts ausnimmt, die schöne Ballade „Konradins Knappe" von C. F. Meyer, „Kaiser Max" von Albert Möser, die höchst anmutige, lebensvolle „Liebeserklärung" von Marie Ebner-Eschenbach, die „Frühlings-

fahrt" von Wilbrandt und die tief empfundnen Lieder von Wilhelm Hertz — ohne damit andern guten, ja bessern Gedichten zu nahe treten zu wollen, die sich uns vielleicht zu andrer Stunde tiefer in den Sinn prägen als beim ersten pflichtmäßigen Durchblättern des „Musenalmanachs." Wenn solche Sammlung Sinn haben und ihre Fortsetzung mit Recht finden soll, so muß sie Leser finden, die wieder und wieder zu ihr zurückkehren.

Und das ists, was als letzte Frage übrig bleibt, und worauf wir gern eine fröhliche Antwort geben möchten. Die alten Musenalmanache, selbst wo sie dem Gehalt nach bedeutend hinter diesem erneuten von 1891 zurückstehen (von den Cottaischen der Jahre 1797 bis 1800 dürfen wir insoweit nicht reden, als diese unter Gestirnen standen, die nicht aller hundert Jahre scheinen), bedeuteten für geistige Kultur und litterarischen Genuß ihrer Zeit unendlich mehr, als auch der beste Musenalmanach von heute bedeuten kann. Mit welcher teilnehmenden Ungeduld wurden sie erwartet, mit welcher lauten Wonne im geselligen Kreise genossen, mit welchem Ernst kritisirt und mit ihren Nebenbuhlern oder Vorläufern verglichen! Allerdings der berühmte Göttinger Professor Georg Ludwig Böhmer sagte auch im vorigen Jahrhundert zu Bürger: „Nicht wahr, Sie haben ein Calendarium musarum edirt? Meine Tochter sagte mir, es sei sehr niedlich, denn ich selber lese dergleichen Lappalien nicht." Aber der Herr Professor stand damals vereinzelt unter den Männern, heute dürfte beinahe nur noch von den Töchtern, nur noch von Leserinnen und kaum von Lesern eines Musenalmanachs die Rede sein. Zwar regen sich hie und da kleine Keime wiedererwachender Empfänglichkeit für poetische Erzeugnisse im engern Sinne des Wortes. Und ein Wunder wäre es am Ende nicht, wenn feinere und phantasievollere Naturen, der nackten Brutalität und des stillosen Schwulstes einer gewissen Roman- und Novellenprosa müde, für Gedichte wieder eine Regung empfänden, die sie vor der Hand selbst Schwäche nennen werden. Wenn das nicht eine Täuschung ist, so wollen wir im Interesse besserer Tage von Herzen wünschen, daß der neubegonnene Cottaische „Musenalmanach" fortbestehen und in noch ganz andrer Weise als in diesem ersten Jahrgang seiner Erneuerung ein Anziehungspunkt für die besten poetischen Kräfte und für viele noch im Schoße der Zeiten schlummernde Talente werden möge. Die Dichter allein thuns freilich nicht, aber das Publikum allein auch nicht, vielleicht finden sich beide zu guter Stunde am Ende des Jahrhunderts wieder einmal zusammen.

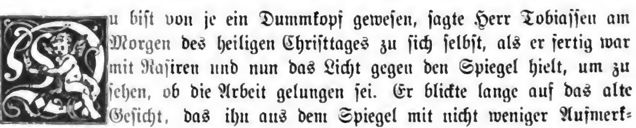




Herrn Tobiassens Weihnachtsabend

Von Ernst Ahlgren

Übersetzt von Therese Lord



Du bist von je ein Dummkopf gewesen, sagte Herr Tobiassen am Morgen des heiligen Christtages zu sich selbst, als er fertig war mit Rasiren und nun das Licht gegen den Spiegel hielt, um zu sehen, ob die Arbeit gelungen sei. Er blickte lange auf das alte Gesicht, das ihn aus dem Spiegel mit nicht weniger Aufmerksamkeit betrachtete.

Ja, Herr Tobiassen war ein ungewöhnlicher alter Dummkopf, das wußte er. Aber er konnte nicht recht begreifen, warum ers war. Von Kindesbeinen an hatte er sich Mühe gegeben, so klug und verständig zu sein wie alle andern, aber es war ihm nicht geglückt. Und deshalb betrachtete er nun so genau sein Gesicht, als ob er dort eine Antwort auf die Fragen finden könnte, die er sich selbst stellte. Das Gesicht sah aber aus, als könnte es einem ganz gescheiten alten Herrn angehören. Daher glaubte auch jedermann, daß er anders sei, als er in Wirklichkeit war. Und das war gut.

Ein lustiges Gesicht war es. Es konnte lang und es konnte kurz werden. Es hatte weiche, bewegliche Züge, ganz wie aus Kautschuk. Der Mund war zusammengedrückt, als ob man ihn durchnäht hätte, um dem Kinn einen Halt zu geben. Die Nase war klumpig und groß, sie beherrschte das Ganze mit komischer Majestät. Über dem bloßen Scheitel lag das Haar sorgfältig in dünnen Streifen, um die Kahlheit zu verbergen, aber von Ohr zu Ohr wuchs es in kurzgeschnittener stahlgrauer Fülle ringsum im Nacken.

Aus diesem Gummigesicht lugten ein paar helle Augen, beschattet von gardinenähnlichen Augenlidern mit vielen Falten. Durch einen boshaften kleinen Zug um den Mundwinkel, im Verein mit einem Zusammenkneipen der Augenlider konnte sich das Antlitz in eine Inkarnation altersschlauer Verschmitztheit verwandeln. Das wußte Herr Tobiassen, und er wußte, daß dies

sein Glück war, denn darin lag sein einziger Schutz, wenn die Dummheit hindurchleuchten wollte.

Aha, ja! sagte er und sah auf das sanftmütige alte Gesicht mit den vielen Furchen, Runzeln und Rändern.

Dieses „Aha, ja" war für ihn eine Art Gesellschafter. Es vermochte auf alles zu antworten und alles auszusagen. Ganze Tage konnten vergehen, ohne daß er einen andern Umgang hatte, als dieses Wort. Aber es genügte, denn eigentlich bestand er aus zwei Personen. Das war eben das, was ihn ärgerte.

Er war die lange Strecke von Lund nach Stockholm gezogen, nur um sich einer dieser beiden zu entledigen. Und nun war er auf alles vorbereitet. Daher kam es auch, daß er sein Gesicht in die Höhe zog, sodaß der Mund zu einem einzigen Strich und das Kinn bis zur Nase gelüftet wurde. Von den Augen war fast keine Spur zu sehen: die Gardinen waren herabgelassen; und Herr Tobiassen rieb sich den Nacken, wenn überhaupt noch ein Platz zum Reiben dawar. Ja, aus zwei Personen bestand er. Die eine war ein alter Narr, der nicht unterlassen konnte, die ganze Welt lieb zu haben, die andre ein eingefleischter Skeptiker, der über diese Sentimentalität hohnlachte.

Wenn nur irgendwo jemand, der der Hilfe bedurfte, Herrn Tobiassen begegnete, so war der Narr da und pochte darauf, daß er in Bereitschaft sei: und wenn Herr Tobiassen antwortete, daß jeder sich nach seinen Mitteln richten müsse, so bekam er seinen Plagegeist zu fühlen. Denn dieser ließ ihn nicht frei. Er konnte den armen Mann Nächte hindurch wach erhalten, er tutete in seine Ohren, daß er ein alter verstockter Sünder sei, ja er verbitterte ihm jeden Bissen und brachte es dahin, daß er schließlich meinte, er sei gestohlen.

War dann Herr Tobiassen so zermartert, daß er nicht mehr konnte, so that er dem Narren seinen Willen. Aber nun kam der Skeptiker an die Reihe. Und war es Herrn Tobiassen früher schon heiß geworden, so wurde es nun noch schlimmer. Denn der Skeptiker war viel geriebener als der Narr, und er verstand das Ganze so grundlächerlich zu machen, daß Herr Tobiassen sich die Augen aus dem Kopfe hätte schämen mögen. Er verfolgte den armen Mann mit seinem Hohn, er marterte ihn mit Selbstvorwürfen, er zeigte ihm mit mathematischer Genauigkeit, wie ein gewisses kleines Kapital durch die Tasche der Mildthätigkeit hindurchlaufen werde, ohne einem gewissen alten Herrn etwas andres zurückzulassen, als das Bewußtsein, daß er wie ein Narr gewirtschaftet habe. Das Schlußtableau bestand dann immer aus Herrn Tobiassen selbst: einem alten Armenhäusler in magischer Beleuchtung.

Mit letzterm konnte der Skeptiker Herrn Tobiassen verrückt machen; in seiner Verbitterung schalt der alte Herr den Narren, ballte ihm die Faust sozusagen vor der Nase und sagte, er sei keine Prise Tabak wert.

Aber nichts von alledem half. Sie fuhren fort, sich um ihn zu reißen, diese beiden, und er hätte gern alles hingegeben, was er besaß, nur um Ruhe zu bekommen. Er trug sich immer mit dem heimlichen Gefühl, daß er das, was er dem einen gab, dem andern wegnehme, und daran war der Narr schuld. Deshalb beschloß er mit diesem zu brechen; er wollte ihm ganz einfach davonreisen und Rettung bei dem Skeptiker suchen.

Dieser sehr weise Beschluß wurde mit einer Überstürzung ins Werk gesetzt, als gälte es sich vor einem Erdbeben zu retten. Er verkaufte sein Haus, versteigerte seine Wirtschaft und kaufte sich eine Leibrente. In Lund konnte er nicht bleiben, denn jeder mittellose Student war eine „Schlinge" — ja überhaupt jeder Student, der sich „zufällig" in Verlegenheit befand. Und die Straßen wimmelten von solchen.

Nach Stockholm kam er an einem rauhen Dezembermorgen, während die Stadt dalag und schlief. Es war ihm ein Genuß, daß alles so fremd, so kalt aussah. Hier hoffte er Ruhe zu haben. Seine Bücher und seine Musik sollten seine Welt werden; dem Studentengesang gab er den Laufpaß, hier hatte er die große Oper.

Und nun war es Herrn Tobiassen auf der Jagd nach Wohnung geglückt, ein paar möblirte Zimmer zu finden, die allen andern, die er besehen hatte, ganz unähnlich waren. Er hatte nur den Wunsch ausgesprochen, im Wohnzimmer eine Chaiselongue zu haben, und eine Chaiselongue wurde angeschafft.

Die Wirtin war eine freundliche Frau, schrecklich besorgt, daß Herr Tobiassen unzufrieden sein und ausziehen könnte. In seiner jetzigen Gemütsstimmung that ihm diese Unterwürfigkeit gut, denn sie bewirkte, daß er sich als ein hartherziger alter Mann fühlte, der sich um nichts andres, als um seine eigne Bequemlichkeit kümmerte. Er versäumte nun keine Gelegenheit, sich als solcher zu zeigen. Dem alten Leben mußte ein Ende gemacht werden — schlechterdings!

Er fürchtete sich förmlich davor, Interesse für seine Wirtsleute zu bekommen. Aber jetzt, während er dastand und sein frisch rasirtes Gesicht betrachtete, jetzt lag die Geschichte dieser Menschen so klar vor seinem Geiste, wie ein aufgeschlagenes Buch. Sie war ihm kund geworden, Brocken um Brocken, ohne daß sie selbst es ahnten. Er hatte alles aus aufgeschnappten Worten der Frau, des Mädchens, der Kinder herausbekommen, ja selbst aus den Möbeln, die er betrachtete. Denn gegen seinen Willen war Herr Tobiassen ein sehr geweckter und sehr neugieriger alter Herr.

Er wußte, daß die zwei ein gemütliches kleines Heim gehabt, das sie sich selbst geschaffen hatten, sie als Näherin, er als Handlungsdiener. Nachdem sie sich verheiratet und ein Geschäft begonnen hatten, war ihnen alles geglückt, bis eine Krisis kam und der Mann auf Bürgschaftsverbindlichkeiten alles verlor, was sie zusammengespart hatten. Nun galt es, von neuem anzufangen,

nachdem der Konkurs ausgebrochen war. Ihre besten Zimmer hatten sie aufgegeben, um sich ein Einkommen zu verschaffen, und alles, was sie noch an Möbeln besaßen, war verwendet worden, um die Räume so anlockend als möglich zu machen. Es gab so viele Zimmer zu vermieten, und es war schwer, Abmieter zu bekommen; aber sie hatten ihr Bestes gethan. Eltern und Kinder mußten sich in die Schlafstube einpferchen. Herr Tobiassen hatte einmal gelegentlich einen Blick hineingethan: so gut wie leere Wände, ein verblichener Stuhl, ein wackliger Tisch, armselige Betten und für den Rest ergreifende nackte Dürftigkeit. Das einzige, was sie zu retten gesucht hatten — die Chaiselongue des Mannes —, darnach hatte er seine Tatze ausgestreckt, nur deshalb, weil er Geld hatte und sie keins. Lag hierin Gerechtigkeit? Und da ging er hin — der alte Faulenzer, der er war! — und prangte im Überfluß, während andre als Sklaven für sich und ihre Kinder es sich abdarben mußten. War er nicht ein Kuckuck in dem Nest eines andern Vogels, ein unverschämter alter Kuckuck? War er nicht ein Usurpator und Blutsauger?

Er hatte den Glasschrank der Hausfrau und den Schreibtisch des Hausherrn, und ihr bester Sofateppich lag unter seinen Füßen zum täglichen Gebrauch. Und mußte der Mann sich nicht wie ein Dieb auf den Vorsaal schleichen, um sein eignes Klavier zu hören, wenn Herr Tobiassen es der Mühe wert hielt, darauf zu spielen? Und konnten sich wohl die armen Kleinen einmal froh herumtummeln, ohne sofort zur Ruhe gewiesen zu werden mit den Worten: Der alte Herr könnte böse werden?

Ein Dienstmädchen hatten sie, das — schon sie ganz allein — Herrn Tobiassen graue Haare hätte machen können, wenn er diese nicht schon gehabt hätte. Erstens sann er vergeblich darüber nach, in welcher Spelunke sie untergebracht war, denn über ihrem ganzen Aussehen lag etwas, als hätte sie nie die Sonne über sich scheinen sehen. Zweitens waren ihre Kleider so dünn und elend, daß es Herrn Tobiassen schon bei ihrem Anblick fror. Und dann sah sie immer erschrocken aus, besonders vor ihm selbst, immer ging sie mit vorgebeugtem Kopf, als ob sie nach dem ersten besten Rattenloch suchte, um hineinzukriechen. Er bemerkte, daß sie nie bei ihm eintreten durfte, ohne besondre Toilette gemacht zu haben, die darin bestand, daß sie ihr widerspenstiges Haar mit Wasser kämmte und eine ausgewaschene Schürze vorband, dünn und gestärkt, wie ein Stück Papier. An Markttagen — die Frau buk kleine Brote zum Verkauf — konnte er das arme Mädchen über die Straßen eilen sehen in einem noch traurigeren Anzuge als gewöhnlich. Besonders hatte er sich gemerkt, daß ein dreieckiges Loch in den einen Oberärmel des dünnen Baumwollenanzuges gerissen war, sodaß die bloße Haut hindurchschien. Wenn es ein wirklich kalter Tag war — und solche gab es genug in diesem Winter —, so konnte dieser Riß förmlich vor Herrn Tobiassen herumspuken. Er sah ihn, wo er ging und stand, er konnte an nichts andres denken, als wie die Kälte

in diesen nackten Arm zwicken mußte, wie sie längs des Körpers hinkriechen mußte, unter den dünnen Kleidern die Haut gefrieren machen, wie sie sich in jede Pore schleichen mußte, sich schleichen durch Mark und Bein, sich schleichen bis hinab ans Herz — diese bittere Kälte, die selbst durch seinen dicken Winterrock drang. Es war, um wahnsinnig zu werden, zu fühlen, wie sie fror, und niemand schien dies weiter zu bemerken als er! Alle konnten es mit ansehen, nur er — nur er nicht!

War das nicht zum närrisch werden? Was ging es ihn an, daß sie fror? Er hatte es sich hundertmal vorgesagt, und doch kam er sich wie ein verworfnes Wesen vor, bloß weil er wagte, Geld zu besitzen, während die Not an seiner Thür vorüberging. Welche Qual mußte im Reichtum liegen, wenn man sie schon bei einer armseligen Leibrente so lebhaft fühlen konnte!

Er hatte seinen Abend so angenehm feiern wollen, allein, mit einer Flasche Johannisberger und seiner Musik. Er hatte neue Noten mit nach Hause gebracht, einen ganzen Arm voll, um sich hindurchzuwürgen. Und nun mußte das dazwischen kommen und seine Freude stören. Es war der Narr — nur der verwünschte Narr —, der die Schuld daran trug. Er hatte zu Herrn Tobiassen gesagt: Geh aus, gleichviel wohin, du kannst vorgeben, du wärest eingeladen, lauf durch die Straßen, geh in eine Restauration und iß einen Bissen. Was schadet dir das? Und dann kannst du ihnen die Wohnung überlassen, Spielsachen für die Kinder kaufen, Zeug zu einem Kleide für das Mädchen kaufen und etwas für die Frau. Du kannst dich außerhalb des Hauses aufhalten, sodaß es wieder ist, als hätten sie ihr kleines Heim für sich allein, und als ob alles wie früher wäre und kein Eindringling zu finden. Das könntest du thun.

In dieser Weise war es fortgegangen, bis Herr Tobiassen mit seinem „Aha, ja“ begann; er sagte es ärgerlich, denn er fühlte schon in den Gliedern, daß, wie sehr er auch dagegen ankämpfte, doch der Narr ihn schließlich gefangen nehmen würde. Aha, ja, ich werde alles hingeben müssen, aha, ja . . . Er war so erbittert, daß es in ihm kochte. Und was würde das Ende vom Liede sein? Man würde merken, daß er ein Dummkopf sei. Man würde alles annehmen; im Anfang mit überraschten Mienen, dankbar lächelnd; dann würde es nach und nach zu einer angenehmen Gewohnheit werden, zu einem gleichgiltigen Sichgefallenlassen; schließlich würde es zu wachsenden Forderungen kommen. Und dann war man glücklich unter dem Pantoffel, dem Pantoffel der Wirtin. In Lund hatte ihn die Haushälterin geschwungen. Der Skeptiker verzog das Gesicht, als hätte er Wermut getrunken.

Nein! Was ging es ihn an, wie ihr Weihnachtsabend verlaufen würde? Konnte er allen Menschen helfen?

Er wollte sich seine Dummheiten aus dem Sinn schlagen. Er wollte ausgehen und zu Mittag essen. Was war denn so ein Weihnachtsabend? War es etwas, womit er zu thun hatte? Heiliger Abend? Nur für Kinder!

Er wollte ihn von oben herab behandeln. Er war ihm entwachsen. Er war ein alter Skeptiker.

Frisch rasirt und fein ging er aus. Rasirt war er nun einmal; das konnte nichts helfen.

Auf der Straße begegnete er Kindern und Greisen mit papiernen Armleuchtern. Er begegnete Herren mit Paketen, Packträgern mit Paketen, jungen Damen mit Paketen. Lieber Himmel, die Leute waren ja rein wie toll! Alle schienen sie Eile zu haben, alle sahen so wichtig, so erwartungsvoll aus. Er kam sich so überflüssig vor oder wie ein Unbefugter, und er ging schnell, damit man glauben sollte, daß ihn jemand erwarte. Schließlich um davon los zu kommen, auf der Straße zu gehen und eine Komödie zu spielen, die niemand zu beachten der Mühe wert hielt, fiel er in einen naheliegenden Bierkeller ein. Er war ja ein einfacher Mann, nur mit einer Leibrente und ohne Illusionen, er konnte recht gut in einem Bierkeller essen.

Einsam setzte er sich an einen Tisch, und während er auf die Suppe wartete, verfiel er ins Grübeln. Jung war er einmal gewesen. Und es hatte auch noch jemand gegeben, der gleichfalls jung gewesen war und rote Backen gehabt hatte, eine rundliche kleine Figur mit niedlichen Füßen in hohen Hackenschuhen. Seine Mutter hatte kein Wort des Einwandes geäußert, aber er hatte sich in ihre Gefühle versetzt, mit ihr empfunden, wie es ihr sein müßte, von dem zurückgesetzt zu werden, den man mehr liebt als das Leben, hinausgestoßen zu werden in andre Räume, die Wirtschaft aus den Händen geben zu müssen, nachdem man sie dreißig Jahre lang sein eigen genannt hat. Jeder freundliche Blick auf die roten Backen war ein Diebstahl an der Mutter: das war ein Zwiespalt nicht zum Ertragen. Deshalb hatte er sich zurückgezogen, um nachzudenken, ehe er einen entscheidenden Schritt thäte, und während er nachdachte, hatten sich die roten Backen mit einem Kohlenhändler verheiratet, in der festen Überzeugung, daß Peter Tobiassen eine hinterlistige Mannsperson sei, die gewissenlos ihr Spiel mit treuen Mädchenherzen treibe, und von nun an hegten sie einen Groll gegen sein ganzes Geschlecht — den Kohlenhändler inbegriffen. Und so kam es, daß Herr Tobiassen, um seine Untreue gut zu machen, zum alten Junggesellen geworden war.

Nun saß er einsam im Bierkeller und aß Suppe. Aha, ja.

Wie war es an frühern Weihnachtsabenden gewesen? Er hatte Studenten bei sich gehabt, drei Mann, die keine Heimat hatten, wohin sie hätten reisen können. Sie waren so vergnügt gewesen, hatten Geschichten erzählt, Zigarren geraucht und Lieder gesungen bis über Mitternacht hinaus. Als sie merkten, er wünsche, daß sie gehen sollten, da wurden sie mißlaunig und dachten, da hätte er sie gar nicht einzuladen brauchen, obgleich sie zu artig waren, zu sagen, was sie dachten, und als sie gegangen waren, brummte die Haushälterin wie eine Biene, weil sie so lange geblieben waren.

Hier lachte der Skeptiker überlegen. Das kam davon, wenn man sich um andre kümmerte! Nein, man soll nur sich selbst leben. Nur einem kann man es zu Dank machen, mag dieser eine also man selbst sein!

Herr Tobiassen kam sich geistreich vor. Das war ja ein Aphorismus, den er fertig gebracht hatte — ein wirklicher Aphorismus —, und fast mit cynischem Appetit verzehrte er das Rindfleisch, das nach der Suppe kam. Als er bei den Katharinenpflaumen angelangt war, war er zufrieden mit sich selbst, ohne den geringsten Vorbehalt.

Aber es war dumpfig da unten, und es that gut, wieder auf die Straße zu kommen.

Auf der Erde lag Schnee. Die Lampen brannten, Schlitten klingelten hin und her, selbst dieser Klang hatte etwas von frischer Luft und Kälte.

Er vergrub die Hände in die Taschen des Überrockes und fing an zu gehen. Wie war doch alles hier so anders als in Lund! Es war so groß und schön, allein durch diese fremde Stadt zu gehen. Das gefiel ihm, und er sog die Luft in tiefen Zügen ein, die die Brust erweiterten.

Aber es ist merkwürdig mit dem heiligen Abend! Die Luft ist eine andre, das Licht hat einen andern Schein, und die Erinnerungen kommen gezogen, sorgenvolle Stimmungen, kindliche Gedanken und eine wunderliche Sehnsucht nach — Glück!

Aha, ja, war er nun wieder dabei angelangt! Nein, der Weihnachtsabend war eine dumme Einrichtung. Was hinderte ihn daran, ihn zu ignoriren? ihm geradezu Trotz zu bieten?

Er drehte sich hastig um und ging nach dem Stureplatz. Er wollte einen Spaziergang durch Königsgarten machen. Was ging es ihn an, daß andre Eile hatten, oder daß andre dorthin gingen, wo sie erwartet wurden?

Er spazierte langsam das Trottoir entlang, vorüber an den erleuchteten Schaufenstern. Auf dem Stureplatz war es halbdunkel. Welch eine Menge Tannenbäume! Sie zogen gleichsam das Dunkel an sich, behielten es zwischen sich. Sie standen auf Holzfüßen, sie lagen zur Erde, große Tannen, kleine Tannen, Tannen für die Armen, Tannen für die Reichen. Ein würziger Geruch von Nadeln und frischgeschnittenem Wachholder kam einem bei jedem Atemzug entgegen; Weihnachten lag in der Luft.

Seine Wirtsleute, meinte er, würden keinen Baum haben, dazu fehlte ihnen das Geld. Sie hatten versucht, dies den Kindern begreiflich zu machen, aber diese hatten es nicht fassen können. Sie sollten ja den ganzen Tag hübsch still und artig sein, warum sollten sie keine Tanne haben? Er hatte das am Morgen gehört durch die dünne Bretterwand, als er beim Ankleiden war.

Welch ein Riese von einem Tannenbaum, dunkel, voll und stark!

Was kostet er? fragte er — nur aus Neugierde, denn er war ein neugieriger alter Herr.

Fünfzig Öre.

Sein Erstaunen war grenzenlos. War das ein Preis?

Ich kann ihn ebenso gut zu diesem Preise verkaufen, als ihn wieder heimschleppen, sagte der Verkäufer.

Aber das war ja nicht glaublich, einen solchen Baum für fünfzig Öre zu verkaufen. Das war ja Barbarei, das war ja verrückt. Hielt man hier oben so mit dem Walde haus? Der Mann wartete ruhig und sah erwartungsvoll aus; er hielt die Mütze in der Hand, ob wohl aus dem Handel etwas werden würde.

Heute war ein schlechtes Geschäft. So schlimm ist es noch kein Jahr gegangen, deshalb verkaufe ich zu jedem Preise.

Der Mann hatte hier mit seinen Tannen vom frühen Morgen ab gestanden, er war den langen Weg nach der Stadt gekommen, während es noch finster war, lange bevor der Tag zu grauen begann. Und nun verkaufte er einen solchen Baum für fünfzig Öre!

Herr Tobiassen sah aus, als ob er sich besänne. Der Mann mit den erwartungsvollen Augen stand da und betrachtete ihn, bemüht, seine Gedanken zu erraten.

War es nun möglich, zu sagen, daß er nur aus Neugierde gefragt habe, und dann seines Weges zu gehen? sehen zu müssen, wie diese höflich abwartende Miene in Betrübnis und Groll überging?

Es ist ein Spottpreis, sagte der Mann.

Tragen Sie ihn nach Hause, hier ist meine Karte.

Ich bekomme noch fünfundzwanzig Öre fürs Tragen. Herr Tobiassen gab ihm seine fünfundsiebzig Öre und ging weiter.

Dort an der Ecke lag ein Blumenladen, klein und unansehnlich, aber mit so schönen Blumen! Herr Tobiassen konnte nie unterlassen hineinzusehen, er war ein Blumenfreund. Da drinnen stand ein junger Mann und sah zu, wie der Gärtner frische Blumen in einen Korb ordnete, weiße, rote, vielfarbige, und unter den Blumen lagen Früchte — Äpfel, Birnen und große grüne Trauben. Der junge Mann lachte, er lachte so glückselig, und sein Winterrock war doch so abgetragen, seine Hände so rot von der Kälte. Aber was dachte er daran! Es war Weihnachtsabend.

Herr Tobiassen kehrte rechts um. Das war nicht zum Aushalten. Er haßte den jungen Mann, der so froh war, er haßte den Gärtner, der so beschäftigt aussah. Was ging es sie an, daß es heute heiliger Abend war? Hatten sie nötig, sich deshalb zum Narren zu machen? Trauben und Blumen — Aha, ja.

Es trieb ihn wieder heimwärts. Er wollte nach Hause gehen und Zeitungen lesen und thun, als ob gar nichts loswäre. Nichts? Fehlgeschossen! Man erwartete doch eine Weihnachtsgabe von ihm, jetzt wo er in der Stadt gewesen war.

Er wußte ganz genau, wie es kommen würde. Das Mädchen würde seinen Thee hereinbringen und ihn mit einem scheuen, frohen Blick ansehen: Nun giebt er mir sein Geschenk. Und er würde thun, als wüßte er nichts; dann würde die frohe Miene davonziehen, wie ein verschwindender Lichtschein, sie würde den Kopf sinken lassen, als hinge er an einem Draht und fiele herab durch seine eigne Schwere. Und ihre Augen würden sich mit Thränen füllen. Er wußte das recht gut. Es waren offene, hellblaue Glasaugen. Die Thränen würden sich darüber legen, wie Wasser über eine Glasscheibe, den Blick unruhig machen, sie würden an den Augenlidern hängen, bereit überzufließen. Sie würde alles thun, um sie zu verbergen; abgewandt würde sie aus der Stube gehen und lautlos die Thür hinter sich schließen. Aber er würde es doch gesehen haben und er würde den Blick sehen und immer wieder sehen, er würde gepeinigt werden, er würde Qualen erleiden.

Und nun spukte es wieder, das schlottrige alte Baumwollenkleid mit dem Riß am Arme, wo die Kälte in die nackte Haut biß.

Hatte er denn mehr übrig, als was er selbst zum Leben bedurfte? Was waren das für Ansprüche? Auf was sollte er verzichten? Nein, mit dieser Weichherzigkeit mußte gebrochen werden!

Während er so mit seinem eignen Ich grollte, kam er in die Hausflur und stolperte hinauf.

Das Mädchen öffnete ihm.

Eben war ein Mann hier mit einer Tanne, sagte sie zögernd, er sagte, daß sie hier abgegeben werden sollte.

Jawohl, ich will eine Tanne haben, antwortete Herr Tobiassen kurz.

Er trat ein. Da stand der Baum und erfüllte die ganze Stube mit Weihnachtsduft.

Und dann war auch ein Herr da, er hat seine Karte hinterlassen, er meinte, er würde in einer Stunde wiederkommen, berichtete sie weiter, indem sie in der halboffenen Thüre stand.

So so.

Sie schloß die Thür wieder. Herr Tobiassen ging nach dem Schreibtisch und sah auf die Karte. Richtig, Ludwig war vor ein paar Jahren nach Stockholm gezogen, daran hatte er bis zu diesem Augenblicke gar nicht gedacht!

Die Karte war von einem der vielen Söhne seines Bruders, von ihm, den er unter allen am liebsten gehabt hatte. Herr Tobiassen betrachtete noch den wohlbekannten Namen, als es auch schon draußen klingelte.

Die Stimme des Mädchens wurde hörbar: Ja, der Herr ist zu Hause. Und nun öffnete sich die Thür.

Herr Tobiassen schauderte im Vorgefühl neuer Konflikte.

Was ist das für eine neue Mode, so ganz inkognito nach Stockholm zu

kommen? rief der Eintretende aus, indem er dem Alten entgegenging, ich glaube, Onkel, du kennst mich gar nicht wieder; es ist mancher Sturm vorübergesaust, seit wir uns das letztemal gesehen haben.

Er war ein untersetzter Mann mit einem gelbgrauen Knebelbart und einem paar lachender Schlitzaugen.

Ja gewiß, gewiß, sagte Herr Tobiassen, der um alles in der Welt nicht gerührt aussehen wollte, und er schüttelte seinem Gaste kräftig die Hand.

Es ist eine ganze Geschichte, nur wie es mir möglich geworden ist, dich zu finden, Onkel, sagte der Neffe. Du hast im Hotel gewohnt, das sah ich in den Zeitungen; im übrigen mußte ich wie ein Geheimpolizist zu Wege gehen. Einfangen mußte ich dich. Diese Schlauheit, mir nicht einmal Nachricht zu geben!

Ganz und gar der alte Ton! Herrn Tobiassen wurde es warm ums Herz vom bloßen Hören.

Daß ich verheiratet bin, weißt du, Onkel, und wie, das sollst du selber sehen.

Allerdings konnte man sehen, wie; es lag ein förmlicher Glanz um ihn.

Herr Tobiassen fühlte sich ein wenig verlegen, so gings ihm immer vor Neuvermählten.

Und wenn man glücklich ist, hat man immer einen solchen Drang sich mitzuteilen, fuhr der Neffe fort, und du kannst doch nicht so ganz allein am Weihnachtsabend sitzen, Onkel. Bei uns ist es klein und einfach, aber es giebt häusliches Wohlbefinden und Kinderfreude. Du kommst heute Abend zu uns, Onkel. Ich gehe nicht weg, bis du mitkommst. Das wird ein Auffrischen alter Erinnerungen werden: ich habe ja zwei Weihnachtsabende bei dir gefeiert, Onkel. Was das für eine Herrlichkeit war, aus einer Studentenbude hinab in Onkels kleines Heim zu kommen! Entschließ dich nur schnell, Onkel. Du mußt meine kleinen Bälger sehen, ich habe schon zwei Stück. Mein kleiner Haustyrann hat mich kommandirt, noch ein paar Einkäufe zu machen, da kannst du ja mitgehen, ich muß dir doch den Weg zeigen. Es ist sonst schwer ihn als Fremder zu finden.

Herr Tobiassen war noch unschlüssig. Es war ihm, als lauerte ihm in dem Hause des Neffen eine verborgene Gefahr auf. Aber anderenteils konnte er auch nicht nein sagen zu den Augen, die sich so freundlich auf ihn richteten und eine Antwort erwarteten.

Gut, ich gehe mit.

Welch ein Jubel, dachte er, würde hier im Hause erklingen, wenn er ginge! Er würde ihnen den Tannenbaum überlassen, er würde den ganzen Abend wegbleiben, er. Der Narr würde ihm keine Zeit lassen, es zu bereuen, es sollte gehen, wie der Wind.

Ich komme sofort, sagte Herr Tobiassen, indem er schon einen Arm im

Überzieher hatte und sich quälte in den andern Ärmel hineinzukommen, während er mit eiligen Schritten durch den Vorsaal nach dem Wohnraum der Familie ging. Nachdem er sich durch ein hörbares Pochen angemeldet hatte, öffnete er die Thür.

Nur die Kinder waren drinnen. Das größte von ihnen, ein kleines Mädchen, saß auf einer Fußbank und schien den beiden andern, die sichs auf dem Fußboden vor ihm bequem gemacht hatten, Geschichten zu erzählen. Die Erzählerin schwieg erstaunt und sah den alten Herrn an.

Ich möchte mit deiner Mutter sprechen, sagte er.

Das Älteste lief nach der Küche und kam bald darauf mit der Mutter zurück. Herr Tobiassen verzog sich in den Vorsaal, wo es dunkel war, und die Wirtin blieb in der geöffneten Thür vor ihm stehen.

Hier, ich wollte Sie bitten, etwas für die Kinder zu kaufen — ich verstehe mich auf so etwas nicht. Und dann, in meinem Zimmer steht ein Christbaum, ich gehe jetzt fort und komme erst sehr spät wieder, sodaß die Herrschaften meine Räume ganz als die ihrigen betrachten können.

Tausend Dank, es ist wirklich zuviel! erwiderte die Frau bescheiden und augenscheinlich überrascht, während sie in der Dunkelheit verstohlen nach dem Gelde zu sehen bemüht war.

Es ist nur einmal Weihnachten im Jahre, sagte er mit einem Tone, der sie sofort abkühlte und dahin brachte, den alten strengen Herrn wie ein verschüchtertes Kind anzublicken.

Er fühlte einen Stich im Herzen, dieser verstohlene Blick hätte seine ganze Weihnachtsfreude stören können.

Er war boshaft, er war hart, er war ein gemeiner alter Murrkopf. Er gab sich alle erdenklichen Ehrentitel. Er war nicht wert, auf der Erde zu wandeln. Hatte die Arme nicht Trübsal genug, mußte er ihr auch noch unfreundliche Dinge sagen?

Und nun öffnete er die Thür nach seinem Zimmer und sagte: Jetzt bin ich fertig.

Als beide die halbe Treppe hinunter waren, kehrte Herr Tobiassen noch einmal um, sprang wieder hinauf und donnerte an die Küchenthür.

Ist Tilde hier? fragte er barsch, als die Wirtin öffnete.

Tilde! rief diese.

Tilde! wiederholten die kleinen zarten Stimmen von innen.

Und Tilde kam atemlos angesprungen. Guter Gott, das alte Ungeheuer könnte ja auf den Gedanken kommen, zu Neujahr auszuziehen, wenn mans ihm nicht recht machte.

Er sah Tilde an und wußte eigentlich nicht recht, was er sagen sollte. Und diese seine Unentschlossenheit nahm einen eignen Ausdruck an: das Kautschukkinn schob sich hinauf gegen die Nase, die buschigen Augenbrauen

senkten sich, das Gesicht wurde ganz kurz, der Mund breit, und die Nase trat beherrschend hervor.

Wie viel kostet das Zeug zu einem Kleide? fragte er endlich.

Tilde horchte auf, ob auch die Frage wirklich an sie gerichtet sei. Ja, das war sie, denn unter den vollen Augenlidern blinzelten aus der Tiefe ein paar Augen auf sie herab. Sie stotterte und suchte nach Worten.

Könnte er? War es möglich, daß? Hatte er vielleicht einen Schatz? Das soll bei solchen alten Herren manchmal vorkommen.

Es war, als ob er ihr ihren Verdacht angesehen hätte, und das machte ihn rasend.

Für ein Mädchen! krächzte er mit einem so unmenschlichen Rabengeschrei, daß Tilde sich erschrocken nach dem Beistande der Hausfrau umsah.

So acht bis zehn Kronen, antwortete diese, die mehr Fassung behielt.

Hier, und nun befreie mich von dem Anblick, dich mit dem Riß im Ärmel zu sehen; es ist nicht des Verbrennens wert, sagte er mürrisch, und gab ihr einen Zehnkronenschein. Ihre großen Augen erglänzten von Thränen. Geschah es aus Dankbarkeit für das neue Kleid oder wegen der Demütigung, daß man ihr das alte vorwarf? Wer konnte es wissen! Sie verneigte sich zum Dank und sah doppelt so verlegen und doppelt so arm aus wie sonst. Es schnitt ihm in das alte Narrenherz, dies zu sehen, und er hätte viel drum gegeben, wenn er mit der Hand über den niedergebeugten Ruschelkopf, der nicht erst mit Wasser gekämmt war, hätte streicheln können und wenn er imstande gewesen wäre, mit freundlicher Stimme zu sagen: Armes Kind, ich meinte es ja nicht böse. Aber das konnte er nicht. Er war verlegen, viel verlegener als Tilde.

Während er in Gesellschaft des Neffen die Treppe hinunterging mit schweren, knarrenden Schritten, rechnete er verdrießlich aus, welches Loch diese unnötigen Ausgaben in seine Kasse machten. Und dennoch mußte er natürlich auch noch etwas für des Neffen Kinder kaufen! Weihnachten ist ja der Ausdruck für eins der unverschämtesten Auspressungssysteme, das konnte niemand bestreiten. Und was sollte er nun für diese Kinder kaufen, die er doch nicht mit Geld abspeisen konnte? Was kauft man für Kinder? Das wußte Herr Tobiassen nicht. Konnte man in einen Laden gehen, Geld auf den Tisch werfen und sagen: Geben Sie mir hierfür Spielzeug?

Er war ganz erbittert, ganz voll Galle. Weshalb soll Weihnachten dem aufgezwungen werden, der nichts davon wissen will? Er wollte nicht. Weshalb kam er nur nicht davon los!

Inzwischen waren sie hinunter auf die Straße gekommen. Es fror. Der Schnee knarrte so, daß er fast unter den Füßen schrie.

Sie kamen an einem Spielwarenladen vorüber. Ich habe hier etwas zu thun, murmelte der Alte mit verzweifelter Entschlossenheit.

Der Neffe hielt ihn zurück. Sie bekommen Spielzeug mehr als genug, sagte er, kaufe für fünfzig Öre Zuckerzeug und locke sie damit an dich, das ist das Richtige.

Der Alte bewunderte diesen bestimmten Ton. Es war doch merkwürdig, so genau zu wissen, was er wollte!

Aber hier habe ich etwas zu thun, willst du mitgehen, Onkel? Der entschiedene junge Mann trat in einen Wollladen ein, und ohne zu zögern, erbat er sich einige wollene Frauenwesten. Es sollen Westen mit Ärmeln sein, fügte er hinzu.

Man legte ihm einen Stoß Wollsachen auf den Tisch. Die fühlen sich ja dick und warm an, sagte er billigend, indem er die Westen mit Kennermiene musterte. Es war, als hätte er nie in seinem Leben etwas andres gethan, als Frauenwesten gekauft. Herrn Tobiassens Bewunderung stieg.

Unser Mädchen soll sie bekommen, erklärte der junge Mann, zu dem Alten gewandt. Und er suchte nicht lange, er nahm eine schwarz und rot gestreifte heraus und bekam sie eingewickelt; für ihn war das gar nichts. Dann ging man.

In der Thür zögerte Herr Tobiassen. Dann drehte er sich schnell um und sagte barsch: Man gebe mir auch eine von der dicksten Sorte, eine mit Ärmeln!

Er bekam sie eingepackt, bezahlte und ging zum Neffen hinaus, der auf den Stufen wartete.

Herr Tobiassen war zufrieden. War so etwas möglich! Auf eine wollne Weste wäre er nie von selbst verfallen! Eine wollne Weste mit Ärmeln, das war ja gerade das, was gebraucht wurde. Nun hatte sie nicht nötig, an Markt- und Backtagen zu frieren.

Aha, ja! Das sah ihm ganz ähnlich: erwägen, begründen, bereuen, sich mit weitläufigster Umständlichkeit etwas vornehmen und dann in der Übereilung eines Augenblicks fortgehen und das thun, was er sich vorgenommen hatte, nicht zu thun. Hatte er nicht wieder Geld zum Fenster hinausgeworfen? Vier Kronen! Er hätte zwei Opern dafür hören können. Aber er war ein Dummkopf. Er würde, meinte er, schon ohne Oper im Armenhaus endigen.

* * *

Die Mahlzeit war vorüber, der Baum heruntergebrannt, die Kinder hatten ihre Geschenke erhalten, und nun saß man und rauchte in der gemütlich eingerichteten Arbeitsstube des Hausherrn.

Das Töchterchen, das jüngste der beiden Kinder, war auf dem Sofa eingeschlafen, umgeben von ihren Spielsachen, und das Mädchen hatte sie weggetragen. Aber der Knabe war noch ganz munter und sprang im Zimmer herum mit seinem Steckenpferd und der knallenden Peitsche. In einem be-

quemen Schreibstuhl saß der Hausvater, seine Füße ruhten auf einem ausgezogenen Kasten des Schreibtisches, und neben ihm, mit dem Ellbogen gegen einen kleinen Nähtisch, saß seine junge Frau, die ihm mit lebhaftem Interesse zuhörte, obwohl er nur von Sachen zu erzählen hatte, die für sie alte Bekannte gewesen sein dürften, nämlich über seine erste Bekanntschaft mit ihr, seine unbedachtsame Freierei und alles, was darauf gefolgt war. Wohl war es ein Wagestück gewesen, sich auf so eine kleine Einnahme hin zu verheiraten, aber es schien gut zu gehen, und man hatte es nicht zu bereuen. Hierbei sahen sich die beiden mit lachenden Augen an, und Herr Tobiassen erhielt den Eindruck, als ob sie von unendlicher Dankbarkeit gegen einander erfüllt wären für dies und jenes.

Ausgestreckt in den Lehnstuhl seines Wirtes und mit dem Zigarrenbecher auf der Stuhlklappe, saß er und betrachtete dieses kleine Heim mit scheuer, wohlwollender Neugierde.

Eigentlich hatte Herr Tobiassen bis jetzt wenig von einer Ehe gesehen, aber daß es glückliche und unglückliche gab, das wußte er. In den glücklichen liebkoste man sich, und das machte ihn verschämt, denn Liebkosungen waren verbotene Früchte, die man nicht so ungenirt vor den Nasen andrer pflücken durfte, und in den unglücklichen zankte man sich, und da war es am besten, sich fernzuhalten. Hier so ohne weiteres hineingeworfen zu werden in das Leben zweier jungen Menschen, machte doch einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Über beiden lag so etwas Natürliches und Ungezwungenes, ihre Freundlichkeit hatte eine Herzensgüte, die ihm ganz neu war, und ihr Alltagsgespräch war so kameradschaftlich, daß er sich heimisch fühlte wie früher im Kreise seiner Studentenschützlinge.

Mit seiner Altenmannsneugier betrachtete er ihre Gesichter. Er fand nichts darin, was auf Uneinigkeit hätte schließen lassen, nichts, was Unruhe, Besorgnisse oder Mitleiden hätte einflößen können; nur Sicherheit und Zufriedenheit. Ganz besonders fiel ihm dies an dem jungen Manne auf, und er konnte nicht unterlassen, diesen mit sich zu vergleichen. Ob ihn wohl auch das Gefühl peinigte, das Herrn Tobiassens Lebensplage war, das Gefühl, entweder sich selbst oder andern Unrecht zu thun? Sicherlich nicht. Es mußte etwas in ihm liegen, das das Gleichgewicht ins Ganze brachte.

Während dieser Gedankengang wie ein stiller Nebenstrom dahinfloß, saß der Alte und lauschte den Erzählungen des jungen Ehemannes über die kleinen Ereignisse, die sein und seiner Gefährtin Lebensschicksale ausmachten. Der Knabe sprang umher, spielte für sich, schlug mit seiner Peitsche und schwatzte, als wenn er jemand zur Gesellschaft gehabt hätte.

Von der Bewegung angezogen, folgten Herrn Tobiassens Augen dem Spiel, anfangs gedankenlos, aber nach und nach mit wachsendem Interesse. Für den alten Eremiten war dieses heranwachsende Menschenkind ein wahres Phänomen.

Über Kinder wußte er ebensowenig Bescheid wie über die Ehe; junge Studenten und alte Junggesellen waren sein einziger Umgang gewesen. Wohl war er daran gewöhnt, auf Straßen und Promenaden solchen Purzeln zu begegnen, begleitet von Müttern oder Kindermädchen; er hatte eine gewisse Ehrfurcht vor ihnen, wie vor etwas von tiefer und geheimnisvoller Bedeutung; aber zugleich vor etwas, das ihm unbekannt war wie ein fremder Kultus. Kinder waren ihm einfach das heranwachsende nächste Geschlecht und bestanden für ihn eigentlich nicht aus Einzelwesen. Er hätte sie ebensowenig von einander unterscheiden können, wie ein Ameisenei vom andern.

Daß die Weiber ihre Kinder warteten, erschien ihm ebenso berechtigt, als daß die Ameisen ihre plumpen Larven im Sonnenschein herumschleppten; aber daß das irgendwie einen Mann etwas angehen könnte, war ihm nie eingefallen, deshalb hatte er nie die geringste Lust gespürt, sich einer dieser kleinen dicken herumpurzelnden Menschenlarven zu nähern. Im Gegenteil, er ging ihnen aus dem Wege.

Was zunächst seine Aufmerksamkeit bei dem Kleinen fesselte, war, daß es ihm vorkam, als fände sich in dem rundlichen Gesicht ein Spiel von wechselnden Seelenregungen, die er einem so unentwickelten Wesen gar nicht zugetraut hätte. Der Kleine war dahintergekommen, daß er Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden war, und hierdurch wurde seine Art, sich zu benehmen, ganz verändert; es war eine gewisse Gesuchtheit hineingekommen, ja man konnte sagen, ein gewisses Selbstbewußtsein.

Nachdem er sich erst mit dem Anschein unzugänglichen Mißtrauens in der Ferne gehalten hatte, begann er nun näher zu rücken, aber immer unter einer Miene von Gleichgiltigkeit, die sich außerordentlich komisch ausnahm. Die Eltern, an ihn gewöhnt, achteten nicht auf diese kleine Komödie, die sozusagen hinter den Coulissen spielte. Das war ja gewöhnliche Kinderart und nichts, worauf man sich einzulassen hatte. Aber Herr Tobiassen war bis zum Erstaunen verwundert. Das mußte doch ein ganz ausnehmend entwickeltes Kind sein, ein wirkliches kleines Wunderkind. Sollten die Eltern das nicht bemerkt haben? Dieses Geschöpf in seinem kurzen Kinderröckchen und mit seinen drallen Beinchen war ein vernunftbegabter Mensch, bereits mit den Eigentümlichkeiten der menschlichen Natur ausgerüstet, mit Stimmungswechsel, ja selbst mit kleinen Drolligkeiten. Herr Tobiassen hatte beinahe Lust, im Übermaß der Erregung auszurufen: Er denkt — er denkt ganz bestimmt! Aber er schämte sich. Die Eltern thaten, als ob das zur täglichen Gewohnheit gehörte; Herr Tobiassen fürchtete, sich ihnen nicht verständlich machen zu können. Sie mußten keinen Blick für so etwas haben.

Aber er beobachtete es in aller Stille mit kindlicher Freude. Es war, als wenn er eine Entdeckung gemacht hätte, die so staunenerregend neu war, daß er nicht wagte, sie jemand anzuvertrauen, und er fühlte zugleich eine Art

von Naturzusammenhang zwischen sich und dem Kleinen. Dieses Gefühl gab ihm den Eindruck von Reichtum und Fülle; es war ihm, als ob der Gesichtskreis sich um ihn her erweiterte. Die Liebe des Alters zur Kindheit war mit einemmal in ihm erwacht, die instinktive Liebe des einzelnen zu seinem Geschlecht. Herr Tobiassen hätte stundenlang sitzen können und der kleinen lustigen Figur zusehen. Hier schien ihm ein unerschöpfliches Feld für Beobachtungen zu sein.

Der Kleine suchte sich den Anschein zu geben, als ob er nicht im mindesten nach dem Alten fragte, aber gleichzeitig wartete er, ob dieser nicht den ersten Schritt zur Annäherung thun würde. Immer öfter strich er während seines Spieles an ihm vorüber, indem er ihn leise berührte, und zog sich wieder zurück, als ob er fürchtete, festgehalten zu werden; aber alles that er, um einen Angriff in dieser Richtung herauszufordern. Wenn das nichts half, so schmunzelte er mit der Miene heimlichen Verständnisses, und so ging es hin und her im Zickzack, wie wenn ein Hase auf der Spur irreführen will.

Herr Tobiassen unterhielt sich bei alledem, hörte zu und antwortete, aber sein ganzes Interesse folgte doch dem Kleinen. Ob man dieses dicke Kerlchen wohl in die Höhe heben könnte? Ob er wohl dabei schreien würde? Schwer mochte er wohl sein. Herrn Tobiassen erfaßte eine Begierde, ihn emporzuheben, eine ganz unbegründete und unvernünftige Begierde, die in ein paar Minuten zur Leidenschaft anwuchs. Er mußte ihn heben, er mußte fühlen, ob er schwer sei. Ohne ein Wort und ohne ein Lächeln — denn er merkte wohl, daß es ein Experiment sei, das die größte Kühnheit und Kaltblütigkeit erforderte — bog er sich vor, ergriff den Dreijährigen, hob ihn gerade in die Höhe, ungefähr eine Elle vom Fußboden, und setzte ihn dann sofort wieder nieder, genau auf den Fleck, wo er ihn hergenommen hatte.

Ja, er war schwer, gehörig schwer, ganz entzückend schwer — schwer wie ein Mensch, ja fast wie ein Klumpen! Herr Tobiassen war stark errötet — von der Anstrengung oder von der Gemütsbewegung.

Der Knabe stand einen Augenblick still und schielte ihn ernsthaft forschend an. Er besann sich offenbar, wie er diese Präliminarien zu einem nähern Aneinanderschließen aufnehmen sollte. Dann wieherte er wie ein Pferd, galoppirte im Zimmer herum und that, als ob nichts geschehen wäre. Die Mutter sah ihm mit einem bewundernden Blicke nach, aber Herr Tobiassen schien gänzlich unverändert, und das Gespräch ging seinen Weg.

Nach einigen Minuten begann aber der Kleine sich abermals zu nähern; in kleinen Zwischenräumen bot er alle seine Künste auf, um den Alten von neuem herauszufordern. Da es aber nicht zu glücken schien, blieb er zuletzt ganz still neben dem einen Bein des Herrn Tobiassen stehen, lehnte sich schwer dagegen und ließ seine kleine, dicke Hand darauf ruhen.

Die Aufforderung war deutlich.

Herr Tobiassen nahm die Hand in die seinige, und was geschah? Nach kurzem Bedenken hob er den kleinen Herrn ganz auf sein Knie, legte seinen Arm um den kleinen, runden Leib, ein denkendes Kindergesicht wandte sich ihm zu, und ein paar blaue Kinderaugen blickten in sein altes Gesicht.

Es fühlte sich so wunderbar an, so wunderbar! Es wurde ihm so warm ums Herz, es zog ihm wie feuchte Frühjahrswärme durch die Brust, es wollte emporquellen, wie eine Woge und wie Regen herniederströmen über seine runzligen Backen, aber es löste sich in ein Lächeln auf, das wie Sonnenschein über den Kleinen strahlte und das ganze gefurchte Antlitz erleuchtete.

Der junge Familienvater schwieg plötzlich. Es war etwas in dieser Gruppe, das selbst seinen Schönheitssinn befriedigte, und von einem augenblicklichen Einfall getrieben, sagte er: Willi, gieb dem Großpapa einen Kuß! Das Wort kam ihm in den Mund, ehe ers dachte.

Der Kleine sah den Alten einen Augenblick wie prüfend an, dann stützte er die Hände gegen seine Brust und hielt ihm mit ernsthafter Miene seinen frischen, roten Kindermund entgegen. Der Alte beugte sich nieder und küßte ihn.

Der Kleine wird nie einen andern Großvater zu sehen bekommen, sagte der junge Mann, Papa lebte nicht so lange, daß er Enkel zu sehen bekam, er — der Arme! Aber so hätte es eigentlich sein müssen: Du, Onkel, solltest jetzt Enkel haben.

Es entstand eine Pause. Herr Tobiassen legte seine Zigarre weg, die fast ausgeraucht war, und die er vergessen hatte in Brand zu halten.

Ja, so hätte es eigentlich sein müssen, klang es durch seine Seele. Er hätte ein Großvater sein können mit Enkeln auf den Knieen. Aber er hatte ein Glied in der Kette übersprungen. Großvater — wie eigentümlich das klang! Es war nur ein unschuldiger Scherz, aber er warf ein Licht über sein ganzes vergangenes Leben.

Zum erstenmal fühlte Herr Tobiassen, daß sich nie etwas Unterscheidendes in seinem Verhältnis zu andern Menschen gefunden habe. Er hatte die gleichen Verpflichtungen gegen alle gefühlt, und deshalb hatte es nie ausgereicht, die unverhältnismäßigen Forderungen zu befriedigen. Es war der gänzliche Mangel an Fähigkeit, über- oder unterzuordnen, der ihn gehindert hatte, das Liebevolle seiner Natur zur vollen Blüte zu entfalten, um es dann in Frucht und Kern reifen zu lassen. Das eine Verhalten hatte das andre erstickt, sodaß es nicht zur Entwicklung gekommen war.

Während Herr Tobiassen diesen Grübeleien nachhing, war die Hausfrau nach Kaffee gegangen, den sie nun selbst hereinbrachte und auf einen kleinen Tisch stellte, während der Mann eifrig beschäftigt war, den Kork aus einer Liqueurflasche zu ziehen.

Du darfst nicht glauben, Onkel, daß wir unter gewöhnlichen Verhältnissen

so verschwenderisch sind, sagte er heiter, während er sorgfältig den Lack ringsum abwischte, aber am Weihnachtsabend darf man schon seine gewöhnliche Sparsamkeit vergessen. Heraus mit den Liqueurgläsern, Frauchen! Welch ein Duft! Ja ich weiß, daß du dich darauf verstehst, du Leckermäulchen! Er lachte seine Frau an, die die Tassen und Gläser auf dem Brett ordnete, damit alles Platz fände.

Herr Tobiassen saß mit dem Arm um den Kleinen und sah dem Neffen zu. Dieser Familienvater war ein Bild der Gesundheit. Seine Gestalt fing schon an, etwas in die Breite zu gehen, aber nur wie aus Übermaß an Wohlbefinden. Schien es dem etwa, wenn er den Seinen etwas gab, als nähme er es andern weg? Nie! Der war mit sich im Reinen darüber, was für ihn über- oder untergeordnet war. Da gab es keinen Zwiespalt zwischen einseitigem Egoismus und einseitigem Selbstvergessen, hier gab es nur einen Regulator: die Familie. Das, was für Herrn Tobiassen so unvereinbar gewesen war — der eigne Vorteil und das Wohlwollen gegen andre, das verschmolz hier ganz natürlich und begrenzte sich wohlthuend.

Der alte Herr versank in Gedanken, wie er öfters zu thun pflegte; sein Blick war wie abwesend, er achtete nicht auf den Neffen, der, nachdem er seine Flasche geöffnet hatte, nun dasaß und ihn betrachtete.

Über das gutmütige junge Gesicht mit dem großen Knebelbart und den freundlichen Augen hatte sich innige Teilnahme gelegt. Sein eignes Herz war so reich und voll, nun rührte ihn die Armut in dem Leben des Alten, auf andre Weise als früher, wo er ein lustiger Student gewesen war, der von der geringen häuslichen Gemütlichkeit zehrte, die sich der Einsiedler zu verschaffen wußte.

Wie grau er doch geworden war! Wie durchfurcht dieses ehrliche, gutmütige Gesicht! Er legte seine Hand auf seines Weibes Arm, und ihre Augen folgten der Richtung seines Blickes.

Man sieht, daß Onkel an die Einsamkeit gewöhnt ist, sagte er, und die Stimme war weicher als vorher; dieser nach innen gekehrte, gesammelte Blick ist typisch für den, der auf sich selbst angewiesen ist.

Wie eine weiche Hand weckten diese Worte den Alten aus seinem Grübeln. Er sah auf, und die beweglichen Züge ebneten sich zu einem freundlichen Lächeln. Welch ein hübscher Patriarchenkopf war es doch!

Jawohl; und deshalb bin ich dir dankbar, daß du mich mit hierher genommen hast, sagte er, von selbst wäre ich doch nie gekommen.

Sein Dank war aufrichtig. Bei diesem jungen Paar und in diesem gesunden Alltagsglück war etwas, das heilend auf sein zergrübeltes Gemüt wirkte, und das ihm etwas von der Gemütsruhe gab, nach der er sich so lange gesehnt hatte. Und auch das trug dazu bei, daß er diesen warmen, weichen Leib in seinen Armen fühlte, der das zerstreute Mitgefühl für alles Lebende dahin gebracht hatte.

sich zu sammeln — in Liebe zu diesem Kinde, das gleich einem angeschossenen Vöglein auf seinem Knie hing, wohlgeborgen mit dem goldlockigen Köpfchen an seiner Brust ruhend.

Er schläft, flüsterte die Mutter und beugte sich herab, um ihm ins Gesicht zu sehen, er ist müde, er ist eingeschlummert. Sieh, wie hübsch er beim Onkel sitzt.

Dieser bejahte den Ausruf durch ein Kopfnicken — feierlich, wichtig, fast andächtig.

Man lächelte einander zu und ging auf den Zehen. Die junge Frau gab Herrn Tobiassen eine Tasse in die Hand, und man servirte ihm auf seinen Platz, damit er nicht nötig hätte, sich zu erheben. Man trank Kaffee und unterhielt sich halblaut. Herr Tobiassen lächelte und nickte, war aber sparsam mit Antworten. Wie konnte man auch erwarten, daß er antworten sollte, da er doch ganz in Anspruch genommen war von einer so wichtigen Aufgabe! Ab und zu sah er mit liebender Sorgfalt hinab auf das Köpfchen, das willenlos und schwer vom Schlaf an seiner Brust lag.

Die junge Mutter meinte, das Mädchen sollte hereinkommen und den Kleinen nehmen, er könnte beschwerlich fallen. Aber Herr Tobiassen schob seine Lippen vor, sodaß das Kinn sich zu einem Nichts abflachte, und zog sein ganzes Gummigesicht zu einem einzigen Protest zusammen, indem er mit der freien Hand eine abwehrende Bewegung machte.

Und man war Herrn Tobiassen dankbar dafür, man war entzückt von ihm, er war das reine Ideal eines Großonkels. Man trank seinen Liqueur mit dem Gefühl, als bildete man eine heilige kleine Freimaurerloge.

Schließlich mußte aber doch der Kleine zu Bett gebracht werden, und das Mädchen erschien auf der Thürschwelle.

Darf ich ihn nicht tragen? wandte sich Herr Tobiassen schüchtern fragend an die junge Frau.

Sie nickte bejahend, und das Mädchen erhielt einen Wink, zu verschwinden.

Die Mutter ging voran und öffnete die Thüren bis zur Schlafstube; dann kam Herr Tobiassen mit kleinen Schritten, von denen jeder — bei seinem eifrigen Versuch, auf den Fußspitzen zu gehen — ihn einen so nachdrücklichen Knicks mit dem Oberkörper machen ließ, daß die bewunderungswürdigste Schlafgabe einer kerngesunden Kindernatur dazu gehörte, nicht zu erwachen. Zuletzt kam der junge Familienvater, ganz stolz, aus eigner Anregung diese Perle von einem Onkel ins Haus gebracht zu haben.

Nun wurde der Kleine unter fortwährender Bewunderung entkleidet, Stück für Stück, und als es den behenden Fingern der Mutter geglückt war, ihn noch schlafend in sein langes Nachthemd zu stecken, das ihm wie ein Taufkleid über die Füße hing, da sah man sich mit feuchten Blicken an, und er

wurde sacht auf die Kissen gelegt und zugedeckt. Die Nachtlampe brannte auf einem kleinen Gestell und warf einen matten Schein über das Zimmer.

Die Mutter küßte die kleinen roten Backen, die wie eine feinschälige Frucht über den Rand der Decke hervorleuchteten, der Vater küßte sie, und die Schüchternheit seines Herzens überwindend beugte Herr Tobiassen seine alten Kniee vor dem Bett, nahm die daunenwarme kleine Hand und drückte sie gegen seine Augen.

Er liebte dieses Kind, das er heute zum erstenmale gesehen hatte. Er liebte es so, wie nur einer, der fühlt, daß er vom Leben scheiden soll, den lieben kann, der in das Leben eintritt.

Dann ging Herr Tobiassen heim in seine kleine Junggesellenwohnung mit seinem Paket unter dem Arm. Und obgleich nichts geäußert wurde, war sich der Fortgehende ebenso klar darüber wie die Zurückbleibenden, daß, wenn sich der Alte in Zukunft bei jemand in Kost geben wollte, es bei niemand anders sein könne als bei ihnen.

Nachdem er heimgekommen war, Licht im Schlafzimmer gemacht und begonnen hatte, sich auszukleiden, war er ganz erfüllt von zwei Dingen: von Ludwigs Knaben und Tildes Wollweste.

Er hatte den Vorsaalschlüssel bei sich gehabt und selbst geöffnet; er konnte also sein Geschenk erst am andern Morgen anbringen. Sie mußte ja hereinkommen mit dem Kaffeebrett und ihn wecken. Aber dann hätte sie das Paket gesehen! Nein, er wollte es recht gut aufheben, sodaß sie nichts ahnte, ehe er ihr das weiche Kleidungsstück gab. Wie fühlte er die Wärme durch sein Gemüt dringen! Nun konnte ihm doch das zerrissene Kleid nicht alle Tage vorspuken. Aber wo sollte er das Paket aufheben? Hier, unter dem Kopfkissen. Das war vortrefflich! Morgen wollte er es ihr geben und versuchen, sich nicht seiner eignen Freundlichkeit zu schämen und nicht seine Gutmütigkeit durch Bosheit zu verscheuchen. Einfach und natürlich wollte er sein, wie die Menschen, die er heute Abend gesehen hatte.

Ah! atmete er mit großem Wohlbehagen auf und warf sich nach alter Gewohnheit so ungeschickt in sein Bett wie ein fallender Block. Dann sah er noch einen Augenblick ins Licht, in Gedanken versunken, ehe er es übers Herz bringen konnte, es auszulöschen. Er dachte an den Kleinen, der nun auch in seinem Bettchen lag, den Kleinen, der so schwer zu heben war, den Kleinen, der in die Höhe wachsen sollte und groß werden, während er selbst in seinem Grabe ruhen und zu Staub werden würde. Den Kleinen, der vielleicht auch einmal ein alter Mann werden würde. Aber nicht ein alter Einsiedler — ein alter Mann mit Kindern und Kindeskindern.

Dann blies Herr Tobiassen sein Licht aus und schlief selbst ein wie ein Kind nach seiner Weihnachtsfreude, schlief ein mit dem Gedanken an den Kleinen und mit Tildes Wollweste unter dem Kopfkissen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Musterdorf. Der Direktor der landwirtschaftlichen Winterschule zu Neiße, R. Strauch, hat in den landwirtschaftlichen Jahrbüchern, Jahrgang 1889, eine auch im Sonderabdruck bei Paul Parey in Berlin erschienene sehr verdienstliche Arbeit herausgegeben, die hoffentlich Nachahmung finden wird: Die ländlichen Verhältnisse der Gemeinde Stephansdorf, Kreis Neiße, Regierungsbezirk Oppeln. Wir heben das in sozialer Beziehung wichtige heraus. Das Dorf hatte bei der vom Verfasser vorgenommenen Zählung 679 Einwohner, die sich auf 102 Haushaltungen verteilen. Es giebt darunter einen größern Bauer, der etwas über 38 Hektar besitzt, 29 Bauern mit durchschnittlich 27½ Hektar, drei Gärtner (eine der Provinz Schlesien eigentümliche Art von bäuerlichen Besitzern, sie treiben nicht etwa Gartenbau) mit durchschnittlich 4 Hektar, 4 Gärtner mit durchschnittlich 2¼ Hektar, 26 Ackerhäusler mit durchschnittlich 3 bis 4 Morgen, 5 Häusler ohne Acker. Dazu kommen 10 Auszüger, 11 Arbeiter- und 11 Handwerkerfamilien, die bei den kleinern Besitzern zur Miete wohnen. Ein Handwerk treiben auch noch elf von den kleinen Besitzern, und zwei Handwerkerfamilien haben Pachtacker. Den kleinen Leuten kommen nämlich noch 33 Hektar Pfarr- und Schulacker zu statten, die in Pacht gegeben zu werden pflegen. Die Bauern beschäftigen die nicht angesessenen Arbeiter und die Ackerhäusler, so weit diese nicht Handwerker sind, als Tagelöhner; die Söhne und Töchter der Tagelöhner dienen als Knechte und Mägde beim Bauer. Die Tagelöhner erhalten im Sommer eine Mark, im Winter 50 Pf., in der Ernte 1 Mark 50 Pf. und Kost, die Frauen 60 und 40 Pf. Der Verfasser sagt: „Die Tagelöhne nebst Kost müssen für hiesige Gegend als sehr hoch bezeichnet werden. Die Kost ist reichlich bemessen, die Frauen nehmen oft noch Brot u. s. w. nach Hause zur Sättigung der daheimgebliebenen Kinder. Die hohen Löhne sind jedoch nur in Stephansdorf und den andern Bauerndörfern des Kreises üblich; geringere Löhne werden auf den Dominien gezahlt: hier erhält die Frau einen Tagelohn von 40 bis 50 Pf. und der Mann 60 Pf. bis 1 Mark ohne Kost; außerdem erhalten die Leute noch Deputat. [Das ist nicht genau. Wir kennen ein großes Dominium mit Fabrikanlagen, wo es folgendermaßen gehalten wird. Die verheirateten Knechte und die altgedienten Fabrikarbeiter erhalten außer dem Geldlohne Deputat; die Ackertagelöhner aber erhalten außer dem oben angegebenen kargen Geldlohne nichts, rein nichts.] Dieses zusammengenommen macht aber weniger aus als der von den Bauern gezahlte Tagelohn samt Kost. Der Grund, warum die Dominialbesitzer billigere Arbeitskräfte haben als die Bauern, liegt darin, daß der Dominialbesitzer die Arbeitsleute das ganze Jahr hindurch beschäftigt, während die Leute bei den Rustikalen nicht den ganzen Winter hindurch beschäftigt werden können und daher höhere Anforderungen stellen."

Das ist nicht der einzige und nicht der Hauptgrund. „Haben" könnten die Bauern die Arbeiter auch für den Preis, den die Rittergutsbesitzer zahlen; wenn sie sich verabredeten, nicht mehr zu bewilligen, was wollten die Tagelöhner anfangen? Auf keinen Fall sind die Bauerfrauen durch die Lage des „Arbeitsmarktes" gezwungen, den Tagelöhnerfrauen Nahrungsmittel für die Kinder mit

nach Hause zu geben. Der eigentliche Grund ist vielmehr, daß die Bauern noch keine „wissenschaftlichen Nationalökonomen“ sind, die da fragen: Für wie wenig kann ich heute die „Hände“ auf dem Arbeitsmarkte kaufen? Sondern daß die Bauern und besonders die Bäuerinnen Christen sind, die da fragen: was braucht die Familie zum Leben? die da aus dem Religionsunterricht wissen, daß der Arbeiter seines Lohnes wert ist, und daß es eine himmelschreiende Sünde ist, ihm den verdienten Lohn zu entziehen oder ungebührlich zu kürzen.

Weiter wird gesagt, daß die Bewohner des Dorfes einschließlich der Bauern einfach leben und keinen Luxus treiben. Es wird nicht angegeben, ob das Gesinde noch mit dem Bauer an einem Tische ißt; vor zwanzig Jahren haben wir in Niederschlesien diese Sitte noch bei den mäßig bemittelten Bauern gefunden; bei den reichern hatte sie allerdings schon aufgehört. Die jüngern Bauersfrauen und die Mädchen kleiden sich zwar städtisch, aber einfach. Der einzige Aufwand, den sich die Bauern gestatten, besteht in einer guten geräumigen Wohnung und in den guten Kutschwagen und Geschirren, deren sie sich zu Besuchs- und Spazierfahrten bedienen. „Die Mußestunden werden in der Familie zugebracht oder durch gegenseitige Besuche von Verwandten und Bekannten ausgefüllt. Ein ständiger Wirtshausbesuch findet weder von den Bauern und Gärtnern noch von den Inliegern statt. Zuweilen versammeln sich einige größere Besitzer am Sonnabend oder des Sonntags im Gasthause des Dorfes. Bei diesen geselligen Zusammenkünften, die sehr selten über elf und zwölf Uhr abends ausgedehnt werden, wird nur Bier getrunken. Karte wird gar nicht oder nur selten gespielt. Die Gemeinde hat nur vier Dorfarme zu erhalten, einer dieser erhält jährlich 120 Mark, die andern je 50 Mark im Jahre. Der sittliche Zustand der Gemeinde kann als gut bezeichnet werden. Abgesehen von einzelnen Übertretungen und Streitigkeiten der Dienstboten und andrer jungen Leute, die zu Thätlichkeiten übergehen, sind schwere Vergehen und Verbrechen nicht vorgekommen.“

Im Eingange sagt der Verfasser: „Das Dorf gehört zu den Bauerndörfern des Bezirks. Seine landwirtschaftlichen Verhältnisse und Zustände sind typisch für den ganzen Kulturbezirk, welcher die Kreise Neiße, Grottkau und Neustadt umfaßt. Die in Stephansdorf herrschenden Vermögensverhältnisse sind jedoch nur in den Dörfern des Bezirks anzutreffen, in denen der eigentliche Bauernstand vorherrscht.“ Wo der bäuerliche Besitz durch Erbteilung zersplittert oder vom Dominium teilweise verschlungen ist, steht es natürlicherweise um die Vermögens-, sozialen und sittlichen Zustände nicht so gut. (Im Kreise Neustadt, wo viele kleine Leute in der Fabrik arbeiten oder sich mit Anfertigung von Schuhwaren für den Markt sehr kärglich nähren, hat die Sozialdemokratie schon Wurzel geschlagen.) Wir haben also hier noch eine Anzahl von Dörfern, in denen es keinerlei soziale Frage giebt. Alle Gemeindeangehörigen haben zu leben. Große Vermögensunterschiede, die auf der einen Seite Neid, auf der andern Übermut erzeugen könnten, sind nicht vorhanden. Alle ohne Ausnahme arbeiten, und zwar sind sie so ziemlich mit derselben Art von Arbeit beschäftigt. Auch die Lebensweise ist bei allen so ziemlich dieselbe. Der Hauptunterschied besteht, abgesehen von den schönern Wohnungen und den Kutschen der Bauern, darin, daß letztere täglich Fleisch essen, die kleinern Besitzer nur, so lange das Fleisch der geschlachteten Schweine reicht (sie pflegen je zwei Stück jährlich zu schlachten) und außerdem an Sonn- und Feiertagen, die Tagelöhner, wenn sie nicht beim Bauer in Kost sind, nur an Sonn- und Feiertagen. Wirkliches Elend giebt es nicht; die wenigen arbeitsunfähigen Armen zu erhalten verursacht der Gemeinde keine sonderliche Beschwerde. Zur „Kriminalität“ trägt

die Gemeinde nur Lappalien bei. Das einzige Mittel gegen die sozialen Gefahren besteht darin, solche Verhältnisse, wo sie sich noch finden, zu erhalten, wo sie nicht mehr vorhanden sind, nach Möglichkeit wieder herzustellen. Läßt man den Zersetzungsprozeß ungestört fortschreiten, Reichtum auf der einen und Proletariat auf der andern Seite sich häufen, so giebts keine Rettung mehr, sondern nur noch Hemmungsversuche auf dem Wege zum Abgrund. Und das ists, was wir eigentlich sagen wollten.

Auch die Tage der Bauernschaft von Stephansdorf sind gezählt, wofern nicht Mittel und Wege gefunden werden, dem Eindringen des Prozesses vorzubeugen. Er kündigt sich schon an. Noch befinden sich die Besitzer in guter Vermögenslage, aber seit einigen Jahren macht sich doch die fortgesetzte Erbteilung durch steigende hypothekarische Verschuldung bemerkbar. Lassen wir es noch einige Jahrzehnte so fortgehen, so wird ein Bauer nach dem andern zu wackeln anfangen, und die Leutchen werden von dem benachbarten Großgrundbesitzer ausgekauft werden. Ihre Nachkommen werden zu Tagelöhnern herabsinken, und diese werden sich vergebens nach der guten Bauersfrau umsehen, die ehedem den Kindern Brot mit nach Hause schickte. Einstweilen macht sich die Nachbarschaft einer mit großartigen industriellen Anlagen ausgestatteten Magnatenherrschaft dadurch bemerklich, daß die Fabrikabwässer den Stephansdorfern ihren Bach vergiften, daß die Fabrik ihnen Arbeiter entzieht, und daß die Fabrikarbeiter ihnen fleißig Feldfrüchte stehlen.

In einigen Punkten müssen wir dem Verfasser entgegentreten. Er entwirft eine Tabelle der Getreidepreise seit 1826 und rechnet dann aus, welchen Ausfall die Gemeinde Stephansdorf durch das Sinken der Getreidepreise von der in den Jahren 1847 und 1856 erreichten Höhe erleidet. Warum rechnet er nicht auch aus, was sie mehr löst im Vergleich zum Jahre 1826, wo der Zentner Roggen 3,36 Mark galt? (Gegen 5 bis 7 Mark in dem billigen Jahre 1888.) Die Jahre 1847 und 1856 waren Teuerungsjahre, in denen die gesamte ärmere Bevölkerung einschließlich des niedern Beamtenstandes Hunger litt. So hoch wir den Wert einer tüchtigen Bauernbevölkerung schätzen, durch Hungersnöte mögen wir sie nicht erhalten wissen.

Der Verfasser sucht sodann nachzuweisen, daß der niedrigen Getreidepreise (sie sind seitdem bedeutend gestiegen) und der hohen Arbeitslöhne wegen der bäuerliche Betrieb nicht mehr rentire. Er hat sich von einem Bauer dessen Jahreseinnahmen und Ausgaben aufsetzen lassen und berechnet daraus, daß dieser Mann nicht mehr als 228 Mark Unternehmergewinn im Jahre erzielt. Wir gestehen offen, daß wir auf diese Berechnung nichts geben. Die Stephansdorfer Bauern sind ganz gewiß gute Christen; aber daß selbst der gottesfürchtigste unter ihnen in der Wahrheitsliebe so weit gehen sollte, irgend einem Menschen in der Welt, ausgenommen „Seiner,“ zu verraten, wie viel er jährlich erübrigt — nein, das ist nicht denkbar! So arg schlägt kein Bauer aus der Art. Thatsache ist, daß in Schlesien die Bauern — wenn auch vielleicht nicht gerade die Stephansdorfer — zu den besten Kunden der Bankiers gehören, und daß viele von ihnen Hypotheken abzahlen, ohne sie löschen zu lassen. Wo der Bauer in Schulden gerät, da sind nicht die niedrigen Getreidepreise, sondern andre Ursachen daran schuld; die Hauptursache bleibt immer die Erbteilung. Der Verfasser fügt bei: „Das Gut war 1875 vom Besitzer zum Preise von 30000 Mark übernommen worden. Gegenwärtig würde der Besitzer beim Verkaufe des Gutes einen Preis von 60000 Mark erzielen. Dieses Kapital verzinst sich dann durch den landwirtschaftlichen Betrieb nur auf etwas mehr als 2,63 Prozent.“ Wir fragen: wer wird ein solcher Narr

sein, 20000 Thaler in einem Landgut anzulegen, das ihm bei schwerer eigner Arbeit nur 5 bis 600 Thaler abwirft, während er durch Anlage in sichern Papieren 7 bis 800 Thaler davon haben kann, ohne eine Hand zu rühren? Entweder die Ertragsberechnung ist falsch, oder das Gut ist keine 20000 Thaler wert.

Ein Ausdruck endlich verdient eine scharfe Rüge. „Als eine Unsitte muß noch die Verabreichung von Nahrungsmitteln bei besondern Gelegenheiten angeführt werden. Bei Hochzeiten und Begräbnissen ist es auf Bauernhöfen Gebrauch, den Inliegern des Dorfes je ein Brot und einen Kuchen zu schenken.“ Das ist keine Unsitte, sondern eine sehr gute christliche Sitte, die den Gedanken zum Ausdruck bringt, daß die Gemeindemitglieder eine große Familie bilden, Freud und Leid mit einander empfinden, und zugleich erweist man dabei den Armen eine Wohlthat, ohne sie zu demütigen. Der „wissenschaftlichen Ökonomie“ allerdings gilt alles als Unsitte, was die „Rentabilität“ beeinträchtigt. Sie kennt auf der ganzen Gotteswelt keine andre Rücksicht als die Rentabilität, und könnte sie alle Arbeiten durch den eisernen Mann verrichten lassen, der mit Kohlen und Wasser vorlieb nimmt und täglich 24 Stunden ohne Rast zu arbeiten vermag, so würde sie die lebendigen Menschen mit Gleichmut zum Teufel fahren lassen. Die landwirtschaftlichen Schulen, Bücher und Zeitschriften erweisen der Nation einen großen Dienst, indem sie den Ertrag — der etwas andres ist als die Rentabilität — des Ackers und des Viehes erhöhen lehren. Aber wenn sie die noch in alter christlicher Sitte fortlebenden Bauern anleiten, dem Moloch Rentabilität zu opfern, auf ihre Christenpflichten gegen den ärmern Bruder zu vergessen, den gemütlichen Inhalt des Lebens preiszugeben, die Bande des Gewissens und menschenfreundlicher Gewohnheiten, die sie mit den ärmern Gemeindegenossen verbinden, zu zerreißen, und alles auf das starre Recht oder auf den Geschäftsvorteil zu stellen, dann wird der landwirtschaftliche Nutzen, den sie stiften, von dem sozialen Schaden, den sie anrichten, überwogen. Auch in diese bisher noch friedlichen Gemeinden werden Haß und Zwietracht eindringen, auch hier wird der rücksichtslose Kampf ums Dasein entbrennen, und auch auf dem Lande werden wir bald anstatt organisch gebauter Gemeinden, deren stärkere und schwächere Glieder einander in freundlicher Wechselwirkung ergänzen, nur noch die zwei Klassen der Kapitalisten und der Arbeiter haben, die sich in Totfeindschaft gegenüberstehen.

Ein unbegründeter Vorwurf. In Nr. 47 der Grenzboten wird auf Seite 365 nur im Vorbeigehen der alten Aneignungskunst der Deutschen gedacht, „die sich im Auslande so passiv äußert, daß deutsche Auswanderer in der Fremde in einem anders gearteten Volksganzen schneller untergehen und sich ihrer Nationalität entäußern als die Angehörigen aller andern europäischen Volksstämme.“ Mit der Aneignungskunst, die ein unzweifelhafter Vorzug ist, hat es seine Richtigkeit. Wie unbegründet aber der damit verknüpfte unzähligemal wiederholte Vorwurf ist, das beweist ja am besten die in derselben Nummer gepriesene erstaunliche Zähigkeit und Treue, mit der die Sachsen Siebenbürgens bis heute an ihrem Volkstum festhalten, und die, wenn wir von den Juden absehen, ihresgleichen nicht hat in der Weltgeschichte. Dort sind es Bauern, in den baltischen Provinzen Ritter und Bürger, die dieselbe Kraft des nationalen Lebens zeigen. Nimmt man dazu, daß die Deutschen in der Zeit von 1000 bis 1400 die deutschösterreichischen Provinzen mit Ausnahme eines Teiles von Böhmen und Mähren, das frühere Kurfürstentum Sachsen und die alten Provinzen Preußens, zu denen Posen und Westpreußen nicht gehören, vollständig germanisirt haben, so begreift man gar nicht,

wie die Einbildung entstehen konnte, es fehle den Deutschen an Nationalgefühl. Die ins römische Reich eingewanderten Stämme konnten ihr Volkstum unmöglich behaupten, weil sie nicht kolonienweise beisammen blieben, sondern sich als Feudalherren übers Land zerstreuten, und weil sie Analphabeten waren, demnach ihre Sprache den Nachkommen nicht schriftlich überliefern konnten, auch gezwungen waren, sich bei der Gesetzgebung, der Rechtsprechung und im Gottesdienste der römischen oder romanischen Sprache zu bedienen, während die spätern Auswanderer, wie die Juden von jeher gethan haben, ihr Schrifttum mitnahmen. Sollten sich deutsche Auswanderer der letzten beiden Jahrhunderte schlechter gehalten haben, so wäre das gar nicht zu verwundern. Denn erstens wurde in der Zeit des Absolutismus die persönliche Selbständigkeit des Bürgers, der nun nicht mehr Bürger, sondern Unterthan war, gebrochen, und damit seine Widerstandskraft in allen Stücken, also auch in nationaler Beziehung geschwächt. Zweitens ging den Deutschen in der Kleinstaaterei der Begriff des Vaterlandes und Volkstums umso mehr verloren, als die deutschen Fürsten einander im Bunde mit auswärtigen Mächten unaufhörlich bekriegten. Drittens waren deutsche Sprache und Litteratur an den Fürstenhöfen dermaßen verpönt, daß für einen Gebildeten schon einiger Mut dazu gehörte, sich ihrer nicht zu schämen. Wie wäre unter solchen Umständen nationaler Sinn auch nur möglich gewesen? Seit 1806, 1814, 1848 und 1870 sind ja nun diese drei Übelstände stoßweise teils eingeschränkt teils beseitigt worden, und in Nord- und Südamerika wenigstens halten jetzt die Deutschen sehr gut zusammen. Man könnte allerdings glauben, der fragliche Mangel sei die unvermeidliche Kehrseite des entsprechenden Vorwurfs, aber es ist, wie die Geschichte beweist, thatsächlich nicht der Fall. Wo sich der nationale Sinn der Deutschen schwach zeigt, da ist nicht eine ursprüngliche Eigentümlichkeit des Volkes, sondern ein Zusammenwirken vorübergehender Einflüsse daran schuld.



Litteratur

Handbuch der Waffenkunde. Das Waffenwesen in seiner historischen Entwicklung vom Beginn des Mittelalters bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von **Wendelin Boeheim**, Kustos der Waffensammlung des österreichischen Kaiserhauses. Leipzig, E. A. Seemann, 1890

Die Sammlung kunstgewerblicher Handbücher, die in Seemanns Verlag erscheint, hat mit Boeheims Arbeit eine dankenswerte Bereicherung erfahren. Wir verfügen zwar über eine ansehnliche Zahl von Monographien, die einzelne Zweige des Waffenwesens mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandeln, ein zusammenfassendes Handbuch der Waffenkunde jedoch, wie es die Franzosen und die Engländer besitzen, hatten wir bisher nicht aufzuweisen. Vielleicht hat die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, ein so ausgedehntes Forschungsgebiet völlig zu beherrschen, und die Seltenheit oder Unzugänglichkeit vieler Schutz- und Trutzwaffen vergangner Zeiten die deutschen Gelehrten von einer solchen alle Gebiete umfassenden Dar-

stellung zurückgeschreckt. Auch Boeheim macht nicht Anspruch darauf, diese Lücke mit seiner Arbeit ausgefüllt zu haben; er richtet sich mit seinem Werke weniger an die wissenschaftlichen und sachtechnischen Kreise als vielmehr an die Altertumsfreunde und die Waffensammler, denen er in allen wichtigen Fragen ein Ratgeber sein will. Daher die genaue Erklärung der Terminologie, die ausführliche Darstellung der Formenwandlungen und die zahlreichen Angaben von Mitteln, zu einer richtigen Beurteilung der Echtheit von Waffenstücken zu gelangen.

Der Verfasser behandelt nach einer kurzen Übersicht über die Entwicklung des Waffenwesens bis zum achtzehnten Jahrhundert zuerst die Schutzwaffen: den Helm, den Harnischkragen, das Armzeug, den Handschuh, die Harnischbrust, das Beinzeug, den Harnisch für den ganzen Mann, den Schild, das Pferdezeug und den Sporn. Im zweiten Teile geht er auf die Angriffswaffen über und giebt eine geschichtliche Entwicklung der blanken Waffen, der Stangenwaffen, der Schlagwaffen und der Fernwaffen unter Vorführung der hauptsächlichen Typen. Daran schließt er einen Abschnitt über die Turnierwaffen und eine Reihe interessanter Bemerkungen für Freunde und Sammler von Waffen; in den drei letzten Abschnitten behandelt er die Kunst und Technik im Waffenschmiedewesen, giebt eine Charakteristik der hervorragendsten Waffensammlungen, z. B. von Berlin, Brüssel, Dresden, Emden, Graz u. s. w., und fügt zum Schluß eine für jeden Waffenfreund notwendige Zusammenstellung der Beschau- und Meisterzeichen und die Namen bedeutender Waffenschmiede mit ihren Marken hinzu. Der Verfasser hat es vortrefflich verstanden, den scheinbar trocknen Stoff durch kultur- und kunstgeschichtliche Bemerkungen zu beleben und unter Hervorhebung der Haupttypen dem Leser ein klares Bild von der Entwicklung des Waffenwesens bis zum achtzehnten Jahrhundert zu geben. Wir können das Werk nicht nur dem Militär, sondern auch jedem Freunde der Kulturgeschichte empfehlen.

Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters. Von Waldemar Kawerau. Halle, Niemeyer

Kawerau ist einer der besten Kenner des Reformationszeitalters. Die vorliegende Schrift, die als Nr. 30 der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte bezeichnet ist, behandelt den interessanten Mönch nicht nach seiner Stellung zur Reformation, sondern bleibt bei der Zeit des Werdens und Wachsens stehen, und behält das übrige einer spätern Darstellung vor. Dafür ist der Charakter des Mannes, der ganz richtig als „ein Landsknecht in der Kutte“ bezeichnet wird, desto anschaulicher aus den Quellen gezeichnet mit gewissenhafter Objektivität, die dem wunderlichen Manne gegenüber nicht ganz leicht festzuhalten ist. Zuerst sehen wir, wie Murner mit dem Humanisten Jakob Wimpfeling in Straßburg in Konflikt kommt in Betreff der Frage, ob das Elsaß deutsch oder französisch sei. Murner zog in seiner Polemik den kürzern, die vorhandnen Exemplare seiner Schrift wurden von der weltlichen Obrigkeit mit Beschlag belegt. In Freiburg wird der gewandte Mönch selbst etwas von einem Humanisten (1505) durch den Einfluß Jakob Lochers, er wurde sogar poeta laureatus und legte sich ein Wappen zu. Aber die Natur des Bettelmönchs war immer noch kräftig in ihm und wurde es mehr und mehr. Bekannt ist das Zerwürfnis zwischen den Franziskanern und den Dominikanern wegen der Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria. Besonders der Schwindel, den die Dominikaner zu Bern mit dem Schneider Jetzer versuchten (Mai 1509) schadete ihnen sehr, Murner als Franziskaner wurde beauftragt, den ganzen Handel gründlich darzustellen. Weiterhin wird vom Verfasser Murners

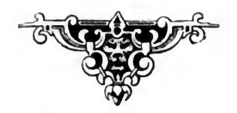
Predigtweise und seine für die Litteraturgeschichte wichtigste satirische Dichtung aus den Quellen veranschaulicht im Anschluß an Geiler von Kaisersberg und an Seb. Brants Narrenschiff. Bei Murner wird das Karrikaturmäßige, die Grobianusnatur aufgewiesen, die besonders in der „Narrenbeschwörung“ (1512) hervortritt. In nicht ganz klarer Weise auch sich selbst mit in den Kot ziehend, trägt Murner redlich dazu bei, den geistlichen Stand in der allgemeinen Schätzung herabzudrücken. Später sollte er einsehen, daß das nicht so ungefährlich war, als er glaubte.

Ulrich von Hutten nach seinem Leben und seinen Schriften geschildert von Dr. Botsch. Hannover, Hahn, 1890

Der Verfasser meint nicht, daß ihm nach Arbeiten, wie Straußens Lebensbeschreibung Huttens ein wesentliches Verdienst zu erringen übrig bleibe. Er glaubt aber für manche, besonders für solche, denen Huttens Werke nicht zugänglich sind, etwas Nützliches zu thun, wenn er die Hauptsachen aus Huttens Leben knapp zusammenstellt und dann in einem Anhang zur Veranschaulichung der Art Huttens und seiner Zeit einige lateinische Stücke mit nebenstehender deutscher Übersetzung abdrucken läßt. Hutten schreibt an Erasmus (1515), an Gerbel (von Bologna aus 1516) und erwähnt dabei auch seinen Kampf mit den fünf Franzosen, an Eoban Hesse und endlich an Luther (über Sickingen 9. Dezember 1520). Dann folgen Proben aus den „Briefen der Dunkelmänner,“ auch mit Übersetzungen, die natürlich nicht viel nützen können, da die eigentümliche Roheit und Barbarei des Lateins nicht übersetzt werden kann. Die anspruchslose Arbeit des Verfassers wird ihre Leser finden.

Zeitraketen aus Österreich. Zürich, Verlagsmagazin

Auf dem Titelblatte steht das alte Facit indignatio versus. Hätte der Unmut nur bessere Verse gemacht! Und was den Inhalt angeht, wären die Grafen und Pfaffen, gegen die er größtenteils gerichtet ist, berechtigt, dem Verfasser mit Lessing zu antworten: „Die Reime hör ich wohl, den Stachel fühl ich nicht.“ Mit solchem Zimmerfeuerwerk sprengt man kein Zwing-Uri.



Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 1. Vierteljahr ihres 50. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern.

Leipzig, im Dezember 1890 Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

